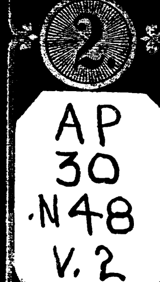
Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.

Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.

2.



LEIPZIG.

Neue Monatshefte

für

Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben

von

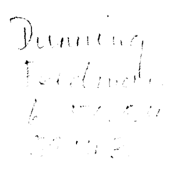
Oscar Blumenthal.

Zweiter Band.

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

1875.



Mitarbeiter des zweiten Bandes.

Inhalts-Verzeichniss.

Dramatisches.

Novellistisches.

Episches.

Lyrisches.

Vermischte Aufsätze.

Kritiken.

Kleine Bücherschau.

Zur Kritik der Kritik.

Miscellen.

Aus unserer Briefmappe.

Das Geheimniß.

Novelle von Victor von Strauß.

Die Präsidentin betrachtete sich und ihren Anzug in dem großen Spiegel ihres Wohngemachs mit befriedigten Blicken. Obgleich dem vierzigsten Jahre nahe, war sie noch immer eine der schönsten Frauen und selbst am wenigsten geneigt, sich diese Anerkennung zu versagen. Kein Maler, kein Bildhauer hätte sich ein vollkommneres Modell wünschen mögen. Stirn und Mund umschwebte zwar ein Zug von Härte, Augen und Wangen sein Ausdruck von Leichtsinn, aber beides zusammen gab ihr zugleich etwas Räthselhaftes, das um so mehr anzog. Es schien auf sie selbst zu wirken, so vertiefte sie sich in ihr Spiegelbild, während sie an der dunkelrothen Rose im Haar noch ein wenig rückte, Armbänder und andern Goldschmuck befestigte und einige Falten aus dem braunrothen Seidenkleide strich, gegen welches das glänzende Weiß der Arme, Hände und des Halses vortheilhaft abstach.

Sie hatte nicht gehört, daß der Präsident indeß eingetreten war, und bemerkte dies erst, als sie im Spiegel auch sein Bild, die hohe, etwas vorgeneigte Gestalt mit dem ernsten guten Gesicht und dem angrauenden Haar, dicht hinter sich erblickte.

Willst Du in's Theater, meine Liebe? fragte er, als sie sich zu ihm umwandte.

Wohin sonst? erwiederte sie.

Ich dachte mir's, fuhr der Präsident fort; da Du aber fertig zu sein scheinst, auch der Wagen noch nicht vorgefahren ist, so möchte ich vorher einige Worte mit Dir sprechen.

Mit dem heitern Lächeln, welches ihn nach zwanzigjähriger Ehe noch immer bezauberte, reichte sie ihm die Hand, ließ sich nach dem Sopha führen und setzte sich dort an seine Seite. Doch lag etwas Gespanntes in ihrem Wesen, das erst verschwand, als der Präsident sagte: Es muß Dir auch aufgefallen sein, meine Liebe, daß sich Helene seit einigen Wochen sonderbar verändert hat.

Gewiß war es ihr aufgefallen, obgleich erst seit einigen Tagen. Sie hatte aber sogleich den Hausarzt zu ihrer Tochter geschickt und dieser hatte nach sorgfältiger Untersuchung versichert, Helene sei vollkommen gesund.

So muß sie im Gemüth leiden, so muß sie einen verborgenen Kummer haben, fuhr der Präsident fort. Hast du nicht mit ihr gesprochen? —

Es wäre besser, lieber Mann, Du sprächest einmal mit ihr. Sie hat viel mehr Vertrauen zu Dir als zu mir. Ja, es kommt mir vor, als ob sie mich in der

letzten Zeit sogar zu vermeiden sucht. Sie hat jedenfalls keinen Ueberfluß an der kindlichen Liebe, die ich fordern müßte, wenn ich weniger nachsichtig wäre. —

Ich versichere Dich, darin irrst Du. Sie liebt Dich, sie liebt Dich wahrhaft, aber ihr Beide seid freilich so verschiedene Naturen, daß ihr einander kaum begreifen könnt; — ein bedenkliches Verhängniß bei Menschen, die so sehr auf einander angewiesen sind; — und dieser Gegensatz mußte sich um so mehr verschärfen, als wir ihr eine sehr freie selbständige Entwicklung vergönnt haben. Bei meinen jetzt so gehäuften Geschäften und Dienstreisen habe ich nur selten Zeit gefunden, sie zu beobachten, aber was ich wahrgenommen, hat mir das Herz durchschnitten. Welcher Genuß war es mir sonst, das liebe schöne Kind so frisch und gesund, so einfach und natürlich und dabei so lebhaft und klug sich im Hause, in der Gesellschaft bewegen zu sehn! Und wie gedrückt und ängstlich schleicht sie jetzt einher, täglich blasser, stiller, verschlossener, zurückgezogener, nicht selten die Spuren heimlich vergossener Thränen an den Augenlidern! Ich habe gesehen, daß sie bei den gleichgültigsten Gesprächen Anderer plötzlich schreckhaft zusammenfuhr, ohne daß man die Ursache begreifen konnte.

Ich müßte sehr irren, sagte die schöne Frau, als der bekümmerte Vater nach diesen Worten in schmerzliches Nachdenken versank, — ich müßte sehr irren, wenn dem nicht pietistische Schwärmerei zu Grunde läge.

Der Präsident schüttelte schweigend den Kopf.

Nun, fuhr sie fort, Du wirst es ja sehen, wenn Du mit ihr sprichst. Eine gewisse Religiosität ist ja etwas ganz Gutes, aber man muß dergleichen nicht übertreiben, und Helene hatte immer einen Hang dazu. Auch pflegt sie schon länger Umgang mit einigen unserer Frommen, die jeden fröhlichen Lebensgenuß, Theater, Tanz, Spiel und Scherz als Sünde verdammen; lauter Dinge, von denen sich auch Helene jetzt zurückzieht. Diese verdrehte Geistesrichtung soll oft unnatürlich überspannte Zustände hervorrufen, in denen sich Kleinigkeiten zum Ungeheuerlichen aufbauschen und die Leute bis auf den Tod ängstigen. Es wäre unangenehm genug, wenn sich so etwas in unsere Familie eindrängte. — Aber da kommt der Wagen —

Es ist nur ein vorüberfahrender, sagte der Präsident, indem er sie vom Aufspringen zurückhielt. Auch wird der unsrige ja gemeldet werden. Aber in Deinen Vermuthungen irrst Du gewiß. Sie würde sonst Gleichgesinnte aufsuchen und nicht die Einsamkeit, sie würde sich mit andern Dingen beschäftigen, als mit fremden Sprachen und weltlichen Wissenschaften; und daß sie damit ihre Zeit ausfüllt, weiß ich von Guido, der sie mit brüderlicher Sorge beobachtet hat und bei seinen vierzehn Jahren schon recht verständig urtheilt.

Ja, versetzte die Mutter lebhaft, Guido ist ein herrlicher Knabe, und Helene wird am Ende noch ein Blaustrumpf. Aber vielleicht hat sich ihr der Regierungsrath von Seethal endlich erklärt und die ganze Veränderung kommt daher.

Er hat es nicht gethan, erwiderte der Präsident. Er hat erst heute wieder mit mir davon gesprochen und ist sehr betrübt. Wie glücklich waren wir in der Aussicht auf diese Verbindung! Wie gern ertheilten wir ihm die Erlaubniß, sich um Helenens Zuneigung zu bewerben! Auch durften wir hoffen, daß er sie erlangte. Offenbar begünstigte sie ihn, seine Annäherung erfreute sie, es schien sie zu beglücken, daß er ihr ausschließlich huldigte, und schon, wie er mir heute gestand, suchte er nur

den geeigneten Augenblick, sich ihr zu erklären, als diese unbegreifliche Veränderung eintrat. Seitdem hat sie ihm jede Gelegenheit dazu abgeschnitten; sie vermeidet seine Nähe, und kann sie dies nicht, so ist sie gegen ihn ebenso zurückhaltend und verschlossen, wie gegen uns Alle.

So tritt er wohl zurück? sagte die Präsidentin, indem sie von einem Nebentischchen ihr Opernglas an sich nahm. —

Im Gegentheil; seine Empfindungen für sie, seine Wünsche sind lebhafter als je. Aber er ist sehr unglücklich, und ich konnte ihm wenig Trost geben. Ich weiß nicht, was ich von dem Kinde denken soll, und kennte ich nicht ihr reines, edles Gemüth, so würde ich glauben, sie habe etwas sehr Schlimmes auf dem Gewissen, das sie quält und dessen Entdeckung sie fürchtet. Natürlich kann das nicht so sein. —

Natürlich nicht. Es wäre absurd, so etwas in unsrer Familie vorauszusetzen.

Sie nahm das Opernglas heraus und blickte hindurch, als sähe sie damit in eine weite Zukunft. Beide überließen sich schweigend eine Zeit lang ihren Gedanken. Dann trat ein Diener in die Thür und meldete, daß der Wagen vorgefahren sei. Aufathmend sprang die schöne Frau empor, betrachtete sich noch einmal im Spiegel, ließ sich einige wärmere Umhüllungen überhängen, wobei der Gemahl mit liebevoller Zuthätigkeit half, und eilte dann nach flüchtigem Abschiedsgruße die Treppe hinunter.

Langsam verließ der Präsident das reich ausgestattete Zimmer, zögernd stieg er die Treppen zum zweiten Stock hinauf, wo die Wohnungen der Kinder waren, und klopfte dort an die Thür von Helenens Gemach. Auf ihr sanftes „Herein" öffnete er und trat ein.

Der Vater war hier oben eine seltene Erscheinung; kam er aber einmal, so pflegte ihm Helene mit der lebhaftesten Freude entgegenzueilen, ihn mit den Lauten der innigsten Liebe und Verehrung zu begrüßen. Beide waren dann glücklich in dem Gefühl einander anzugehören und nie hatte ein Schatten ihr gegenseitiges Vertrauen getrübt. Wie anders heute! Beim Anblicke des Vaters fuhr Helene erschrocken und verstört von ihrem Sitze auf, das Buch, in welchem sie gelesen, glitt ihr aus der Hand, und indem sie sich an der Stuhllehne hielt und noch bleicher wurde als sie schon war, konnte sie nur mühevoll und langsam die Worte hervorbringen: Ist etwas vorgefallen, Papa?

Nichts, mein Kind, sagte der fast eben so erschrockene Vater, denn es kam ihm vor, als ob sie schwanke, als ob sie niedersinken wolle, weshalb er auf sie zueilte, sie liebevoll umfing und zu dem kleinen Divan brachte, wo er sich neben ihr niederließ. Was sollte vorgefallen sein? fuhr er fort.

Sie antwortete nicht; sie war sichtlich bemüht, ihrer Empfindungen Herr zu werden. Er wollte sie darin nicht stören und streichelte schweigend den Rücken ihrer Hand. So blickte sie lange vor sich nieder. Endlich schlug sie die Augen zu ihm auf und sagte: Verzeih mir, lieber Papa!

Was soll ich Dir verzeihen, liebes Kind? versetzte er mit einem herzlichen Druck der Hand. —

Daß ich nicht war wie sonst; daß ich nicht bin, wie ich sein sollte. —

Helene, Du hast einen Kummer, ein Herzeleid. Ist es nicht so? —

Sie blickte wieder zur Erde und nickte mit dem Kopfe. —

So vertraue Dich mir, liebes Herz! Du hast keinen treueren Freund als Deinen

Vater, Keinen, der Dein Glück so aufrichtig wünschte', der Dein Leid so innig mitfühlte, der so hülfbereit wäre, wo zu helfen ist. Ich weiß wohl, daß es näher läge, daß es natürlicher wäre, eine Tochter schüttete in solchem Falle ihr Herz der Mutter aus. Ich fühle, Du erschrickst, Du zitterst bei diesem Gedanken. Es ist ja nicht meine Forderung, ich spreche es nicht einmal als Wunsch aus. Auch soll kein Vorwurf darin liegen, so schmerzlich es für mich auch ist, daß zwei so eng mit mir und durch die Natur so eng unter sich verbundene Wesen so wenig Verständniß für einander haben, ihre Vorzüge nicht anzuerkennen, ihre Mängel nicht zu ertragen vermögen. Nein! kein Vorwurf! Du hast es nie an Ehrerbietung, Gehorsam, Rücksicht und liebreicher Freundlichkeit gegen sie mangeln lassen. Vertrauen läßt sich nicht erzwingen. Mir aber hast Du es immer zugekehrt, und, Du wirst Dir selbst sagen, ich habe es nie getäuscht. Vertraue mir auch jetzt! Was ist Dein Kummer?

Er sah, wie ängstlich sie athmete, wie ihr Herz klopfte, wie sie innerlich kämpfte.

Mein liebes gutes Mädchen, fuhr er in den mildesten Tönen fort; es ist ja kein Leiden, kein Uebel, wofür es nicht auf Erden oder im Himmel Hülfe giebt, und wenn nicht Hülfe, doch Linderung, Trost, Beruhigung. Laß es uns zusammen durchsprechen! Schon das wird Dir eine Erleichterung sein. Ich glaube auch, ja ich weiß, daß Dir an der Ruhe, dem Glück, dem Seelenfrieden Deines Vaters gelegen ist; und wie kann ich sie haben, so lange ich Deinen Kummer nicht theilen kann, ihn nicht einmal kenne? so lange ich mich völlig außer Stande sehe, ihm abzuhelfen, ihn zu mildern? Helene, glaubst Du, ein Vater, der sein Kind liebt, könne es ohne den tiefsten Schmerz ansehen, wie das geliebte, sonst so blühende und heitere Kind sich an verheimlichtem Grame abzehrt, täglich bleicher und kummervoller umherschleicht? er könne es ohne den tiefsten Schmerz erleben, daß er ohne sein Verschulden das Vertrauen seines Kindes eingebüßt habe, daß er es vergeblich bitte, ihm dasselbe zu gewähren?

Ueberwältigt von diesen Worten, stürzte sie vor ihm auf die Knie nieder, erhub die gefalteten Hände und rief mit überströmenden Augen: O Papa, Papa! sei barmherzig! Ich kann es, ich darf es nicht sagen. Fordere es nicht!

Er war erschüttert von ihrem Anblick, von ihrem schmerzlichen Flehen, aber ein Gedanke durchfuhr ihn. Helene, sagte er, höre mich. Schon vor längerer Zeit hat Herr von Seethal Deiner Mutter und mir seinen lebhaften Wunsch gestanden, Dich die Seine zu nennen. Wir erlaubten ihm, sich Dir zu nähern, um Deine Liebe zu werben. Bei seinem Charakter, seinen Verhältnissen, seinen Aussichten erschien uns Deine Verbindung mit ihm nur wünschenswerth. Es erfreute uns, als wir bemerkten, daß Du seine Gefühle erwidertest. Du thatest es, Du liebst ihn, Helene. Ist es nicht so?

Es ist so, seufzte sie leise. Es war so, verbesserte sie sich zusammenschaudernd, indem ihre Thränen reichlicher flossen.

Der Vater zog sie aus ihrer knieenden Stellung wieder neben sich auf den Sitz. Es war so? sagte er. Hast Du etwas erfahren, was eurer Verbindung entgegentreten müßte?

Sie bejahte es schweigend.

So ist er verläumdet worden, rief der Präsident lebhaft. Ich kenne ihn, ich kenne seine ganze Vergangenheit. Er ist ein Ehrenmann in jeder Ader und jedem Nerv. Wer hat es gewagt, etwas so Nachtheiliges von ihm zu reden?

Niemand! Niemand! Ich weiß nur Gutes von ihm, sagte Helene.

Der Vater stand auf und schritt eine Zeit lang im Zimmer umher, während er dann und wann einen Blick auf Helene warf, welche die Augen mit der Hand bedeckt hatte. Das wird immer räthselhafter, sagte er endlich, indem er vor ihr stehen blieb.

O Gott, möge es das bleiben! sagte Helene, beide Hände zusammenschlagend. Ich kann nicht mehr sagen. Ich darf nicht mehr sagen. Ich bitte Dich, ich beschwöre Dich, Papa, laß mich dies allein tragen, aber zweifle nicht an meinem vollsten Vertrauen auf Dich, nicht an meiner innigsten Liebe zu Dir! Erst das würde mein Unglück größer machen, als ich zu ertragen vermag, und ich würde dennoch schweigen müssen.

Er preßte die Lippen zusammen, schüttelte mit dem Kopfe, aber die Thränen drangen ihm in die Augen. Du schließest sehr fest ab, sagte er dann, und ich sehe mit Schmerzen, daß wir uns nicht mehr verstehen. Aber was es auch sein mag, das Du vor mir verbirgst, es macht Dich unglücklich; und hart gegen Dich zu sein, mein Kind, widerstrebt meinem ganzen Wesen. Ich will für jetzt nicht weiter in Dich dringen, ich fühle, daß es grausam wäre; aber ich hoffe, Du wirst meiner Worte gedenken, ich hoffe, sie werden nicht ohne Frucht bleiben. So wie es jetzt ist, läßt Du mich nur in quälender Ungewißheit, in peinlicher Furcht, nicht blos über den Anlaß Deines Kummers, auch über den Grund Deines Schweigens. Ich will Dir Zeit lassen. Ich will sehen, ob meine Liebe zu Dir, ob Deine Liebe zu mir nicht überwindet.

Er reichte ihr die Hand, die sie küßte und mit ihren Thränen benetzte. Dann wandte er sich und ging langsam zum Zimmer hinaus, während sie aufgestanden war und mit stummer Klage beide Arme ihm nachstreckte, als wolle sie ihm alle ihre Liebe nachsenden. Als er aber die Thür hinter sich geschlossen hatte, als sie sich allein sah, sank sie mit einem schmerzlichen Wehelaute auf den Sitz zurück, bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht, und es war ihr, als ob ein zerstörendes Wetter über ihr hänge, ein Abgrund unter ihr klaffe, Schrecken von allen Seiten bereit wären auf sie loszubrechen. Auf sie? Ach Gott, es war ja eben ihr heißgeliebter Vater, dessen Liebe und Güte sie gerade jetzt wieder in jedem seiner Worte empfunden, für den sie vor Allem zitterte bei ihrem unseligen Geheimnisse.

Und was war dies Geheimniß? O sie dachte daran, sie dachte täglich daran. Tag, Stunde, Minute, alle Umstände, unter denen sie es erfahren, leuchteten auch jetzt wieder brennend in ihrer Erinnerung. O jene Nacht! jene Nacht!

Sie hatte am Vorabend derselben die Eltern in eine Gesellschaft begleiten sollen, war aber durch ein kleines Fehl an der Kleidung verhindert worden, pünktlich fertig zu werden, und der Vater hatte noch ein Halbstündchen mit eiligen Geschäften zu thun. Die Mutter war daher vorausgefahren. Da Helene aber gleich nach deren Entfernung ihre Toilette beendet hatte, so war sie mit einem Buche zu dem Vater in dessen Geschäftszimmer hinuntergegangen und hatte dort still gelesen, bis auch der Vater fertig war und Beide sich dann in die Gesellschaft begaben. In dieser, wie sie gewünscht und erwartet hatte, traf sie auch Seethal, der sich den ganzen Abend liebenswürdiger und aufmerksamer als je um sie bemühte. Ja, er hatte ihr einige

Worte zugeflüstert, Worte, die sie längst vorausgeahnt und die doch, als sie gesprochen waren, ihr ganzes Innere entzündet und es so aufgeregt hatten, daß sie noch lange nach der Heimkehr keine Ruhe und im Bette stundenlang keinen Schlaf finden können. Da fiel ihr ein, sich mit dem Buche müde zu lesen, das sie in des Vaters Geschäftszimmer hatte liegen lassen. Bei dem Schimmer, den die gegenüber befindliche Straßenlaterne in ihre Kammer warf, stand sie auf, zog einige Kleidungsstücke über und suchte nach Feuerzeug. Sie fand keins, bedachte aber, daß sie dergleichen auf dem Arbeitstische des Vaters finden und von dort mitbringen könne. So ging sie, um Niemand im Schlafe zu stören, auf den Strümpfen, durch die Dunkelheit den wohlbekannten Weg, die Treppe hinunter, den Gang entlang. Als sie die Thür des Vorzimmers öffnen wollte, fiel es ihr auf, daß diese nur angelehnt war, und als sie eintrat, zeigte ihr ein Lichtstreif in der etwa eine Hand breit geöffneten Thür des Geschäftszimmers, daß Jemand darin sein müsse. Wer konnte das sein? und um diese Zeit? Hatten sich Diebe eingeschlichen? Es stand dort ein Geldschrank, in welchem sich ansehnliche Summen öffentlicher Gelder befanden. Aber es war drinnen so still, daß sie nur ihre eignen Athemzüge, das Klopfen ihres Herzens und die Pendelschläge der Wanduhr vernahm. Sollte der Vater noch wach sein? War er vielleicht über der späten Arbeit eingeschlafen? Das dünkte ihr das Wahrscheinlichste. Sie überlegte einen Augenblick. Jedenfalls mußte sie sich erst überzeugen, was drinnen vorgehe. Waren es Diebe — ein Gedanke, der sie anschreckte —, dann wollte sie rasch die Thür abschließen, fortlaufen und die Hausbewohner zu Hülfe rufen. War es der Vater, so konnte sie ihn veranlassen, zu Bett zu gehen. Vielleicht hatte er auch nur eine brennende Lampe stehen lassen, die sie dann mit sich nehmen konnte.

So schlich sie unhörbar an die Spalte der Thür und blickte hinein. Aber was sie sah, traf sie wie ein Blitz. Ja, der Geldschrank wurde bestohlen, er stand offen, Papiergeld und Geldrollen wurden vorsichtig herausgeholt und in ein Körbchen gelegt — der Geldschrank wurde bestohlen — aber von wem? von wem? Großer Gott, es war ihre Mutter, ihre eigne Mutter! — Da stand sie vor dem offenen Schranke im Nachtanzuge, mit unbekleideten Füßen, das Körbchen am linken Arm, dessen Hand das Licht hielt, während die andere Hand das Geld herausholte, — und die Schieblade am Schreibtische, in welche der Vater die Schlüssel zum Geldschranke einzuschließen pflegte, war aufgeschlossen und herausgezogen, und an ihr hing das Schlüsselbündlein, das der Vater nie von sich ließ und jede Nacht vor sein Bett legte. Dies Alles sah Helene wie mit einem einzigen Blick, und was ihre Mutter, ihre eigne Mutter that, überkam sie mit furchtbarer Klarheit und wie ein Todesschrecken. Einen Augenblick stand sie wie gebannt und gelähmt, ein Angstschrei erstickte in ihrer Brust, ehe er hörbar wurde, ein jäher Schwindel packte sie. Dann aber riß es sie fort, fort von dem schrecklichen Anblick; es war als ob eine fremde Gewalt sie hinauf in ihr Zimmer trüge, so wenig fühlte sie sich selbst. Sie wußte sich später nur noch zu erinnern, daß sie den Nachthimmel durch die Fenster ihres Zimmers gesehen; dann hatte sie die Besinnung verlassen.

Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich auf dem Fußboden liegen und der beginnende Tag — es war im Juli — leuchtete bereits durch die Fenster. Sie bedurfte keines Nachsinnens, wie sie dahin gekommen. Das schreckliche Bild der Nacht stand sofort wieder vor ihren Augen. Bedenken konnte sie noch nichts. Nur

die entsetzliche Thatsache, deren Zeugin sie gewesen, zog wie ein Strudel all' ihr Sinnen in sich hinein. Aber sie bemerkte, daß sie bei ihrer Rückkehr die Thür ihres Zimmers hatte weit offen stehen lassen. Rasch und nicht ohne Anstrengung stand sie auf, schloß und verriegelte sie. Denn es erinnerte sie, daß auch andre Menschen daseien, nicht allein ihre unglückliche Mutter. O der Vater! der arme, betrogene, geliebte Vater! Wie liebte er die schöne Frau! wie hing sein ganzes Lebensglück an ihr und dem Glauben an sie! Ein unaussprechliches Erbarmen mit dem theuren, nichts ahnenden Vater erfaßte Helene. Sie sank wieder auf den Boden hin, von dem sie aufgestanden war; aber nun konnte sie weinen, bitterlich und lange weinen, und das gab ihr einige Erleichterung und verminderte die Spannung, die ihr Gemüth wie ihren Körper gefesselt hatte. Wie lange sie so gelegen und geweint, wußte sie nicht, als sie im Hause Thüren gehen, Stimmen und Schritte hörte. Ob es schon entdeckt sei? das war ihr erster Gedanke. Sie horchte. Dann sprang sie auf und sah nach der Uhr. Es war halb Sechs. Es war also nur die Dienerschaft, die sich im Hause regte. Noch war ja keine Entdeckung möglich. Aber auch bei ihr sollte Niemand etwas Ungewöhnliches entdecken, was sie später vielleicht zu einer Zeugin gegen die Mutter, zu einer Anklägerin gegen dieselbe hätte machen können. Sie schob den Riegel wieder zurück, ging in die Kammer und legte sich in's Bett, — nicht um zu schlafen, nur um dort zu sein, wie immer, und um zu sinnen, zu grübeln, was sie thun solle, was sie thun könne, was sie thun müsse. Aber ihr sonst so klares, sicheres Wesen war aus allen Fugen gekommen. Nur immer neue ängstliche und furchtbare Fragen tauchten in ihr auf, für die sie keine Antworten zu finden wußte, und sie wirrten sich zu einem dunklen Knäuel zusammen, auf den sie hinstarrte und hinstarrte, — bis denn doch endlich ein mitleidiger Schlaf sich ihrer erbarmte und sie der schmerzlichen Wirklichkeit entrückte.

Spät erst erwachte sie wieder und das Erlebte trat auf's neue vor sie hin. Es war eine günstige Fügung, daß sie ein paar ziemlich einsame Tage vor sich hatte. Der Vater war in Dienstgeschäften abwesend, die Mutter war zu einer befreundeten Familie auf's Land gefahren und hatte die jüngere Tochter, die elfjährige Anna, mitgenommen. Guido nahmen Schule und Schularbeiten und Spaziergänge mit Kameraden in Anspruch. Als Helene ihn beim Mittagessen sah, konnte sie auf seine Nachfrage ihr verändertes Aussehen ohne Unwahrheit auf Kopfschmerzen schieben. Denn freilich litt sie nun auch körperlich unter den Folgen der nächtlichen Erschütterungen. Sie ging umher wie im Traume, unvermögend über das nachzudenken, was ihr doch unauslöschlich in der Seele stand, und wiederholt fragte sie sich selbst, ob nicht Alles nur ein schrecklicher Traum gewesen sei. Sie hätte ihr Leben dafür hingegeben, daß dem so sein möchte. Aber nein, nein! es war nur zu gewiß, zu wirklich. Einige Mal fiel ihr Seethal ein und der gestrige Abend und sie schauderte zusammen. Alles, was sie gehofft und mit geheimer Wonne vorausempfunden, es lag nun zertreten und zertrümmert da. Das war erst recht ein Traum gewesen. Aber sie verweilte nicht dabei. Was war ihr kleiner Schmerz gegen das Unglück des Vaters, das ja schon da war, wenn er es auch noch nicht kannte, nicht ahnte! Und dann die unglückliche Mutter selbst! Was sollte aus Beiden werden, wenn nun die unausbleibliche Entdeckung eintrat? Sie sah den Vater in seinem Jammer, die Mutter in ihrer Schande, sie durchlebte dann wieder die Geschichte der ganzen Nacht. So wechselten die

Schreckbilder der Vergangenheit und der Zukunft in dem schmerzgequälten Kopfe den langen Sommertag hindurch, bis sie am Abend ermattet, betäubt und wie bewußtlos ihr Nachtlager aufsuchte.

Nach einem langen tiefen Schlafe erwachte sie am folgenden Morgen gekräftigt und mit klaren Sinnen. Sie vermochte sich zu sammeln, zu bedenken, zu überlegen. Sie vermochte dem Erlebten, so furchtbar es auch war, in's Angesicht zu schauen. Aber bei allem Erwägen und Sinnen, — es blieb was es war. Und was konnte sie dabei thun? Sollte, konnte sie vor ihre Mutter hintreten und sie einer solchen Handlung anklagen? So frech, so unnatürlich erschien es ihr, daß sie davor zurückbebte. Und doch wäre es das Einzige gewesen, was sie hätte thun können. Sie sann, und sann immer wieder, ob sie nicht auf irgend eine Weise die Mutter anflehen könne, das Gethane wieder gutzumachen, das Entwendete wieder zu erstatten; aber weder an jenem Tage, noch an den folgenden Tagen konnte sie mit sich darüber einig werden. Sie bemühte sich, im Hause und unter Menschen zu verbergen, daß ihr etwas am Herzen zehre; sie holte ihre Bücher hervor und suchte durch geistige Beschäftigung ihr Gemüth zu retten. Aber Qual, Angst und Furcht lauerten beständig in den Tiefen ihrer Seele und traten ihr bei den geringsten Anlässen in das Licht des Bewußtseins. Ueber ihren Büchern saß sie oft stundenlang ohne einen Buchstaben anzusehen, und zu den steten Zweifeln, ob und wie sie mit der Mutter reden solle, traten allmälig die bittersten Selbstvorwürfe, daß sie es nicht schon gethan habe. Beim ersten Wiedersehen der Mutter wollte ihr die Brust zerspringen und sie konnte sich kaum aufrecht halten. Die Präsidentin, immer mit sich, mit ihren Vergnügungen, ihren Gesellschaften, ihrem Putz beschäftigt, bemerkte nichts davon. Von dem an mied Helene möglichst jedes Zusammensein mit ihr. Die unveränderte Heiterkeit und Lebenslust der Mutter war ihr ebenso räthselhaft als grauenvoll. Und doch, es war ihre Mutter, und sie sah in ihr nur die unselig Verstrickte, die Unglückliche, Bejammernswerthe. Den Vater, der in dieser Zeit sehr beschäftigt war, sah sie selten. Die Angst um ihn aber verließ sie keinen Augenblick.

Und als er nun diesen letzten Abend zu ihr kam, und mit alle der Güte und Liebe und Herzlichkeit ihr zuredete, die er ihr lebenslang zugewendet hatte, wie namenlos war ihr Schmerz, wie schneidend ihr Mitleid mit ihm, wie entsetzlich ihre Angst vor der Entdeckung!

Es war zwei Tage später, als der Präsident in Gegenwart des Regierungsraths von Seethal und eines Secretairs den Geldschrank öffnete, um an diese Beiden eine gewisse Summe auszuhändigen. Nachdem er einige Geldrollen herausgenommen, stockte er, sah erschrocken hinein und rief: Mein Gott, hier fehlt was! Jemand muß bei dem Schranke gewesen sein.

Der Secretair, ein kleiner krummnasiger Mann mit einem Buckel, warf Seethal einen Blick zu, den dieser aber nicht beachtete.

Sie werden sich irren, Herr Präsident, sagte Seethal.

Der Herr Präsident irrt sich so leicht nicht, sagte der Secretair mit seiner schnarrenden Stimme.

Nein, sagte der Präsident; es wäre mir lieb, wenn ich's thäte, aber ich glaube

nicht. Ich bin lange nicht bei dem Schranke gewesen, aber ich weiß gewiß, daß an diesem Platze mehr lag, als ich jetzt finde. — Meine Herren, fuhr er nach kurzem Schweigen fort, Sie können denken, wie mich dies beängstigt. Ich bitte Sie, genau nachzuzählen, wieviel Sie in dem Schranke finden. Ich werde indeß die Summe der hinterlegten Gelder nach dem Verzeichniß berechnen, und wir können dann beides vergleichen.

Wäre es nicht besser, sagte Seethal —

Ich weiß, was Sie sagen wollen, unterbrach ihn der Präsident. Aber es ist mir lieber, die Sache vor Zeugen festzustellen. Bin ich bestohlen und der Dieb wird nicht entdeckt, so werde ich das Fehlende ersetzen müssen, und werde sofort dafür sorgen, um nicht selbst einem ärgeren Verdacht preisgegeben zu werden.

Ei bewahre, bewahre! schnarrte der Secretair, indem er den Mund in die Breite zog. Wer wird von dem Herrn Präsidenten Schlimmes denken?

Seethal sah ihn unwillig an und sagte: Lassen Sie uns thun, was der Herr Präsident wünscht.

Beide begannen den Inhalt des Schrankes zu prüfen und auf einem Blatte zu verzeichnen. Der Präsident setzte sich an den Schreibtisch und holte die nöthigen Papiere hervor, um seine Berechnung anzustellen. Die Zählenden legten das Geld in Haufen von je tausend Thalern auf den großen Tisch in der Mitte des Zimmers und wurden um so schneller damit fertig, als dasselbe in lauter versiegelten Rollen und hochwerthigem Papiergelde bestand. Sie nannten das Resultat. Der Präsident, der seine Berechnung gleichfalls vollendet und sich auf seinem Stuhle umgedreht hatte, erblaßte und stand auf. Dann, meine Herrn, sagte er mit unsicherer Stimme, dann fehlen mir über zehntausend Thaler.

Sollte da nicht ein Irrthum untergelaufen sein? sagte Seethal theilnehmend. Lassen Sie uns einmal die Berechnung nachsehen und zählen Sie indessen die Gelder.

Es geschah. Das Ergebniß war dasselbe.

Schweigend und mit zitternden Händen begann der Präsident die Gelder wieder an ihren Platz zu bringen. Seethal half ihm dabei. Der Secretair besichtigte währenddeß den festen eichenen Schrank, den kunstreichen Verschluß desselben, den sonderbar durchfeilten Schlüssel, den er verschiedentlich probirte, dann die Angeln und besonders die scharfen Ränder der Thüren, und sagte endlich: Meine Herren, mit Gewalt ist hier nichts geschehen, und ich verstehe mich genug auf die Schlosserei — mein Vater betrieb dies Geschäft — um sagen zu können, daß dieses Schloß mit Dietrichen nicht zu bezwingen ist. Wer das Geld genommen hat, muß nothwendig den Schlüssel gehabt haben.

Unmöglich! rief der Präsident. Der Schlüssel hat stets wohlverwahrt in jener Schieblade gelegen, die selbst ein künstliches, ein sogenanntes Brahma-Schloß hat, dessen Schlüssel ich nie von mir lasse.

Das ist eine unglückliche Lage, schnarrte der Bucklige. Da wird der Beweis eines Diebstahls schwer zu erbringen sein, zumal Jeder fragen wird, warum der Dieb, der soviel gestohlen, nicht Alles genommen hat.

Der Präsident sah ihn verwirrt und betroffen an. Er konnte die Richtigkeit dieser Aeußerungen nicht leugnen und fühlte den Stachel darin.

Es ist besser, Herr Secretair, sagte Seethal mit unterdrücktem Unwillen, aber

mit großem Ernst, Sie versparen Ihre Bemerkungen bis zu einer etwaigen gerichtlichen Vernehmung, und schweigen bis dahin über die Sache.

Der Bucklige verbeugte sich mit großer Unterwürfigkeit.

Es ist heute Abend zu spät für unser Geschäft, fuhr Seethal fort, und der Herr Präsident wird wohl erlauben, daß wir es einige Tage hinausschieben, da es ohnehin nicht eilt. Wir brauchen Sie nicht länger aufzuhalten.

Der Secretair nahm seinen Hut, verbeugte sich mit unbeschreiblich breitgezogenem Munde, was ein Lächeln bedeuten sollte, und ging.

Die beiden Zurückbleibenden schwiegen einige Zeit. Seethal sann über die Möglichkeiten einer Entwendung unter den erwähnten Umständen nach und der Präsident suchte sich zu fassen, was ihm auch einigermaßen gelang. Er brach das Schweigen zuerst, indem er sagte: Ich weiß, theurer Freund, daß es bei Ihnen der Versicherung nicht bedarf; dennoch versichere ich Ihnen bei meiner Ehre, daß ich keinen Pfennig —

Um Gottes Willen, verehrter Freund, unterbrach ihn Seethal, indem er seine Hand ergriff, erwähnen Sie nicht einen Verdacht, den kein Ehrenmann gegen Sie hegen kann. Die schielenden Andeutungen jener Meerkatze waren nur boshaft; der Kerl glaubt selbst so etwas nicht. Lassen Sie uns statt dessen bedenken, wie wir dem Diebe auf die Spur kommen. Sie tragen jene Schlüssel stets bei sich, sagten Sie?

Ich trenne mich nie von ihnen, antwortete der Präsident. —

Auch Nachts nicht? —

Da liegen sie stets vor meinem Bette im Bereich meines Arms. —

Schlafen Sie allein in Ihrer Kammer? —

Schon seit Jahren. —

Verschließen sie Ihre Kammerthür Nachts? —

Allerdings nicht. —

Und Sie haben keinen leisen Schlaf? —

Nein, ich schlafe in der Regel sehr fest und tief. —

Das Alles, sagte Seethal lebhaft, muß der Dieb genau gewußt haben, und noch mehr; er mußte wissen, wo der Schrankschlüssel aufbewahrt wurde, er mußte mit allen Zimmern, deren Inhalt, deren Verbindungen genau bekannt sein. Herr Präsident, der Dieb kann nur unter diesem Dache, kann nur ein Hausdieb sein.

Sie haben Recht, sagte der Präsident. Bei mehr Ruhe hätte ich selbst darauf verfallen müssen. Aber wer könnte das sein? All' unsre Leute dienen schon lange im Hause, haben sich immer treu und ehrlich erwiesen, Keiner — nein, Keiner hat mir Anlaß zum Verdacht gegeben. Es sind offne und einfache Menschen. Mein Gott, wenn ich den Verdacht eines solchen Verbrechens auf einen Unschuldigen brächte!

Gewiß muß man darin sehr vorsichtig sein, versetzte der Andre, aber die Sache muß sich dennoch so verhalten. Vor Allem muß eine polizeiliche Visitation stattfinden, und wenn sie bei sämmtlichen Leuten geschieht, kann sich Keiner beklagen. Ich bitte Sie, verehrter Freund, beruhigen Sie sich. Wir werden dem Thäter sicherlich auf die Spur kommen. Es ist schon spät, und da außer uns Beiden nur noch der Secretair um die Sache weiß, dem wir Schweigen auferlegt haben, so wird es morgen noch früh genug sein, die Polizei in Anspruch zu nehmen. Jedenfalls werde ich zeitig hier wieder vorsprechen. Sie wissen, welchen Anlaß ich habe, an Allem, was Sie und

die Ihrigen angeht, den innigsten Antheil zu nehmen — ich fühle, daß dieser Augenblick schlecht gewählt wäre, um darauf zurückzukommen —; aber wenn jener Anlaß auch nicht bestände, Sie könnten dennoch auf mich rechnen, und ich verlasse mich darauf, daß Sie es thun werden. Darf ich?

Der Präsident drückte ihm die Hand und sagte: Was geht in solchen Fällen über einen zuverlässigen Freund! — Sie sagten einander gute Nacht und der Präsident blieb allein mit seinen Sorgen und seinen Gedanken.

Er brachte die Papiere an ihre Stelle, verschloß den Schrank, schloß den Schrankschlüssel wieder ein, setzte sich dann vor den Arbeitstisch und stützte den Kopf auf. Aber die Unruhe trieb ihn bald wieder empor, er ging im Zimmer umher, überdachte seine Lage und bemühte sich, sie klar und gefaßt zu betrachten. Immer aber klangen ihm die boshaften Worte des Buckligen in den Ohren: „Da wird der Beweis eines Diebstahls schwer zu erbringen sein, zumal Jeder fragen wird, warum der Dieb, der so viel gestohlen, nicht Alles genommen hat.“ Wurde der Beweis nicht erbracht, so blieb auf ihm der Verdacht der Unterschlagung, er verlor Ehre und Amt, und was sollte dann aus seiner schönen angebeteten Frau, was aus seinen geliebten Kindern werden? Um einen solchen Verdacht von vorn herein abzuschneiden, mußte er jedenfalls die fehlende Summe sogleich zur Verfügung stellen können, und woher sollte er sie nehmen? Sein kleiner Grundbesitz war schon sehr verschuldet, und konnte er darauf auch jenen Betrag wohl noch erhalten, so war derselbe doch zu hoch, um rasch herbeigeschafft werden zu können. Und welch' ein empfindlicher Verlust war es dann für ihn, wenn das Entwendete nicht wieder erlangt, wenn der Dieb nicht entdeckt wurde! Doch das mochte sein, wenn seine Ehre, sein Ruf, sein guter Name nur nicht der Verläumdung jedes Schurken bloßgegeben wurden, und war das zu hindern, wenn der Diebstahl nicht bewiesen und die Sache durch die Einmischung der Behörden dennoch bekannt wurde?

Ruhelos schritt er im Zimmer umher bis es längst Nacht geworden war und die Strahlen des aufgehenden Mondes sein Auge trafen. Dann hielt er inne, suchte sich zu sammeln und ging hinüber zu den Seinigen.

Die jüngeren Kinder waren schon zu Ruhe gegangen. Nur die Präsidentin und Helene saßen, auf ihn wartend, noch am Theetisch, jene in einen spannenden Roman vertieft, diese mit einer Handarbeit beschäftigt. Bei seinem Eintreten legte die schöne Frau das Buch weg und Helene erhob sich, um den Vater mit Thee zu versorgen.

Du kommst sehr spät, lieber Mann, sagte die Präsidentin; aber was ist Dir? Du siehst ganz verstört aus.

Sind die Kinder zu Bett? Hört uns hier Niemand? fragte er.

Niemand, antwortete sie. Was giebt's denn?

Ich bin bestohlen worden, sagte er mit gedämpfter Stimme. An den Cassengeldern fehlen über zehntausend Thaler.

Aber das ist ja nicht möglich, rief die Präsidentin, leicht erblassend. Wer sollte denn das gethan haben? —

War es denn möglich, daß sie ihre ganze Fassung beibehielt? Ja, es war möglich. Sie schien sogar weniger erschrocken, als jede nicht schuldige Frau bei einer solchen Nachricht gewesen sein würde.

Um so fassungsloser war Helene. Bei jenen Worten des Vaters fuhr sie heftig

zusammen, die Tasse fiel aus ihrer Hand zerklirrend auf den Boden, einen Augenblick wurde es ihr Nacht vor den Augen und stark zitternd sank sie auf den Stuhl zurück.

Der Vater sah sie an, und eine furchtbare Vermuthung packte und schüttelte ihn. Helene, rief er, weißt Du darum?

Sie schwieg.

War dies Dein Geheimniß, Mädchen? Antworte!

Keine Antwort.

Nur ein Nein oder ein Ja, Helene! Kennst Du den Dieb?

Sie zitterte heftiger, blickte fortwährend zu Boden, regte aber die Lippen nicht.

Mädchen, rief er, indem er ihren Arm faßte und zornig rüttelte, soll ich glauben, daß Du selbst die Schuldige bist? — Antwortest Du nicht? — Zwingst Du mich es zu glauben? — Leugnest Du es nicht? — Kannst Du es nicht leugnen? — Also Du hast mich bestohlen? —

Auf alle diese Fragen schwieg Helene.

Gott im Himmel! sagte der Präsident, jetzt völlig außer sich. Ist es denn zu fassen? Das muß ich erleben an meiner eignen Tochter? an der, die ich nächst ihrer Mutter am innigsten liebte? Geh mir aus den Augen, Nichtswürdige! Ich möchte sonst wilder und grausamer an Dir handeln, als ich verantworten kann. In diesem Zustande kann ich weder als Dein Vater noch als Dein Richter zu Dir sprechen. Fort auf Dein Zimmer! Morgen früh werde ich mit Dir reden. Fort!

Helene zitterte nicht mehr, sogar eine flüchtige Röthe färbte einen Augenblick ihre schönen bleichen Wangen. Sie stand auf, warf einen langen schmerzlich-zärtlichen Blick auf den Vater und eilte dann mit festem Schritt hinaus.

Während dieses ganzen Auftritts — Helene hatte es wohl bemerkt — saß die Präsidentin regungslos und unverändert am Tische mit übergeschlagenen Armen, die sie vielleicht etwas fester als sonst auf ihr klopfendes Herz preßte, und nur der harte Ausdruck auf ihrer Stirn trat stärker hervor als gewöhnlich und ihre Blicke hatten gespannt zwischen dem Redenden und der Schweigenden gewechselt. Jetzt stand sie auf, trat zu ihrem Manne, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: Mein Theuerster, verfolge die Sache heute nicht weiter! Vielleicht ist sie nicht so schlimm als es scheint. Schone Deine Gesundheit! Natürlich hat es auch mich auf's Aeußerste angegriffen, so daß ich mich niederlegen muß. Thu' es gleichfalls. Morgen wirst Du ruhiger sein. Da wollen wir überlegen, wie das Geld zu ersetzen ist. Aber ich kann nicht mehr. Schlaf wohl!

Er fühlte, daß seine schöne Frau anders empfand als er selbst, anders als er erwartete, anders vielleicht, als eine gute Mutter und Frau gesollt hätte; er fühlte, daß es nicht natürlich, noch weniger liebevoll von ihr war, ihn in diesem Augenblicke allein zu lassen; aber dieser Eindruck, dessen er sich erst nach Jahren wieder erinnerte, verlor sich schnell in den heftigeren Gefühlen, womit Zorn, Entrüstung, Kummer, verwundetes Ehrgefühl und Scham sein Inneres aufwühlten. Am tiefsten und bis zum Ingrimm erbitterte ihn die Vorstellung, so in seiner innigen Liebe, in seinem Glauben an die Unschuld und Seelenreinheit Helenens betrogen worden zu sein. Er wandte sich zu seiner schönen Frau, umarmte sie als ob sie die Einzige wäre, auf die er noch vertrauen könne, eilte dann fort und schloß sich in seinem Zimmer ein.

Als Helene jenen letzten Blick der Liebe auf ihren Vater richtete, stand schon Zweierlei fest in ihrer Seele: Sie mußte den Vater in dem Glauben lassen, sie sei die Schuldige; daß es die Mutter sei, mußte ihm, mußte aller Welt ein Geheimniß bleiben; sie selbst aber mußte fort, fort aus dem Hause, fort in die Ferne, in eine Verborgenheit, in der sie für immer den Ihrigen verschwand.

Es gibt Momente, in denen sich Gedanken, Beweggründe, Entschlüsse, deren ruhige Auseinanderlegung Tage und Wochen erfordern würde, auf einmal und wie in Einen Punkt zusammengedrängt im Bewußtsein aufrichten und sofort den ganzen Menschen bestimmen. So geschah es Helenen unter den letzten Worten des Vaters. Nicht blos unmöglich war es ihr, als Anklägerin der Mutter hervorzutreten, sie wußte auch, daß damit des Vaters ganzes häusliches Glück für immer zerstört werde. Sie wollte und mußte in seinen Augen die Schuldige bleiben. Aber sie konnte ja eben so wenig Rechenschaft geben von einer Handlung, die sie nicht begangen, als es ertragen, von dem getäuschten Vater fortwährend als eine mit solcher Schuld Befleckte, seiner Liebe Unwürdige, seiner Verachtung Verfallene angeschaut und behandelt zu werden. Vor Beidem konnte nur eine Flucht sie retten. Und auch vor dem Zusammenbleiben mit einer Mutter, die sie nicht mehr als eine nur Unglückliche, tief Verirrte betrachten konnte, die auch bei diesem letzten Auftritt eine so steinkalte selbstsüchtige Härte gezeigt hatte, daß ihr davor graute. Aber auch sie, die doch immer ihre Mutter blieb, wurde durch eine Flucht, die nur als Bestätigung von Helenens Schuld erscheinen konnte, vor den verderblichen Folgen ihrer That gerettet. Und vielleicht vor mehr. Sie kannte ihre Schuld und der Tochter Unschuld, und wenn diese ihre Schuld freiwillig auf sich nahm, sollte das nicht allmählich ihr Gewissen aufregen und sie innerlich überwinden und umwandeln?

Dies alles und noch mehr fuhr Helenen in jenem Augenblicke blitzartig durch die Seele und erfüllte sie mit einer Stärke, einem Muthe, die ihr lange fremd gewesen waren. Als sie die Treppe hinaufstieg, weinte sie bitterlich über ihren eignen Entschluß, über Alles, was ihn in ihren Augen nothwendig machte; ihr war's wie ein Wegsterben von Allem was sie liebte und kannte, mit dem tiefsten Schmerze gedachte sie Seethals, aber sie wankte in ihrem Entschlusse keinen Moment.

Auf ihrem Zimmer angekommen, wo die Lampe noch brannte, holte sie sofort ein paar einfache alte Kleider hervor und legte sie zusammen, fügte das Unentbehrlichste an Wäsche hinzu, einen Kamm, Seife, ein Paar Schuhe, Stecknadeln und etwas Nähzeug, und band alles in einem Tuche zu einem kleinen Bündel zusammen. Dann zog sie ihre Ringe von den Fingern, nahm ihre kleinen Schmucksachen ab, und legte sie auf den Tisch. Auch ihr gutes feines Kleid zog sie aus und ersetzte es durch einen abgetragenen unscheinbaren Anzug. Den Kopf bedeckte sie mit einem dreieckig gefalteten Tuche, dessen Zipfel sie unter dem Kinn zusammenband. Endlich holte sie ihre Spardose hervor, in der sich immerhin einiger Vorrath befand, schüttete diesen in eine Börse und steckte ihn in die Tasche des Kleides.

Elf Uhr war vorüber, als sie ihr Bündel an den Arm hing und zum Fortgehen bereit war. Sie öffnete die Thür, sie horchte. Alles war still im Hause. Sie löschte die Lampe aus, trat hinaus und schloß die Thür. Dann ging sie leise vor die Kammer des Bruders, hörte die tiefen Athemzüge des Schlafenden und gab der Thür den Abschiedskuß, den sie ihm selbst nicht auf den Mund drücken konnte.

Ebenso machte sie es vor dem Schlafgemach der Schwester. Das Herz that ihr unsäglich weh. Unhörbar schlich sie dann die Treppen hinunter, nahm einen Schlüssel an sich, der im Flur an der Wand hing, riegelte die Hofthür auf und schritt hinaus in die stille Mondnacht. Warum war es nicht finster? Wie leicht konnte sie entdeckt und zurückgehalten werden! Vorsichtig ging sie im Schatten der Remise und des Stalles, in welchem sie die Pferde schnaufen hörte, über den Hofraum, schlüpfte dann nach der Thür des dahinter befindlichen Gartens und blickte noch einmal nach dem Hause zurück, das so viel Liebes und und so viel Schreckliches umschloß. Im Schlafzimmer des Vaters war noch Licht; zweimal schwebte sein Schatten auf den Fenstervorhängen hin. Ein schneidender Schmerz ging ihr durch die Seele. War dies das Letzte, was sie von ihm sehen sollte? Unaufhaltsam rannen ihre Thränen herab, aber ihr Vorsatz blieb unerschüttert. Rasch wandte sie sich, eilte unter dem Dunkel der Bäume durch den Garten fort und erreichte bald das Pförtchen der Mauer, die den Garten von einer einsamen kleinen Gasse trennte. Der mitgebrachte Schlüssel öffnete das Pförtchen; sie trat hinaus, schloß von Außen wieder zu und warf den Schlüssel über die Mauer in den Garten. Dann bewegte sie sich mit beschleunigten Schritten durch die abgelegenen menschenleeren Straßen nach dem Stadtthore und fand sich in Kurzem außerhalb der Stadt auf der Landstraße, hastig fortschreitend über die mondhelle Ebene, von Niemand begleitet als von ihrem eignen Schatten.

Noch wogten die Erinnerungen an Alles, was sie aus dem elterlichen Hause fortgetrieben, das tiefe Leid des Abschieds, die Sorge, verfolgt und zurückgebracht zu werden, zu mächtig in ihrem Innern, um sie an irgend einen Plan für die Zukunft denken zu lassen. Da hinaus hatte sie nur die eine dunkle Vorstellung, daß sie nicht eher ruhen dürfe, als bis sie die Landesgränze überschritten habe, die nur wenige Stunden entfernt war. Aber jene Bilder und Gefühle ließen sie auch lange keine Ermüdung spüren. Ging doch auch mit ihr das Bewußtsein ihrer Unschuld und der Gedanke, durch ihr freiwilliges Uebernehmen der mütterlichen Schuld unheilbare Zerrüttung des häuslichen Kreises von den Ihrigen abgewendet zu haben. Ob sie auch recht, ob sie klug gehandelt, ob sie nicht anders hätte verfahren können, das fiel ihr nicht ein zu fragen.

So verfolgte sie eiligen Ganges die Nacht durch ihren Weg. Kein Wanderer begegnete ihr, und nur einmal sah sie einen Wagen die Straße herkommen. Um von Niemand gesehen zu werden, trat sie von der Landstraße ab hinter ein Gebüsch. Der Wagen, es war die Post, rollte vorüber. Als er fern genug war, setzte sie ihre Wanderung fort.

Sie erreichte den Wald und wußte nun, daß sie schon über eine Meile von der Stadt entfernt sei. Die Straße war mondhell, und eine andre Furcht, als vermißt und verfolgt zu werden, kam nicht in ihre Seele. Sie eilte rastlos fort. Als der Weg allmälig bergan stieg, athmete sie freier. Auf der Höhe war die Landesgränze. Und sie erreichte dieselbe, bevor die Nacht noch völlig gewichen war. Als sie jenseits derselben aus dem Walde in eine reiche Fläche hinabstieg, ging die Sonne in all' ihrer Pracht und Herrlichkeit auf. Es war Helenen, als ob das majestätische Gestirn ihr Trost und Ermuthigung entgegenstrahle. Jetzt verließ sie die Landstraße, die sie nach der nächsten Stadt gebracht hätte, und schlug einen Seitenweg ein, der zu einsamen Dörfern und Gehöften führte. An mehreren derselben ging sie vorüber,

und wo sie die Möglichkeit sah, vermied sie die bewohnten Plätze; aber ihr Gang ward allmälig langsamer, die Anstrengung der Nacht machte sich geltend, sie fühlte ihre Kräfte erschöpft. Indeß scheute sie sich noch, mit Menschen zusammenzutreffen, die ihre Spur hätten verrathen können, und als sie eine abgelegene Stelle erreichte, wo in dieser Erntezeit die Korngarben wie lauter kleine Hütten auf dem Felde standen, ging sie weiter in das Feld, kroch in eines dieser Hüttchen hinein, legte ihr Haupt auf das Kleiderbündel und sank bald in tiefen Schlaf.

Als sie nach mehreren Stunden erwachte, mußte sie sich einen Augenblick besinnen, wo sie sei und wie sie dahin gekommen, aber gestärkt und neubelebt schlüpfte sie wieder an das Tageslicht heraus und trat auf ihre Füße. Nicht weit von ihr rieselte ein klares Wasser zwischen den Feldern herab; dort wusch sie sich, ordnete ihr Aeußeres, und begab sich dann wieder auf den Weg. Gleich hinter der nächsten Anhöhe lag zwischen Bäumen ein einsamer Bauernhof. Die Bäuerin trat so eben heraus in den Hof und schüttete den Hühnern und Tauben ihr Futter hin. Helene wagte es, zu ihr hinzugehen und sie zu bitten, ihr für einige Groschen Milch und Brod zu geben. Mit gutmüthiger Freundlichkeit führte die Frau sie in die Stube. All' ihre Leute, sagte sie, seien zum Mähen und Garbenbinden in's Feld hinaus. Dann brachte sie Milch, Brod, Butter und ein derbes Stück kaltes Fleisch, sah mit Wohlgefallen zu, wie die Fremde ihren Hunger stillte, und suchte sie dabei in einfacher Weise zu unterhalten, ohne sie mit Fragen zu belästigen. Auch wollte sie, als sich Helene zum Fortgehen rüstete, keine Bezahlung annehmen und sagte, es sei ihr eine Freude gewesen, daß sie von ihrem Vorrath einmal einer Reisenden habe mittheilen können. Aber mein Kind! setzte sie hinzu, eine so hübsche junge Person darf nicht so allein in der Welt herumlaufen. Das Mannsvolk ist oft schlimm und verwegen. Wenn Ihr noch weit wollt, müßt Ihr sorgen, einen ordentlichen Schutz zu finden. — Hieran hatte Helene noch nicht gedacht, aber die Frau hatte Recht. Sie drückte ihr die arbeitsrauhe Hand, dankte herzlich für die gastliche Bewirthung und den guten Rath, den sie befolgen werde, und setzte ihre Wanderung weiter fort.

Der Weg mündete nach etwa einer Meile in eine andre große Landstraße, und Helene hatte auf dieser schon eine beträchtliche Strecke zurückgelegt, als sie von einem eleganten offenen Reisewagen eingeholt wurde, auf dessen Bock ein Kutscher und ein Bedienter in Livree saßen, und in welchem sie einen älteren Herrn mit einer gleichfalls nicht mehr jungen Dame erblickte. Beim Vorüberfahren bog sich der Herr aus dem Wagen, warf auf Helene einen scharfprüfenden Blick, ließ dann stillhalten und winkte ihr näher zu kommen. Anfangs fürchtete sie erkannt zu sein, das Herz klopfte ihr und sie überlegte, ob sie dem Winke folgen und nicht lieber sofort eine Strecke zurückgehen solle. Ein zweiter Blick und die halb befehlende Art, womit der Herr seinen Wink wiederholte, überzeugten sie jedoch, daß sie mit völlig Fremden zu thun habe, und so trat sie heran. Der Herr hatte sich wieder zu seiner Begleiterin gewendet und aus einem kurzen Gespräch, welches Beide in französischer Sprache führten, entnahm Helene, daß sie noch drei Nächte unterwegs bleiben müßten, daß die Dame nothwendig eine Kammerjungfer bedürfe, und daß sie, Helene, nach ihrem Aeußeren ganz geeignet dazu scheine, wenn sie etwa in der Lage und gewillt sei, den Dienst anzunehmen. Helene war im Stillen sofort dazu entschlossen; es brachte

sie in eine entfernte Gegend und gewährte ihr Schutz. Die Dame bemerkte noch, daß sie zu Hause die junge Person nicht mehr brauchen könne; worauf der Herr meinte, daß man ihr dann ja nur die Rückreise zu vergüten habe.

Helene hörte an dem Accent der Reisenden wohl, daß sie mit Deutschen zu thun habe; um sie aber später bei ähnlicher Gelegenheit nicht wider Willen zu behorchen, sagte sie, als der Herr sich jetzt zu ihr wandte, gleichfalls französisch: Ich habe gehört, was Sie beabsichtigen, und bin bereit, den Dienst für einige Tage zu übernehmen, ohne ein Anderes dafür zu verlangen, als daß Sie mich unter Ihrem Schutze mitreisen lassen. Uebrigens — setzte sie in ihrer Muttersprache hinzu — bin ich eine Deutsche.

Und nicht ohne Bildung, wie ich höre, sagte der Herr. Um so besser. Alles Fernere können wir im Weiterfahren besprechen. — Friedrich, öffne den Schlag! — Steigen Sie ein! —

Beides geschah. Das Kleiderpäckchen mußte Friedrich auf dem Bock unterbringen, und als Helene dem Paar gegenübersaß, wurde weiter gefahren. Man sagte ihr nun, daß sie mit einem Baron Brenz und dessen Gemahlin fahre, daß sich auf der letzten Nachtstation die Kammerjungfer der Baronin plötzlich aus dem Dienste entfernt habe, und daß dem Baron bei ihrem Anblicke der Gedanke gekommen sei, sie werde den Dienst vorübergehend vielleicht annehmen. Die Baronin, welche ungemein steif und gemessen that, fragte sie dann nach Namen, Herkunft, Heimath, auch ob sie schon gedient habe und Zeugnisse darüber besitze. Helene bedachte, wieviel für sie darauf ankomme, mit dieser Gelegenheit in die Fremde zu gelangen, aber zugleich unbekannt zu bleiben. Doch sträubte sich ihr Inneres dagegen, eine Geschichte für sich zu erfinden und mit Unwahrheiten zu beginnen. Sie nahm sich daher zusammen und sagte: Ich bitte die Herrschaften, mich Helene Meier zu nennen und mich als elternlos und heimathslos anzusehen. Ein großes Unglück hat mich in die Welt hinausgetrieben, — ich kann und darf nicht davon reden, aber nicht meinetwegen, sondern um Anderer willen. Einen Dienst habe ich noch nicht gehabt und deshalb natürlich auch keine Zeugnisse.

Schon gut, mein Kind, sagte der Baron, welcher sah, daß ihr hierbei die Thränen in die Augen traten; wir wollen auf Ihr ehrliches Gesicht vertrauen und nicht weiter nachfragen. Es handelt sich ja auch nur um einige Tage. Betrachten wir die Sache als abgemacht! — Damit wandte er sich zur Seite und blickte in die Gegend hinaus, während die Baronin sich zurücklehnte, die Lippen aufwarf und ihre neue Kammerjungfer mit einem Blick betrachtete, der deutlich ihre Verwunderung aussprach, daß eine solche Person ihre Geheimnisse haben dürfe.

Helene aber, vor sich niederblickend, versank in ihre schmerzenreichen Erinnerungen, und fast unglaublich kam es ihr vor, daß sie das Elternhaus nicht schon lange, daß sie es vor noch nicht vierundzwanzig Stunden erst solle verlassen haben.

Wie gut für Helene, daß sie nicht Zeugin dessen war, was in dem Elternhause inzwischen vorgegangen!

Nach der ruhelos durchwachten Nacht war der Präsident so eben in das Frühstückszimmer getreten, um dort erst mit seiner Gattin zu sprechen, ehe er zu Helenen hinauf ginge. Guido und Anna waren bereits in ihren Schulen. Anstatt der

Präsidentin aber fand er Seethal vor; doch kaum hatte er diesen mit zitternder Stimme begrüßt, als auch die schöne Frau eintrat, etwas bleicher, etwas gespannter als sonst, aber mit ihrer gewöhnlichen siegenden Liebenswürdigkeit. Indeß konnte auch sie eine gewisse Aengstlichkeit nicht verbergen. Man schüttelte sich stumm die Hände, ein verlegenes Schweigen entstand, und eben wollte Seethal den Präsidenten um ein geheimes Gespräch bitten, als die Jungfer in das Zimmer stürzte mit dem Rufe: Fräulein Helene ist fort!

Alle fuhren zusammen, aber die Präsidentin, rasch die Lage überblickend, faßte sich sogleich. Was erschreckst Du uns? sagte sie. Wir wissen es wohl. Sie ist verreist.

So? versetzte die Jungfer, die wohl wußte, daß ihre Herrin nicht allezeit der Wahrhaftigkeit opferte. Aber ihr Bett steht noch unberührt, wie es gestern gemacht ist, und alle ihre Kleider und Sachen sind oben.

Natürlich! sagte die Präsidentin. Sie ist noch gestern Abend spät abgereist, und ich weiß das alles. Geh nur, geh!

Und alle ihre Goldsachen, fuhr die Jungfer fort, liegen auf dem Tische, und die Sparbüchse steht offen dabei und ist leer.

Erzähle mir nicht was ich weiß! sagte Jene. Fort! Geh hinauf, schließ das Zimmer ab und bring mir den Schlüssel!

Das Mädchen entfernte sich. Die beiden Männer hatten dem Gespräch mit erschrockenem Staunen zugehört.

Um Gottes willen! rief der Präsident, wo hast Du das unglückliche Kind hingeschafft?

Liebster Mann, antwortete sie nach kurzem Besinnen, ich weiß von ihrer Entfernung nicht mehr als Du, und hörte erst jetzt davon. Ich suchte nur einen Ausweg, damit die Sache nicht zum Leutegerede werde. Wir müssen nothwendig sagen, sie sei mit unserer Erlaubniß zu Verwandten gereiset. Sollten wir aber jetzt nicht dem Herrn Regierungsrath Aufschluß über Alles geben?

O, seufzte der Präsident, er weiß ja nur das Eine, das Schlimmste nicht: daß Helene die Schuldige ist!

Verehrter Freund, sagte Seethal, das ist unmöglich. Helene? Das muß die entsetzlichste Täuschung oder die grausamste Verläumdung sein.

Was gäbe ich drum, daß dem so wäre! sagte der Präsident. Aber sie selbst hat es nicht zu leugnen gewagt.

Wer weiß, mit wem sie durchgegangen ist! flüsterte die Präsidentin.

Mit Keinem! rief Seethal. Ich setze meine Seele zum Pfande — mit Keinem!

Nein, nein! sagte der Präsident. Wenn sie nur nicht — o mein Gott! — im Bewußtsein ihrer Schuld den Tod gesucht hat!

Ganz sicher nicht, versetzte die Präsidentin. Vergiß nicht, daß die Jungfer sagte, ihre Spardose stehe offen und ausgeleert auf dem Tische. Ohne Zweifel hat sie auch noch einen guten Theil der entwendeten Gelder bei sich. Ueber ihr Leben und ihre Mittel zum Leben dürfen wir gewiß außer Sorge sein. Man nimmt wohl Geld an sich, um davon zu leben, aber nicht, um sich das Leben zu nehmen.

Dies schien so einleuchtend, daß beide Männer sofort davon sprachen, wie man die Flüchtige verfolgen, auffinden und wieder zurückführen wolle. Die Präsidentin

hörte eine Zeit lang schweigend zu, während ihre Augen von dem Einen zu dem Andern gingen; dann nahm sie das Wort und sagte: Vergessen wir über das unglückliche Mädchen nicht, was wir uns selbst schuldig sind. Wir haben einmal gesagt, sie sei mit unserm Vorwissen verreist, und ich meine, dabei müssen wir bleiben. Weiß noch sonst Jemand um den Kassendefect?

Nur unser Secretair, sagte Seethal, dem ich Schweigen auferlegt habe.

Den kennt man, fuhr sie fort. Glauben Sie, daß sich der kleine Unhold die Gelegenheit entgehen lassen werde, wenn er seine Vorgesetzten verdächtigen, ihnen schaden, wenn er überhaupt nur Unheil stiften kann? Ließen wir Helenen nachspüren und nachsetzen, was doch nicht heimlich geschehen kann, so würde er das, was er weiß, sofort damit in Verbindung bringen, und ich setze meinen Kopf zum Pfande, in wenigen Tagen würde die ganze Stadt wissen, was jetzt nur uns bekannt ist. Unsere ganze gesellschaftliche Stellung würde unhaltbar, und noch unhaltbarer, wenn Helene zurückgebracht würde.

Da in diesem Augenblicke die Jungfer wieder eintrat, sagte sie mit vernehmlicher Stimme, als ob sie im Gespräche fortfahre: Sie sehen ein, Herr von Seethal, daß wir Helenens Einwilligung nicht erzwingen konnten, und daß es am besten war, sie ohne Zögern zu entfernten Verwandten zu schicken.

Seethal, der den Zweck dieser Aeußerung erkannte, verbeugte sich schweigend. Die Jungfer überreichte den Schlüssel und entfernte sich wieder.

Es scheint mir beinahe, fuhr die Präsidentin darauf fort, als ob ich, wiewohl nur eine Dame, die Gefaßteste und Besonnenste unter uns sei. Auch ist es mir gar nicht zweifelhaft, was wir zu thun und zu lassen haben. Vor Allem, meine ich, müßte dem gefährlichen Ungeziefer der Mund gestopft werden und Herr von Seethal ihm möglichst bald erklären, das vermißte Geld habe sich bei einer wiederholten sorgfältigeren Revision in dem Schranke vorgefunden. Zugleich wäre dann für schleunigsten Ersatz des fehlenden Betrages zu sorgen. Was Helene betrifft, so bleiben wir dabei, daß wir sie für einige Zeit zu Verwandten geschickt hätten. Gründe dafür, die bei jungen Mädchen leicht zu finden sind, mag sich die Welt selbst aussinnen. Helenen können wir unbedenklich ihrer eignen Klugheit und Vorsicht überlassen, bis sie uns von ihrem Aufenthalt benachrichtigt. Früher oder später wird sie dies sicherlich thun und bis dahin wird es ihr am Nöthigen nicht fehlen. Sie hat ja selbst dafür gesorgt.

Die Männer hatten gegen diesen Plan noch manche Einwände, die bei dem Präsidenten aus dem schmerzlich verwundeten Vaterherzen, bei Seethal aus dem, wenn auch immer mehr erlöschenden Glauben an die noch jüngst so innig Geliebte kamen; allein die Präsidentin, welche Grund genug hatte, mit Helenens Flucht zufrieden zu sein und ihr Fernbleiben zu wünschen, wußte jeden Einwand auf's beredtsamste niederzuschlagen. Die Männer fügten sich endlich und gingen, um ohne Verzug die Geldangelegenheit zu berathen.

Mit dem treuen und eifrigen Beistande Seethals, von dem es bekannt war, daß er in sehr reichlichen Verhältnissen lebte, gelang es dem Präsidenten, den mangelnden Betrag noch im Laufe des Tages in aller Stille zu erhalten, und der bucklige Secretair wurde verabredetermaßen verständiget. Während Beide aber hiermit beschäftiget waren, ahnten sie nicht, daß die vorher so gefaßte schöne Frau im verschlossenen

Zimmer mit wilder und doch machtloser Reue gegen sich selbst wüthete. Helenens Benehmen war ihr schon gestern unerklärlich gewesen, und war ihr heute noch unerklärlicher; an ihrer Schuldlosigkeit aber konnte sie nicht zweifeln. Auch hatte sie noch Muttergefühl genug, um mit Angst an die unsichere Lage, an die Leiden der entflohenen Tochter zu denken. Bald irrte sie, gegen sich selbst tobend, wie sinnlos im Zimmer umher, bald warf sie sich wie gelähmt in einen Sessel und grübelte über das Gethane, Geschehene, Erlebte. In dem einen Augenblicke hätte sie sich selbst zerstören mögen, weil sie gethan was sie gethan, und gleich darauf war sie ergrimmt, daß sie es nun nicht mehr thun, ihrer Eitelkeit und Putzsucht keine fernere Nahrung damit zuführen könne, sich einschränken solle.

Bei Tisch erschien sie nicht. Sie ließ sich mit Kopfschmerz entschuldigen und der Präsident mußte den beiden Kindern das Märchen von Helenens Reise erzählen.

Am Abend saß sie im vollen Putz und Schmuck, kaum verändert gegen sonst, in ihrer Theaterloge und erwähnte lächelnd gegen Bekannte, daß Helene zu einem längeren Aufenthalt bei Verwandten abgereist sei. —

Die vier Dienst- und Reisetage, zu denen sich Helene verpflichtet hatte, wirkten in aller Weise heilsam auf ihr Gemüth. Die schönen, reich wechselnden Gegenden, die sie unter dem heitersten Himmel durchfuhr, der Zwang, den sie ihren Beschützern gegenüber sich anthun mußte, dazu die lebhafte Spannkraft frischer Jugend und das Gefühl, einer täglich zunehmenden Angst entronnen zu sein, das Alles ließ allmählich das Vergangene vor der Gegenwart zurückweichen, und der feste Glaube, die Ihrigen, vor Allem den theuren Vater vor einem unsäglichen Unheil gerettet zu haben, die zuversichtliche Hoffnung, das Geschehene werde auch in dem Herzen der Mutter eine Wandlung und Umkehr herbeiführen, halfen ihr über alle Trennungsschmerzen und Entbehrungen hinaus. Sie ertrug den launenvollen steifen Hochmuth der Baronin mit der größten Geduld und erwies ihr jede Aufmerksamkeit, ohne ihr jedoch das geringste Zeichen des Wohlwollens entlocken zu können. Der Baron dagegen, der bald gemerkt hatte, daß sie ein vielseitig und fein gebildetes Mädchen sei, erwies sich sehr rücksichtsvoll und freundlich, unterhielt sich gern mit ihr und behandelte sie durchaus als eine Gesellschafterin. Als am vierten Tage in einem Städtchen, wo zum letzten Mal angehalten wurde, die Baronin erklärte, sie habe die junge Person nun nicht mehr nöthig, und Helene sich mit einigen schicklichen Worten verabschiedet hatte, ging er mit ihr hinaus und fragte sie, ob sie nicht geneigt sei, eine Stelle als Gouvernante in einem ihm verwandten Hause anzunehmen. Er wisse, daß man dort eine solche suche, und glaube sie mit gutem Gewissen empfehlen zu können. Da er erwähnte, daß das Gut der Familie noch etwa zehn Meilen weiter entfernt sei, so ging Helene dankbar auf den Vorschlag ein. Er schrieb dann im Zimmer des Wirths einen Empfehlungsbrief für sie, und begleitete sie selbst nach dem Posthause, während der Bediente ihr Kleiderpäckchen nachtragen mußte. Es war kurz nach Mittag und die Post sollte sogleich abgehen. Der wackre alte Herr besorgte einen Platz für Helene, gab ihr darauf ein Goldstück, um morgen vollends hinzufahren, wie er sagte, und entzog sich ihrem verschämten Danke durch eine rasche Entfernung.

Helenens Reisegesellschaft bestand in zwei gutmüthigen, aber überaus gesprächigen

Bürgerfrauen und einem Handlungsreisenden, der schon nach der ersten halben Stunde anfing, Helenen auf eine sehr täppische und zudringliche Weise den Hof zu machen. Zuerst suchte sie ihn kurz abzuweisen, dann schwieg sie beharrlich und sah aus dem Wagenfenster, allein er ließ sich durch nichts irre machen, schwatzte unaufhörlich, und wollte zuletzt sogar ihre Hand ergreifen. Nun aber fand sie plötzlich Beistand in den beiden Frauen, die mit lebhaften Scheltreden auf ihn einfuhren, und es entwickelte sich daraus ein langer heftiger Wortwechsel, in welchem er bereits völlig unterlegen war, als er den Wagen auf der nächsten Station laut pfeifend verließ. Durch die entschlossene Vertheidigung der weiblichen Würde glaubten die beiden Frauen indeß das Recht erlangt zu haben, nun Helene zum Opfer ihrer Neugier zu machen, und bedrängten sie beim Weiterfahren mit Fragen aller Art. Helene beschränkte ihre Auskunft auf die nächste Vergangenheit und nächste Zukunft und wußte geschickt die ehrlichen Frauen in Mittheilungen über ihre eignen Verhältnisse zu verwickeln, wobei sie so ausgiebig wurden, daß, wenigstens ihnen selbst, der Rest des Tages und der Reise auf das angenehmste verstrich.

Es war schon Nacht, als sie das Landstädtchen erreichten, in welchem Helene die Post verlassen mußte. Da das Posthaus zugleich Gasthof war, fand sie sogleich ein Unterkommen. Sie genoß etwas, ließ sich ein Kämmerchen anweisen und schlief dann fest und lange.

Ein nächtlicher Regen hatte die Erde erfrischt und die Luft abgekühlt, als Helene mit ihrem Päckchen durch anmuthige wiesengrüne Thalgründe dem Landgute entgegenwanderte, dessen Name auf dem Empfehlungsbriefe stand. Man hatte ihr im Posthause den Weg bezeichnet und einen Einspänner dahin angeboten, aber noch scheute sie jede Ausgabe, die sie vermeiden konnte. Einige Landleute, die ihr begegneten, grüßten sie zutraulich. Ein Dorfpfarrer blieb stehen und schaute der feinen edlen Gestalt sinnend nach. So zart sie erschien und so oft der Kummer über die Ihrigen und der Gedanke an Seethal sie übermannen wollte, sie war im Grunde eine kräftige, muthige Natur, entschlossen, alle Folgen ihres Schrittes geduldig zu übernehmen, und voll Gottvertrauen, voll Hoffnung auf einen endlichen befriedigenden Ausgang.

Als sie das stattliche und schön gelegene Landgut erreicht hatte und nach der Herrschaft fragte, wies man sie an die Wirthschafterin, eine derbe, runde, rothbäckige Frau, die sie mit großen Augen ansah, als sie ihr den Brief zur Weiterbeförderung überreichte und hinzufügte, daß sie darin als Gouvernante empfohlen sei. Die Stelle sei erst kürzlich besetzt, sagte die Wirthschafterin, und die Herrschaft mit Kindern und Gouvernante vor wenigen Tagen abgereist; es wundere sie, daß der Baron davon nichts gewußt habe. Helene, die mit ganz andern Erwartungen gekommen war, sah sich also wieder allen Zufällen preisgegeben, und wollte sich niedergeschlagen und verwirrt entfernen. Das litt Jene indeß nicht. Sie mußte zum Mittagessen bei ihr bleiben. Ueber Tisch fragte die Wirthschafterin, wohin Helene sich zu wenden denke. Ich weiß es noch nicht, antwortete sie. Ich muß allein durch die Welt gehen und kenne Niemand in diesen Gegenden. Ich muß es dem Zufall überlassen, ob sich mir ein Unterkommen oder eine Beschäftigung darbietet.

Dem Zufall? warum nicht gar! sagte die Wirthschafterin, welche Gefallen an dem gefaßten und bescheidenen Wesen ihres Gastes fand. Der Zufall ist ein unsicherer und gefährlicher Führer für ein so feines junges Mädchen. Ich will Ihnen etwas

sagen. In der Stadt — sie ist nur drei Stunden von hier und liegt gleich hinter der Bergkette — da habe ich eine Schwester; ihr Sohn ist Oberlehrer am Gymnasium. Die wissen sicherlich etwas Passendes für Sie, oder können Ihnen doch besser als ich rathen, wie Sie etwas finden. In der Stadt sind allerlei reiche Familien, auch Vornehme und Beamte, und mein Neffe hat viel Bekannte unter ihnen. Er ist ein sehr braver Mensch, der gern hilft wo es noth thut, und ich will gleich nach dem Essen ein paar Worte an ihn aufschreiben. Da der Baron Sie hierher schon empfohlen hat, so kann ich Sie mit gutem Gewissen weiter empfehlen, so kurz unsere Bekanntschaft auch ist. Wie? Sind Sie einverstanden? Ist es Ihnen recht?

Helene nahm es mit herzlichem Danke an und reichte ihr die Hand über den Tisch hin. Der Tausend! rief Jene, als sie dieselbe mit ihrer rothen kräftigen Rechten ergriff und kaum zu drücken wagte; Sie haben ja Hände wie eine Prinzessin.

Helene erröthete und sah in diesem Augenblicke so schön aus, daß die Wirthschafterin eine Zeit lang ihre Blicke nicht von ihr abwenden konnte. Es ist doch wohl besser, murmelte sie dann, ich schreibe nur an meine Schwester. — Sie führte darauf ihren Gast, denn das Mahl war geendigt, in eins der herrschaftlichen Zimmer und empfahl ihr, sich dort in einem weichen Sessel erst auszuruhen, da sie noch einen starken Marsch vor sich habe; sie selbst wolle inzwischen ihren Brief schreiben. Damit ging sie, und Helene befolgte ihren Rath, glaubte jedoch des Schlafes nicht zu bedürfen. Während sie aber noch mit Verwunderung und Dankbarkeit darüber nachdachte, wie sie doch immer noch gute Menschen getroffen habe, die sich ihrer angenommen, sank sie unvermerkt in einen tiefen erquicklichen Schlaf.

Beim Erwachen sah sie die Wirthschafterin vor sich stehen. Sie haben recht fest geschlafen, Fräulein, sagte diese. Ich habe unterdeß mein Schreiben zu Stande gebracht, auch den Kaffee gemacht und hier hereingetragen. Nun lassen Sie uns den trinken, und dann will ich Sie auf den Weg bringen. Nein, danken Sie mir nicht! fuhr sie fort, und wirklich wollte dies Helene so eben thun. Ich muß doch in etwas wieder gutzumachen suchen, was der Baron verdorben hat. Hier ist mein Brief! Ich habe an meine Schwester geschrieben, die sich mit ihrem Sohn dann schon berathen wird. Kommen Sie!

Beide setzten sich an den Kaffeetisch, labten sich an dem duftenden Tranke, und begaben sich darauf wieder nach dem Zimmer der Wirthschafterin, wo diese Hut und Tuch, Helene ihr Kleiderpäckchen an sich nahm. Dann gingen sie durch schöne Parkanlagen und zwischen Kornfeldern den dicht bewaldeten Berghöhen entgegen, während die Wirthschafterin von ihren Verwandten erzählte, denen sie ihre junge Begleiterin zusandte.

Dicht unter dem Walde lief ihr Pfad in einen Landweg aus, und hier trennten sie sich; Helene unter den wärmsten Danksagungen, die Andre unter herzlichen aufmunternden Worten und mit der Versicherung, sie werde das liebe Fräulein nächstens in der Stadt aufsuchen und freue sich auf das Wiedersehen.

So wanderte Helene denn abermals allein weiter, und wenn auch mit geringeren Hoffnungen als am Morgen, doch mit nicht geringerem Muth. Der Weg war sehr angenehm und lief über eine Stunde sanft bergan unter dem kühlenden Schatten des herrlichsten Buchenwaldes. Nur Wenige begegneten ihr, — einmal ein Mann mit einem Hundekarren, dann ein Knabe mit einem Theertopfe, weiterhin eine Frau,

die Kochgeschirr aus der Stadt geholt hatte. Als sie die Höhe erreicht hatte, wo der Weg sich wieder abwärts senkte, sah sie eine Bank am Wege und hätte gern ein Weilchen darauf ausgeruht, aber es saß dort bereits ein junger Mensch, dem Anschein nach ein Handwerksbursch, der sie, als sie näher kam, auf eine solche Weise anschaute, daß sie eilte, an ihm vorüberzukommen. Zu ihrem Schrecken sprang er auf und war sofort an ihrer Seite. Sie müßten zusammen gehn und nähere Bekanntschaft machen, sagte er.

Sie warf einen Blick auf ihn. Es war ein durchaus rohes Gesicht mit gemeinem thierisch aufgeregtem Ausdruck. Bitte, lassen Sie mich! sagte sie voll Angst. Bitte, gehn Sie voraus, oder lassen Sie mich vorausgehn!

Nein, nein, Schätzchen! sagte er; und thu nur nicht so vornehm! So dürfen wir noch nicht auseinander gehen. Ich muß mehr von Dir haben, als das bloße Ansehen.

Sie schwieg und beschleunigte ihre Schritte bis zum Laufen. Er blieb immer an ihrer Seite, lachte laut und drängte sich an sie. Das Laufen macht Dich nur müde, Schätzchen, sagte er, und hilft Dir doch nichts. Warum thust Du so pröde? Komm mit mir in den Wald hinein, da ist weiches Moos, da wollen wir uns aneinander setzen und plaudern. Was? Du willst nicht? Aber kenn' ich euch nicht? Ihr wollt immer zu euerm eignen Vergnügen gezwungen werden. Komm mit, Schätzchen! Komm!

Er umfaßte sie und wollte sie von der Straße zur Seite ziehen. Sie sträubte sich auf's äußerste, suchte ihn wegzustoßen und schrie laut um Hülfe. Der rohe Bursch versuchte lachend sie fortzuschleppen, als plötzlich ein kräftiger Stockschlag seinen Kopf traf, während eine helle vollklingende Männerstimme im Rücken der Ringenden rief: Halunke, laß' Er das Frauenzimmer los! — Der Getroffene fuhr mit einem ergrimmten Aufschrei zurück, ballte die Hände und wandte sich um. Mochte er nun denken, dem blonden Herren in Sommerkleidung und Strohhut, den er wie mit einem zweiten Hiebe drohend hinter sich erblickte, nicht gewachsen zu sein, oder mochte er ihn erkannt haben und fürchten, selbst erkannt zu werden, genug, er kehrte sich rasch ab, sprang über den kleinen Graben am Wege und verschwand im Walde.

Erst jetzt brach Helene in Thränen aus. Sie vermochte ihrem Befreier ihren heißen Dank vor Scham und Aufregung nur in einigen stammelnden Worten auszudrücken.

O, kein Wort darüber! sagte der Herr. Mich ärgert nur, daß ich nicht einen Paukenwirbel fortissimo auf seinem Rücken improvisirt habe. Bitte, weinen Sie nicht mehr! Sei'n Sie ruhig! Wenn aber solch Gesindel hier im Walde spukt, so dürfen Sie nicht allein gehn. — O Clärchen, da bist du ja! rief er einer heiteren schlanken Frau entgegen, die so eben aus dem dichten Buchengebüsch heraustrat. Komm! Wir müssen diese junge — er stockte einen Augenblick und betrachtete Helene, um eine passende Bezeichnung für sie zu finden, — diese junge Pilgerin, fuhr er dann lächelnd fort, in unsern Schutz nehmen.

Die Frau hüpfte mit gewandtem Anstande die kleine Böschung herab, eilte zu Helenen und trocknete ihr mit ihrem Tuche die Thränen von den Wangen, während der Herr kurz und mit einem etwas ergrimmten Humor das eben Vorgegangene

finde das sehr früh für eine solche Lebensstellung. Ich bezweifle jedoch nicht, daß Sie die erforderlichen Kenntnisse für dieselbe sich erworben haben werden. Zum Beispiel?

Helene bedachte sich ein wenig. Ich glaube, sagte sie dann, ich würde Französisch, Englisch, auch ein wenig Italienisch wohl lehren und in der Religion, der Geschichte, der Geographie und den Anfängen der Naturlehre unterrichten können.

Frau von Lips fing sogleich eine französische Conversation an, ohne sich dabei freilich in so gewählter und mitunter gesuchter Weise ausdrücken zu können, wie sie sich bemühte, es im Deutschen zu thun. Da sie bald gewahrte, daß Helene weit eleganter und fließender französisch sprach, als sie selbst, so ging sie in einen englischen Discurs über, aber auch hier war ihr Helene überlegen. Sie zeigte darüber eine heitere Zufriedenheit, und als ihr Mann, den kochenden Theekessel in der Hand und die drei Kinder an seinen Rockschößen, munter zurückkam, rief sie ihm entgegen: Liebster, man darf jedem Hause Glück wünschen, welches sich rühmen kann, eine so gebildete Gouvernante zu besitzen wie dieses Fräulein.

Darauf hätte ich gleich gewettet, sagte er. Hoffentlich — ist denn Thee im Topfe? unterbrach er sich. Ah ja! Er goß das Wasser auf und gab den Kessel an die Magd. Welch ein Genuß ist schon dieser Duft! (Er hielt das Gesicht in den Dampf des Theetopfes.) Sie werden selten etwas Feineres getrunken haben. Der Thee stammt von einer Großtante in Hamburg, die meine Frau kürzlich beerbt hat. Aber was ich sagen wollte, fuhr er fort, indem er sich zu ihnen setzte; hoffentlich, Fräulein Helene — ich darf Sie doch so nennen?

Ich bitte darum, sagte sie.

Hoffentlich sind Sie nicht abgeneigt —

— wenigstens heute in unserer Gesellschaft zu bleiben, fiel die Gattin ein. Wer weiß, was sich daraus entwickeln kann.

Ich erkenne ihre Güte, versetzte Helene; nur darf ich nicht zu spät in die Stadt gelangen. Ich weiß noch nicht, wo ich für die Nacht bleibe, habe auch vorher noch einen Brief abzugeben.

Herr von Lips wechselte einen Blick mit seiner Frau, den sie kopfnickend erwiderte. Sehen Sie, Fräulein Helene, sagte er dann, die Orientalen hatten oder haben noch manche recht hübsche und menschliche Gebräuche. Ich rechne dahin, daß sie sich Abends auf die Straße oder unter das Thor setzten, um ankommende Reisende einzuladen, bei ihnen mit ihren Kameelen und Eseln zu übernachten. Das scheint mir sehr nachahmenswerth. Nun haben wir zwar in unserm Hause weder Platz noch Futter für Kameele und Esel, aber dafür haben Sie diese nützlichen Thiere auch nicht bei sich. Uebrigens steht auch geschrieben, und nicht blos für Orientalen, sondern auch für Occidentalen: Herberget gerne. Wie wär's, wenn Sie für diesmal unser Gast sein wollten?

Aber wie darf ich das annehmen? sagte Helene erröthend.

Lieber Himmel, ganz einfach, natürlich, menschlich, erwiderte er; gerade so wie ich annehme, Sie hätten es angenommen.

Eben so dankbar als verlegen blickte Helene die Frau an. Ich bin ganz einverstanden, sagte diese, und würde mir dasselbe Erbieten, besser gesagt dieselbe Bitte erlaubt haben, wenn mein Gatte mir darin nicht zuvorgekommen wäre.

erzählte. Apropos! wandte er sich dann plötzlich an Helene, ich bin der Musikdirector von Lips und dies ist meine Frau.

Helene, die sich einigermaßen beruhigt hatte, fühlte die Aufforderung, die für sie darin lag, und sagte: Ich nenne mich Helene Meier, und komme jetzt von dem Gute O . . drüben im Thale, wohin ich als Gouvernante empfohlen war; aber die Stelle war schon besetzt und ich muß mich nach einer andern umsehen.

Mein Fräulein, sagte Frau von Lips, indem sie ihrem Manne einen Blick zuwarf, wir zählen darauf, daß Sie uns für jetzt erst nach unserm Theeplatze begleiten und sich dort in unsrer und unsrer Kinder Gesellschaft nach dem ausgestandenen Schrecken bei einer Tasse Thee erholen. Wir gehen dann zusammen in der milden Abendluft nach der Stadt, und das Weitere wird sich finden.

Wie sich im Leben Vieles findet was sich nicht gesucht hat, sagte der Musikdirector. Gehen wir? — Er reichte Helenen den Arm und führte sie, während seine Gattin vorausging, auf einem kleinen Umwege zu einer nicht funfzig Schritt entfernten freien Stelle, wo auf einem, von moosbewachsenen Erdbänken umgebenen Steintische sich eine reinliche Serviette mit Theegeräth, Weißbrod und Kuchen recht einladend zeigte. Dahinter, näher dem Walde, loderte unter dem Wasserkessel ein lustiges Feuer, bei welchem eine Magd kniete und gleichzeitig drei kleine Mädchen überwachte, deren ältestes etwa sieben Jahr alt sein mochte. Vor dem offenen Platze fiel der Berg steil ab und gewährte die schönste Aussicht auf ein breites reichbebautes Thal, durch das sich ein heller Fluß in sanften Windungen hinschlängelte, die Stadt mit ihren Thürmen und Mauern bespülend, die gerade gegenüber lag, aufwärts und abwärts von ihr umgeben von zahllosen Dörfern und Landgütern mit Gärten, Feldern, Wiesen und Weiden bis weit hinaus. Jenseits des Thales beschloß ein andrer bewaldeter Höhenzug, blau überduftet, das bunte Bild.

Nicht wahr? sagte der Musikdirector, als Helene überrascht hinausblickte; der Anblick bezahlt reichlich ein paar müde Beine. Und die Stadt dort ist auch ein behagliches Nest für Vögel wie wir sind. Es soll Ihnen bei uns schon gefallen.

Ich weiß ja noch nicht, ob ich hier bleiben kann, versetzte Helene.

Ei, das wird sich machen, sagte er mit heiterem Lächeln. Alles macht sich. Wir müssen nur selbst nichts machen wollen. Man muß an die Zukunft nicht denken, auch nicht an die Vergangenheit. Beides ist verkehrt, denn es bestiehlt uns um die Gegenwart, die doch unser sein soll. Die Vergangenheit ist einmal fertig, daran läßt sich nichts mehr thun, und die Zukunft kommt auch ohne unser Denken und Sorgen.

Frau von Lips hatte indeß die Kinder herbeigeholt, damit sie Helenen die Hand geben sollten, was sie mit vieler Freimüthigkeit thaten. Dann sprangen sie dem Vater nach, der sich bei dem Kessel zu thun machte, damit das Wasser bald in's Kochen käme, und die Mutter lud Helene ein, sich neben ihr auf die Moosbank zu setzen.

Mit dem Ausdruck Gouvernante, begann sie dann, pflegt man die Vorstellung einer gewissen Altersreife zu verbinden, und Sie, liebes Fräulein, scheinen doch noch im schönsten Jugendalter zu stehen.

Ich werde sehr bald achtzehn Jahr, erwiderte Helene.

Genau so dachte ich mir's; und ohne indiscret zu sein, darf ich doch sagen, ich

Und hören Sie! sagte der „Gatte“. Da wir uns einmal auf orientalischen Fuß gestellt haben, so gehört die Dankbarkeit auf unser Liniensystem, gar nicht auf das Ihrige, und wir wollen sie absingen wenn wir uns trennen, aber nicht eher. Nun ohne da capo zum zweiten Theil! Ist es ein Geheimniß, an wen Sie einen Brief abzugeben haben?

Helene holte ihn hervor und reichte ihn hin, und nachdem sie, ungeachtet der Ablehnung, erst ihr dankbares Herz ausgeschüttet, erzählte sie die Geschichte des Briefes.

Er ist an die verwittwete Pastorin Holtenau, die Mutter des Oberlehrers Holtenau, sagte der Musikdirector. Liebes Fräulein, beide sind ganz vortreffliche, höchst achtungswerthe Leute, würden aber die Letzten sein, an die ich mich in einer solchen Angelegenheit wendete. Sie leben sehr still und eingezogen. Ich glaube nicht, daß sie unter den höheren Ständen viel Bekanntschaft haben. Auf keinen Fall hat der Brief Eile; desto mehr unser Thee. Willst Du nicht einschenken, Clärchen?

Er stand auf und holte die Kinder herbei, die mit der Magd wieder nach dem Feuer gelaufen waren. Helene bat, ihr das Schenkengeschäft zu überlassen, was Frau von Lips ohne Umstände annahm, indem sie auch die Kinder an „Fräulein Helene“ verwies. Das Elternpaar sah es mit Vergnügen an, wie sie Jeden mit zierlicher Gewandtheit versorgte und zuletzt die Kleinste auf den Schooß nahm, ihr den Kuchen eintunkte und zum Abbeißen reichte. Die beiden andern Kleinen hatten links und rechts von Helenen ihre Tassen auf die Moosbank gesetzt und fingen an, erst schüchtern, bald aber immer zutraulicher mit ihr zu plaudern. Dann stand Frau von Lips auf und versorgte auch Helene, und als Groß und Klein gesättigt waren — auch die Magd wurde nicht vergessen —, machte Herr von Lips den Vorschlag, sich näher dem Abhange im Waldesschatten auf das weiche Moos zu lagern und dort ein Glas Wein zu trinken. Er nahm eine Flasche aus dem großen Henkelkorbe, der hinter einer Bank stand, suchte in ihm nach etwas und rief dann lachend: Wir haben die Gläser vergessen. Spült ein paar Obertassen! Das geschah, worauf man sich an den bezeichneten Platz begab und die Kinder hinter die Erwachsenen verwies, damit sie nicht den Abhang hinunterfielen. Sie steckten sich hinter ihre neue Freundin und legten sogleich mit ausgerupftem Moos und kleinen Zweigen ein Gärtchen an. Herr von Lips schenkte Helenen, seiner Frau und sich selbst Wein in die Tassen und begann sofort ein munteres Gespräch über die einzelnen Oertlichkeiten der Gegend, die sie vor Augen hatten und die durch fortgleitende kleine Wolkenschatten ein gar buntes, belebtes Aussehn erhielt. Auch die Frau wußte Manches hinzuzufügen und war heiter und gesprächig. Offenbar waren sie Beide gebildete, wohlwollende Menschen, aber wie Kinder, durchaus der augenblicklichen Gegenwart hingegeben, leichtlebig und frisch, sorglos und kummerlos, und die Stimmung, die so von ihnen ausging, theilte sich unvermerkt auch Helenen mit.

Als die Sonne tiefer sank und die Schatten sich längten, wurde Brod, Butter und kaltes Fleisch aus dem Korbe geholt. Frau von Lips versorgte damit ihren Mann und Helene, diese, wie auf stillschweigende Verabredung, die Kinder, deren jedes auch noch einen Tropfen Wein erhielt; dann ward mit dem Rest des Wassers der Rest des Feuers ausgegossen, alles Geräth in den Korb gepackt — ausgenommen die Weinflasche, mit welcher Herr von Lips versuchte, wie weit er sie von dem Abhange

in den Wald drunten schleudern könne, — dann der Korb der Magd übergeben, die aus freien Stücken auch noch Helenens Kleiderpäckchen zu tragen übernahm, und dann begab man sich auf den Weg zur Stadt. Der Musikdirector führte seine Frau und nahm das jüngste Kind an der Hand; Helene folgte ihnen, die beiden älteren Mädchen an den Händen, denen sie allerlei Geschichten und Märchen erzählte, ihnen und sich damit den Weg verkürzend. Einige Mal, wenn das Kleinste müde wurde, nahm der Vater es auf den Rücken und trug es, bis es wieder zu gehen verlangte. Für die Uebrigen war der Gang nicht ermüdend, da die Straße bis zur Stadt in sanfter Neigung fortlief. Als sie dieselbe erreichten, war die Sonne längst hinunter, die Sterne blinkten, die Straßenlaternen waren angezündet. Sie schritten durch einige Straßen und traten dann in das Haus, das sie bereits geöffnet und erleuchtet fanden, da ihnen die Magd schon seit einer halben Stunde rüstigen Schrittes mit dem Hausschlüssel vorangegangen war.

Bei dem Lichte entging es dem Ehepaare nicht, daß Helene von den Anstrengungen des Tages doch übermüdet war. Sie übergaben die Kinder daher einstweilen der Magd und führten ihren Gast hinauf in ein freundliches kleines Mansardenzimmer, wo ein frisch überzogenes Bett stand, wünschten ihr gute Nacht, und ließen sie bei ihrem Kerzenlicht allein. So erschöpft war Helene, daß es ihr während des Auskleidens nicht mehr gelingen wollte, einen klaren Gedanken festzuhalten, und selbst die schrecklichen Dinge, die sie aus dem Vaterhause fortgetrieben, schienen ihr schon vor langer, langer Zeit geschehen zu sein. Als sie sich niedergelegt hatte, suchte sie sich noch einmal zu sammeln, und dann entführte der Schlaf sie in die lieblichsten Traumgegenden.

Am folgenden Morgen hatte Helene sich soeben angekleidet, und dabei den besten Anzug aus ihrem geringen Vorrathe gewählt, als Frau von Lips sie zum Kaffee abholte, der an einem schattigen Platze in dem kleinen Blumengarten hinterm Hause aufgetragen war, wo sie den Hausherrn und die Kinder schon vorfanden, die Helene auf's Zutraulichste begrüßten. Nachdem die Erwachsenen ihren Kaffee und die Kinder ihre Milch genossen, wurden die Kleinen fortgeschickt, und Frau von Lips wandte sich mit einer gewissen freundlichen Großartigkeit an Helene und sagte:

Mein liebes Fräulein, nach einer reiflichen gemeinsamen Ueberlegung habe ich Ihnen im Einverständniß mit meinem Gatten einen Vorschlag zu machen, von dem wir lebhaft wünschen, daß er Ihren Beifall finden möge. Nach unserer Kenntniß der hiesigen Verhältnisse ist es nicht wahrscheinlich, daß sich so bald eine Gouvernantenstelle mit lohnender Einnahme für Sie aufthun sollte. Bis dies aber der Fall sein wird, bieten wir Ihnen an, einstweilen diese Stelle in unserm Hause zu übernehmen. Einstweilen, sage ich, um damit die völlige Freiheit dieses Verhältnisses zu bezeichnen; wornach Sie uns jeden Augenblick würden verlassen können, wir aber für Ihre sämmtlichen Bedürfnisse Sorge trügen so lange wir beisammen bleiben, ohne jedoch die beiderseitige Freiheit durch Festsetzung eines bestimmten Gehaltes zu beeinträchtigen.

Wenn Sie einmal Geld nöthig haben, sagte der Gatte, so brauchen Sie es natürlich nur zu sagen.

Das ist es, fuhr die Frau fort, was ich noch hinzufügen wollte, und es sollte

uns sehr angenehm sein, wenn Sie auf diesen freundschaftlichen Antrag vertrauensvoll einzugehen sich bewogen finden würden.

Helene war von diesem Antrage zwar überrascht und es wunderte sie, daß er nach so kurzer Bekanntschaft gemacht wurde, doch konnte sie ihn in ihrer augenblicklichen Lage nur willkommen heißen. Sie nahm ihn daher mit Dank an. Dann wurden die Kinder herbeigeholt und Frau von Lips stellte ihnen mit etwas mehr Feierlichkeit, als nöthig war, Helene als ihre Gouvernante vor, worauf sie mit den Kleinen in das Haus ging.

Helene wollte nun mit dem Hausvater verabreden, was sie etwa lehren solle; er behandelte das aber sehr leichthin und sagte: Ei, die Geheimnisse der Buchstaben und des Schreibens und die Mystik der Zahlen werden Sie Flora in gelegentlichen Halbstündchen schon beibringen. Von den beiden Kleineren kann noch keine Rede sein. Ein hübsches feines Betragen werden alle Drei von Ihnen lernen, das war mir gestern schon klar. Aber spielen Sie Klavier? Haben Sie darin schon unterrichtet?

Das hab' ich noch nicht gethan, antwortete Helene, aber ich glaube, ich würde es wohl können.

Nun, wissen Sie, sagte er, wenn Sie Flora darin unterrichten wollen, so will ich Sie dafür im Unterrichten unterrichten, und Beides kann zusammen gehn. Die Meisten denken, es genüge, Notenlesen und Fingerfertigkeit, etwas von den Taktarten, den Unterschied von Dur und Moll und Beachtung der Vorschriften über den Vortrag zu lehren; und ihre Schüler können denn auch im Umsehen etwas hertrommeln, was Väter und Mütter, Onkel und Tanten entzückt, und hilft ihnen nicht ihre gute Natur, so dilettiren sie lebenslang so weiter und meinen, sie hätten's. Nein, Fräulein Helene, jene Dinge sind nothwendig, aber nicht jedes, was nothwendig ist, ist auch schon genügend. Was man von Anfang an und immer beachten muß, ist die Ausbildung eines strengen und feinen Taktgefühls, eines zarten Gehörs, das keine unvorbereiteten Dissonanzen oder Quartsextaccorde, keine Quintengänge oder Querstände, keine Dissonanzen und verminderte Accorde ohne Auflösung erträgt, auch keine unvermittelten Uebergänge in fremde Tonarten, weshalb die Grundlagen der Harmonielehre unerläßlich sind; ferner die Ausbildung des Geschmacks für das Schöne und Edle, und des Gefühls für die Stimmung und Seelenbewegung, die den Tondichter erfüllten, als sein Werk daraus hervorging. Man sollte glauben, das Alles verstehe sich von selbst, aber Männchen und Weibchen seiltänzern darüber weg. Verstehen Sie mich, liebes Fräulein?

Ich glaube, ja; antwortete sie. Ich liebe die Musik, und hoffe mit Ihrer Hülfe weiter zu kommen.

Nun, rief er, da wären ja Glaube, Liebe und Hoffnung vorhanden, und so wird es schon etwas werden.

Sie nehmen die Sache so ernst, sagte Helene, daß Ihr Unterricht vortrefflich sein muß.

Ich meine selbst, daß er's sein müßte, entgegnete er, aber ich gebe keinen. Das vertrüge sich nicht mit unserer Stellung. Ich dirigire nur, und dabei müssen es Musiker, Solisten und Chöre machen, wie *ich* will, nicht wie *sie* wollen. Uebrigens kümm're ich mich um das Musiktreiben in der Stadt nicht, wenn ich mich nicht aus Höflichkeit einmal damit peinigen lasse. Sie thun's nur noch selten, und das,

meine Liebe, habe ich dadurch erreicht, daß ich alles ohne Unterschied so stark lobte, daß die Leute selbst lachen mußten oder sich schämten, immerhin aber den Schalk merkten und sich nicht mehr blamiren wollten. Man sagt, ein Kunstwerk solle vortrefflich sein oder gar nicht existiren. Daß aber der Vortrag einer Mozart'schen Arie oder einer Beethoven'schen Sonate auch ein Kunstwerk sei, fällt dem lieben eitlen Dilettantismus nicht ein. Na, wir wollen den Leuten ihre Thorheiten lassen, wenn sie uns damit nur nicht behelligen. — Willst Du ausgehn, Clärchen?

Die letzten Worte waren an seine Frau gerichtet, die so gekleidet zurückkehrte, daß dieses zu vermuthen war.

Ich will Fräulein Helene zur Pastorin Holtenau bringen, sagte sie, und vorher noch Einiges besorgen. Sie müssen mir die Indiscretion verzeihen, liebes Fräulein, daß ich mir inzwischen erlaubt habe, Ihre mitgebrachten Toilettengegenstände zu inspiciren. Sie bedürfen jedenfalls eines Hutes, eines Tuches, eines Sonnenschirms und noch einiger Kleider. Da wir versprochen haben, für Ihre Bedürfnisse zu sorgen, so wollen wir diese Ankäufe auf dem Heimwege abmachen.

Och! sagte Helene beschämt, verwirrt und zweifelnd, ob sie dies annehmen solle, da sie ja selbst noch Geld hatte.

Hörst Du, Clärchen? rief Herr von Lips. Dies ist das treffliche Och, die rechte Mitte zwischen Ach und Oh, das ihr für die gebildete Schriftsprache nicht gelten lassen wollt, als bestände die Reinheit der Sprache in ihrer Armuth.

Aber Niemand schreibt es, mein Theurer, warf sie ein.

Um so schlimmer! entgegnete er. — Während sie darüber noch scherzend weiter stritten, bedachte Helene, wie wenig jenes stolz widerstrebende Gefühl sich mit ihrer jetzigen Abhängigkeit vertrage; wie Versorgungen solcher Art ja auch nur an die Stelle eines Gehaltes treten sollten, und wie Verhältnisse eintreten könnten, wo sie ihren Geldvorrath bitter nöthig habe. Sie unterdrückte daher ihre Empfindungen und stellte sich Frau von Lips zur Verfügung.

Sie begaben sich sogleich in die nächsten Läden, und die feine Frau überließ ihr ganz die Auswahl der Sachen. Hut, Tuch und Sonnenschirm mußte sie sogleich an sich nehmen; die Kleiderstoffe sollten in's Haus geschickt werden. Natürlich hatte Helene überall das schicklichst Einfache gewählt; Eins aber war ihr aufgefallen. In allen vier Läden, die sie besuchten, zeigten sich die Leute anfangs verdrossen und wenig gefällig, bis Frau von Lips die gefüllte Börse auf den Tisch legte, worauf sie dann ebenso diensteifrig und höflich wurden. Helene sann über diese Sonderbarkeit noch nach, als sie die Wohnung des Oberlehrers Doctor Holtenau erreichten und sich bei der Frau Pastorin melden ließen.

Die alte Dame war eine ruhige, freundliche, mütterliche Erscheinung und empfing die Eintretenden mit wohlwollender Artigkeit. Frau von Lips stellte ihr Helene vor und sagte dann: Unsere junge Freundin bringt Ihnen einen Brief Ihrer Schwester. (Helene überreichte ihn.) Haben Sie vor Allem die Gewogenheit, denselben zu lesen, damit wir uns über seinen Inhalt weiter berathen können.

Die Pastorin holte ihre Brille hervor, las und sagte, indem sie den Brief zusammenfaltete, sie werde mit ihrem Sohne darüber sprechen, der vielleicht, wenn auch nicht sogleich, eine passende Stelle ausfindig machen könne. — Es eile durchaus nicht, meinte Frau von Lips, da sie Helene einstweilen zu ihren eigenen Töchtern genommen

hätten, die doch allmählich einer solchen Führung bedürften. — Die würdige Dame sah sie etwas erstaunt an, erkundigte sich aber sogleich bei Helene nach ihrer Schwester, deren Güte diese nicht genug rühmen konnte. Dann unterhielten sich die beiden Frauen eine Zeit lang über andere Dinge, und die Besuchenden empfahlen sich um nach Haus zurückzukehren.

Es fand sich keine andre Stelle, und Helene blieb im Hause des Musikdirectors. Das Ehepaar behandelte sie fortwährend mit der größten Freundlichkeit, ja wie ein Glied der Familie, die Kinder hingen leidenschaftlich an ihr, aber welche Wirthschaft führten diese guten Leute! Eine solche Sorglosigkeit und Leichtlebigkeit war Helene noch nicht vorgekommen. Für alle Nahrungsbedürfnisse mußte die Magd sorgen, der das Geld dazu ungezählt eingehändigt wurde und die nie Rechnung abzulegen brauchte. Zum Glück war sie treu und ehrlich, aber der Geist ihrer Herrschaft schien auch auf sie übergegangen zu sein, und es geschah nicht selten, daß sie erst kurz vor Mittag erklärte, sie habe heute nichts Ordentliches auftreiben können und daher nicht gekocht. Dann hielt die gnädige Frau eine kleine wohlgesetzte Rede über die häuslichen Pflichten, der Gatte rieb sich lachend die Hände, und die ganze Familie wanderte auf's Land hinaus, um sich dort mit einigen Schalen saurer Milch zu sättigen. Ueberhaupt blieben sie bei günstiger Witterung selten zu Haus. Die Umgegend hatte so viele schöne Punkte auf den Bergen und im Thale, und alle mußten besucht werden. Geschah dies in Gesellschaft, so blieb Helene mit den Kindern daheim. Ebenso, wenn das Ehepaar Einladungen in der Stadt erhielt, was gegen den Herbst zu immer häufiger stattfand; denn in der sogenannten guten Gesellschaft waren sie wegen ihrer heitern Lebhaftigkeit und feinen Bildung immer willkommen, und obwohl man wissen wollte, daß ihr Adelsprädicat mehr als zweifelhaft sei, so wurden sie doch gerade wegen desselben ausgezeichnet, und ihn nannte man allgemein Herr von Lips, nie Herr Musikdirector. Aber auch wenn sie mitunter im eignen Hause Abendgesellschaft hatten, zog sich Helene möglichst davon zurück. Sie suchte auf alle Weise verborgen zu bleiben.

Dies gelang ihr nur zum Theil. Sie hätte nicht so jung, nicht eine so kräftige gute Natur, nicht so schuldlos, nicht in einer stets so heiteren Umgebung sein dürfen, wenn ihr geheimer Kummer, so groß er war, nicht allmählich hätte in den Hintergrund treten sollen. Da freilich stand er fest und unverrückbar, und das schützte sie davor, in dem sorglosen Strudel der Andern mit fortgespült zu werden. Nach und nach aber konnte sie ihre Gedanken von ihm abwenden, frischer wieder in die Welt blicken, ja ihre frühere Lebhaftigkeit und Heiterkeit zum Theil wiedergewinnen. Die Folge war, daß sich auch ihr Aussehen änderte, ihre schönen dunklen Augen den alten Glanz, ihre anmuthigen Wangen die frühere Röthe wieder erhielten. Die männliche Jugend wurde aufmerksam auf die schöne Gouvernante, suchte ihren Anblick zu erhaschen und sich ihr zu nähern. Sie aber suchte sich nur um so mehr zurückzuziehen. Ob sie Seethals noch gedachte? Ja, mit der Wehmuth, mit der man einer getäuschten Hoffnung nachblickt, mit der man eine liebliche Erwartung aufgibt. Das Verhältniß war doch zu unentwickelt gewesen, um tiefere Spuren in ihrem Gemüth zu hinterlassen.

Nicht blos den Kindern widmete sich Helene mit liebevoller Sorgfalt, sie bemühte sich auch, Ordnung in den leichtfertigen Haushalt zu bringen, und erreichte es einigermaßen; später im Jahre sorgte sie für Anschaffung von Wintervorräthen, worüber Herr von Lips verwundert lachte, was Frau von Lips als eine Vorsicht gebührend pries, woran aber Beide noch nie gedacht hatten. Alle Näharbeiten im Hause verrichtete Helene. Durch alles das wurde sie dem Ehepaare, das seiner Schmetterlingsnatur um so freier folgen konnte, immer unentbehrlicher. Sie ließen es ihr an nichts fehlen, und beschenkten sie am Christfeste sehr reichlich.

Wunderliches aber erfuhr sie allmählich durch die Hausmagd, die schon seit Jahren im Dienste der Herrschaft war und die Absicht hatte, sich nie von ihr zu trennen. Herr von Lips bezog nur ein mäßiges Gehalt und außerdem den Ertrag von drei Winterconcerten. Aber weder er noch seine Frau dachten je an eine Eintheilung ihrer Einnahmen, an eine Beschränkung ihrer Ausgaben. Alles eingegangene Geld wurde offen in den Auszug einer Commode geschüttet, der nur bei Nacht oder wenn Alle ausgingen verschlossen war, und aus dem jeder von ihnen nahm, was er bedurfte. Letzteres hatten sie sogar Helenen freigestellt, die es aber nicht angenommen. Obgleich sie nun eigentlich einfach und mäßig lebten, so geschah es zu Zeiten doch, daß der Kasten plötzlich leer war. Dann wurden alle Bedürfnisse auf Rechnung genommen. Neue Einnahmen deckten hernach kaum die alten Schulden und es wurden neue und größere gemacht, bis Niemand mehr borgen wollte, die Familie in wirkliche Noth gerieth, und die Sache zum Stadtgespräch wurde. Schon dreimal war es dahin gekommen. Die beiden ersten Male hatten reiche Gönner und wohlhabende Freunde die Schulden heimlich bezahlt und die Quittungen Jenen von unbekannter Hand zustellen lassen, was sie denn jedesmal in ihrer Herzenserleichterung durch eine sehr heitere Abendgesellschaft gefeiert hatten. Beim dritten Male war ihnen zur rechten Zeit eine Erbschaft von einigen tausend Thalern zugefallen. Aber auch diese hatte Herr von Lips, nach Bezahlung aller Schulden, nur in den Commodenkasten geschüttet, und noch jetzt lebte man davon, wenn auch ohne Verschwendung, als ob das Geld kein Ende nehmen könne. So ging der Winter vorüber, es wurde Frühling, der Sommer kam.

Je näher der Jahrestag rückte von Helenens Flucht aus dem Vaterhause, desto lebhafter trat die Erinnerung daran wieder in ihr hervor, desto sehnlicher wurde ihr Verlangen, zu erfahren, wie es dem Vater und den Geschwistern ergehe, und ob ihre unglückliche Mutter ihr zweifaches schweres Unrecht nicht bereue. Nach vielen Erwägungen, Zweifeln und inneren Kämpfen schrieb sie endlich an ihre Mutter selbst, gerade an jenem Jahrestage:

„Darf Helene auf einige Nachrichten von den geliebten Ihrigen hoffen, die sie „heiß ersehnt und um die sie flehentlich bittet, so werden diese sie erreichen unter „der Adresse: Helene Meier beim Musikdirector von Lips in G . . . .“

Sie glaubte diesen Zeilen nur noch das Datum hinzufügen zu dürfen, versiegelte, adressirte sie und trug sie tief bewegt selbst nach der Post. Nach einigen Tagen gespannten Harrens lief die Antwort ein. In dem Couverte lag eine Visitenkarte der Präsidentin, auf welche dieselbe mit fester rascher Hand geschrieben hatte: „Helene ist für uns gestorben und begraben.“ Weiter unten fanden sich in weniger sicheren

Schriftzügen die vier Worte: „Alle befinden sich wohl." Auf der Rückseite stand, sehr flüchtig mit Blei geschrieben: „Fernere Zuschriften werden nicht angenommen." —

Wie bitterlich weinte Helene in stillen Nächten über diese Antwort und über Alles, was sie daraus schließen mußte! Die Karte verbrannte sie. O hätte sie die Erinnerung an sie mitverbrennen können! Es währte viele Wochen, ehe sie wieder ihre vorige Fassung und Heiterkeit gewann. Als jedoch der zweite Herbst gekommen war, traten andere Sorgen an sie heran.

Die erforderlichen Wintervorräthe mußten eingekauft werden und Helene bat Frau von Lips um das dazu nöthige Geld. Frau von Lips zog den Geldkasten heraus, blickte hinein, schob ihn wieder zu, drehte sich um und sagte: Beste Helene, es ist eine unangenehme Wahrheit, über welche man, wie über alles Unangenehme, nicht weiter grübeln darf, aber eine Wahrheit ist es, daß wir nur noch einige Thaler vorräthig haben, die zu Flora's Geburtstagsfeier verwendet werden müssen. Unter diesen Umständen wird es vernünftiger und angemessener sein, keine Vorräthe anzuschaffen, sondern bis auf Weiteres, d. h. bis wiederum Geld einfließt, alle Bedürfnisse bei den Leuten auf Rechnung zu nehmen.

Ist auch bequemer und viel anständiger, als immer die schmutzigen Münzen zwischen den Fingern zu haben, sagte Herr von Lips, indem er von einer Partitur, die er durchlas, so heiter lächelnd aufblickte, als wäre ihm die erfreulichste Neuigkeit mitgetheilt. Ueberlassen wir das den Geldmenschen, den Mammonanbetern, denen mit ihren elenden Groschen alle Lust und Fröhlichkeit des Lebens verlischt.

Da Beide die größte Neigung zeigten, von einer so unbedeutenden Sache nicht weiter zu reden, so fand Helene Zeit zu einiger Ueberlegung, und sagte dann: Bitte, hören Sie mich an! Es ist doch wirklich nöthig, daß Jemand den Haushalt überwache und für ihn einstehe; allmählich ist dies mir zugefallen und ich thue es gern; aber auf die vorgeschlagene Weise kann ich nicht verfahren.

Es hat gar keine Schwierigkeit, liebe Helene, sagte Frau von Lips; das kann ich aus Erfahrung versichern.

Im Gegentheil, sagte der Gatte; es erleichtert das Leben außerordentlich, es setzt ihm gleichsam Flügel an. Außerdem, Helenchen, wissen sie nicht, wo der Kaiser sein Recht verliert?

Helene suchte ihnen alle Nachtheile einer solchen Wirthschaftsweise begreiflich zu machen, ließ sich auch nicht dadurch beirren, daß Frau von Lips citirte, grau sei alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum, und sagte zuletzt: Ich besitze noch einige Ersparnisse aus früheren Zeiten, mit denen ich, für den Haushalt allein, bis zu Ihren nächsten Einnahmen auszureichen denke —

Kein Wort weiter! unterbrach sie Herr von Lips, während ein plötzlicher Ernst vorübergehend durch seine Züge glitt. Das darf nicht sein! Setzen Sie hinter dies Kreuz nur gleich wieder ein Bquadrat, Helenchen! Wissenschaft ist eine edle Sache, aber hiervon will ich nichts wissen.

Warum aber, meinte Frau von Lips, sollen wir der guten Helene in einer solchen Kleinigkeit nicht dankbar nachgeben, wenn sie die Ueberzeugung hegt, daß dieses bei Weitem das Vernünftigere und Vortheilhaftere sei?

Was gehn uns Vernunft und Vortheil an? versetzte er lachend. Kennt Ihr Diesen und Jenen? Holen kann er mich vielleicht, obgleich ich besseres hoffe, aber

ehe er mich dazu verleitet, will ich ihm so viele Choräle von Johann Eccard und Leo Haßler zu hören geben, daß er mit dem Gegentheil von Wohlgeruch abziehen soll.

Er scherzte noch lange munter fort, blieb aber fest, und Helene entfernte sich. Sie fühlte zum ersten Mal, seit sie in dem Hause war, das Bedürfniß eines guten treuen Rathes und wußte Niemand, dem sie sich anvertrauen könne, als etwa die Pastorin Holtenau. Die würdige Frau hatte seit jenem ersten Besuche einen gewissen Verkehr, nicht sowohl mit Lipsens, als mit Helene forterhalten und ihr stets die freundlichste Zuneigung bewiesen, ihr auch in häuslichen Dingen mehr als einmal den besten Rath ertheilt, und wenn ihn Helene auch nicht verlangt hatte, so hatte sie ihn doch befolgt und stets bewährt gefunden.

Nach kurzem Bedenken begab sich Helene zu ihr, fand sie, wie immer, allein, und setzte ihr im Vertrauen ihre Verlegenheit auseinander.

Die Lipsische Geldwirthschaft ist leider bekannt, sagte die gute Alte, und die Leute sind schon öfter in ähnlicher Lage gewesen. Sein Widerstand bei Ihrem Anerbieten, liebes Kind, freut mich übrigens; er zeigt, daß er bei allem Leichtsinn doch ein braver Mensch ist. Sie aber haben vollkommen Recht darin, daß Sie sich gegen ein solches Schuldenmachen sträuben; nur weiß ich nicht, wie man da helfen soll. Hätten Sie etwas dawider, daß wir meinen Sohn mit in's Vertrauen zögen?

Nein, Helene hatte nichts dagegen. Sie kannte ihn zwar noch nicht, hatte aber immer nur mit großer Achtung und Anerkennung von ihm reden hören. Die Mutter ging und kehrte bald mit einem ernsten jungen Mann von schlanker Gestalt, hoher freier Stirn und wundersam glänzenden tiefgrauen Augen zurück, den sie als ihren Sohn, Doctor Holtenau, vorstellte und mit Helenen bekannt machte. Er setzte sich nach einigen freundlichen Worten zu ihnen, die Mutter berichtete ihm, worum es sich handle, und verlangte schließlich seinen Rath.

Zu rathen ist da nicht, nur zu helfen, sagte der Doctor. Das Ihrige, mein Fräulein, es sei wenig oder viel, dürfen Sie keinenfalls in dies bodenlose Gefäß schütten. Aber vielleicht könnte man für Herrn von Lips einen Credit eröffnen unter der Bedingung, daß Sie allein und nur zu den regelmäßigen Haushaltungsausgaben das Nöthige erheben dürften, er dann aber von seinen nächsten Einnahmen das Erhobene zurückzahlte. Was meinen Sie dazu?

Helene fand eine solche Einrichtung zwar sehr vernünftig, glaubte aber, daß sie sich kaum mit ihrer Stellung vertrüge und dieselbe ändern müsse. Mutter und Sohn meinten, daß dies bei der bekannten Art des Ehepaares schwerlich zu fürchten wäre, und überzeugten Helene, nach einer ausführlichen Besprechung der Verhältnisse, daß auf andere Weise nicht zu helfen sei. Der Doctor, der während dieser Verhandlung großen Antheil an Helene zu nehmen schien und seine Augen kaum von ihr abwandte, erbot sich, die Sache mit Herrn von Lips zu ordnen. Die Mutter aber erinnerte daran, daß der Herleiher auf jeden Fall eine bestimmte Bürgschaft oder Sicherheit verlangen werde.

O, dazu, sagte Helene lebhaft, lassen Sie mein Aufgespartes dienen! Das braucht Herr von Lips nicht zu erfahren. Es wird hinreichen. Es sind siebzehn doppelte und siebzehn einfache Louisdor.

Nein, nein! sagte Holtenau. Das wird unnöthig sein. Er hat ja noch das Haus. Aber diese Goldstücke — sind es nicht Geburtstagsgeschenke aus glücklicheren Zeiten?

Helene schwieg einen Augenblick. Es ist so, sagte sie dann, indem sie eine vorquellende Thräne zwischen den Wimpern zerdrückte; aber bitte, fragen Sie nicht weiter.

Warum blickte er sie so lange mit halb verschatteten Augen an? Warum strich er dann so nachdenklich mit der Hand über die Stirn? Und warum versprach er mit so warmem Eifer, noch heute Alles in Ordnung zu bringen? — Und als Helene nach herzlichen Dankesworten sich verabschiedete, warum erröthete sie, als er ihr lebhaft die Hand drückte? warum zitterte ihre Hand in der seinigen? warum war beim Heimgehn ihr Auge so träumerisch und ihr Schritt so leicht?

Der Doctor hielt sein Versprechen. Noch denselben Abend besprach er sich mit Herrn von Lips, leitete die Sache mit der größten Schonung Helenens ein, brachte seinen Vorschlag auf das zarteste an, setzte ihn aufs entschiedenste durch. Herr von Lips behandelte die Sache zwar wie ein heiteres verwickeltes Räthsel, wie einen unterhaltenden Scherz, fühlte aber wohl die Feinheit der Güte, den besonnenen Ernst seines Helfers, umarmte ihn schließlich dankbarlichst und bat ihn, sein Haus doch öfter zu besuchen. Holtenau versprach es, und auch dieses Versprechen hielt er.—

Es war fünf Jahre nach dem Verschwinden Helenens aus dem väterlichen Hause. Guido befand sich auf der Universität, Anna in einer Pensionsanstalt, der Präsident war in den wenigen Jahren zum Greise geworden und ein unausgesetzt nagender Kummer hatte seine Züge mit tiefen Furchen durchzogen. Seine Aufmerksamkeit, seine Ritterlichkeit gegen die schöne Frau hatte sich nicht vermindert, dennoch hatte sich seit Helenens Flucht ein Schatten zwischen Beide gelagert, dessen sich jedes bewußt war, ohne es dem Andern merken zu lassen. Bei der Präsidentin aber hatte sich allmählich ein Körperleiden entwickelt, dessen Unheilbarkeit sie dunkel ahnte, das sie lange zu verbergen und im Wirbel bunter Zerstreuungen zu vergessen wußte, das aber nun, auf's bedenklichste gesteigert, sie schon wochenlang auf dem Krankenlager niederhielt. Wer hätte die ehemalige siegende Schönheit wieder erkannt in dieser abgemagerten, entstellten, bleichen Gestalt mit den harten Gesichtszügen, den stechenden ruhelos irrenden Augen, den eingekniffenen, zerbissenen Lippen? Außer dem Arzte und der Wärterin wollte sie Niemand sehen, selbst ihren Gemahl nicht, und auch die Wärterin durfte das Gemach nur betreten, wenn die Kranke klingelte. Und doch hätte die Unglückliche wahrscheinlich die wildeste Gesellschaft leichter ertragen, als diese entsetzliche Einsamkeit. Den Gedanken, daß es mit ihr zu Ende gehe, wollte sie nicht an sich heranlassen, und doch rang sie unaufhörlich mit ihm. Noch war ja Leben in ihr, noch fühlte sie sich nicht ganz entkräftet, sie konnte sich noch bewegen, konnte noch reden und anhaltend reden. Aber in einer ihrer schlaflosen Nächte hatte sich ihr Zustand in wenigen Minuten sonderbar verändert.

Doctor, sagte sie, als ihr Arzt zur gewöhnlichen Zeit hereintrat, — Doctor, was ist das? Alle Schmerzen haben mich diese Nacht verlassen, aber ein anderes unbeschreibliches Gefühl ist an die Stelle getreten, das kein Schmerz, aber schrecklicher ist, als alle Schmerzen. Doctor, ist dies das Sterben? Ich verlange Wahrheit. Ich muß es wissen.

Warum müßten Sie das wissen, gnädige Frau? fragte der Arzt.

Weil sonst ein Geheimniß mit mir geht, sagte sie schaudernd, an dem mehr hängt als ein Leben, mehr als die armselige Schonung einer Sterbenden. Verbergen Sie mir die Wahrheit, so begehen Sie ein Verbrechen.

Der Arzt erkannte, daß er sie nicht täuschen dürfe. Nach sorgfältiger Prüfung ihres Zustandes sagte er: Ihr Vorgefühl war das richtige, gnädige Frau. Weder Kunst noch Natur vermag Ihr Leben mehr zu erhalten.

Sie fuhr zusammen, sie schloß die Augen und lag einige Minuten schweigend. Dann blickte sie mit einem schweren Seufzer auf und klingelte. Die Wärterin trat ein. Mein Mann und der Regierungsrath von Seethal sollen zu mir kommen, sagte die Kranke.

Und möglichst bald! flüsterte der Arzt der Wärterin zu. Diese eilte fort.

Die Kranke ersuchte den Arzt, ihr ein Kästchen zu reichen, aus dem sie ein Papier nahm, und bat ihn dann, sie allein zu lassen, aber in der Nähe zu bleiben. Was mochte, als er gegangen war, in ihrer Seele vorgehen? Ihre Gesichtszüge waren wie die einer heftig Weinenden, ohne daß ihre vertrockneten Thränenquellen einen Tropfen hervorbrachten; mehrmals durchzuckten gewaltsame Erschütterungen den ganzen Körper; dann kam es wie eine Art Ruhe und Stille über sie. Und so fanden sie die beiden Männer. Sie hatten im Vorzimmer mit dem Arzte gesprochen und traten in tiefster Bewegung und mit nassen Augen an das Sterbelager.

Setzt euch! sagte die Unglückliche, indem sie den ganzen Rest ihrer Kräfte zusammenraffte. Und nun hört mich! Könnt ihr mir vergeben, so thut's; ich bitte nicht darum; ich kann es selbst nicht. Aber das wisset: Helene war unschuldig; ich bin die Schuldige.

Die Eröffnung traf die beiden Männer wie ein Blitz. Entsetzlich! stammelte der Präsident; und Du konntest —

Ja, sagte sie. Aber still! Ich will bekennen, Alles bekennen, von Anfang an. Ich will Niemand anklagen, nicht meine Eltern, nicht meine Erzieher. Es stak in mir: ich mußte überall die Glänzende, Bewunderte, Beneidete sein; ich mußte immer prunken, immer mit dem Neuesten und Kostbarsten geputzt sein. Solange mein Vater lebte, machten es mir seine Zuschüsse, als er starb, mein Erbtheil möglich. Auch dies nahm zuletzt ein Ende. Ich beschloß, mich einzuschränken, aber ich vermocht' es nicht über mich. Ich gerieth in Schulden. Um der Schmach einer Schuldklage zu entgehen, holte ich zum ersten Mal eine kleine Summe aus dem Geldschranke. Bei tiefer Nacht nahm ich die Schlüssel von Deinem Nachttische und legte sie hernach wieder hin. Auf dieselbe Weise erstattete ich den Betrag wieder von meinen nächsten Toilettengeldern. Ganz so machte ich's noch einmal. Beim dritten Mal unterließ ich die Wiedererstattung — es war ja nichts bemerkt worden — und dann holte ich mehr und immer größere Summen. Und endlich kam die Entdeckung.

Sie schwieg vor Erschöpfung und wollte die Augen mit dem Arm bedecken, aber er sank kraftlos nieder. Die beiden Männer starrten sie athemlos an, der Präsident mit dem Ausdruck eines namenlosen Schmerzes. Und Helene? fragte er endlich.

Wieder ruckte eine heftige Erschütterung alle Glieder der unseligen Frau zusammen. Warum — sagte sie, und ihre Stimme war plötzlich heiser geworden und ihre eingesunkenen Augen irrten hin und her. — Warum nahm sie die Schuld auf sich? Weißt Du's? Ich nicht. Als sie es that, hielt ich sie auch für schuldig. Ich

glaubte, sie habe im Kleinen gethan, was ich im Großen, und auf demselben Wege. Ihre Flucht schien das zu bestätigen. Aber ich rechnete zusammen, was ich genommen und was ich noch hatte, und es war die fehlende Summe. Da hatt' ich einen schrecklichen Tag. Aber sie war fort, das hatte mich gerettet. Sie mußte fort bleiben. Als sie mir dies schickte (sie gab dem Präsidenten Helenens Brief), schrieb ich ihr, sie sei todt für uns. Nein! Sie darf nicht kommen. Warum hat sie es auf sich genommen? —

Von diesem Augenblicke an verfiel sie in Irrereden, wilde Phantasien, klagte über Erblindung und wurde schwächer und schwächer. Seethal hatte Helenens Zeilen gelesen, und selbst das Elend der Sterbenden konnte die tiefe Erbitterung nicht mildern, die er empfand. Er entfernte sich, schickte den Arzt hinein, blieb aber im Hause, im Zimmer des Freundes.

Es währte nicht lange, als der Präsident schwankend und mit strömenden Thränen zu ihm kam und in stummem Schmerz ihn umarmte. Sie hatte geendet. Von Tröstung konnte nicht die Rede sein. Seethal fühlte, daß dem edlen Greise mehr geraubt war, als der Tod ihm hatte nehmen können. Er verließ ihn nicht, schrieb statt seiner an Guido und Anna und besorgte alles Nöthige zum Begräbniß.

Der Präsident wollte keinen Andern sehen. Er vergrub sich in seinen Schmerz und sein Gemüthszustand war in den ersten Tagen wahrhaft besorgnißerregend. Er weinte nicht mehr. Er stand oder saß stundenlang unbewegt und starrte auf denselben Fleck, theilnahmlos für Alles, was um ihn vorging, ohne ein Wort zu sagen, ohne auf eine Frage zu antworten. Erst am Vortage der Bestattung, die in der frühesten Morgenstunde geschehen sollte, brach er dies Schweigen und schüttete seinen ganzen Jammer in das Herz des Freundes aus.

Seethal unterbrach ihn nicht, suchte auch die Ursachen seines Schmerzes nicht in ein milderes Licht zu stellen, ja er trieb ihn an, Alles herauszusagen, was sein Inneres zerriß und durchwühlte, und dann erst sagte er: Gewiß gehört es zu dem Allerbittersten, zu erfahren, was Sie, mein würdiger Freund, erfahren haben. Aber vergaßen sie denn, von welch wiedergewonnener Zukunft die verlorne Vergangenheit aufgewogen wird? welch ein reiner und würdiger Gegenstand für Glauben, Liebe, Ehre und Vertrauen Ihnen in Helene zurückgegeben wird? Ich habe Alles vorbereitet, daß wir morgen, gleich nach dem Begräbniß, abreisen können, um sie aufzusuchen, deren edles Bild, Gott sei Dank, klar und gereinigt wieder vor uns steht. Mit welchem Gefühl werden Sie die theuere Tochter wieder in die Arme schließen!

Diese und ähnliche Worte gaben den Gedanken des Vaters eine andere Richtung. Er war ganz einverstanden mit der Reise und dankte Seethal für seine Vorkehrungen. Das Leben gewann wieder Werth für ihn, die jahrelang erstickte Liebe zu der Tochter glühte in reiner heller Flamme empor.

Noch einmal, beim Begräbniß selbst, übermannte es ihn mit tiefschmerzlichem Grauen, seine reinsten und besten Gefühle jahrelang an ein so unwürdiges Wesen verschwendet zu haben. Dann, heimgekehrt, stieg er mit dem Freunde aus der Trauerkutsche in den mit Extrapostpferden bereitstehenden Reisewagen, und bald rollten sie — es war wieder um die Erntezeit — auf derselben Straße dahin, auf welcher Helene in jener Nacht aus der Vaterstadt geflohen war.

Was die immer näher rückende Aussicht auf die Wiedervereinigung mit einer geliebten Tochter, die Theilnahme eines mitfühlenden Freundes und eine fast dreitägige Fahrt durch mannigfaltige fruchtbare Landstriche zur Herstellung eines schwer verwundeten Gemüthes thun konnten, hatten sie an dem Präsidenten gethan, als die Reisenden an ihr Ziel gelangt waren und vor dem ersten Gasthofe der Stadt ausstiegen. Beide hatten keinen andern Gedanken, als Helene sobald wie möglich zu sehen. Sie überließen dem Bedienten die Sorge für Logis, Wagen und Gepäck und ließen sich sogleich nach der Wohnung des Musikdirectors von Lips weisen. In der Hausthür trafen sie ein spielendes Kind von etwa acht Jahren.

Ist hier Fräulein Helene Meier? fragte Seethal.

Das kleine Mädchen sah ihn verwundert an und fragte: Wer? Tante Helene?

Ja, ja! versetzte der Präsident.

Nein, sagte das Kind. Hier ist sie nicht, aber ich will Sie hinbringen.

Die Kleine sprang voraus und sie folgten ihr durch einige Straßen, dann lief sie, indem sie sich umsah und winkte, in ein Haus und rief: Tante Helene! Hier sind Herren, die nach Dir fragen.

Eine Stimme aus dem inneren Theile des Hauses rief: Bist Du's, kleine Blanca? Führe die Herren in die Stube! Gleich kommt Jemand.

Die Eintretenden erkannten die Stimme. Der Präsident zitterte heftig und wollte ihr zueilen. Seine Kniee wankten. Seethal, selbst mit klopfendem Herzen, hielt ihn, stützte ihn und führte ihn in das Zimmer, das die Kleine öffnete ohne mit einzutreten. Einige Minuten warteten sie in größter Spannung und Aufregung, beide sprachlos, die Augen auf die Thür geheftet. Jetzt öffnete sich diese, aber nicht Helene, sondern ein wohlgekleideter Mann mit hoher Stirn, glänzenden geistvollen Augen und angenehmer Gesichtsbildung trat herein. Wen hab' ich die Ehre —? fragte er, sich verneigend. Seethal bemerkte, man habe sie hier hereingewiesen, stellte den Präsidenten vor, nannte sich selbst und sagte: Aber verzeihen Sie, wir suchen hier eine junge Dame, die sich Helene Meier nannte.

Der Andere sah sie mit gespannter Ueberraschung an und sagte: Meine Herren, ich bin der Oberlehrer Doctor Holtenau und Helene ist seit länger als zwei Jahren meine Frau und das Glück meines Lebens.

Mein Gott! sagte Seethal, wandte sich ab und biß sich auf die Lippen. — Und Sie wußten nicht und wissen nicht, daß ich ihr Vater bin? rief der Präsident.

Aber diese Worte hatte Helene, die nun ebenfalls eintrat, schon gehört. Sie flog unter Thränen in die ausgebreiteten Arme des Vaters. Ach, ein einziger Blick hatte ihr gezeigt, wie all' seine alte Liebe ihr entgegenströmte, aber auch, wie Kummer und Schmerz ihn gefurcht, gebeugt und sein Haar gebleicht. Sie hielten sich lange schweigend umschlossen. Dann machten sich ihre Herzen in einzelnen Worten Luft. — Mein guter, ewiggeliebter Vater! — Mein armes, schuldloses, hartgeprüftes Kind! — O nein, liebster Vater! ich war so glücklich, als ich ohne Deine Liebe sein konnte. — O Helene, sie hat Dir nie gefehlt, auch nicht, da ich Dich so furchtbar verkannte. — Er schwankte in ihren Armen. Diese Erinnerungen mit der Aufregung des Augenblicks wurden ihm zu viel. Sie führte ihn zu einem Sitz und setzte sich neben ihn, mit dem Arme ihn umschlingend.

Seethal gab dem Doctor einen Wink, den dieser verstand, und Beide gingen

still hinaus. Als sie in den kleinen Garten am Hause getreten waren, sagte Seethal mit etwas erzwungener Fassung, aber mit Offenheit: Sie sind Helenens Gemahl, und ich habe es aus ihrem eignen Munde gehört, daß sie glücklich ist. Da ich nun auch den würdigen Präsidenten in den besten Händen weiß, so könnte ich eigentlich wieder abreisen. Ich habe — wenn Helene, wie ich glauben muß, auch ihre Herkunft verschwiegen hat, so wird sie Ihnen doch die Katastrophe erzählt haben, die sie aus dem Vaterhause getrieben —

Nein, sagte Holtenau. Schon an jenem glücklichen Tage, da wir einander unsere Liebe bekannten, verlangte Helene, daß ihre Vergangenheit ihr Geheimniß bleibe, nicht um ihretwillen, setzte sie hinzu, sondern um Andrer willen, die zu schonen ihre Pflicht sei. Ich vertraute ihr durchaus, habe nie darnach gefragt, und habe nie mein Vertrauen bereut.

Himmel! rief Seethal, dann hat sie die Schuldige gekannt. Nun, fuhr er nach kurzem Besinnen fort, Ihnen glaube ich erzählen zu sollen, was ich selbst hiervon weiß. Vater und Tochter werden es nicht anders erwarten. — Sie ließen sich auf einer Gartenbank nieder, und er berichtete dem erstaunten Hörer Alles, was ihm von jenen Begebenheiten bekannt war.

Sie hatten Recht, sagte Holtenau mit nassen Augen, als jener geendigt; sie muß die Schuldige gekannt haben. Mein Gott, wie glücklich bin ich im Besitz eines so edlen Wesens!

Das sind Sie, versetzte Seethal; und bekenne ich nun, daß ich vor jenen Ereignissen hoffte und hoffen durfte, Helenens Liebe zu gewinnen, daß diese Hoffnung nach den letzten Entdeckungen lebhaft wiedererwachte, da ich sie unvermählt glauben mußte, und daß ich sie nun so wiederfinde, so begreifen Sie, daß ich am liebsten sofort wieder abreiste. Und doch möchte ich so nicht scheiden, doch möcht' ich Helenen sagen, wie innig ich sie verehre, wie tief ich es bereue, an ihrer Schuldlosigkeit je gezweifelt zu haben.

Bleiben Sie! sagte Holtenau. Lassen Sie uns zu ihnen zurückkehren und sagen Sie es ihr! Sie verdient es.

Seethal drückte ihm die Hand, meinte aber, es sei besser, zu erwarten, daß man nach ihnen verlange; er möge ihm indeß von Helenen erzählen. Holtenau that es und mit aller Rücksicht und Zartheit, aber er hatte des Guten, Schönen und Lieben so viel zu berichten, daß es bereits dunkelte, als Helene selbst kam, um sie hereinzuholen. Sie war tief bewegt, und man sah, daß sie geweint hatte; doch reichte sie Seethal mit unbefangener Herzlichkeit die Hand und sagte: Kommen Sie herein, theurer Freund! Ich und der Vater haben uns Alles erzählt, er hat sich erholt und erfreut sich jetzt an dem Anblick unseres Kindes.

Noch ein Blick in dies Haus, zwei Jahre später!

Festlich geschmückt im festlich geschmückten Saale sehen wir dort eine kleine Versammlung. Wir sehen den greisen Präsidenten, der, längst in den Ruhestand getreten, jetzt hier in der Stadt wohnt; wir sehen bei ihm seine Kinder, Helene, die unbemerkt stets für ihn sorgt, Holtenau, jetzt Gymnasialdirector, Guido als frischen kräftigen

Studenten, Anna als blühende Achtzehnjährige und im schönsten Schmuck; auch Seethal ist da und geht mit heiterer Miene von Einem zum Andern; die Pastorin führt großmütterlich Helenens Aeltesten umher und sieht gelegentlich nach dem einjährigen Zweiten; ihre Schwester, die wackere Wirthschafterin vom Edelhofe, fehlt nicht; ebensowenig Herr von Lips, der fröhlicher lacht als je, und Frau von Lips, die mit heiterer Großartigkeit sich sehr gewählt äußert (Gönner und Freunde haben wieder einmal ihre Schulden bezahlt und sie wollen dies in einigen Tagen mit einem kleinen Balle feiern). Wir sehen noch andere, uns unbekannte Gäste aus der Nähe und Ferne, denn es ist ein Fest im Hause. Es ist Anna's und Seethal's Hochzeitfest. Helene ist dabei ganz Nebenperson, sie sucht sich auf's bescheidenste zurückzuziehen; — wie kommt es, daß sie dennoch der Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft zu sein scheint? —

Eine Geschichte in Liedern.

Von Otto v. Leixner-Grünberg.

Liebesahnung.

Ich glaubt', es wär' das Herz
in tiefer Ruh,
seit man mit Erd' gedeckt
mein Mädchen zu.

Nun regt es sich in mir
und schlägt so voll:
Ob das wohl neue Lieb'
bedeuten soll?

Mir glänzet licht und klar
der trübste Tag.
Ich will erwarten still,
was kommen mag.

Entschluß.

Die Liebe und das Lied,
die muß man offen sagen,
man darf die beiden nicht
in sich verborgen tragen.

Wenn sie in unsrer Brust
allein verschlossen blieben,
sie müßten sterben bald,
die Lieder und das Lieben.

Vorsatz.

Wenn sie mich anblickt, still und mild,
könnt' beten ich zu ihrem Bild,
Doch wenn sie schmält, ist sie zum Küssen:
Ich werde oft sie ärgern müssen!

Neuer Glaube.

Ich glaubt' als kleiner Knabe
an einen guten Geist,
der uns voll Vaterliebe
den Weg zum Glücke weist.

Wenn ich in seligen Stunden
mir schau' dein Auge an,
werd' ich von neu zum Kinde
und glaube wieder dran.

Halbtraum.

Um mich ist tiefe, dunkle Nacht.
Ich denke an die Lieben mein,
und schau', da treten alle sie
gar sacht und still zu mir herein.

Das Mütterchen, das treue, kommt
an meines Mädchens Arm gelehnt.
Sie fühlten ja, wie sich mein Herz
so schmerzlich heiß nach ihnen sehnt.

Ich halte beider Hände fest,
so froh, wie ein beschenktes Kind,
bis mir vor lauter, lauter Lust
die Augen zugefallen sind.

Verlassen.

Sie ist vorbeigegangen still
und kehret nimmermehr,
nur ihre Augen schweben noch
wie Sterne vor mir her.

Ihr nahmet einst den Frieden mir,
stört nicht von neu die Ruh, —
Verglühe in Vergessenheit,
o dunkles Auge du!

Schwere Pflicht.

Du kannst auf dieser Erden
kein größer Leid erfragen,
als wenn ein Mensch aus Liebe
der Liebe muß entsagen.

Nicht weinen soll das Auge —
der Mund, er darf nicht klagen.
Du kannst auf dieser Erden
kein größer Leid erfragen.

O wer's vermöchte!

O wer's vermöchte zu vergessen,
daß einst er hat ein Herz besessen!

Oft mitten in dem tollsten Lachen
kann dir der trübe Geist erwachen

Und flüstert aus entschwund'ner Zeit
ein Lied von Himmelsseligkeit.

Noch keiner hat es je vergessen,
wenn einst er hat ein Herz besessen!

Schluß.

Ich wollt', ich könnt begraben
mein leidgequältes Herz,
was hilft mir all mein Sinnen,
es bleibt der Schmerz.

Ich weinte wie ein Knabe
schon Thränen ohne Zahl,
und immer brennt im Busen
die alte Qual.

Das Sehnen nach der Liebe,
mir zehrt's an Mark und Bein —
ich wollt', ich könnt' verwandeln
mein Herz in Stein!

Der Zankapfel.

Schwank in einem Act von Paul Lindau.

(Aufgeführt auf dem Hoftheater in Dresden am 10. Juni 1875.)

Personen.

Dr. Julius Dambach, Privatdocent.
Martha, seine Frau.
Hannchen, deren Schwester.
Auguste, deren Tante.
Klütz, Referendar.

Ort der Handlung: Eine große Stadt.
Zeit der Handlung: Die Gegenwart.

Erster Auftritt.

(Ein einfach aber behaglich möblirtes Zimmer, Thüren rechts und links und in der Mitte. Ofen hinten links.)

Während der Vorhang sich hebt, hört man unten den Strauß'schen Walzer: „An der schönen blauen Donau" spielen und oben: „Ich bitt' euch, liebe Vögelein" fingen.

Julius in Verzweiflung am Arbeitstische. Später Martha.

Julius.

Es ist zum Rasendwerden! — Dabei soll man arbeiten! — (Er singt aus der Gnadenarie.) „Gnade! Gnade! für dich selber und für mich!" — Sie spielt weiter! — Und wenn der Mensch nur nicht immer so quetschen wollte! — Ein solcher Kloß ist doch noch nie da gewesen! — (Der Sänger hört auf.) Gott sei Dank! — Er schweigt wenigstens! — (Die Klavierspielerin hört auf.) Und sie auch! Der Himmel hat ein Einsehen. So (sich behaglich zurechtsetzend), nun wollen wir uns in das herrliche Studium der alten Götterlehre vertiefen.

(Martha tritt in großer Aufregung in das Zimmer.)

Julius (von der Arbeit aufblickend).

Was, schon wieder da? Hast du die freundwillige Tante Auguste verfehlt?

Martha.

Julius, es geht nicht mehr so! — Diese Menschen! — Mit jedem Tage wird es schlimmer! — Die Tante ist übrigens ausgegangen; ich dachte, sie hier zu finden. — Du machst Dir keinen Begriff davon, wie ungezogen die Menschen sind. Denke, am hellen lichten Tage. — Ist denn die Tante nicht hier gewesen?

Julius.

Gestatte mir die Bemerkung, daß Deine Rede, liebes Kind, sich einer gewissen Undeutlichkeit befleißigt.

Martha.

Also denke Dir, was mir passirt ist. Schon auf dem Wege zur Tante fiel mir ein Herr auf — so der Typus des Pflastertreters, helle Handschuhe und bunte Cravatte, mitten im Winter —, der bald vor, bald hinter mir ging; aber ich achtete nicht sonderlich darauf, weil ich wußte, daß ich seiner unangenehmen Begleitung bald enthoben werden würde. — Ich ging zur Tante hinauf, — Niemand da —, das Mädchen sagte mir, die Tante hätte mir einen Besuch machen wollen. — Ich begreife nicht, daß sie noch nicht hier gewesen ist! — Und nun denke Dir meinen Schrecken: als ich das Haus verlasse, steht er wieder da.

Julius.

Der Mann mit der bunten Cravatte?

Martha.

Und den hellen Handschuhen. Er richtet es so ein, daß ich an ihm vorbeigehen muß,

und dabei vernehme ich deutlich die Worte: Gott sei Dank! Ich wäre verzweifelt! Ich thue natürlich so, als ob ich es nicht höre und beschleunige den Schritt. Er geht auch schneller. — Ich trete an ein Schaufenster, um ihn vorübergehen zu lassen. — Er bleibt stehen und seufzt. In meiner Angst laufe ich in den Laden, — es war ein Kurzwaarengeschäft. Da! das habe ich Dir gekauft. (Sie nimmt ein kleines Packetchen aus der Tasche und reicht es Julius; dieser entfaltet es; es enthält einen Pfropfenzieher.) $17^1/_2$ Silbergroschen! Was jetzt alles theuer wird! Wir hatten ja noch keinen.

Julius.

Nun also? Als Du den Laden verließest?

Martha.

War er wieder da. Gottlob ging eine Droschke vorüber, ich sprang hinein und so habe ich die Tante verfehlt, mich furchtbar geängstigt und $22^1/_2$ Silbergroschen für nichts und wieder nichts ausgegeben.

Julius.

Man kann seine Zeit nicht besser verwerthen.

Martha.

Und Du armer Mann hast während der ganzen Zeit gearbeitet.

Julius.

Nicht fünf Minuten habe ich Ruhe gehabt. Unten spielte das Fräulein die „schöne blaue Donau“, und oben sang der Quetschtenor: „Ich bitt' euch, liebe Vögelein“. Es war zum Rasendwerden. Ich habe Stühle umgeworfen, den Stuck abgestoßen. Alles vergeblich. Die blaue Donau floß unten ruhig weiter und da oben wurden die Vögelein nach wie vor ersucht, die Boten des Quetschtenors zu sein; und dabei soll man sich auf vergleichende Götterlehre präpariren!

Martha.

Es muß anders werden, Julius, es geht nicht mehr so.

Julius.

Nicht eine Viertelstunde länger, als unser Contract läuft! Sei unbesorgt.

Martha.

Ich meine, Du mußt mich mehr bewachen! Man kann nicht mehr über die Straße gehen, ohne von irgend einem Müßiggänger belästigt zu werden. Du mußt Deinen Schatz hüten, ich allein bin nicht im Stande . . .

Julius.

„Danae, die in's Gemach, das fest von Eisen und Stein war,
Züchtig als Jungfrau kam, dennoch den Perseus gebar.“

Martha.

Was soll denn das heißen?

Julius.

Das soll heißen, daß, wenn ein Weib sich nicht selber schützen will, kein Mensch und kein Gott es schützen kann. Du kennst doch die Geschichte mit der Danae?

Martha.

Dunkel. Danae? Ist das nicht die mit dem Fasse?

Julius.

Um Gotteswillen! Das sind ja die Danaiden! Weib eines Philologen! Weißt Du denn gar nichts von Mythologie? Du bist doch sonst so gescheidt!

Martha.

Offen gestanden, in dem Fache bin ich nicht sehr bewandert.

Julius.

Das ist aber eine entschiedene Lücke in Deiner Bildung, Kind! Es genügt nicht, englische Romane und französische Komödien zu verstehen, und in das Theater zu gehen, wenn Rossi spielt, um sich dadurch den Anschein zu geben, als ob man auch italienisch verstände. Das mag für die Bedürfnisse der oberflächlichen Salonschwätzereien ausreichen, aber zur Bildung, zur wahren Bildung, der herrlichsten Errungenschaft, dazu, mein liebes Kind, gehört mehr! Da muß man sie kennen, jene wunderbaren Sagen der Vorzeit, welche in den großartigsten Dichtungen widerhallen.

Martha.

Unser Lehrer sagte, die Mythologie wäre etwas verfänglich.

Julius.

O diese Pedanten! Es gibt nichts Reineres, nichts Keuscheres als die griechischen und römischen Göttersagen.

Martha.

Nun, so erzähl' sie mir doch!

Julius (nach der Uhr sehend).

Nun, ich habe noch etwas Zeit, und will Dir eine mythologische Stunde geben. Setz Dich! (Martha setzt sich.) Ich werde Dir keine cursorische Vorlesung über die Geschichte der Götter halten, das würde Dich langweilen. Ich werde auf das Gerathewohl einige Gruppen herausgreifen und Dich damit bekannt machen; nach und nach können wir dann das Fehlende ergänzend nachtragen, und in einigen Tagen wirst Du im Olymp ungefähr Bescheid wissen.

Martha.

Schön! Also . . .

Julius.

Also der oberste Gott war Zeus oder Jupiter.

Martha.

Wer war denn Danae?

Julius (verlegen).

Danae? — ach so, — ja das verstehst Du noch nicht, dazu gehören noch einige Vorstudien. Also Zeus war der oberste Gott; seine Gemahlin war Juno; von der hast Du doch wohl schon gehört?

Martha.

Versteht sich. Das ist doch die mit dem Wuchs?

Julius.

Weißt Du, welcher Vogel der Juno geheiligt war?

Martha.

Vogel? Ich glaube, der Schwan.

Julius.

Gott bewahre! Du denkst wahrscheinlich an Leda.

Martha.

Richtig! Was war denn das für eine Geschichte mit der Leda?

Julius.

Dazu gehören noch einige Vorstudien! Bleiben wir bei der Sache! Der Pfau war der Lieblingsvogel der Juno.

Martha.

So?

Julius.

Und nun sieh, wie poetisch die Alten dies erklären. Juno hatte einen Wächter bestellt, Namens Argus, der hundert Augen hatte; diesen ließ Jupiter tödten, und Juno schmückte mit den Augen desselben den Pfauenschwanz.

Martha.

So! Weshalb ließ er ihn denn tödten?

Julius.

Weil ihm Argus unangenehm war. Die eifersüchtige Juno hatte ihm das Wächteramt über Jo anvertraut, die Jupiter liebte. Diese Jo ist Dir doch bekannt?

Martha.

Ich glaube, ja!

Julius.

Es ist die schöne Jungfrau, für die Jupiters Herz entbrannte und die er, um sie den argwöhnischen Blicken seiner Gemahlin zu entziehen, in eine milchweiße Kuh verwandelte.

Martha.

Ich denke, das war Europa.

Julius (außer sich).

Europa ist in ihrem ganzen Leben nicht verwandelt worden! Du verwechselst das wieder mit Jupiter, der Europa als weißer Stier entführte.

Martha.

Sei nur nicht ungeduldig! Wer soll sich denn da zurechtfinden, bald ist es eine weiße Kuh, bald ein weißer Stier. Wie war denn das mit der Europa?

Julius (wieder verlegen).

Nun ganz einfach, — aber dazu gehören einige Vorstudien.

Martha.

Es ist merkwürdig; jedesmal, wenn ich frage, vertröstest Du mich auf später. Wer ist Danae? — Wer Leda? — Wer Jo? — Wer Europa? Zu alle dem gehören Vorstudien!

Julius.

Du hast aber auch eine Kunst merkwürdige Fragen zu stellen! Ich habe wahrscheinlich schlecht angefangen. Wir wollen versuchen, die Sache einmal bei einem andern Ende anzufassen. (Nach einer ganz kurzen Pause.) Rom besaß eine große Anzahl von Tempeln, welche dem Cultus der verschiedenen Götter geweiht waren.

Martha.

Das verstehe ich; ich kenne sogar einen Tempel.

Julius.

So? welchen denn?

Martha.

Den Janustempel.

Julius.

Potztausend! Was bist Du gelehrt! Wo hast Du denn die Weisheit hergeholt?

Martha.

Janus hatte zwei Gesichter. In der einen Hand hatte er das Scepter und in der andern Hand einen Hausschlüssel. Er ist der Gott des ehelichen Friedens, und wenn man den Tempel aufmacht, ist Unfriede im Hause. Siehst Du, ich weiß Bescheid!

Julius.

Das stimmt ungefähr; ich komme vor Erstaunen über Deine Gelehrsamkeit gar nicht zu mir. Wer hat Dir denn das beigebracht?

Martha.

Ich will nicht renommiren. Ich habe neulich eine Novelle von Börne gelesen: „Der Janustempel", die mir sehr gefallen hat. Da benutzt ein junges Ehepaar, wie wir, den Kachelofen zum Janustempel. Wenn sie sich zanken, wird die Thür geöffnet, und wenn einer der beiden wieder zur Besinnung kommt und der Friede wiederhergestellt werden soll, macht man die Thür

zu; die Versöhnten fallen sich in die Arme und man spricht nicht mehr von dem Grunde der Entzweiung. (Mit veränderter Stimme.) Julius! Wie wär's, wenn wir unsern Ofen auch als Janustempel benutzten?

Julius (lächelnd und nach dem Ofen blickend).

Die Thür ist geschlossen, mein liebes Herz, und wir werden hoffentlich niemals Grund haben, sie zu öffnen.

Martha.

Aber es könnte doch vorkommen, daß wir uns einmal zankten.

Julius.

Das kann nicht vorkommen! laß doch die Kinderei!

Martha.

Aber Julius! Ich bitte Dich darum, weshalb wollen wir denn nicht einen Janustempel machen? Es ist der reine Eigensinn von Dir!

Julius.

Es ist eine kindische Laune von Dir, mein Herz! Ein solcher Scherz hat nur Werth, wenn er originell ist.

Martha.

Es ist das erstemal, daß ich Dich um etwas bitte, und Du verweigerst es mir. Gut! Ich weiß, was ich von Deinen Versprechungen zu halten habe.

Julius.

Aber Kind!

Martha (immer erregter).

Ich bin kein Kind, ich bin Deine Frau seit drei Wochen, und es wäre wohl Zeit, daß Du Dich allmählich daran gewöhntest, mich als Dein Weib, als Deine Gattin zu respectiren und mich nicht wie ein unerfahrenes Kind zu behandeln. Seit drei Wochen habe ich alles erduldet, schweigsam; aber schließlich verliert auch das sanfteste Wesen, wenn man es immer unterdrücken, und jeden seiner Willen brechen will, die Geduld.

Julius.

Was soll denn das heißen? Wenn Du die Tante zu Hause getroffen hättest, würde ich Deine merkwürdige Stimmung allenfalls begreifen.

Martha.

Jawohl, die Tante! Schiebe nur alles auf sie, sage nur, daß sie mich aufhetzt gegen Dich! Ach, die gute Tante hatte nur zu Recht! Ich wollte ihr nicht glauben, aber ich sehe, daß Du mich namenlos unglücklich machen wirst und schon namenlos unglücklich machst. Und womit habe ich das verdient? Bin ich nicht Deine treue Gattin?

Julius.

Aber erlaube! Wir sind seit drei Wochen verheirathet, und Du rühmst Deine Treue als etwas Wunderbares. Kind, Du bist nervös, Deine Aufregung ist so zwecklos, wie möglich.

Martha.

O Gott, o Gott! Womit habe ich das verdient? Ich weiß sehr wohl, Du willst jeden Keim der Selbstständigkeit in mir zertreten; ich soll Deine Sklavin werden, Deine Leibeigene, aber mein weiblicher Stolz bäumt sich auf, und ich zerbreche die unwürdigen Fesseln. Ich werde Dir zeigen, daß ich meinen Willen habe und meinen Willen durchsetze. (Sie tritt an den Ofen und öffnet die Thür. Triumphirend.) So! Nun habe ich doch meinen Janustempel!

Julius.

Liebe Martha! Bis jetzt habe ich die ganze Sache für einen Scherz gehalten, und ich hoffe auch, daß Du mir den Glauben belassen wirst. Martha! Treues Weib! Kind! Herzchen! Sei vernünftig! Wenn Dir die Geschichte mit dem Janustempel Spaß macht, — nun denn; meinetwegen! Du siehst, (er nähert sich dem Ofen und schließt die Thür) in den Flitterwochen sollen mir selbst Deine Launen heilig sein.

Martha (ihm die Hand reichend).

Ich war wirklich ein Kind. Aber unsern Janustempel behalten wir doch?

Julius.

Ja doch! Meinetwegen! Aber unter einer Bedingung: daß Du mir nicht bei jeder kleinen Zänkerei die Thür öffnest. Nur bei ernsthaften ehelichen Conflicten, — merke wohl! — nur dann darfst Du die Thür öffnen; sonst läufst Du mir den ganzen Tag hin und her, und wir entweihen die poetische Bedeutung der alten Ueberlieferung. Also nur im Ernste! Steht die kleine Thür da offen, so wird das für mich bedeuten, daß sich etwas Fremdes, Erkältendes, Unliebes zwischen uns gedrängt hat; und wenn ich die Thür öffne, so sei versichert, daß ich ernsthaft Grund habe, über Dich zu klagen.

Martha.

Schön, darauf gehe ich ein.

Julius.

Solche Neckereien könnten einmal einen ernsthaften Conflict herbeiführen; deswegen habe ich die Bedingung aufgestellt. Wir wollen nicht mit dem Feuer spielen. (Man hört unten den Strauß-schen Walzer: „An der schönen blauen Donau" spielen.) Geht das Gedudle schon wieder los? (Er wirft einen Folianten auf den Boden und horcht. — Man spielt weiter.) Sie spielt weiter! — und ist erst

16 Jahre alt. — (Er wirft noch einen Folianten hin.) Keine Spur von Wirkung. Uebrigens (nach der Uhr sehend) ein wahres Glück. Ich muß mich beeilen, sonst wird mir die Bibliothek vor der Nase geschlossen und ich brauche nothwendig ...

Martha.

Du willst ausgehen?

Julius.

Ich muß auf die Bibliothek. Ich brauche nothwendig . . .

Martha.

Aber Du gehst doch nicht zu Deinen Freunden, — ich meine die im „weißen Lamm"? Versprich mir das, Julius!

Julius (der die Melodie des Walzers beständig mitsummt).

Ich denke gar nicht an das „weiße Lamm". Ich muß mir in der Bibliothek . . . Ja, was brauche ich denn eigentlich? . . . Dabei soll man einen klaren Kopf haben! (Unterbricht seine Rede durch beständiges Singen, indem er mit den Füßen stampft und unabsichtlich das Tempo des Walzers markirt.) Wenn ich Musik höre, ist es mir nicht möglich zwei vernünftige Gedanken aneinander zu reihen. Was brauche ich denn eigentlich? Ach, richtig: Den „goldenen Esel" von Apulejus. — Nun, Kind (indem er mit der Melodie des Walzers mitsingt), lebe wohl, mein Schatz auf Wiedersehn, auf recht balde! (In dem Augenblicke klingelt es.) Vermuthlich die Tante. Heute haben sich doch alle Götter wider mich verschworen.

(Er geht hinaus. Martha hebt einen Folianten auf. Der Walzer wird weitergespielt, die Thür wird geöffnet, man hört herzliches Lachen.)

Zweiter Auftritt.

Julius kommt mit **Auguste** am Arme hereingetanzt, **Hannchen** lachend hinter ihnen.

Auguste

(am Arme Dambachs, der sie widerstrebend zum Tanzen bringt).

Ich verbitte mir das, Herr Doctor! Suchen Sie sich für Ihre Narrenspossen andere Leute, und lassen Sie mich los; ich rufe um Hülfe. Martha, es ist unverantwortlich, daß Du das duldest. — Ich sterbe!

Julius

(plötzlich innehaltend und aufhorchend. Freudig).

Sie hört auf! Ich hab's gefunden. Von jetzt an wird getanzt!! Herzlichen Dank, meine liebe Tante, für Ihre Freundlichkeit. Lebt wohl, auf Wiedersehn! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Martha, Auguste, Hannchen.

Auguste.

Nun hast Du es selbst gesehen! und Ihr lacht über diese empörende Brutalität! Aber ich habe es ja immer gesagt, es ist nicht möglich, daß Du mit dem Menschen glücklich werden kannst. Du wirst es schon merken! Was sage ich? Du wirst es merken? — (Martha genauer betrachtend.) Du hast es schon gemerkt! Du hast geweint! Gestehe es nur! Hat er Dich mißhandelt? Und was sehe ich? Das große Buch! Er hat es Dir wohl an den Kopf geworfen? Ach, Du armes Kind! Entschuldige ihn nicht, ich kenne den Menschen! Nun, mein armes Herz, wenn er Dich verstößt, Du weißt, bei Deiner Tante findest Du immer ein Asyl.

Martha.

Aber, liebste Tante, Du irrst vollkommen.

Auguste.

Ich ehre Deine Discretion und will nicht weiter forschen. Mich trifft kein Vorwurf. Du weißt, wenn Du mir gefolgt wärest, und gewartet hättest —

Martha.

Dann wäre ich eine alte Jungfer geworden!

Auguste.

Nun, Du hast in seiner Schule schon viel gelernt; das muß ich loben. Alte Jungfer! Nun ja, meinetwegen! Ich bin stolz darauf: ich bin eine alte Jungfer, das kann noch lange nicht jede von sich sagen. Wenn ich mich hätte verheirathen wollen! — Du lieber Gott, als ob das eine Kunst wäre?

Martha.

Jedenfalls ist es ein Talent, das nicht jede besitzt. Nicht wahr, Hannchen?

Hannchen

(die während der ganzen Zeit aus der Tasche gegessen hat).

Ich habe nicht zugehört.

Martha.

Ach so! Sie ißt wieder. Hannchen, was hast Du für einen bewunderungswürdigen Magen! Nun sage mir 'mal ehrlich, was hast Du denn heute seit Deinem Frühstück genossen?

Hannchen.

Seit dem Frühstücke? Fast gar nichts, ein paar Bratäpfel. Du weißt ja, dafür schwärme ich. Ach, Bratäpfel schmecken doch zu schön!

Martha.

Und was ißt Du jetzt?

Hannchen.

Wieder einen Apfel; er ist aber leider nicht gebraten.

Martha.

Hannchen! Du wirst uns noch verhungern!

Hannchen.

Esse ich denn wirklich so viel? Es fällt allen Menschen auf, und ich schäme mich ordentlich. Hört blos, was mir neulich passirt ist. Vor ungefähr acht Tagen beiße ich ganz in Gedanken auf der Straße in einen Apfel. Da höre ich — dicht an meinem Ohre — eine tiefe männliche Stimme: „Mahlzeit wünsch' ich!" Mir blieb der Bissen in der Kehle stecken, und der schöne Apfel fiel mir aus der Hand, so erschrak ich. Es war ein so schöner Apfel!

Martha.

Wie schade!

Hannchen.

Ohne mich umzusehen, laufe ich, was ich kann und biege in die nächste Querstraße ein. Ich mußte umkehren, denn es war eine Sackgasse. Aber inzwischen hatte ich mich von meinem Schrecken erholt, und um mich zu stärken, beiße ich, als ich wieder an der Ecke angekommen bin, recht herzhaft in einen zweiten Apfel. Da steht ein Mensch, ein unverschämter, aber sonst ganz netter Mensch und wünscht mir, als ich an ihm vorübergehe, mit derselben tiefen Stimme, die ich schon gehört hatte: „Gesegneten Appetit!" Diesmal hielt ich aber meinen Apfel fest. Ich ging und aß ruhig weiter. Nach fünf Minuten sehe ich mich vorsichtig um. Er war noch da! „Ach, bitte," sagte der Herr, „bitte, lassen Sie mich abbeißen, — ich bin auch Vegetarianer!" Er hielt mich für eine Vegetarianerin, denke Dir! Wie ich entwischt bin, weiß ich nicht mehr; aber ich habe mich furchtbar geschämt. Die Herren werden jetzt auch so zudringlich! — es ist abscheulich.

Martha.

Ach leider!

Auguste.

Ja wohl, leider!

Martha.

Was? Weißt Du auch ein Liedchen davon zu singen?

Auguste.

Weshalb betonst Du denn das „Du" so malitiös? Bin ich vielleicht nicht mehr im Stande, Zudringlichkeiten zu erdulden?

Martha.

Aber Tante!

Auguste.

Ich bin die Person, die sie nicht nur zu erdulden, sondern auch sie zurückzuweisen vermag, und das kann nicht jede von sich sagen. Noch vor ein paar Tagen habe ich einem der von Dir so vergötterten Männer die Lust benommen, mich wieder zu belästigen.

Martha.

So?

Auguste.

Als ich neulich Abends spät nach Hause ging, folgte mir ein Herr auf Schritt und Tritt. Ich that, als ob ich es nicht bemerkte und ging ruhig meines Weges. Als wir aber unter einer Gaslaterne angekommen waren, schlug ich meinen Schleier zurück, sah ihn mit einem niederdonnernden Blicke an, — und Du hättest das Entsetzen sehen sollen, das mein Blick hervorbrachte! „Ach, du meine Seele!" sagte der Betroffene und kehrte um.

Martha.

Unter einer Gaslaterne?

Auguste.

So gewaltig war die Wirkung meines Blickes!

Martha.

Unter der Gaslaterne!

(Es klingelt.)

Martha (freudig).

Ach, Julius kommt schon wieder! Tante, Du weißt, er ist etwas eigen; er hat nicht gern Damenbesuche in seinem Arbeitszimmer.

Auguste.

Nun ja! Ich weiß, daß ich in diesem Hause nur geduldet werde. Du hättest es mir vielleicht etwas zarter andeuten können; ich würde es doch verstanden haben.

Martha.

Aber, ich bitte Dich!

Auguste.

Ich weiß ja, daß ich nicht hierher gehöre; ich weiß, daß ich nicht gern gesehen bin, aber das brauchst Du mich doch nicht bei jeder Gelegenheit fühlen zu lassen.

Martha.

Aber Tante!

Auguste.

Ich weiß, daß er mich nicht ausstehen kann, Dein liebenswürdiger Gatte. Komm nur! Ich will ihm den verhaßten Anblick entziehen. (Während sie abgeht.) Ich werde Euch nicht mehr oft zur Last fallen. Wenn Ihr meinen Tod zu beweinen habt, werdet Ihr vielleicht einsehen....

(Während der letzten Worte ist sie in das Nebenzimmer gegangen.)

Martha (achselzuckend und lächelnd).

Heute ist sie wieder gut im Zuge! Komm, Hannchen! (Sie geht ab.)

Hannchen.

Gleich! — Nun will ich mir schnell einen Apfel in die Röhre legen.

(Sie geht an den Ofen, nimmt aus der Tasche einen Apfel und legt ihn in die Ofenröhre. In dem Augenblicke treten Klütz und Dambach ein, Hannchen läuft, sobald sie das Eintreten der Herren bemerkt hat, schnell davon.)

Vierter Auftritt.

Klütz, Dambach.

Klütz (noch in der Thür).

Ihr habt aber ein hübsches .... (Erblickt Hannchen, welche davonläuft, folgt ihr und bleibt an der Thür, die sie zuwirft, stehen.) Du, wer ist denn das?

Julius.

Meine kleine Schwägerin.

Klütz.

Scheint sehr niedlich zu sein. Uebrigens habt Ihr ein sehr hübsches Dienstmädchen, das uns die Thür geöffnet hat.

Julius.

Die alte Dorothea? Sie hat die ersten Stunden meiner Kindheit gehütet.

Klütz.

So? Na, der Corridor ist etwas finster; sie machte aber einen ganz netten Eindruck.

Julius.

Wie es scheint, besitzest Du noch immer Dein empfängliches Herz.

Klütz.

Ich bin wie ausgetauscht, lieber Freund; ich liebe nämlich leidenschaftlich.

Julius.

Wen denn?

Klütz.

Das weiß ich nicht, aber ich liebe. Nun wirst Du fragen: Wieso.

Julius.

Das fällt mir nicht ein.

Klütz.

Doch, Du wirst mich fragen: Wieso? Und darauf werde ich antworten: das weiß ich nicht. Nun wirst Du Dich wundern.

Julius.

Fällt mir gar nicht ein.

Klütz.

Doch, Du wirst Dich wundern. Und Du hast Recht, wenn Du Dich wunderst; denn die Sache ist auch ganz wunderbar! Sie sehen und lieben war nämlich eins. (Mit affectirtem Pathos.) Es war an einem Wintertage. Die lauen Lüfte, ... ach nein! — Ein kalter eisiger Wind fegte die Schneelawinen durch die menschenleeren Gassen. Da erschien sie mir, wie ein Bild aus höheren Regionen und aß einen Apfel. Und wie aß sie den? Ihre kleinen weißen Zähne hieben auf den Gegner ein, wie ein stürmendes Gardecorps. Ich konnte meinen Blick nicht von ihr lassen. Ich wollte ihr zu Füßen fallen; aber die Straße war sehr schmutzig, und außerdem kannte sie mich nicht. Wie bezaubert stand ich da, und als ich wieder zu mir kam, war sie entschwunden, wie ein zu schöner Traum. Nun wirst Du sagen ....

Julius.

Ich werde gar nichts sagen, namentlich nicht, wenn Du in Einem fort sprichst.

Klütz.

Doch, Du wirst sagen: das ist doch kein genügender Grund, um sofort zu lieben. Aber denke, mein Freund, an die Bedeutung des Apfels in der Weltgeschichte, an den Apfel des Paris, an den Apfel der Eris, an den Zankapfel!

Julius.

Du weißt doch, daß das immer derselbe Apfel ist?

Klütz.

Nein, das wußte ich nicht. Apropos Zankapfel! Wie oft hast Du Dich mit Deiner Frau schon gezankt? Nimm es mir nicht übel; aber ich halte sie für eine Xanthippe; ich darf es ja sagen, da ich noch nicht das Vergnügen habe, sie zu kennen. Ist es denn möglich, daß man so wie Du von einem Tage zum andern mit allen seinen Freunden bricht und sich in seinen Haushalt einkapselt, wie eine Trichine? Du stehst unterm Pantoffel, alter Freund! Darüber sind wir alle einig am Stammtisch im „weißen Lamm“, wo Dein Platz seit Wochen verödet ist. Als Bräutigam kamst Du doch wenigstens ab und zu, aber seitdem Du verheirathet bist — ich verheirathe mich nie!

Julius.

Ich denke, Du liebst?

Klütz.

Richtig! Das hatte ich vergessen! Ja, das ist aber auch eine ganz andere Sache! Meine Eveline wird begreifen, daß die Freiheit des Mannes nicht beschränkt werden darf durch ....

Julius.

Wer wird das begreifen?

Klütz.

Meine Eveline.

Julius.

Wer ist denn das?

Klütz.

Nun das junge Mädchen.

Julius.

Eveline heißt sie?

Klütz.

Ich habe keinen Grund das Gegentheil anzunehmen.

Julius.

Du bist nicht gescheidt.

Klütz.

Dein Vertrauen ehrt mich. Nun aber ernstlich gesprochen: wie oft hast Du Dich mit Deiner Frau in den drei ersten Wochen Deiner Ehe schon gezankt? Als ich Dich zufällig traf, — nicht zufällig, denn ich suchte sie, wie ich sie seit Tagen überall suche —, da hattest Du so einen gewissen Zug — —, so etwas schwärmerisch Resignirtes, in das Unvermeidliche Fügsames. Wie oft hast Du Dich mit ihr schon gezankt?

Julius.

Ich wiederhole Dir, daß Du nicht recht gescheidt bist.

Klütz.

Immer wohlwollend und klar! Aber halte meine Frage nicht für eine einfache Indiscretion. Die Sache interessirt mich, ich stehe ja am Vorabende meiner Verlobung. Kann man wirklich glücklich in der Ehe sein?

Julius.

Sprichst Du ernsthaft?

Klütz.

Ernsthaft!

Julius.

Dann laß Dir sagen, daß es nur ein wahres Glück auf Erden gibt, und das ist eine gute Frau, wie die meine. Wie das Bewußtsein, ein Wesen um sich und mit sich zu haben, das ganz mit uns fühlt, das an dem, was wir wollen und vermögen, den wärmsten, innigsten Antheil nimmt von dem ersten Aufkeimen des Gedankens, von der ersten Regung des Empfindens an bis zur Verkörperung des Gedankens, bis zur That, — wie das Bewußtsein, daß dieses hingebende und empfindsame Wesen nur durch uns existirt, uns stolz, glücklich und gut macht, — das, lieber Freund, läßt sich nicht mehr sagen, weil es die abgeschmacktesten Dichter zu oft gesagt haben. Aber wahr ist es doch.

Klütz.

Um so besser! Also Eure Ehe ist wirklich, was man glücklich zu nennen pflegt?

Julius.

Ein wolkenloser Himmel, an dem nur die Sonne glänzt.

Klütz.

Die Sache ist klar; ich verheirathe mich!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Auguste.

Auguste

(noch in der Thür zurück in das andere Zimmer sprechend).

Ich weiß wohl, daß man sich nicht zwischen Baum und Borke drängen soll, aber ich muß die Wahrheit erfahren. (Indem sie sich nach vorn wendet, sehr erregt.) Herr Doctor! Auch das Lamm ....

(Sie hält inne, als sie Klütz erblickt.)

Julius (vorstellend).

Mein alter Freund, Herr Referendarius Klütz!

(Klütz verbeugt sich.)

(Auguste sieht ihn starr an, bleibt mit offenem Munde sprachlos stehen, darauf stößt sie einen Schrei aus und läuft ins Nebenzimmer.)

(Klütz und Julius sehen sich eine Weile stumm an.)

Klütz.

Eine recht angenehme Dame.

Julius.

Was hat denn das zu bedeuten?

Klütz (sich betrachtend).

Keine Ahnung! Wo ist denn ein Spiegel? Habe ich denn irgendwo im Gesichte Tintenkleckse? Ich muß etwas im Gesichte haben.

Julius.

Kennst Du denn Tante Auguste nicht?

Klütz.

Meinerseits nicht.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, Martha.

Julius (seine Frau erblickend).

Ah! meine Frau! Wir werden jetzt die Sache aufklären. Herr Referendarius Klütz, mein alter Freund! — Meine Frau!

Martha

(bleibt einen Augenblick stehen, darauf stößt sie einen Schrei aus, Klütz nähert sich ihr, betrachtet sie genauer, schreit ebenfalls auf).

Klütz.

Ach! Du meine Güte! (Läuft ins Nebenzimmer links.)

Julius.

Ist denn die ganze Gesellschaft toll geworden? Was hat denn das Geschrei zu bedeuten?

Martha

(auf die Thür zeigend, durch die Klütz verschwunden ist).

Entferne den Menschen auf der Stelle aus unserm Schlafzimmer.

Julius.

Was ist denn vorgefallen?

Martha.

Hinaus mit ihm! Hast Du ihn denn nicht erkannt? Helle Handschuhe, bunte Cravatte.

Julius (lächelnd).

Ach so!... Er hat Dich ja nicht gekannt!

Martha.

Was? Das ist Alles, was Du zu seiner Entschuldigung und zur Vertheidigung meiner Ehre sagen kannst? Julius! Julius! (Sie erblickt die offene Ofenthür; mit veränderter Stimme, schmerzlich.) Julius! Wenn Du es denn beschlossen hast, gut! Tante Auguste hat es mir immer gesagt! Du liebst mich nicht, Du hast mich nie geliebt. Aber wenn mir Deine Liebe versagt ist, Deine Achtung werde ich erzwingen durch unbeugsamen Stolz.

Julius.

Ich verstehe Dich nicht.

Martha.

Deine Kälte, Deine empörende Gleichgültigkeit hätten es mir schon sagen sollen; es hätte des äußerlichen Zeichens gar nicht bedurft.

Julius (der nun die offene Ofenthür erblickt).

Jetzt versteh' ich! — Ich habe Dir erklärt, zu einer Spielerei bin ich zu vernünftig. Ich habe Deinem kindlichen Verlangen nachgegeben, aber nur unter der Bedingung, daß die Sache etwas ernsthaft behandelt werden würde.

Martha.

Es bedarf keiner Motivirung. Du brauchst mir gar nicht zu sagen, daß es Dir Ernst ist; ich fasse es ernst genug.

Julius.

Wenn Du Komödie spielst, so erfüllt mich Deine Geschicklichkeit, Gefühle zu heucheln, geradezu mit Schrecken.

Martha.

So ist es recht! Füge der empörenden Behandlung noch empörende Worte hinzu! Du treibst mit der Liebe Deiner Frau ein frevelndes Spiel!

Julius (ernsthaft).

Liebes Kind!

Martha.

Ich bin kein Kind!

Julius (seinen Hut nehmend).

Ich will Dir Zeit lassen, Dir die Sache zu überlegen.

Martha.

So ist es recht! Geh' nur an Deinen Stammtisch. Die Herren im „weißen Lamm" warten ja längst auf Dich. Aber bitte, nimm Deinen liebenswürdigen Kneipbruder, den Herrn da..., den Herrn Klütz auch mit! Du wirst ihn doch nicht mit mir allein lassen wollen?

Julius.

Bis jetzt habe ich meine Ruhe bewahrt. Aber Kind!.... (Er nimmt den Pfropfenzieher.)

Martha.

Ich bin kein Kind!

Julius.

Du treibst den Spaß zu weit!

Martha.

Spaß! Das nennt er Spaß!

Julius.

Nein! Jetzt ist es mir Ernst, und ich denke nicht daran, mit Deinen unbegreiflichen und unverständigen Launen noch weitere Nachsicht zu üben.

Martha (auf den Pfropfenzieher deutend).

Willst Du mich durchbohren? Bohre! Ich bin auf Alles vorbereitet! Tante Auguste....

Julius.

Ach, laß mich mit der alten Schachtel zufrieden!

Martha.

Er lästert mein Fleisch und Blut! Ich werde schon ein Unterkommen finden.

Julius.

Meinetwegen!

Martha.

Du verjagst mich also?

Julius.

Im Gegentheil! ich gehe Dir aus dem Wege. Dein kindischer Trotz...

Martha.

Deine grenzenlose Deutlichkeit!...

Julius.

Es ist zu arg!

Martha.

Es ist abscheulich!

Julius.

Lassen wir es gut sein!

Martha.

Ich bin mit Dir fertig!

Julius (seinen Hut noch einmal nehmend).

Also Adieu!

Martha.

Adieu!

Julius (geht schnell bis an die Thüre).

Adieu!

Martha.

Adieu!

(Julius durch die Mitte ab.)

Martha.

Er geht wirklich! Er geht! Er geht! O

Gott, O Gott! (Sie weint laut auf.) (In demselben Augenblicke tritt Klütz auf.) Entschuldigen Sie, mein Herr! (Sie geht schnell in's Nebenzimmer.)

Klütz.

Bitte, bitte!

Siebenter Auftritt.

Klütz, gleich darauf Hannchen.

Klütz.

Der wolkenlose Himmel! ..... (Er geht ein paar Schritte nach vorn.) Könnt' ich doch den Ausgang finden, ach, wie fühlt' ich mich beglückt! (Nimmt seinen Hut und geht nach hinten, in demselben Augenblick tritt Hannchen ein.)

Hannchen.

Wenn ich ihn nicht umdrehe, brennt er mir an. (Sie tritt an den Ofen, dreht den Apfel um und schließt die Thür.)

Klütz.

Wer ist denn da schon wieder? (Er nähert sich Hannchen, diese erschrickt und schreit laut auf.) Entschuldigen Sie, mein Fräulein. (Hannchen sieht Klütz noch genauer an, schreit noch einmal und will flüchten, Klütz läuft ihr nach und stellt sich vor die Thür.) Nur über meine Leiche!

Hannchen.

Lassen Sie mich gefälligst da hinein!

Klütz.

Nein, mein Fräulein! Erst muß ich wissen, wer Sie sind. Erst muß ich Sie um Entschuldigung bitten für die Beharrlichkeit, mit der ich Ihnen neulich gefolgt bin. Erst muß ich mir Ihr Verzeihen erwerben!

Hannchen.

Bitte, lassen Sie mich!

Klütz.

Seit acht Tagen suche ich Sie, und jetzt, da ich Sie gefunden, sollten Sie mir wieder entgehen? Nun werden Sie sagen ...

Hannchen.

Ich sage Ihnen weiter Nichts als: lassen Sie mich gehen!

Klütz.

Das sagen Sie mir nicht. Sie sagen mir: Aber, mein Herr, ich kenne Sie ja gar nicht! Sie haben Recht. Gestatten Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle: Referendar Klütz, Sohn achtbarer und reinlicher Eltern, Subsistenzmittel zweifelhaft, aber Hoffnung auf die so ehrenvolle Stellung eines unbesoldeten Assessors; Charakter gesellig; Referenzen: Mein Freund Julius Dambach und der Oberkellner im „weißen Lamm".

Hannchen.

Das ist Alles sehr interessant, aber ich möchte Sie wirklich ersuchen ....

Klütz.

Nicht früher, als bis Sie mir verziehen haben. Sind Sie mir nicht mehr böse?

Hannchen.

Ach, lassen Sie mich doch!

Klütz.

Es kostet Sie ja so wenig Anstrengung, mich zu beruhigen. Sagen Sie mir, daß Sie mir verziehen haben! Bitte, sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihen!

Hannchen.

Nun, wenn Sie darauf bestehen — dann meinetwegen!

Klütz.

Sie machen mich überglücklich! — Und wie sind Ihnen denn die Aepfel neulich bekommen, mein Fräulein?

Hannchen.

Wenn Sie mich jetzt nicht gehen lassen, werde ich böse und rufe um Hülfe.

Klütz.

Weshalb wollen Sie mir denn nicht das Vergnügen Ihrer Gesellschaft bereiten? Wir kennen uns ja noch so wenig, und wir müssen uns doch kennen lernen. — Heißen Sie Eveline?

Hannchen.

Wie kommen Sie denn dazu, mich aufziehen zu wollen? Ich sehe Sie jetzt zum zweiten Male in meinem Leben, und Sie gestatten sich mir gegenüber Vertraulichkeiten .... Sie denken wohl, ich bin ein kleines Mädchen, mit dem man spielen kann?

Klütz.

Ich schulde Ihnen eine Aufklärung. Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen?

Hannchen.

Ich empfehle mich Ihnen.

Klütz.

Ach bleiben Sie doch noch eine Minute — eine einzige Minute! Würde es Sie interessiren, wenn ich Sie versicherte, daß ich Sie liebe?

Hannchen.

Nicht im mindesten.

Klütz.

Das thut mir sehr leid; denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich mir von dieser Erklärung einige Wirkung versprochen hatte.

Hannchen.

Weshalb lügen Sie mir denn etwas vor?

Klütz.

Wenn Sie gleich so fragen! Im Uebrigen

habe ich nicht gelogen, wenn ich auch nicht die volle Wahrheit gesagt habe. Ich fühle das Bedürfniß mich mit Ihnen zu unterhalten, Ihnen irgend etwas Angenehmes zu sagen, das Sie veranlassen könnte, zuzuhören. Ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, und da drängt sich mir unwillkürlich das Wort auf die Lippen, ...

Hannchen.

Daß Sie mich lieben? Das haben Sie wohl so an sich?

Klütz.

Was soll man denn anders zu einem jungen Mädchen sagen, das Einem wirklich gefällt, ohne daß man weiß, weshalb? Und, mein Fräulein, Sie mögen es mir übel nehmen oder nicht, es ist buchstäblich wahr, daß Sie mir sehr gut gefallen, — außerordentlich, merkwürdig, und je mehr ich Sie ansehe, desto mehr gefallen Sie mir! Sie haben so etwas Frisches, Natürliches, Gesundes! Dieser Appetit, diese weißen Zähne! Eine junge Dame in Ihrem Alter, die auf der Straße Aepfel ißt, so etwas findet man gar nicht mehr! Das ist unverdorben, das ist urwüchsig! Da sagt man sich: Hier ist eine große starke unverdorbene Natur, die nur geweckt zu werden braucht, etwas Beglückendes, Beseligendes! Nehmen Sie nie Tanzstunde, mein Fräulein!

Hannchen.

Was wollen Sie denn eigentlich von mir?

Klütz.

Was ich will? Das ist ja eben das Verhängniß. Ich weiß es nicht. Denn ich fühle, wie unaussprechlich lächerlich ich sein würde, wenn ich Ihnen im Ernste sagen wollte, daß ...., — es wäre wirklich zu lächerlich! — aber ich möchte vor allen Dingen, daß Sie nicht fortgingen. Bleiben Sie noch ein paar Minuten! Soll ich Ihnen meine Jugendgeschichte erzählen?

Hannchen.

Ich bin nicht neugierig.

Klütz.

Dann erzählen Sie mir die Ihrige, bitte!

Hannchen.

Jetzt gehe ich aber wirklich!

Klütz.

Mein Fräulein! Noch ein Wort! Haben Sie jemals über die Bestimmung des Weibes nachgedacht?

Hannchen.

Adieu, Herr Klütz! Der Scherz hat lange genug gedauert.

Klütz.

Mein Fräulein! Lieben Sie den Frühling? (Hannchen nähert sich währenddem allmählich der Thür.) Haben Sie Mommsens römische Geschichte gelesen? Haben Sie? .... (Hannchen schließt lachend die Thür.) Sie lacht mich aus! — So dumm bin ich mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Nun möchte ich blos wissen, weshalb sie mir so gefällt! Sie hat nichts, was auffallend wäre. Sie ist nicht gerade blendend schön, aber recht niedlich; d. h. sie ist doch außerordentlich niedlich. Sie hat so etwas Freundliches, Nettes! Hoffentlich hat die Wohnung nur einen Ausgang. Ich warte.

(Er rückt den Stuhl an die Thür und setzt sich.)

Achter Auftritt.

Klütz. Julius.

Julius (eintretend).

An der Straßenecke bin ich wieder umgekehrt. (Klütz erblickend.) Den hatte ich ganz vergessen. Er wird mich schön auslachen. Ich rühmte ihm das Glück mit meiner Frau. Er hat sie unter recht freundlichen Bedingungen kennen gelernt. (An Klütz herantretend.) Nun! Was sagst Du dazu? Hast Du sie gesehen?

Klütz.

Gott sei Dank!

Julius.

Und wie findest Du sie?

Klütz.

Entzückend! Ich weiß selbst nicht, weshalb, und zerbreche mir den Kopf, um das Problem zu lösen. Aber sie ist entzückend.

Julius.

Und Du billigst ihren Trotz?

Klütz.

Das ist ja eben das Weibliche.

Julius.

Um einer solchen Kinderei willen!

Klütz.

Mein Lieber! sprich nicht in diesem Tone! Ich betrachte mich als ihren Ritter.

Julius.

Du Dich? Lieber Freund Klütz! Ich bin heute nicht aufgelegt, Deine Possen mit anzuhören.

Klütz.

Und ich bin nicht aufgelegt, zu dulden, daß man in geringschätziger Weise über eine Person spricht, die bei ihrem ersten Erscheinen einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, die ich verehre, die ich liebe!

Julius.

Du warst sonst geschmackvoller. Laß das sein, Klütz, ich bitte Dich! (Nach einer Pause.) War sie niedergeschlagen?

Klütz.

Gott bewahre! Fröhlich wie ein Sperling.

Julius.

Sie hat nicht geweint?

Klütz.

Wie sollte sie dazu kommen? Sie war in der allerheitersten Laune und hat gelacht über die einfachsten Scherze, die ich mir erlaubt habe.

Julius.

Du hast Dir Scherze erlaubt?

Klütz.

Das geht Dich doch nichts an!

Julius.

Das geht mich so viel an, daß ich auf der Stelle eine ernsthafte Aufklärung verlange.

Klütz.

Werde nicht komisch!

Julius.

Klütz, die Sache muß ein Ende nehmen. Ich frage Dich jetzt zum letzten Male: Hast Du mir die Wahrheit gesagt? Hat sie wirklich über Deine Scherze gelacht? Klütz, sage die Wahrheit! Hast Du ihr den Hof gemacht?

Klütz.

So energisch es bei einer ersten Begegnung möglich ist; aber leider ist nicht viel daraus geworden.

Julius.

Du siehst, ich bin ruhig; ich will mich mäßigen; aber ich muß die Wahrheit erfahren, die volle Wahrheit, so schmerzlich sie ist. Wann hat sie Dich verlassen?

Klütz.

Unmittelbar ehe Du eintratest.

Julius (für sich).

Sie kennt meinen Schritt. (Laut.) Und wirklich keine Thräne? Hat sie gar nicht von mir gesprochen?

Klütz.

Dazu haben wir keine Zeit gehabt.

Julius.

Und sie hat Deine Fadaisen ruhig mit angehört?

Klütz.

Fadaisen? Erlaube einmal, Du bist nicht höflich! — Ich war sehr nett. Ich konnte ihr freilich nur sagen, was man in der Befangenheit des ersten Zusammentreffens zu sagen pflegt. Sie wollte zunächst fliehen; aber ich beschwor sie, doch eine Minute zu bleiben. Ich versicherte sie meiner unbeschränkten Verehrung. Und wie ich vorausgesehen hatte, das schlug ein, sie blieb. Als ich ihr nun gegenüber stand, überlegte ich mir, daß ich ihr doch eigentlich etwas sagen müsse; da fiel mir wieder einmal nichts ein, denn ich hatte nur den unbestimmten Drang, mit dieser himmlischen kleinen Person zusammenzubleiben, ihr in die lieben Augen zu schauen, und wo möglich ihre kleinen Händchen zu drücken.

Julius.

Von wem sprichst Du denn eigentlich?

Klütz.

Nun! Von der holden Unbekannten, der ich nachgelaufen bin, die ich wieder getroffen habe, und die mir verziehen hat.

Julius.

Was? Sie hat Dir verziehen?

Klütz.

Anfangs sträubte sie sich; ich redete aber so herzgewinnend, so liebenswürdig, daß sie schließlich unter Lächeln, — und Du hättest es sehen sollen, dieses Lächeln, — mir ihr Verzeihen schenkte.

Julius.

Diese Sprache dulde ich selbst im Spaße nicht! Ich gebiete Dir Schweigen! Ich kann es auf keinen Fall zugeben, daß von meiner Frau in dieser unziemlichen Weise gesprochen wird.

Klütz.

Schade um ihn! Welch edler Geist ist hier zerstört! — Was willst Du denn eigentlich mit Deiner Frau? Was hat denn die bei der Sache zu thun?

Julius.

Sagtest Du nicht, daß Du die Unbekannte wieder gefunden hättest?

Klütz.

Nun ja, hier, in Deiner Wohnung!

Julius.

Das ist meine Frau.

Klütz.

Wieviel Frauen hast Du denn?

Julius.

Sie hat es mir ja selbst gesagt, daß Du ihr heute Vormittag gefolgt bist!

Klütz.

Ach, heute Vormittag! Ja, lieber Freund, das ist ja die holde Unbekannte nicht. Es ist richtig, ich bin heute Vormittag einer Dame gefolgt, wie ich seit acht Tagen jeder Dame folge, in der Hoffnung sie wiederzusehen.

Julius.

Ach so!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, Hannchen, Auguste, Martha.

Klütz.

Da ist sie ja!

Martha (nach den Ofen blickend).

Er hat die Thür geschlossen, er hat sein Unrecht eingesehen! (Sie geht auf ihn zu und gibt ihm die Hand.) Sprechen wir nicht mehr darüber, mein liebster Julius!

Julius (nach der Thür blickend).

Ach, sie hat die Thür geschlossen, sie hat ihr Unrecht eingesehen! (Laut.) Die Sache ist abgemacht.

Auguste (auf Klütz zugehend).

Darf ich Sie fragen, mein Herr, mit welchem Rechte Sie mir neulich gefolgt sind?

Klütz.

Ich entsinne mich in der That nicht . . .

Auguste (ihn wüthend anblickend).

Kennen Sie diesen Blick?

Klütz (höflich).

Jawohl, meine Gnädige, ich habe bereits das Vergnügen gehabt.

Martha.

Wollen Sie mir gefälligst sagen, weshalb Sie mich heute Vormittag wider meinen Willen begleitet haben?

Klütz (verlegen).

Wider Ihren Willen? — Das kam eben daher, daß Sie damit nicht einverstanden waren.

Hannchen (zu Klütz).

Sie sind aber nett! Dürfte ich meinerseits fragen . . .

Klütz.

Weshalb ich Ihnen nachgelaufen bin? Um Sie zu erreichen! Sie dürfen fragen.

Hannchen.

Um mich zu erreichen, folgen Sie meiner Schwester und sogar meiner Tante?

Auguste.

Sogar!

Klütz.

Mein Fräulein! Das war die Stimme der Natur; ich erkannte in den Ihrigen sofort einen gewissen Familienzug. Und kurz und gut! Sie sehen ja, mein Instinkt hat mich richtig geleitet.

Hannchen.

Mit Ihnen will ich Nichts zu thun haben. Sie sind viel zu leichtsinnig. Sie interessiren sich für alle weiblichen Wesen.

Klütz.

Dieses Bedenken hat noch keine Heirath verhindert. Aber ich schwöre Ihnen, . . .

Julius.

Warte nur noch ein bischen!

Hannchen (an die Ofenthür gehend).

Jetzt wird er wohl gar sein!

Julius.

Was machst Du denn da?

Hannchen.

Ich habe mir einen Apfel gebraten.

(Julius und Martha sehen sich bedeutungsvoll an und brechen in herzhaftes Lachen aus.)

Martha.

Ach der Zankapfel! Jetzt begreife ich.

Klütz.

(Hannchen beißt in den Apfel.)

Dieser Appetit! Es ist bewunderungswürdig! Wahrhaftig, mein Fräulein, ich liebe Sie! — Bitte, lassen Sie mich einmal abbeißen!

Hannchen.

Da!

(Der Vorhang fällt.)

Gedichte.

Dithyrambe.

Laß uns toll durch's Leben jagen,
Nicht entbehren, nicht entsagen,
Nicht nur nippen
Mit den Lippen
An der Freude kargem Becher, —
Nein, laß uns wie durst'ge Zecher
Schlürfen rasch in ganzen Zügen
Aus der Wonne vollen Krügen!

Nur dem Heute, nie dem Morgen
Gelte unser ganzes Sorgen,
Und der Wonnen,
Die verronnen,
Hold Gedächtniß soll uns lehren,
Daß für unser Lustbegehren
Immer neue Blumen sprießen,
Immer neue Quellen fließen.

Laß uns niemals bang erwägen,
Daß im Maß allein der Segen,
Nie durch Denken
Uns beschränken,
Sondern in bacchant'schen Freuden
Uns're junge Kraft vergeuden,
Küssen, bis die Lippen bluten,
Und vergeh'n in Liebesgluten!

So, in Meteorenweise,
Wollen unsre Flammengleise
Wir durch's Leben
Leuchtend weben!
Und der Tod mit seinen Schrecken
Soll uns keine Furcht erwecken:
Lustvereint im letzten Kusse
Winken wir ihm selbst zum Gruße.

Oscar Welten.

Camoens.

Camoens, der Musen Liebling,
Lag erkrankt im Hospitale.
In derselben armen Kammer
Lag ein Schüler aus Coimbra,
Ihm die Schmerzenstage kürzend,
Unerschöpflich, mit Geplauder.

„Edler Herr und hocherlauchter
Dichter," frug er einst den Alten,
„Was sie melden, ist es Wahrheit?
Daß gescheitert eines Tages
Am Gestad von Coromandel
Sei das undankbare Fahrzeug,
Das beehrt war, Euch zu tragen?
Daß Ihr, kämpfend in der Brandung,
Mit der Rechten kühn gerudert,
Doch in ausgestreckter Linken,
Unversehrt vom Wellenwurfe,
Hieltet — noch war's unvollendet —
Eures ew'gen Liedes Handschrift?
Schwer wird solches mir zu glauben.

Herr, auch mir, wenn ich verliebt bin,
Sind Apollo's Schwestern günstig;
Aber ging' es mir ans Leben,
Wahrlich meine schönsten Verse
Ließ' ich flattern mit dem Winde,
Meine beiden Arme braucht' ich! —
Nun, Ihr lächelt und ich merke,
Was das Volk erzählt, ist Fabel."

Freundlich spricht der greise Dichter:
„Solches that ich, Freund, in Wahrheit,
Ringend auf dem Meer des Lebens.
Mit dem einen dieser Arme
Kämpft' ich um des Tages Nothdurft,
Wider Bosheit, Neid, Verleumdung —
Ohne Rast und ohne Ruhe.
Mit dem andern dieser Arme
Hielt ich über Tod und Abgrund
In des Sonnengottes Strahlen
Mein Gedicht, die Lusiaden,
Bis sie wurden, was sie bleiben."

C. Ferd. Meyer.

Ein Itihasa.[1])

Ein Rischi[1]) saß in Patra
Auf einem Dîrghasatra,[1])
Und seine Schüler um ihn her,
Zwar hager, doch gedankenschwer,
Empfingen seine Lehre
Wie Perlen aus dem Meere.

Er sprach: „Dem Welteneie
Entquollen nach der Reihe
Die großen Götter allzumal,
Die Elemente fünf an Zahl,
Der Himmel und die Erde,
Der Thiere bunte Heerde.

Zu füllen aus den Rahmen
Der Schöpfung trieb es Brahmen;
Sein Haupt gebar die Priesterschaft,
Sein Armepaar die Königskraft,
Und seinen Untergliedern
Entstammten alle Niedern.

Das Opfer kam, die Ehren
Des Clerus zu vermehren;
Der Gott, zufrieden mit dem Rauch,
Das fromme Werk nach ew'gem Brauch
Vollkommen auszuführen,
Gab Fleisch ihm und Gebühren.

Drum sollen alle Stände
Anstrengen Kopf und Hände,
Dem Erstgebornen emsiglich
Dienstfertig zu erweisen sich,
Dann wird durch unsern Segen
Der Himmel stets sie hegen."

So unterwies in Patra
Auf einem Dîrghasatra
Der Rischi Dairghatamasa,
Und alle Schüler saßen da
Auffischend seine Lehre
Wie Perlen aus dem Meere.

Und soll ich schlichten Leuten
Den Sinn der Fabel deuten?
Die Geier sammeln sich zum Fraß,
Wo schmackhaft liegt und lockt das Aas;
Hochheilig sind Propheten, —
Im Amte lernt man beten.

Th. Aufrecht.

[1]) Itihâsa, eine Sage; Rischi, ein Seher; Dîrghasatra, eine lange Sitzung, ist ein mehrwöchentliches Opferfest.

J. W. G.

J. W. G.

Das war in Ramath Lebi
Nach schimpflicher Sklaverei,
Da sprengte der Manoïte
Die Fesseln der Tyrannei;

Die Fesseln, künstlich geschmiedet
Von fremder Ueppigkeit,
Die er und sein Volk getragen
Langwierige schwere Zeit.

Er hob mit schwungvollen Händen
Einen Eselsbacken auf
Und schlug an Schultern und Lenden
Der heulenden Feinde Hauf.

Da lagen ein Tausend Philister,
Und niemand bedauerte sie,
Ein jugendlich blühendes Leben
Ersetzte die Pedanterie.

Doch kämen Philister und Gecken
Noch heutigen Tages zu Licht —
Sie dürften sich furchtlos recken:
Ein Simson störte sie nicht.

Th. Aufrecht.

Die deutsche Dichterin.

Von Johannes Scherr.

Unsere Herren „Realpolitiker" haben sich, auf der schiefen Fläche der Anbequemungspraxis lautvergnügt abwärts rutschend, jetzunder glücklich zu Opportunitätsschwätzern verfasert. Mit den Zauberformeln „Opportun" oder „Inopportun" weiß die Allerweltshexe Charakterlosigkeit alles auszugleichen, alles zurechtzulegen, alles glattzustreichen, d. h. sie thut so, als wäre alles ausgeglichen, zurechtgelegt und glattgestrichen. Halb- und Dreivierteltalente schießen überall auf, massenhaft wie Pilze und gerade so gehaltvoll. Nur an Männern beginnt es mehr und mehr zu fehlen. Aber wozu brauchen wir Männer? Sie würden sich ja doch nur als „Principienreiter" lächerlich machen — weg damit! Man muß seine Ueberzeugungen — was sag' ich? dummes Wort! — seine „Velleitäten" genau auf den hochofficiösen Ton zu stimmen wissen, man muß vor jedem momentanen Erfolg mit Grazie zu byzantinern verstehen, um für einen richtigen Deutschen und patentirten Patrioten vom „strammen" Reichsnormalmaß zu gelten.

Ja, die unfehlbare Opportunitätspolitik ist nunmehr in das bekannte national-servile System gebracht, wofür ja auch unter der studirenden Jugend nicht ohne Erfolg geweibelt und geworben wird. Die junge Generation wächst heran unter der Einwirkung einer plattbanausischen Stimmung, um nicht zu sagen unter dem Druck einer gemeinen Berechnung, daß ewige Grundsätze über flüchtigen Zeiterscheinungen vergessen werden dürften, ja sogar müßten. Der richtige Liberalismus sei, jeden gerade in den höheren und höchsten Regionen streichenden Wind für direct aus dem großen Orient der Staatsweisheit kommend auszugeben, und der wahre Patriotismus bestehe darin, aus der eigenen Person möglichst viel zu machen. Denn —

„Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten."

In der Literatur vollends ist seit Heine's Spottorakel: „Kein Talent, doch ein Charakter" — das Lumpenthum obenauf gekommen. Und doch könnte ein nicht auf der Schwindelhöhe der Gegenwart stehender Mann sich versucht fühlen, die „inopportune" Frage aufzuwerfen, ob wohl derselbe Heine, auf dessen Autorität schon so viele Literatur-Lumpe stillschweigend sich berufen und gestützt haben, nicht ganz anders, nicht viel bedeutender in unserer Culturgeschichte dastände, als er dasteht, falls mit seinem Genie auch Charakter sich verbunden hätte? Was machte und macht den Friedrich Schiller zum wirksamsten und geliebtesten Dichter und Seher seines Volkes? Das Gewissen, welches, wie die Frau von Staël treffend und schön bemerkt hat, seine Muse gewesen ist. Woran sind die Romantiker, denen es doch an Talent wahrlich nicht gefehlt hat, so jämmerlich gescheitert und so elend zu Grunde gegangen? An ihrer Charakterlosigkeit. Die literarische Lumpokratie kann für eine Weile Spektakel machen und, alle Trommeln und Trompeten der schamlosesten Reclame schlagend

und blasend, den Markt beherrschen; aber nach kurzer Herrlichkeit verschwindet sie für immer in der literargeschichtlichen Lumpenkammer. Kein großer Denker, Dichter, Künstler ist ein Lump gewesen. Groß zu fühlen, zu denken, zu schaffen, ist nur auf breiter und fester Charakterbasis möglich. Und auch für jene Region der Hervorbringung, welche nicht zur Aetherhöhe hinanreicht, gilt das. Woraus erklärt sich der nachhaltige Einfluß Platens? Daraus, daß aus dem blanken Marmor seiner Verse ein ganzer Mann, ein edler Charakter athmet. Charakter und Talent verhalten sich zu einander wie Gehalt und Form: zwei aufsteigende Flammen sind es, die in eine zusammenlodern, um auf ihrer Spitze den großen Gedanken, das seelenvoll-formschöne Lied, die muthige That zu tragen.

So soll es sein und dieses harmonische Zusammenstimmen der intellektuellen und sittlichen Anlagen hat uns Deutschen, wenn nicht eine große, doch eine wirkliche, eine echte Dichterin gegeben: Annette von Droste-Hülshof.

Eine echte Dichterin, ja! Neben der deutschen kann nur eine Literatur noch einer ebenbürtigen Poetin sich rühmen: die englische in der Person ihrer Felicia Hemans. Natürlich will ich hierbei den Begriff „Dichterin" im strengsten Sinne genommen, d. h. auf die dichterische Thätigkeit in metrischer Form beschränkt wissen.

Und was machte Annette von Droste zu einer rechten Dichterin? Der vollkommene Einklang, nein, das Einssein von Intellekt und Charakter. Anschauung und Gefühl, Phantasie und Gedanke, Geist und Form — alles war bei ihr aus einem Guß. Ihr Leben wie ihr Dichten, ihr Dichterleben war von einer Wahrhaftigkeit getragen, welche aus jeder ihrer Verszeilen spricht und der man in solcher Großheit nicht gerade häufig begegnet. Dieses zarte gebrechliche Weib trug ein starkes Herz in der Brust, und fest, bestimmt und deutlich wie ihre Anschauungen waren auch ihre Ueberzeugungen. Nichts schwankend und wankend in ihr, alles gediegen und klar.

Diese ihre Ganzheit und Wahrhaftigkeit fand die entsprechende formale Ausprägung in ihrem Stil voll Nerv und Mark. Von Seideglätte und Sahnesüßigkeit ist in ihren Versen nichts zu spüren, auch nichts von Mondschein, Empfindsamkeit und Thränenseligkeit, wohl aber überall ein gesundes und starkes Gefühl, reiner und stählender Lufthauch wie von Berghöhen und aus Waldgründen und eine drastisch-plastische, eine wahrhaft gestaltungsmächtige Kraft der Diktion. Keine zweite Frau hat Rhythmus und Reim mit solcher Energie zu handhaben gewußt wie diese prächtige Westphalin. Man sehe nur, wie sie in ihren Gedichten „Die Jagd" und „Die Krähen" eine Fuchshetze im Moor und Tann und das Gewühl eines Reitertreffens gemalt hat. Welcher Realismus! Welche Naturwahrheit! Man erblickt den „über Kraut und Schmehlen hetzenden" Reinecke leibhaftig, man sieht „die fallenden Reiter radschlagen von den Rossen" und glaubt das Geknirsche zu hören, womit „die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei." An Härten und Absonderlichkeiten fehlt es in der Sprache Annette's freilich nicht und die Satzverbindung ist mitunter bis zur Dunkelheit verschränkt, was alles Rudolf Rodt Veranlassung gab, in seinen übrigens allerliebsten „Gedichten in allerlei Humoren" (1853) den Stil unserer Westphalin grausam zu persifliren*). Aber gerade in der Knappheit von Annette's Stil liegt häufig eine bedeutende Wirkung, und wer Sinn für das Malerische und Zieltreffende der Volkssprache hat, wird auch die westphälischen Provinzialismen, von welchen die Dichterin am passenden Orte Gebrauch macht, nicht vermissen wollen. Hat sie doch dadurch ihren Landschaftsbildern von der rothen Erde eine ganz eigenthümliche Klangfarbe zu geben verstanden.

Eigenart und Ursprünglichkeit der Form verlangen aber, um haltbar, ausdauernd und wirksam zu sein, einen nicht gemeinen Inhalt. Entspricht die Seele von Annette's Dichten seinem Leib? Allerdings. Und welches ist das geistige Charaktermerkmal dieses Dichtens? Reichthum der Phantasie und Tiefe des Gemüths, sowie Energie des Gedankenwurfes innerhalb der Schranken edelster Weiblichkeit. Dieses „innerhalb" unterstreich' ich doppelt. Annette ist keine Jungfer Zimperlich, sie geht geradaus

*) A. a. O. S. 60: „Dröstliche Hülsenblüthen."

und nennt die Dinge ohne weiteres mit ihren Namen. Sie ist nichts weniger als ein Theekesselpoet nach neuester Mode. Sie beint ihre Empfindungen nicht aus und kocht ihre Worte nicht zu einem süßlichen Brei zusammen, um denselben alten Betschwestern einzustreichen, die früher etwas anderes gewesen waren. Sie spricht frisch vom Herzen weg, aber dieses Herz war jungfräulich in seiner innersten Falte und nie hat eine reinere Hand auf dem Altar des Schönen die Opferflamme entzündet als die Annette's von Droste. Ihre Poesie ist Kraft im Dienste dessen, „was sich ziemt." Ihr männlicher Gedankenernst muthet uns doppelt an, weil er durchweg die Signatur einer Frauenseele ohne Falsch und ohne Eitelkeit trägt. Aus der Fülle dieser weiten und lichten Frauenseele heraus hat sie in ihrem Zuruf „An die Schriftstellerinnen Deutschlands und Frankreichs" goldene Wahrheiten gesagt, eindringlich warnend, daß auch die Frau von Talent doch immer Weib bleibe, bleiben solle, bleiben müsse. So eine Warnung klingt freilich übel in den Ohren der emancipirt kauderwelschenden, rauchenden, kneipenden, kurzum möglichst unweiblich und ekelhaft sich gebarenden Sansculotterie von heutzutage, für welche alles, was verständig und anständig, nur noch Philisterei und überwundener Standpunkt ist. Immerhin jedoch hat unsere Westphalin in einem ihrer zwei kleinen Finger mehr Geist, Wissen und Talent gehabt, als der gesammte emancipirte Auskehricht mitsammen aufzubringen vermag. Halbtalent und Halbbildung müssen Spektakel machen und auf dem Markte sich ausstellen, um die Beachtung zu finden, nach welcher ihre liebe Eitelkeit dürstet: das wirkliche Talent und die echte Bildung dagegen sind sich bewußt, daß sie die Aufmerksamkeit und die Huldigung, das Lob und den Tadel des großen Haufens entbehren können und verachten dürfen. Das in sich gefaßte, edelbescheidene Wesen Annette's kannte die heutzutage mit der äußersten Schamlosigkeit betriebene Kunst der Reclame nicht einmal vom Hörensagen und gewiß hat sich selten mit solcher Befähigung, mit solcher Charakterstärke und mit so klarem Selbstbewußtsein eine solche Anspruchslosigkeit so innig verbunden wie in ihr. Auch dieses kennzeichnete die deutsche Frau und erhöhte den Werth der deutschen Dichterin.

Sie wurde auf dem Stammgut ihrer Familie, auf dem Hülshof unweit Münster am 10. Januar 1797 geboren und hat, nachdem ihr Vater, Klemens August von Droste zu Hülshof, im Jahre 1826 gestorben, mit ihrer Mutter das „Ruschhaus", den Wittwensitz des Geschlechtes, bezogen. Hier verbrachte sie in ländlicher Stille fortan den weitaus größeren Theil ihres Daseins. Hier lernte sie auch im Jahre 1830 der junge Levin Schücking kennen und verehren, welcher später das Lebensbild der dahingegangenen Freundin liebevoll gezeichnet hat*). Ihr Porträt hat Annette mit eigener Hand entworfen in einer leider nicht zu Ende geführten novellistischen Arbeit, welche unter dem Titel „Bei uns zu Lande auf dem Lande" ein Bild von westphälischen Sitten und insbesondere von dem Leben auf einem Edelhofe der rothen Erde zu geben bestimmt war. Hier wird uns zuerst der junge Herr Everwin vorgeführt und dann seine Schwester, Fräulein Sophie. Jener ist eigentlich Annette's Bruder, diese Annette selber. Von jenem ist gesagt: „Neunzehn Jahre ist er alt und lang aufgeschossen wie eine Erle, blond, mit hellblauen Augen, durch die man glaubt bis in's Gehirn sehen zu können." Dann heißt es:

> „Fräulein Sophie gleicht ihrem Bruder auf's Haar, ist aber mit ihren achtzehn Jahren bedeutend ausgebildeter, und könnte interessant sein, wenn sie den Entschluß dazu faßte — ob ich sie hübsch nenne? Sie ist es zwanzigmal im Tage, und ebenso oft wieder fast das Gegentheil; ihre schlanke, immer etwas gebückte Gestalt gleicht einer überschossenen Pflanze, die im Winde schwankt; ihre nicht regelmäßigen, aber scharf geschnittenen Züge haben allerdings etwas höchst Adeliges und können sich, wenn sie meinen Erzählungen von blauen Wundern lauscht, bis zum Ausdruck einer Seherin steigern, aber das geht vorüber und dann bleibt nur etwas Gutmüthiges und fast peinlich Sittsames zurück; einen eigenen Reiz und gelegentlichen Nichtreiz giebt ihr die Art ihres Teints, der für gewöhnlich bleich, bis zur Entfärbung der Lippen, ganz vergessen macht, daß man ein Mädchen vor sich hat — aber bei der kleinsten Erregung,

*) Annette von Droste. Ein Lebensbild von Levin Schücking. Hannover, 1862.

geistiger, so wie körperlicher, fliegt eine leichte Röthe über ihr ganzes Gesicht, die unglaublich schnell kömmt, geht und wiederkehrt, wie das Aufzucken eines Nordlichtes über den Winterhimmel; dies ist vorzüglich der Fall, wenn sie singt, was jeden Nachmittag zur Ergötzung des Papa's geschieht. Ich bin kein natürlicher Verehrer der Musik, sondern ein künstlicher — mein Geschmack ist, ich gestehe es, ein im Opernhause mühsam eingelernter, dennoch meine ich, das Fräulein singt schön, — über ihre Stimme bin ich sicher, daß sie voll, biegsam, aber von geringem Umfange ist, da läßt sich ein Maßstab anlegen, — aber dieses seltsame Moduliren, diese kleinen, nach der Schule verbotenen Vorschläge, dieser tief traurige Ton, der eher heiser als klar, eher matt als kräftig, schwerlich Gnade auswärts fände, können vielleicht nur einem geborenen Laien, wie mir, den Eindruck von gewaltsam Bewegendem machen; die Stimme ist schwach, aber schwach wie fernes Gewitter, dessen verhaltene Kraft man fühlt — tief, zitternd, wie eine sterbende Löwin: es liegt etwas Außernatürliches in diesem Ton, sonderlich im Verhältniß zu dem zarten Körper. Ich bin kein Arzt, aber wäre ich der Vater, ich ließe das Fräulein nicht singen; unter jeder Pause stößt ein leiser Husten sie an und ihre Farbe wechselt, bis sie sich in rothen, kleinen Fleckchen festsetzt, die bis in die Halskrause laufen — mir wird todtangst dabei, und ich suche dem Gesange oft vorzubeugen."

So stellte sich die Dichterin als junges Mädchen dar, nachdem ihre von Geburt an sehr zarte Körperlichkeit unter der Einwirkung sorgsam-mütterlicher Pflege und der Landluft einigermaßen sich gekräftigt hatte.

Es war eine altfränkisch-steife, hochkonservative, aber ehrenfeste Atmosphäre, in welcher Annette heranwuchs. So ein richtiger westphälischer Edelhof ist ja, von den Wogen des 19. Jahrhunderts kaum gestreift, noch in unsern Tagen ein lebendes Bild der „guten, alten, frommen Zeit". Ich meine das hier nicht etwa nur im spöttischen Sinne, sondern auch im aufrichtigen anerkennenden. Neben vielen lächerlichen Junkereien und gemeinschädlichen Egoismen sind doch auch etliche der besten Eigenschaften und Tugenden unseres Volkes in solchen Häusern conservirt worden und die Luft, welche in denselben weht, kann, obzwar für unseren Geschmack mit viel zu viel Weihrauch versetzt, immerhin noch als eine gesunde bezeichnet werden, verglichen mit den Miasmen, welche in den mit mehr oder weniger gestohlenen Millionen erbauten und eingerichteten Palästen der modernen Geldprozerei brüten. Es fehlte im väterlichen Hause auch nicht ein gewisses geistig-anregendes Element. Die Droste und die Harthausen — Annette's Mutter war eine Harthausen — standen mit dem Kreise der Fürstin Gallitzin in Münster, also mit den Fürstenberg, Hemsterhuys, Hamann und Stolberg in Beziehung; weiterhin auch mit den Romantikern, mit den Boisserées, Grimm, Brentano. Es wurde in der Familie viel gelesen, aber noch mehr musizirt. Aennchen genoß den Unterricht des Hauslehrers ihrer Brüder mit, auch im Latein und in der Mathematik. Geraume Zeit litt die Kleine an einer uferlosen Lesesucht, dazu gesellte sich ein frühzeitiger Sammlerfleiß, welcher, später methodisch geregelt, die Dichterin eine hübsche Sammlung von Münzen und Gemmen, Mineralien und Autographen zusammenbringen ließ. Diese Schätze hat sie dann in ihrem Gedicht „Ein Sommertagstraum" höchst originell-poetisch zu verwerthen gewußt.

Sie ging noch in Kinderschuhen, als sich der „afflatus divinus" in ihr schon zu regen begann. Ebenso heimlich als idyllisch gab die Kleine dem Anhauche nach, denn die gestrenge Mutter wollte vom Versemachen nichts wissen und auch später konnte Annette den Widerwillen und Widerstand der Familie gegen ihr Dichten — und vollends gegen ihr in die Oeffentlichkeit tretendes Dichten! — nur sehr allmählig besiegen. Idyllischer Natur aber war die erste Hervorbringung der Dichterin, indem sie einen jungen Hahn besang, und heimlich ging es dabei her, indem sie besagtes „Lied vom Hähnchen" sorgsam in's Reine schrieb, in Goldpapier einschlug und unter dem Firstsparren vom Berchfrit des väterlichen Schlosses verbarg. Welche Stadien der Entwickelung hatte Annette zurückzulegen von dem Tage dieses kindisch-schamhaften Versteckens ihres ersten Reimversuches bis zu dem Tage, wo sie, ihres „Berufes" klar und sicher geworden, ausrief:

„Was meinem Kreise mich enttrieb,
Der Kammer friedlichem Gelasse?

Das fragt ihr mich, als sei, ein Dieb,
Ich eingebrochen am Parnasse.
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
Bei der Geburt bin ich geladen.
Mein Recht, soweit der Himmel tagt,
Und meine Macht von Gottes Gnaden."

Warum die Dichterin unvermählt geblieben? Ich weiß es nicht. Ob sie nie geliebt hat? Doch! Wie hätte ein so voll und kräftig pulsirendes Frauenherz liebelos bleiben können? Wir begegnen ja in Annette's Gedichten einem heißen Geständniß („Junge Liebe") und einem innigen Sehnsuchtslaut („Brennende Liebe"). Beide Mal hat zwar die Dichterin die Situation objectivirt, aber mag sie immerhin in der dritten Person von sich sprechen, aus diesen glühenden Zeilen spricht doch nur ihr eigenes Ich und Selbst. Die „junge Liebe" muß das „schlanke Mädchen mit dem blonden Haar" beschlichen haben, als es „kaum fünfzehn Jahr'" alt war. Die „brennende Liebe" loht von einer reiferen, tieferen, gewaltigeren Leidenschaft. Ich vermuthe, Schücking hätte uns darüber Bescheid geben können, so er gewollt. Gewiß ist nur, daß diese schlanke, blonde, blauäugige Tochter der rothen Erde in ihrer Mädchenseele das Liebefeuer barg, wie die Sommerwolke den Blitz birgt.

In Krankheit und krankhafte Schwermuth warf Annetten der Tod ihres geliebten Vaters und ihres noch geliebteren jüngeren Bruders. Der Arzt forderte eine Ortsveränderung und so lebte die Dichterin mehrere Winter in Köln und Bonn. Am letzteren Orte erhielt ihre Lernzeit den Abschluß, so zu sagen den letzten Schliff durch den Umgang mit zwei geistvollen und hochgebildeten Frauen: Johanna Schopenhauer, Mutter des Buddhisten Schopenhauer, und Sibylle Mertens-Schaffhausen. In den Kreisen dieser Damen kam sie nun auch den literarischen Strömungen und Strebungen von damals näher, lernte die Hervorbringungen der Früh- und Spätromantik genauer kennen und empfing die Wirkungen der Literaturtendenzen, wie sie in der sogenannten Restaurationszeit verworren genug durcheinandergingen. Vor allem hat Scott mächtig auf sie gewirkt, dann Irving, später Byron. Dieser ebenfalls tief, aber im Grunde doch mehr nur formell als substanziell. Wenn sie, die Frau, dem Einfluß eines Scott und Byron soweit zu widerstehen vermochte, daß sie ihre dichterische Eigenart unbeschädigt bewahrte — und sie vermochte es — so gibt das sicherlich einen sehr kräftigen Beweis für die Ursprünglichkeit ihrer Begabung ab.

Das stille Ruschhaus unweit Münster und die alte Meersburg am Bodensee, deren Burgherr, der Freiherr Joseph von Laßberg, den Germanisten als „der Meister Sepp von Eppishusen" wohlbekannt, Annette's ältere Schwester im Jahre 1834 geheirathet hatte, waren die Stätten, wo weitaus die meisten der Dichtungen entstanden sind, welche wir von unserer Westphalin besitzen. Die westphälischen Haiden und Moore, sowie das schwäbische Meer, über dessen Spiegel die Ferner Tirols und Firnen der Schweiz silbern herüberschimmern, sind die landschaftlichen Hintergründe von Annette's Schöpfungen. Die Welt hat denselben anfänglich nur wenig oder gar keine Beachtung geschenkt. Als unsere Dichterin nach mühselig erlangter mütterlicher Erlaubniß im Jahre 1837 zum ersten Mal in die Oeffentlichkeit hinaustrat („Gedichte von A. E. v. D. H." Münster 1837), mußte sie ihren Zeitgenossen als eine Fremde erscheinen, welche auch nur flüchtig anzusehen sich kaum der Mühe lohnte. Die Menschen glaubten ja damals noch an den alleinseligmachenden französischen Liberalismus, an die Julitrikolore, wie hätte ihnen eine Vollblutromantikerin von dichtendem Edelfräulein Aufmerksamkeit oder gar Theilnahme abgewinnen können? Annette ließ sich das keineswegs verdrießen. Sie fuhr ruhig zu dichten fort, weil sie mußte, weil eben für den echten Poeten athmen und dichten dasselbe ist.

In ihrem alterthümlichen Thurmzimmer der von den Merovingern gegründeten Meersburg, allwo der Staufer Konradin hofgehalten, bevor er die unglückselige Heerfahrt gen Italien antrat, sind die reifsten Gedichte Annette's ausgedacht und ausgeführt worden. Sie hat ihre letzten Lebensjahre fast ausschließlich in der alten

Bischofsresidenz am Bodensee verbracht. Die seeherüber kommende reine Alpenluft that ihrer kranken Brust wohl. Sie war leidend und wurde immer leidender. Mit jener stillen Gefaßtheit, zu welcher nur entweder eine tiefgläubig-hoffende oder aber eine tiefskeptisch-resignirte Weltanschauung führen kann, trug sie ihr Loos. Der „Völkerfrühling“ von 1848 brachte ihr keine Lebensblüthen mehr, sondern nur neue Schmerzen. Auch seelische, denn sie konnte der ganzen Anlage ihrer Persönlichkeit zufolge in dem Märzsturm nur einen zerstörenden Orkan sehen. Am 24. Mai von 1848 nahm ein Herzschlag sie hinweg und auf dem Friedhofe zu Meersburg ruht ihr Sterbliches . . . . .

Es war ein geräuschloses deutsches Frauenleben, das da, kaum wahrgenommen von den Zeitgenossen, an uns vorübergegangen ist. Nichts Excentrisches und Sensationelles, keine gewaltsamen Emotionen, Passionen, Eruptionen in diesem Lebenslauf, keine „liebenswürdige“ Sünde und kein „anbetungswürdiger“ Skandal. Kein Roman, wie ihn Aurora Dudevant mit dem schließlich schnöde von ihr verrathenen Alfred de Musset durchgespielt hat. Keine Ehetragödie, wie Felicia Hemans und Karoline Norton sie durchgelitten, und auch keine Bußkomödie, wie die Gräfin Hahn-Hahn nach langer Lärmjagd auf den „Rechten“ sie aufführte. Alles maßvoll, still, schlicht-vornehm. Das ganze Dasein ein Beweis, daß man nicht den stets eiteln, allzeit entweder schmerzlich oder lächerlich ausgehenden Versuch, Poesie *leben* zu wollen, anzustellen braucht, um ein Poet oder eine Poetin zu sein.

Der schriftliche Nachlaß Annette's zeigte, daß in ihren letzten Lebensjahren ihr Talent nicht gerastet, nachdem die reiche Sammlung ihrer Gedichte im Jahre 1844 (Stuttgart, Cotta) erschienen war und ihren Ruf begründet hatte. Ihr religiöser Liedercyklus „Das geistliche Jahr“ wurde bald nach dem Tode der Dichterin veröffentlicht, eine Nachlese von Gedichten und Skizzen unter dem Titel „Letzte Gaben“ im Jahre 1860 (Hannover, Rümpler). Ich kann nicht finden, daß in den hier gebotenen Gedichten ein Vorschritt bemerkbar wäre. Dagegen gebührt der Erzählung „Die Judenbuche“ als einer westphälischen Sittenschilderung von markigster Zeichnung aufrichtiges Lob. Was „Das geistliche Jahr“ angeht, so hat sich damit die *katholische* Dichterin in vielen und dankbaren katholischen Herzen ein katholisches Denkmal errichtet. Es ist auch ganz wahr, daß Annette in diesen Liedern mitunter Töne religiöser Erhabenheit gefunden hat, erschütternd wie der Klang der „Tuba mirum spargens sonum“ im Weltgerichtsliede des Thomas von Calano, und ebenso Hauche religiöser Innigkeit, wie sie im „Stabat mater“ des Jakobonus wehen. Aber man braucht doch wahrhaftig kein solcher Pfaffenfeind zu sein, wie ich einer bin*) um zu finden, daß ein ganzer Band voll Kirchenluft, Glockengeläute, Orgelklang, Litanei, Weihwassergespritze und Weihrauchsqualm für einen modernen Menschen zu viel sei, viel zu viel.

Die Stellung unserer Dichterin in der deutschen Literatur beruht auf ihrer Gedichtesammlung von 1844, welche seither wiederholt neu aufgelegt worden ist.

Was ist es nun, wodurch diese Aristokratin, diese Katholikin, diese Vollblutromantikerin nicht allein auf naive Gemüther, sondern auch auf welterfahrene, enttäuschte und skeptische wirkt und auch in Menschen von einer ihrer eigenen diametral entgegenstehenden Anschauung ästhetisches Wohlgefallen und herzliche Theilnahme zu wecken weiß? Nichts anderes als die schon oben von mir betonte Ganzheit und Wahrhaftigkeit unserer Dichterin. Man fühlt, hier hat man nichts Unempfundenes, Gemachtes, Erkünsteltes vor sich, sondern eine Natur, nichts Gespieltes, sondern Gelebtes, ein Dichten, welches nur der naturwähr-logische Ausdruck einer ganzen, vollen,

---

*) Aber beileibe kein einseitiger! Heiden-, Juden- und Christenpfaffen sind mir gleich lieb und ich will meine Unparteilichkeit beweisen, indem ich hier gelegentlich in Erinnerung bringe, daß unser christlich-germanisches Kernwort: „Der Pfaffensack hat keinen Boden“ — sich schon beim hellenischen Heiden Sophokles findet, nur etwas höflicher ausgedrückt: „*Τὸ μαντικὸν γὰρ πᾶν φιλάργυρον γένος*.“ (Antigone 1040.)

eigenartig auf sich gestellten Persönlichkeit, kurzum die in Versen geschriebene Offenbarung eines Charakters gewesen ist. Wie Annette von Droste war, so dichtete sie. Das ist's, was dieses Weib thurmhoch über eine ganze Legion von Poetastern in Hosen stellt, welche wähnen, sie dichteten, wenn sie sich selbst belügen und andere zu belügen versuchen.

Die Gaben Annette's waren weit entschiedener auf das Epische als auf das Lyrische gestellt. Daher ist ihr das eigentliche Lied nur selten oder gar nie gelungen. Ihr Gedankenernst war zu schwer, um von den Lerchenflügeln des Liedes getragen zu werden. Ihre Poesie hatte überhaupt viel mehr von der Malerei als von der Musik und wieder viel mehr von der niederländischen und spanischen Malerei als von der italischen und deutschen. Unter ihren Balladen und Romanzen finden sich echte Rembrandts, z. B. „Der Graf von Thal", „Der Tod des Erzbischofs Engelbert", „Die Stiftung Kappenbergs". Andere beurkunden eindringlich die Fähigkeit Annette's, das Mystische, Unheimliche, Dämonische poetisch wirken zu lassen. So „Vorgeschichte", „Der Graue", „Das Fräulein von Rodenschild", „Die Schwestern", „Der Mutter Wiederkehr", „Die Vergeltung", „Der Fundator". Bei Annette entrollt sich die Handlung nicht in der ruhig- und klarschönen Romanzenweise Uhlands oder in der prächtig-feierlichen Schwabs, sondern in dramatischer Hast, und die Beleuchtung wechselt zwischen heißen Schlaglichtern und schroffen Schlagschatten. Die Ballade „Der Geierpfiff" zeigt diese Eigenheiten vielleicht am deutlichsten auf. Daß unsere Dichterin vorzugsweise mit pathetischen Farben malte, und daß die Stoffe zu ihren Bildern nicht selten aus der „Nachtseite" des Daseins und der Geschichte geholt waren, entsprach ganz ihrem Wesen. Aber ein auszeichnendes Merkmal dieser Erscheinung war, daß Annette auch ein kräftig entwickeltes Organ für den Humor besaß, eine Himmelsgabe, deren sich bekanntlich Frauen nur selten, sehr selten erfreuen. In mehreren Gedichten spielt der Humor gar hellfarbig, z. B. in „Des alten Pfarrers Woche" und in den „Stubenburschen". Elegisch und satirisch zugleich klagt und straft Annette's Humor in dem Gedicht „Alte und neue Kinderzucht", dessen gegen die Resultate der „amerikanischen", auch in Europa vielfach Mode gewordenen Erziehungsweise gerichtete Spitze meisterlich scharf und blank geschliffen ist. Ein Mahnwort von wahrhaft sibyllinischem Ernste hat die Dichterin „An die Weltverbesserer" gerichtet und nur allzu richtig geschaut und empfunden war es, wenn sie ihre Elegie „Vor vierzig Jahren" mit den Worten beschloß:

„Wir höhnen oft und lachen der kaum vergangnen Zeit
Und in der Wüste machen wie Strauße wir uns breit.
Ist Wissen denn Besitzen? Ist denn Genießen Glück?
Auch Eises-Gletscher blitzen und Basiliskenblick.
Ihr Greise, die gesunken wie Kinder in die Gruft,
Im letzten Hauche trunken von Lieb' und Aetherduft,
Ihr habt am Lebensbaume die reinste Frucht gepflegt,
In karger Spannen Raume ein Eden euch gehegt.
Nun aber sind die Zeiten, die überwerthen, da,
Wo offen alle Weiten und jede Ferne nah.
Wir wühlen in den Schätzen, wir schmettern in den Kampf,
Windsbräuten gleich versetzen uns Geistesflug und Dampf.
Mit unsres Spottes Gerten zerhau'n wir, was nicht Stahl,
Und wie Morgana's Gärten zerrinnt das Ideal;
Was wir daheim gelassen, das wird uns arm und klein,
Was Fremdes wir erfassen, wird in der Hand zu Stein.
Es wogt von End' zu Ende, es grüßt im Fluge her,
Wir reichen uns die Hände — sie bleiben kalt und leer.
Nichts liebend, achtend Wenige wird Herz und Wange bleich,
Und bettelhafte Könige steh'n wir im Steppenreich."

Annette hat unsere Literatur mit vier größeren Erzählungen in Versen bereichert, welche in dieser Reihenfolge von ihr geschaffen wurden: „Das Hospiz auf dem St. Bernhard", „Des Arztes Vermächtniß", „Die Schlacht im Loener Bruch", „Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers".

Ich sagte, bereichert habe sie damit unsere Literatur. Denn gerade an Dichtungen dieser in der englischen Literatur so glanzvoll vertretenen Gattung ist die deutsche verhältnißmäßig arm. „Das Hospiz“ verräth noch deutlich den Einfluß vom Verfasser des „Marmion“ und der „Lady of the lake“ auf unsere Dichterin, während in „Des Arztes Vermächtniß“ ebenso unverkennbar der Einfluß vom Schöpfer des „Giaur“ und des „Lara“ bemerklich ist. Schücking hat übrigens richtig gesagt, daß Annette's Absicht gewesen, in dieser wilden Rhapsodie darzustellen, welchen ungeheuren Eindruck das Grausen einer Schreckensnacht auf das Gemüth eines phantasiereichen Schwächlings gemacht habe, einen Eindruck, der bis zum Tode währt und den Erzähler des furchtbaren Erlebnisses, eben den Arzt, zu einem zwischen Wahnwitz und Blödsinn schwankenden Seelenzustand herabgebracht hat. Dieses Schwanken ist in den Gang und Ton der Erzählung selbst mit virtuoser Kunst hineingebildet. „Die Schlacht im Loener Bruch“, in welcher Tilly den Herzog Christian von Braunschweig, den „tollen Halberstadt“, am 7. August von 1623 vernichtend schlug, muß als ein Originalwerk anerkannt werden. Das Gedicht darf sich kecklich zu dem Besten stellen, was im ganzen Umfange der Weltliteratur von Wehr und Waffen singt und sagt. Ganz vortrefflich ist die Gegenüberstellung der beiden scharfgezeichneten und lebenswahr colorirten Hauptfiguren, des Halberstädters und des Ligagenerals. Auch kam der Dichterin zu Paß, daß sie hier auf der heimathlichen rothen Erde stand. Das Düster der westphälischen Haide legt sich als ein passender Rahmen um das Gemälde des erbarmungslosen Mordkampfes. Und wiederum einen Vorschritt markirt „Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers“. In dieser poetischen Erzählung, welche für die beste unserer Literatur zu erklären ich kein Bedenken trage, hat Annette die Vollkraft ihres Stils gefunden. Die alte Legende vom „Galgenmännlein“ war aber auch ein wie für sie gemachter Stoff. In der Behandlung desselben konnten sich ihre Empfänglichkeit für das Dämonisch-Unheimliche und ihr gestaltungsmächtiger Realismus auf's glücklichste verbinden. Und so geschah es. Das ganze Gedicht ist von der ersten bis zur letzten Zeile mit unvergleichlichem Feuer durchgeführt, der psychologische Proceß von Schuld und Buße stimmungsvoll zur Anschauung gebracht. Mit besonderer Genialität ist auch das Landschaftliche behandelt und namentlich contrastirt prachtvoll die Schilderung der winterlichen Mondnacht, in welcher der Täuscher den Spiritus familiaris erwirbt, mit der in Hochsommerglut brütenden Waldesöde, durch welche der unglückliche Mann hinirrt, um sich des höllischen Gesellen wieder zu entledigen.

Nun ist es aber überraschend, zu sehen, daß unsere Romantikerin dennoch nicht in der „mondbeglänzten Zaubernacht“ der Romantik ihr Bestes gesucht und gefunden hat, sondern vielmehr im modernen deutschen Alltagsleben. Dieses Beste ist nämlich fraglos ihr Gedicht „Die beschränkte Frau“, eine bürgerliche Romanze, worin mit den allereinfachsten Mitteln die höchste Wirkung erreicht wird — zugleich nach meinem Gefühle das schönste Lob, welches dem deutschen Frauencharakter jemals gespendet worden. Dieses Gedicht, um dessen zwölf Strophen mir alle Faustismen und Byronismen der Madame Dudevant unbedenklich feil sind, muß den Namen Annette's von Droste erhalten, so lange es eine deutsche Literatur gibt. Es ist ein wahres Juwel in dem dichterischen Hausschatze unseres Volkes.

Und wie in den Adern der „Beschränkten Frau“ deutsches Herzblut kreist, so ist überhaupt die Deutschheit das Gesammtmerkmal unserer Dichterin. Etwas, viel vom Guten, vom Besten deutscher Nationalität lebte in ihr und dichtete aus ihr: Ehrfurchtsgefühl und Ueberzeugungstreue, Idealität und Vervollkommnungstrieb, Wahrheitsmuth und Anspruchslosigkeit, Begeisterung und Selbstbescheidung. Darum durfte ich sie die deutsche Dichterin nennen: nicht allein um ihres bislang von keiner zweiten erreichten Talentes, sondern auch um ihres Charakters willen. Ein Talent und ein Charakter! Es würde fürwahr dermalen mit unserer Literatur und mit noch vielem anderem besser bestellt sein, als es ist, falls man das Lumpenaxiom von der Unverträglichkeit dieser beiden Begriffe verachtungsvoll beiseite stellte. Das charakter-

lose Talent bringt es ja in allem und jedem höchstens zum Virtuosenthum, nie aber zur Künstlerschaft. Darum die Unzahl virtuosischer Gaukler in der Gegenwart, wogegen wir nach einem Künstler-Schöpfer vergeblich ausblicken ....

Während ich das Vorstehende schrieb, hat sich mir mehrmals die Frage aufgedrungen, wie wohl Annette, so sie noch lebte, die deutschen Dinge ansehen würde. Als Katholikin oder als Patriotin? Traurig genug fürwahr, daß man so fragen muß, weil die Kinder der Mutter Germania mit deutscher Gründlichkeit und Hartköpfigkeit in den alten albernen abscheulichen Zank um Meßbuch und Bibel noch immer so verbissen sind, daß ihrer viele nur allzu große Neigung zeigen, diese Zankgegenstände über das Vaterland zu stellen. Ich bezweifle sehr, daß Annette, so sie das neue deutsche Reich erlebt hätte, sich jenen vaterlandsfeindlichen Demonstrationen von westphälischen Junkerinnen angeschlossen haben würde, welche ihrem Bonzen-Gott zu dienen glaubten und ihren Katholicismus sehen lassen wollten, aber nur den Franzosen dienten und nichts sehen ließen als ihre Bornirtheit und Eitelkeit. So, wie unsere Dichterin war, deutsch in jedem Nerv, hochgesinnt und selbstlos, hätte sie, das ist mit Bestimmtheit anzunehmen, nicht zum Streite gerufen, sondern zum Frieden geredet, wie es einer Frau und wie es einer Poetin ziemt. Nicht zu einem faulen Frieden, sondern zu einer wahren und wirklichen Versöhnung der streitenden Brüder, angebahnt und vollzogen auf Grund der Einsicht und des Bekenntnisses, daß Deutschsein mehr ist und heißt als Katholisch- oder Lutherischsein, und daß es fürder nicht mehr für eine nationale Lebensfrage, sondern nur noch für eine persönliche Geschmacksache gelten soll, ob einer lieber in der Bibel oder lieber im Meßbuch oder lieber in keinem der beiden Bücher lesen will.

Ja, unsere Dichterin würde zum Frieden gerathen und zur Versöhnung geredet haben. Hat sie doch ihr Lied, worin sie die Stammeseigenart ihres heimathlichen Westphalens vertheidigte, wie im prophetischen Vorausblick auf die Kämpfe unserer Tage mit der schönen Mahnung beschlossen: —

„Ja, jede Treue sei geehrt,
Der Eichenkranz von jedem Stamme;
Heilig die Glut auf jedem Herd,
Ob hier sie oder drüben flamme;
Dreimal gesegnet jedes Band,
Von der Natur zum Leh'n getragen,
Und einzig nur verflucht die Hand,
Die nach der Mutter Haupt geschlagen!"

Ueber Kleist's „Prinzen Friedrich von Homburg".

Von Hans von Wolzogen.

Am 18. Juni dieses Jahres war der zweihundertste Jahrestag der Schlacht bei Fehrbellin. Das war kein gewöhnliches Schlachtenjubiläum, wie es deren ja leider bei allen „civilisirten Völkern" immer noch genug zu feiern gäbe: als ein leuchtendes Grenzmal bezeichnet dieser Sieg des großen Kurfürsten von Brandenburg den thätigen Beginn der eigentlichen Hohenzollernpolitik, die erst am nämlichen Tage, 196 Jahre später, am Tage der Friedensfeier des geeinigten Deutschlands, am 18. Juni 1871, unter dem Kaiserthum des greisen Urenkels aus dem Siegergeschlechte ihr Werk gekrönt sah.

Heinrich von Kleist hat uns ein Drama gedichtet, welches die gefeierte Schlacht selbst zur Darstellung bringt und die beiden Siegeshelden, den großen Kurfürsten und den Prinzen, persönlich verherrlicht. Dabei ist es mit nichten ein dramatisirtes Stück Historie oder gar nur ein specifisches Festspiel, dessen Stoff allein jene Schlacht wäre. Eine allgemein menschliche Handlung, eine Liebesgeschichte, spielt sich in ihm ab, ohne daß doch wiederum die Schlacht nichts wäre als nur der Hintergrund, die zufällige Decoration, die theatralische Folie. Vielmehr ist die große historische Begebenheit eng verflochten in die menschliche Handlung als solche; diese beruht überall auf jener, aber jene ist zugleich ganz in diese aufgegangen. Das Resultat ist ein vollendetes Kunstwerk, ja, wie ich glaube nachweisen zu können, ein echtes und rechtes Lustspiel. Gedichtet aber ist es zudem aus dem reinsten, kräftigsten deutschen Geiste, ohne jede Spur gemachten, nur aufgetragenen oder hineingeimpften Patriotismus. Kleist hat noch ein solches patriotisches Drama gedichtet, das in noch großartigeren Verhältnissen das jetzt erreichte Ziel der preußischen Politik, die deutsche Einheit feiert: die „Hermannsschlacht". Auch sie ist mir nur ein Lustspiel, eine historische Komödie im größesten Stile. Unser genialster Dramatiker, unser deutscher Shakespeare, war allem Anschein nach zum Tragiker nicht geboren. Seine drei Tragödien: „Die Schroffensteiner", „Penthesilea", „Robert Guiskard" behandeln entweder unmögliche Stoffe oder verlaufen sich in Ungeheuerlichkeiten oder sind überhaupt gar nicht fertig geworden.

Ich suche seit Jahren vergeblich nach meinem lieben Prinzen auf den Repertoiren der deutschen Hofbühnen; am 18. Juni ist er meines Wissens nur auf dem Berliner Nationaltheater wieder hervorgesucht worden. So bitte ich denn wenigstens um Erlaubniß meinerseits, einen Nachtrag zur Fehrbellinfeier liefern zu dürfen, indem ich darauf hinweise, welch' eine vortreffliche Dichtung gerade dieser Kleist'sche „Homburg" sei, und wie thöricht so mancher kritische Einwand gegen seinen poetischen oder theatralischen Werth. Unter derlei Einwänden erinnere ich mich vornehmlich zweier: der Held, sagt man, sei mondsüchtig, ein mondsüchtiger Held aber könne gar kein Held mehr sein; und: der Held, meint man, zeige sich in einer der wichtigsten Scenen als einen erbärmlichen Feigling, ein erbärmlicher Feigling aber sei erst recht kein Held. Dazu

kommt, daß man vielfach die ganze Handlung mißversteht, indem man nicht begreift, was der Kurfürst, von dem jene Handlung als solche abhängt und beschlossen wird, eigentlich wolle, treibe und erreiche. Man ist unklar über die Hauptcharaktere wie über den Stoff und findet sich mit dem schnellfertigen Urtheile ab: Kleist habe niemals ein Drama oder eine Novelle zu schreiben vermocht, ohne mindestens an Einem Punkte schwach zu werden. Solch' ein Punkt wäre also hier die berüchtigte Feigheitsscene, während sich die Quelle dieses Schwachwerdens, die Krankhaftigkeit des Poeten selbst, in der Krankhaftigkeit seines mondsüchtigen Helden ausdrücken soll. Ich setze voraus, daß alle Leser meiner Betrachtung das Stück genau kennen, ja, ich muß wünschen, daß sie es während der Lectüre zur Hand haben und nachlesen mögen. Nur unter dieser Bedingung kann ich mit Hoffnung auf einigen Erfolg meine Nachweisung jenen Einwänden zum Trotze versuchen: daß Kleist's „Prinz von Homburg" — eines der besten deutschen Lustspiele sei.

Die Eingangsscene des Dramas, im nächtlichen Schloßgarten von Fehrbellin, ist in solch' einen zarten Mondscheinduft romantischer Poesie getaucht, daß jeder Gedanke an ein hiermit etwa anhebendes historisches Schauspiel ferne bleiben muß. Wir befinden uns eben ganz im Wunderbanne reiner Dichtung, und selbst die trocken militärischen Anfangsworte Hohenzollerns können uns diesen Zauberkreis nicht stören. Der Prinz, der halb wachend, halb schlafend beschäftigt ist, sich, ganz ein träumender Held, „der eignen Nachwelt gleich, den prächtigen Kranz des Ruhmes einzuwinden", hat es, zugleich sehr wenig ein pünktlich gehorsamer Soldat — verschlafen, mit seiner Reiterei dem Befehle gemäß „dem Wrangel wiederum entgegen bis an die Hackelberge vorzurücken". Hohenzollern hält es für seine Pflicht, vor dem Kurfürsten diese Versäumniß seines Freundes als die Folge einer Krankhaftigkeit, als „eine bloße Unart seines Geistes" zu entschuldigen. Der Kurfürst kennt aber seinen jungen Helden besser als der gutmüthige Freund. Er läßt sich nicht mit der Annahme einer Krankhaftigkeit abfinden, die ihm, wie gewissen Kritikern, seinen Helden gerade in recht fragwürdiger Gestalt müßte erscheinen lassen. Er „hat es nie glauben wollen", daß jene jüngst am Rhein durch Homburgs Uebereifer ihm verscherzten Siege, wie jetzt auch die durch seine träge Träumerei versäumte Pflichterfüllung in nichts als in einem physischen Uebel ihre Ursache haben. Das „Märchen" bleibt ihm auch jetzt noch ein solches; er muß ihn näher betrachten, um klarer zu sehen, was er von dem seltsamen Jünglinge in Wahrheit zu halten habe. Er sieht ihn einen Lorbeer winden und ruft lächelnd: „Was gilt's, ich weiß, was dieses jungen Thoren Brust bewegt!?" Hohenzollern ist wieder rasch bei der Hand mit der nächstliegenden Deutung: „Ei — was? Die Schlacht von morgen!" Daß der Krieger von nichts träume als von seinem kriegerischen Ruhme, das dünkt dem Freund gerade das ihn Empfehlendste in dieser immerhin mißlichen Situation. Aber der Kurfürst — schweigt. Er weiß auch hier besser Bescheid, ob er gleich noch zu prüfen hat, inwiefern er das Rechte geahnt oder sich etwa dennoch getäuscht. Indem er Natalien den Kranz gibt, indem sie ihn dem Träumenden auf's Haupt drücken muß, spricht er zugleich seine Parole für das ganze Stück aus: „Bei Gott, ich muß doch seh'n, wie weit er's treibt!" Dies ist des Kurfürsten alleinige Absicht: zu sehen, wie weit Homburg seiner ganzen Natur und seinen ihn am Lebhaftesten bewegenden Empfindungen gemäß es sowohl mit seiner Träumerei wie mit seinem Eifer treiben werde. Denn dieses „Treiben" ist es eben, was den väterlichen Fürsten beunruhigt und worüber er beruhigt sein möchte, worüber er aber niemals beruhigt werden könnte, wenn in der That Alles nur Folge eines kläglichen Somnambulismus wäre. Da verräth der Prinz seine geheimste Empfindung: der Held tritt beinahe zurück vor dem Liebenden, wenngleich der Liebende selbst noch ganz als Held empfindet. Geliebte und Siegesgöttin verschmelzen ihm in Nataliens Gestalt, und er wähnt den Kranz des Ruhmes aus der Hand der Liebe zu empfangen. Seine Ahnung sieht der scharfblickende Fürst dadurch nur bestätigt; denn er verliert kein Wort des Erstaunens über Homburg's enthusiastische Traum-Aeußerungen, die alle Anderen

überraschen und erschrecken. Homburg liebt Natalien. Die ganze Scene ist hiermit als Liebesscene, ja, das ganze Drama von vornherein als Liebesdrama bezeichnet. Der Kurfürst, dem das feuereifrige Heldenthum, die begeisterte Ruhmesbegierde des Prinzen nicht anders als innig wohlgefallen kann, weshalb er ihm jene beiden am Rheine verscherzten Siege so leicht und straflos nachgesehen, er kann es nicht so leicht nehmen mit dieser gefährlich eng in die Ruhmesvorstellung verwobenen heftigen Liebesempfindung. Er kennt die sentimentalisch-affective Anlage des Jünglings, deren Folge allein auch jene Traumseligkeit des Nachtwandlers ist. Nicht der Somnambulismus als solcher ängstigt ihn, der gegenüber Dem, was Homburg in solchem Zustande als den eigentlichen Quell seiner unnatürlichen Erregtheit verrathen, ganz nebensächlich erscheint. Wird nicht die also anregende Liebe in der Brust des überall so lebhaft empfindenden, so leicht bewegten und fortgerissenen jungen Helden ihm noch üblere Streiche spielen als das Wandeln Nachts im Parke? Wird überhaupt der Liebende, so sehr sich ihm die beiden Empfindungen verschmolzen, noch ganz und frei der Held sein können, den der Kurfürst liebt, oder wird er sich nicht vielmehr selbst darüber verlieren und sei es träumerisch träge, wie heute, oder sei es unbesonnen tollkühn, wie morgen, größere Pflichten versäumen als die persönliche Führung der Reiterei zur rechten Stunde? Das sind die Sorgen in der Seele des Fürsten, der den Jüngling wie seinen Sohn, die Jungfrau als seine Tochter liebt und herzlich erfreut einen glücklichen Bund dieser beiden geliebten Menschen väterlich segnen würde. In Hinsicht darauf, ob er das dürfe, will er auch fernerhin noch sehen: „wie weit er's treibt". Daß dies aber in der That Sorge und Absicht des Fürsten sei, das erhellt auf's Klarste aus der folgenden Handlung, wie es bereits angedeutet ist in seinem gänzlichen Verstummen nach den verrätherischen Ausrufen Homburgs: „Natalie, mein Mädchen, meine Braut!" u. s. f. Wieder in's Schloß kehrend schickt er den offenherzigen Schläfer „in's Nichts zurück"; denn: „im Traum erringt man solche Dinge nicht!" Jungfrau und Lorbeerkranz gönnt er Keinem so gern und ganz als seinem Lieblinge; aber darauf kommt es an: ob der Prinz nun auch im wachen Leben stark und klar, als Mann und als Held, die Beiden werde zu erringen vermögend sein. Diese ernste Prüfung will der Kurfürst nun gleich mit nächster Schlacht beginnen. Dem Hohenzollern und seinesgleichen stellt er sein ganzes nächtliches Benehmen nur als einen „Scherz" dar, davon der Prinz nichts erfahren soll. Für sich selbst aber hat er damit die Erfahrung gewonnen: nicht der Somnambulismus mache ihm seinen Helden zum Kranken, sondern die gefährliche Vermengung der Ruhmesbegierde mit der Liebesleidenschaft könne den Liebling eben so gut erst wahrhaft zum Helden erheben als aber auch das Heldenthum, zu dem er geboren dünkt, ihm stören oder vereiteln. Der Somnambulismus ist nicht Ursache der Homburgischen Seltsamkeiten, Schwächen und Fehler, sondern nur mit eine Folge seines charakteristischen Temperamentes als eines liebenden Schwärmers, der hoffnungsfreudig die ersten Frühlingsblüthen seines Heldenruhmes sich zum schönen Lebenskranze windet. Darf er lieben, dieser Schwärmer? Wird der Liebende seinen Kranz zu Ende winden können? Diese Fragen hat nun das ganze Lustspiel als eine echte Liebeskomödie zu beantworten, und die Fäden der dazu angesponnenen Intrigue meint der besorgte Kurfürst allein in seiner Hand zu haben. Wir werden sehen, ob er selber ganz ohne einen Schelmenstreich davon kommen wird, den ihm leicht der Geist der Komödie, beleidigt durch seine Einbildung, spielen könnte. Wir werden sehen, ob der Ernst, den er als Scherz darstellt, ihm nicht zuletzt ein gar so ernstes Gesicht machen möchte, daß der Ernsthafte selber dadurch zum Objecte des Scherzes, zum Opfer der Komödie würde.

Die beiden folgenden Scenen dieses ersten Aktes, jede in ihrer Art wiederum ein vortreffliches poetisches Ganze, haben nur die Aufgabe, die Gefährlichkeit der Liebesleidenschaft für den Prinzen in ein noch helleres Licht zu setzen, wodurch zugleich auf seine stolze Schlußapostrophe an das Glück ein seltsames, mit dem Lustspielcharakter dieser Scenen eigenthümlich zusammenstimmendes Zwielicht fällt. Zu-

nächst weckt Hohenzollern den Freund und ergötzt sich in seiner gutmüthigen, etwas beschränkten Manier an dessen verworrener und verlegener Rückerinnerung des im Schlafe Erlebten. Diese aber steigert sich zuletzt zu so enthusiastischem Jubel über Nataliens glückverheißende Erscheinung, daß Hohenzollern jetzt auch, wie dem Kurfürsten, eine Ahnung des wahren Sachverhaltes aufgeht: „Ich glaube gar, der Thor — —" doch Homburg unterbricht ihn — und der eigentliche Effect dieser spätgebornen Schlauköpfigkeit Hohenzollerns kommt erst am Schlusse des Drama's wieder zu komischer Geltung. Das wichtigste Ding in dieser Scene ist der Handschuh, den Homburg nur im Traume von Nataliens Fingern gestreift zu haben wähnte und nun wirklich in seiner Hand findet. Der Rest des Gespräches dreht sich in scherzhafter Form um dies verwirklichte Stück des Traumbildes. Homburg freilich ist gar nicht scherzhaft zu Muthe, und sehr bezeichnend kennt er in diesem Augenblicke keinen höheren Schwur, um Hohenzollerns neckischen Vermuthungen zu begegnen als den: „Bei meiner Liebe". Ueber sein peinlichstes Bedenken, ob auch „der Kurfürst nichts wisse", hilft ihm der Freund mit leichter Versicherung hinweg. Der Prinz fürchtet ganz richtig nichts mehr als des Fürsten Kenntniß von seinem Zustande, der ihn seine Pflicht versäumen ließ; und so legt er sich nun beruhigt auf's Lager, um in der Frühe des anderen Morgens den Plan der Schlacht zu erfahren, auf die er seine höchste Heldenhoffnung setzt. — Die prächtige Parolescene braucht nur gelesen zu werden: sie spricht für sich selber. Homburgs Zerstreutheit während der militärischen Handlung, verursacht durch die Anwesenheit der Damen und durch den unglücklichen Handschuh in seinem Collet, entgeht dem stets beobachtenden Kurfürsten nicht. Auch Feldmarschall Dörfling wird ohne die Ursache zu kennen bedenklich und meint guten Grund zu dem Wunsche zu haben, noch vor dem Beginne des Treffens Kottwitzen den Schlachtplan wiederholen zu können, dem der wunderliche junge General so wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Dieser begeistert sich nur ein einziges Mal scheinbar für das Kunstwerk Brandenburgischer Strategie: als er mit hellem Jubel merkt, daß es wirklich der Prinzessin Handschuh, der in seiner Hand geblieben, daß also auch wirklich die Prinzessin ihm den Kranz gereicht, als er ihr nun dafür den Handschuh wiederreichen kann, und als er darauf des Marschalls Wort triumphirend bedeutungsvoll wiederholt: „Dann wird er die Fanfare blasen lassen!" Nach Beendigung der Parole wendet sich der Kurfürst zum ersten Male direct an Homburg, und mit der ganzen Liebenswürdigkeit seines Charakters verbindet er nachdrücklich strengen Ernst und beinahe scherzende Freundlichkeit, als er ihm mit Beziehung Ruhe empfiehlt für die nahe Schlacht. Aber Homburg achtet auch darauf wenig: wie ein Entrückter steht er da, und allein gelassen schüttet er im Schlußmonologe seine hochwogenden Empfindungen gesammt in ein begeistert brünstiges Gebet an des Schicksals Göttin, das beinahe schon den Ausdruck des Trotzes trägt. So siegesgewiß, so stolz bewußt im Wonnegefühle seines Liebesglückes stürzt der junge Held den ganzen Segen seines Schlachtenglückes vorgreifend „sich zu Füßen und wär' es auch siebenfach mit Eisenketten am schwed'schen Siegeswagen festgebunden!"

Der zweite Akt beginnt auf dem Schlachtfelde selbst mit jener theatralisch ebenso wirksamen wie dramatisch wichtigen Scene, welche Homburgs vorzeitiges Eingreifen in das Treffen zur Verfolgung des fliehenden Feindes gegen den fürstlichen Befehl beschließt. Jede Kleinigkeit ist hier von Bedeutung für das Verständniß des Ganzen. Kottwitz hat den Marschall nicht getroffen; daß er ihn vergeblich suchen müssen und Zeit verloren, wo Zeit am kostbarsten, das wurmt den alten Krieger und macht ihn verstimmt gegen „die Excellenz". Um so herzlicher erfreut er sich am Prinzen „seinem Führer", mit dessen jugendlich schwärmerischem Naturell er sich innerlich verwandt fühlt in seinen bei aller soldatischen Derbheit doch so zartsinnigen und überall noch so jugendfrischen Empfindungen. Vom Prinzen erfahren wir ein scheinbar Nebensächliches: er ist mit dem Pferde gestürzt, doch die Sorge, daß es schwerere Folgen gehabt, wird durch seine eigene muntere Erscheinung sogleich auf's

Freundlichste widerlegt. Daß er aber vor Beginn des Treffens in eines Dörfleins abgelegener Kapelle zu stillem Gebete niedergekniet und sich deshalb ein wenig verspätet, dieser fromme Zug gefällt dem braven Kottwitz wiederum äußerst wohl. „Das Werk, glaubt mir, das mit Gebet beginnt, das wird mit Heil und Ruhm und Sieg sich krönen!" ruft er aus; und wieviel schöner, ernster, heiliger dünkt dieses stille Gebet als jenes vorherige jubelnd stolze an das Schicksal. Auch Homburg faßt sein hohes Ziel mit allem Ernste auf, der dem danach Strebenden geziemt; und weil er von diesem Tage ahnungsvoll die Erfüllung jedes seiner Wünsche erhofft, so hat er zuvor mit beruhigter Seele vor Gott sich hingeworfen, daß er seinen Segen dazu gebe, ohne welchen er selber sich machtlos fühlt mit all' seinen Wünschen und all' seinem Stolze. Er ist beruhigt, und in dieser gesammelten Stimmung befrägt er Hohenzollern heimlich um den gestern unbeachteten Schlachtplan. Er kennt dessen Wichtigkeit, er will nichts thun was nicht geboten wäre, er will genau nach den Vorschriften seines Fürsten sich richten. Aber — während Hohenzollern das Diktirte wiederholt, reißt den Prinzen die Träumerei schon wieder ganz in jene Situation bei der Parole hinein, in welcher ihm der wunderliche Vorfall mit dem Handschuh das Wichtigste gewesen war. Die Liebe spielt dem Helden sofort ihren Streich; aber mitten darein fällt auch wiederum für den Helden der Weckruf durch den ersten Kanonenschuß der beginnenden Schlacht. Es bleibt keine Zeit zum Erwägen mehr: das Schicksal pocht an die Pforte und tritt mit beflügeltem Schritte ein. In jäher Eile, während die Schlacht sich mächtig entwickelt, orientirt sich der Prinz mit Feldherrenblick über den Stand der Dinge, der ihm unter seinen Träumen verborgen geblieben. Nun weiß er Bescheid, um was es sich handelt; und als die Reihen der Feinde wanken — fliehen, und Siegesgeschrei aus der Ferne schallt, und Siegesgeschrei um ihn her aufjauchzt: da weiß er auch klar, was allein er zu thun hat, ob er gleich den Befehl nicht kennt. „Auf, Kottwitz, folgt mir!" ruft er: „Auf, laß Fanfare blasen, folge mir!" Er denkt nicht mehr an Heldenruhm und Liebe in diesem Augenblicke: er denkt nur daran, was jetzt dem Führer seiner Schaaren als Brandenburgischem Krieger obliegt, um die Schlacht zu glorreichem Ende zu bringen. Rasch eingreifen, stürmisch verfolgen, gänzlich schlagen und vernichten: das ist die Parole, die er Kottwitzens redlicher Mahnung an die „Ordre" begeistert entgegenhält. Er trifft die verwundbarste Stelle in des Alten rasch und warm empfindender Seele, wenn er ihn heftig fragt: „Ordre? Ei Kottwitz, reitest Du so langsam? Hast Du sie noch vom Herzen nicht empfangen?" Nun kennt auch der graue Krieger kein Schwanken und Bedenken mehr: Das muß er seinem jungen General doch zeigen, daß auch er zu fühlen weiß, was einzig zu thun sei, wenn die Feinde fliehen, und man noch müßig im Winkel steht. „Marsch, Marsch, ihr Herrn! Trompeter, die Fanfare! Zum Kampf! Zum Kampf! Der Kottwitz ist dabei!" Die untergebenen Officiere versuchen den übereilten Aufbruch noch zu hindern; und dabei ereignet sich ein bedeutsamer Vorfall. Homburg erinnert einen gleich ihm Allzueifrigen, welcher dem unbesonnenen Führer den Degen abzunehmen auffordert, in hellster Entrüstung an die „zehn märkischen Gebote", an das unbedingte Muß, wenn der Führer befiehlt; denn: „Ein Schurke, wer seinem General zur Schlacht nicht folgt!" Den Fehler, den er soeben selbst begeht, den wirft er dem Anderen als schwerstes Vergehen vor; aber, wogegen er fehlt, das sind nur geschriebene Artikel; wogegen Jener fehlt und er nicht fehlen kann: das ist die Parole des Kriegerherzens, als welcher sie jubelnd nun Alle folgen, geführt von dem stürmischen jungen Helden, der seines Rechtes sicher die gute Sache fröhlich „auf seine Kappe nimmt!" —

Die folgende Scene, deren poetische Glanzpunkte die beiden Erzählungen vom Tode und von der Errettung des Kurfürsten sind, ist auch als Ganzes ein dramatischer Glanzpunkt, indem darin Homburgs Ruhmeslust und Liebesleidenschaft in ihrer edelsten Form und zwar zugleich in ihrer harmonischsten Verbindung erscheinen. Es ist wie eine prophetische Garantie dafür, was der Kurfürst erst noch als Mög-

lichkeit zu prüfen gewillt war. Man wähnt den Fürsten gefallen, und mit ihm sank auch für Natalien, die Geliebte, „die letzte Stütze nieder, die ihres Glückes Rebe aufrecht hielt". Die Verlassene sehnt sich nach einem starken Arme, der sich ihr biete, sie durch die traurige Zukunft schützend hindurch zu leiten. Da kehrt Homburg aus der Schlacht zurück: nicht mehr nur der schwärmerische, glühende Liebhaber in der Mondscheinnacht, aber auch nicht mehr nur der überschnelle fröhliche Krieger in der Feldschlacht. Seine vorzeitig begonnene Verfolgung hatte ihren Charakter sofort verändert, als er den Kurfürsten fallen gesehen. Nun galt sein ganzer übermenschlicher Sturmlauf auf das weichende Feindesheer nur noch der Rache an den Mördern seines fürstlichen Herrn, seines geistigen Vaters. Um ihn zu rächen, darum, und nicht um eigenen Ruhm, hat er noch dem Todten den Sieg erfochten. So veredelt, so von aller etwaigen Fehle gereinigt hat er das Siegesfeld verlassen, um die verwaiste Geliebte zu finden, die er nun erst wahrhaft gewonnen hat, weil er nun ihr zum ersten Male wirklich fehlte. Er schlingt seinen Arm um ihren Leib und gesteht ihr leise und zart in der Stunde der Trauer, wie anders seine warme treue Liebe als in jener berauschenden Stunde des Traumes. Und sieh: wie damals Siegesgöttin und Geliebte ihm seltsam in Eins verschmolzen schienen, so hat er jetzt mit Einem Male des Sieges und der Liebe Glück wirklich errungen. Doch nicht nur der Liebende, nicht nur der Bräutigam steht der glücklichen Trauernden zur Seite: er will ihr jetzt den Vater auch ersetzen, den sie im geliebten Fürsten verloren. Wieviel höheren Werth hat nun seine Liebe, so viel höheren, wie auch sein Heldenthum! Er liebt nicht nur für sich, nicht nur für sich begehrt er den Kranz des Ruhmes: er liebt um zu sorgen, zu helfen, zu erhalten; er will kämpfen um zu retten, zu schützen, zu vollbringen, was der Gestorbene gewünscht, gewollt, gewagt. Liebe und Heldenthum gelten mehr als der Person, sie gelten einem Höheren: einem anderen Menschenglücke und dem Schicksale eines ganzen Volkes. Ja, und er fühlt sich berufen zu dieser „Vollstreckung des letzten Willens" seines Fürsten, er, der ihn am klarsten verstanden, am innigsten geliebt, dem mit dem Herrlichen sein Ideal des Menschen und des Helden in den Staub gesunken. Wie tief seine Verehrung vor diesem Ideale, das leuchtet nun gleich am hellsten auf, als die hochbeglückende Nachricht kommt: es lebe ja noch, es sei noch wirklich, es brauche Seiner Thaten nicht, Dank jener einen Liebesthat des edlen Froben. Wie innig verwandt fühlt er sich dem treuen Diener: „Wenn er zehn Leben hätte, könnt' er sie besser brauchen nicht als so:" im Sterben für den Fürsten. Und dieses Loos dünkt ihm das herrlichste in demselben Augenblicke, da er sich Sieger weiß in Schlacht und in Liebe. So hoch steht ihm, dem Helden und dem Liebenden, der Fürst und der Vater, der ihm nun auch zurückgegeben ist zusammt dem Lorbeerkranze des Ruhmes und der Hand der Geliebten. Bedeutsam, wenn auch hier fast wie eine Randglosse nur, klingt in diese erhobene Stimmung die Notiz: der schwedische Gesandte sei eingetroffen, der Kurfürst nach Berlin gegangen, Verhandlungen wegen eines Waffenstillstandes seien eingeleitet. Ihnen allen wird damit nur die beseligende Vorstellung des erkämpften Friedens gegeben, und in diesem Glücke verweigert die Fürstin dem Sieger in der Schlacht auch keine Bitte: er darf ihr auf der Fahrt nun ernstlich seinen Herzenswunsch bekennen. So folgt er den Frauen, der Sieg- und Friedenbringer, dem seine Ideale nicht gesunken, dem sie im schönsten Glanze erst jetzt erscheinen, der hoffnungsvoll Liebende, der reichbeglückte Mann, der da jubelnd aus dem dankbarsten Gefühle seiner Seele ausrufen kann: „O Cäsar Divus, die Leiter setz' ich an an deinen Stern!" — Wir kommen nun zu der höchst wichtigen Schlußscene des zweiten Aktes, in welcher der Kurfürst über denselben glücklichen Sieger in der Schlacht das entsetzlich harte Urtheil des Todes für ein verhältnißmäßig leichtes Vergehen gegen die militärische Subordination ausspricht. Dies ist so wunderlich, so ganz und gar gegen den Charakter des edlen Fürsten, daß es unglaublich dünkt, es könne der ernste Ausdruck seiner eigensten Ueberzeugung sein. Hat er es nicht jüngst noch so leicht genommen mit den durch des Prinzen Eifer verscherzten Sie-

gen? Hat er nicht mit so intimer Theilnahme sich um die wahre Ursache der unleugbaren Schwächen und Fehler Homburgs bekümmert? Hat er damit nicht gezeigt, wie vielen Werth er lege auf die Eigenthümlichkeit der Menschennatur, auf die Rechte ihrer bestimmenden Empfindungen, und wie er sich so gar nicht begnüge, mit dem kalt abstracten militärischen Gesetze? Will er sich nicht bald darauf in demselben Momente, wo er das härteste Urtheil an einem ungehorsamen Jünglinge vollziehen soll, einem ergrauten Krieger gegenüber, der ihm seine Regimenter zur Rebellion verführt, so mild und klug „auf märk'sche Weise fassen", d. h. ihn still an seinen Platz zurückbefördern — um nicht „die Stadt aus ihrem Schlaf zu wecken". Kann dieser Fürst in allem Ernste am Tage seines schönsten Sieges, durch den unbefohlenen Eifer höchster Treue selbst vom Tode gerettet, dem Jünglinge, dessen Schritte er bis hieher väterlich liebevoll gelenkt und bewacht, als er nun am ersten Ziele seiner rühmlichen Laufbahn steht, als er ihm den ersten Sieg erfochten, mit Einem jähen Streiche das ganze schöne, sonnige Leben rauben wollen: damit nur „dem Gesetz gehorchet werde"? Soll dies die würdige Einleitung zu dem Tedeum sein, das er Gott darbringen will für das glänzende Glück dieses Tages? Hier muß eine besondere Absicht walten, ein Hintergedanke verborgen sein, den wir in jenem Verstummen des Fürsten in der ersten Scene zu suchen haben werden. Er will eben sehen, wie weit er's treibt; und er hat diese Prüfung beginnen wollen mit der verhängnißvollen Stunde der Schlacht. Da hat er erfahren, daß gerade Homburgs Schaar vorzeitig eingegriffen und dadurch den Sieg entschieden habe. Hierin erkennt er sofort Homburgs Art; ja, in Rücksicht auf diese konnte er nach dem vorher Beobachteten kaum etwas Anderes erwarten: und so bietet es ihm denn auch wirklich zugleich den allergünstigsten Anknüpfungspunkt für seine beabsichtigte Probe. Wie wird sich Homburg als der Liebende und als der Held zu fassen wissen, wenn er ihm gegenüber das bestehende Gesetz mit aller Strenge aufrecht halten zu wollen sich den Anschein gäbe? In dieser Lage allerdings kann der Geprüfte auf das Evidenteste beweisen, inwiefern sein Charakter die gefährliche Vermischung jener beiden Eigenschaften werde ertragen können, inwiefern also der Kurfürst berechtigt sei, den gewünschten Liebesbund unbesorgt um des jungen Helden glückliche und ruhmvolle Zukunft segnen zu mögen. Aber doch wird ihm diese Prüfung seines Lieblings herzlich schwer. Er muß aufgeathmet haben, als er erfuhr, daß Homburg möglicher Weise gar nicht im Treffen gewesen, weil vor dem Beginne sein Pferd gestürzt und er dabei verwundet worden. Er weiß dies schon, ehe er sich nochmals genauer darnach erkundigt; denn auf die wichtige Bestätigung hat er jetzt nur noch ein kurzes „Gleichviel". Als er nach Verkündigung des Urtheils gegen den vorschnellen Führer der Reiterei die Frage stellt: „Der Prinz von Homburg hat sie nicht geführt?" da will er damit weder sagen: ich hoffe doch nicht — noch auch: ich weiß es recht gut. — Vielmehr ist dies wirklich eine ganz natürliche Zweifelfrage, hervorgerufen durch eben jene erste ungewisse Nachricht des Pferdesturzes. Er hat aber, seiner eben so natürlichen Ahnung des rechten Sachverhaltes entsprechend, seinen prüfenden Spruch bereits vor der heimlich erwünschten Bestätigung dessen, was seine Ahnung widerlegen sollte, unrücknehmbar ausgesprochen. Ist es nun dennoch Homburg gewesen, der gegen das Gesetz gefehlt, so hat sich der Kurfürst auch selber schon unlöslich in die von ihm angesponnene Intrigue verwoben. Er kann nicht mehr zurück: und bei seinem Charakter mußte er einen solchen Zwang zur Intrigue durchaus für nöthig finden; denn bei Allem, was er nun gegen Homburg unternimmt, ist ja doch sein Herz, wie er später selbst bekennt, in der Mitte derer gewesen, die für das Mitrecht der Empfindung gegen das Alleinrecht des Gesetzes, also für Homburgs Unschuld, muthig einzutreten gewagt. Aber die Prüfung wird ihm so wenig wie dem Prinzen erspart. Er hat den Spruch kaum wiederholt, so tritt der glückstrahlende General mit seinen tapferen Officieren vor seines Fürsten Angesicht und legt ihm seine reichen Siegestrophäen mit freudigem Stolze zu Füßen nieder. Es ist der Rächer seines Todes, es ist der Sieger seiner Schlacht, es ist der

Jünger seines Ruhmes, es ist der Anbeter seines Wesens, es ist der Sohn seines Herzens, der vor ihm steht, der jetzt zum ersten Male ihn wiedersieht als einen vom Tode Erstandenen, der die glänzenden Zeichen seiner kühnen That dem lebendig ihm wiedergegebenen geliebten Fürsten bringt, errungen im Wahne, sie nur auf das Grab des Theuren als der Vollstrecker seines letzten Willens niederlegen zu sollen. Und was gibt ihm der Fürst, der Vater zum Lohne? Das Grab. Zwar spricht er dies ihm gegenüber bei aller Härte doch noch nicht aus. Immerhin aber empfängt doch Homburg keinen Gruß aus seinem Munde als den Befehl zur Gefangennahme. Dann wendet der Kurfürst sich in auffallendster Weise mit trockenen, gleichgültigen Worten, ja mit Scherzen, denselben Trophäen zu, deren Ueberbringer er als einen Gefangenen unbeachtet stehen läßt. Das ist eine künstliche Erzwungenheit, das ist die erstaunlichste Unnatürlichkeit selber, wie er sie niemals an sich selbst ertragen könnte, wenn er wirklich die ganze Strenge des Gesetzes mit vollem Ernste aus eigener Ueberzeugung wollte walten lassen. Das ist denn dem braven Kottwitz „zu stark", und das kann nun gar der Prinz von seinem Fürsten nur als einen tollen „Traum" begreifen. Als er dann erfährt, daß seine Gefangenschaft ihn für sein ungebotenes Weichen vom Platze strafen soll, greift er in schmerzlich vorbrechender Bitterkeit dem Worte gleich vorauf und spricht mit ächt Homburgischer Uebertreibung sofort vom Beile des Henkers. Mit heftigen Zornesworten überhäuft er den Mann, der ihn der Gerechteste gedäucht, als er ihn an „Edelmuth und Liebe" gewöhnt, der ihn der Ungerechteste dünken muß, als er ihm mit den märkischen Kriegsartikeln „wie die Antike starr entgegentritt". Es ist dies eine sehr natürliche, aber durchaus nicht besonnene Rede: die steht ihm überhaupt nie zu Gebote, wenn er dem ersten Drange seiner Empfindung folgt. Wir haben stets gefunden und werden es ferner finden, daß er zunächst nur instinctiv seinem Gefühle nachzugeben gezwungen ist, hinterdrein aber zur Besinnung kommt, um zu bereuen und zu berichtigen oder zu durchschauen und zu entscheiden. Er verträumte die Parole und orientirte sich auf dem Schlachtfelde mit rascher Besonnenheit über den ganzen Plan; er stürzte sich, ein vorschneller Sieger, in die Schlacht, und er ging daraus hervor als der berufene Vollender des ganzen Krieges. So tobt er nun in plötzlicher Erbitterung gegen den ganz unerwartet hartherzigen Einfall des „Brutus spielenden" Fürsten; aber er wird sich sammeln und dann einen hellen Blick in die eigentliche Ursache dieses seltsamen Spieles zu werfen meinen, um nun erst völlig an dem, was sein Ideal war, zu verzweifeln. Aus seinen letzten Worten in der vorliegenden Scene spricht noch nicht dies Verzweifeln einer klaren Einsicht, sondern nur erst die momentane tiefe Verletztheit durch das unbegreiflich fremde Benehmen des verehrtesten Mannes. Er kann nur glauben, sein seltsames Spiel wolle der Fürst mit ihm treiben: und dazu ist er sich selbst zu gut, und darum thut er ihm leid, und darum muß er ihn bedauern. Aber noch ist es ihm nur eine rasch vergehende Laune, ein allzu verkehrter, kurzlebiger Einfall, über den er nicht weiter nachdenkt, den er nur empfindet als verletzende Unfreundlichkeit; und dieser Empfindung macht er Luft in den erbitterten Worten, mit denen er nach Abgabe seines Degens sich entfernt. Er nimmt die feste Hoffnung mit, daß er, wie seine Freunde ihm versichern, „schon morgen wieder los" sein werde. Ein Schatten ist wohl auf das Bild seines Ideals gefallen: aber noch steht es. Die Bitterkeit wird verfliegen wie die Laune, und alles wird hell und freudig werden. Man nimmt wohl eine schlimme Stunde mit in Kauf Angesichts eines ganzen Lebens voller Glück.

Der dritte Akt führt in zwei Scenen Homburg zu jener maßlosen Verzweiflung an allem Wahren, Schönen und Edlen, die ihren Grund in einem unglücklichen Irrthume hat, und deren Folgen für alle Betheiligten die bedeutendsten, den weiteren Gang der Handlung endgültig bestimmenden sind. Er ist wieder besonnen geworden, wie er es so rasch zu werden pflegt, wenn ihn seine natürliche Empfindung allzuweit fortgerissen hatte. Er denkt nicht mehr an einen launenhaften Einfall seines Fürsten, dem er zum Spielball dienen sollte. Gerade der weitgehende Eifer, mit dem

das Gericht die Untersuchung betreibt, zeigt ihm ja, daß es dem Einsetzer des Gerichts wirklich Ernst mit der Beabsichtigung dieses Urtheils gewesen: aber auch nur des Urtheils. Denn sobald Homburg seinen ernsten Fürsten wiedergefunden, gewann er auch seinen liebenden Vater zurück. Jetzt versteht er ihn wieder so klar, wie er ihn immer verstanden; und auf diesem „seinem Gefühle von ihm" beruht sein ganzes sicheres Vertrauen. Der Kurfürst mußte seinen Fehler durch das Gericht untersuchen und nach dem Gesetze für straffällig erkennen lassen: damit hat er „gethan, was Pflicht erheischt". Aber indem er der Pflicht bis auf's Aeußerste nachkam, war er nur gewillt seinem Lieblinge die innige Neigung seines Herzens nach schon so vielen andern Proben noch in einer allerglänzendsten zu zeigen. Zugleich ist dies ja auch der schönste Lohn für den erfochtenen Sieg, so daß es darauf eines weiteren „Gnadenschmuckes" nicht einmal bedarf. „Er sammelt diese Nacht von Wolken nur um mein Haupt, um wie die Sonne mir durch ihren Dunstkreis strahlend aufzugehn: und diese Lust, fürwahr, kann ich ihm gönnen!" Wenn Homburg so im Gefängnisse zum theilnehmenden Hohenzollern spricht, wie ganz anders klingt das doch als seine Abschiedsrede an den Fürsten bei der Gefangennahme. Seiner Liebe vollstes Maß ihm beweisen will der herrliche Mann, sein völlig nun ihm wieder erstandenes Ideal der Manneskraft und des Edelmuthes, der Gerechtigkeit und der Milde. Er will den schärfsten Urtheilsspruch seines Kriegsgerichts nur aussprechen lassen, um dann mit Einem vernichtenden und errettenden Worte zu erklären: „Ich schenke Dir das Leben wieder!" Ich schenke es Dir, weil ich Dich liebe und in meiner Liebe Dich und Deine That so gut verstehe wie Du auch mich und meine That verstanden hast. — Hohenzollern kann dies Vertrauen weder fassen noch theilen. Er hat es ja soeben erst erfahren, daß der Kurfürst das vom Gerichte bereits ausgesprochene Todesurtheil nicht etwa kassirt, sondern sich zur Unterschrift hat kommen lassen, womit selbst für die Hoffnungsvollsten die letzte Aussicht auf Begnadigung geschwunden ist. Bei dieser Nachricht muß auch der Hoffnungsvollste, muß Homburg selbst, und gerade er, der leicht Erregte, von plötzlicher Empfindung Bestimmte, in jähen Schrecken und wirren Zweifel gerathen. Er blickt verstört umher und findet in der ganzen Weite seines Begreifens keinen einzigen triftigen Grund zu solcher Handlung. Oder: sollte sein Fürst in der That und allen Ernstes den Brutus spielen wollen, nicht aus Laune, wie er zuerst gewähnt, sondern in starrem, großartigem Gerechtigkeitsgefühle, dem kein Mitleid, keine Liebe sich vermischen durfte? „Er könnte — nein — so ungeheuere Entschließungen in seinem Busen wälzen?" Eine schreckliche Größe wäre es, aber — ob er gleich niemals sie ihm zuzutrauen gelernt hat — es wäre doch immer eine Größe noch: und alle Größe traute er ihm von je so gerne zu. Dieser seiner Größe das Leben zu opfern, hat er sich stets bereit gefühlt; dieser seiner Größe, auch in ihrer schrecklichsten Gestalt, würde er zuletzt sogar all' seine Hoffnung auf das Leben opfern können. Aber er soll selbst den traurigen Glauben an diese schreckliche Größe verlieren: ihm soll ein ganz anderer, ein weit schrecklicherer Glaube blitzartig in die Seele leuchten und in ihr der Besonnenheit letzten Rest auflodern lassen zu wilder Verzweiflung.

(Schluß folgt.)

Kritische Rundblicke.

Karl Rosenkranz.

Die Würdigkeit des Professors Karl Rosenkranz in Königsberg theilt sich in zwei Hälften, welche, sehr von einander verschieden, selten genug zu einem harmonischen Ganzen sich vereinigen. Die Würdigkeit dieses frühesten und eindringlichsten der Apostel Hegels theilt sich in Ehrwürdigkeit und in Liebenswürdigkeit.

Ich lege das zuletzt von ihm erschienene Buch, den ersten Theil seiner noch unvollendeten Autobiographie „Von Magdeburg bis Königsberg" (Berlin, Heimann) aus der Hand, und die noch ungesichtete Betrachtung, die unmittelbar nach der Lectüre eines inhaltsreichen Buches den Geist des Lesers wie eine Wolke einhüllt, unter der sich das Empfangene erst allmälig zu bleibenden Eindrücken ausgestaltet, läßt zunächst zwei Wahrnehmungen hervortreten. Zuerst, daß der bis zum Ueberdruß wiedererzählte Ausspruch Hegels über Rosenkranz, er wäre der Einzige, der ihn verstanden, und habe ihn mißverstanden, heutzutage nicht die geringste Bedeutung mehr für die Werthschätzung des Jüngers hat, der, obgleich in seiner Lehrthätigkeit Philosoph, auf literarischem Gebiete nicht durch Dasjenige fortleben wird, was sich an Hegel anschließt. Sodann aber, daß an diesem Professor, der mit einer Belesenheit und einem Kenntnißreichthum, wie sie selbst unter den deutschen Gelehrten nur Wenige besitzen, eine Darstellungsgabe, eine Verständlichkeit und Leichtigkeit des Stils verbindet, wie sie unter den deutschen Gelehrten Keiner besitzt, trotzdem nicht ein Dichter verloren ging, nicht ein Schriftsteller in irgend einem künstlerischen Sinne dieser Bezeichnung, auch kein Historiker, sondern geradezu nur das, was man ein wenig geringschätzt, obgleich man es nicht entbehren möchte, was erst ein künftiges Zeitalter nach culturgeschichtlichem Werthe schätzen wird: ein Plauderer, ein Philosoph für die Welt, kurz ein Feuilletonist.

Daß Rosenkranz unter keinen Umständen ein Dichter, ein Künstler geworden wäre, dafür gibt auch das vorliegende Buch Zeugniß. Es enthält unter Mittheilungen von brennendstem Interesse für Jeden, der an der literarischen Geschichte des laufenden Jahrhunderts Antheil nimmt, wahre Lüneburger Haiden. Die Versuchung, den Leser über solche Steppen zu führen, ist bei einem Rückblick auf das eigene Leben allerdings groß. Denn dem subjectiven Interesse bleibt es unbegreiflich, wie es mitunter auch objective Langeweile sein könne. Allein dem künstlerischen Instinct erschließt sich diese Unterscheidung intuitiv. Freilich lernt sie auch der Feuilletonist kennen, aber nur durch Uebung, nur wenn er nicht in Kathederstädten, sondern in Weltstädten lebt, nur wenn er seine Geschicklichkeit nicht verschämt, sondern mit Absicht auf dem öffentlichen Markte zur Geltung bringt. Karl Rosenkranz hat niemals in Weltstädten gelebt und gewirkt; er amüsirt verstohlen, als ob es verboten wäre, hinter dem Rücken der ernsten, strengen, orthodoxen Hegelei.

Das Wunder dabei ist, daß er weder Humor noch Esprit besitzt, sondern einzig und allein die Gabe, die, um literarische Wirkungen zu erzielen, gerade so schwierig und gerade so unerläßlich ist, wie um die Würde des sittlichen Handelns zu behaupten, die Gabe: die Wahrheit zu sagen. Im Leben ist dies eine Pflicht, in der Literatur ist es eine Kunst.

Die unwiderleglich sich aufdringende Wahrhaftigkeit seiner Mittheilungen, in phantasievoller farbenreicher Darstellung, ist es, was den ehrwürdigen Rosenkranz liebenswürdig macht. Wer seine eigene Person schriftlich in Scene setzt, der wird, ohne eine specielle Begabung dazu, in der ehrlichsten Absicht zum Lügner. Wie es real ganz unmöglich, so ist es intellectuell selten erreichbar: sich selbst in's Gesicht zu sehen. Nichts ist schwerer als was jeder Backfisch für das Leichteste hält: ein Tagebuch zu schreiben, wenn es

nicht eben ein Buch Desjenigen sein soll, was nicht zu Tage kam.

Erlebtes mit Wahrheit zu erzählen, ist keineswegs identisch mit realistischer Darstellung überhaupt. Man kann sehr geschickt in der Nachbildung der Wirklichkeit und dennoch nicht fähig sein, eine rechte und gerechte Autobiographie zu schreiben. Durch den Antheil, den wir mit Freud' und Leid, mit Wünschen und Bestrebungen an den Dingen genommen haben, verzerren oder überfärben wir unwillkürlich ihre Wirklichkeit. Die Franzosen verlangen von Jedem, dessen Thätigkeit mit irgend einem Zweig des öffentlichen Lebens zusammenhing, daß er seine Memoiren schreibe. Die Gewohnheit, den Werth des Effectes über den der Wahrheit zu stellen, hat sie im Unklaren darüber gelassen, daß die Wahrheit mittelst eines Buches zu sagen nicht einfach eine ethische Pflichterfüllung ist, die man von Jedermann fordern muß, sondern eine Fähigkeit, eine Kunst ist, deren Mangel Keinem als Schuld angerechnet werden darf. Dumas fils spürte etwas von der Seltenheit literarischer Wahrhaftigkeit, als er in einer seiner Vorreden gleichsam sehnsüchtig rief: „Le public adore la vérité."

Besäße Rosenkranz in geringerem Grade diese literarische Wahrheitsliebe und Wahrheitskunst, er würde auf Kosten des innern Werthes seiner Mittheilungen ungleich mehr Effect erzielt, auf ein viel größeres Publicum Anziehungskraft geübt haben. Denn wie abgeneigt auch die Menge, die man das gebildete Publicum nennt, dem Studium einer speciellen Philosophie sein mag, jedes Zeitalter hat seinen eigenen philosophischen Geist, der es charakterisirt, der den Geschmack und selbst die entscheidenden Lebensregungen der Menge, ihr selbst zum größten Theile gänzlich unbewußt, beherrscht und bestimmt. Indem sich Karl Rosenkranz dem Geiste der Gegenwart im Charakter eines vergangenen Zeitalters darstellt, und zwar keineswegs in der Absicht durch die Verschiedenheit beider Epochen Wirkung hervorzubringen, sondern mit gänzlicher Ignorirung des gegenwärtig herrschenden Geistes, in der Selbsttäuschung befangen, das Begrabene wäre noch immer ein Lebendiges und nicht einmal ein lebendig Begrabenes, vielmehr ein lebendig Wirkendes; — gewinnt sein Werk an den bezüglichen Stellen den Anschein des Vorsündfluthlichen und muß auf das Publicum, das sich über die Ursache nicht Rechenschaft zu geben vermag, einen befremdenden zurückstoßenden Eindruck üben.

Zu den bezüglichen Stellen gehören alle diejenigen, welche den Preis Hegels singen wie vor dreißig und vierzig Jahren, so naiv als wäre seitdem nichts geschehen. Für Rosenkranz ist die „Phänomenologie des Geistes" der Nachbar auf der einen Seite von Platons „Republik", auf der andern von Kants „Kritik der reinen Vernunft". Daß aber die Nachbarwerke der Athem sind, welcher den geistigen Organismus der Gegenwart hebt und bewegt, Platon, so weit er in Kant und Schopenhauer überging, Kant, insofern die hervorragendste und einzig fruchtbare Thätigkeit der modernen Philosophie die Rückkehr zu seinen Grundlehren, ihre neue Untersuchung und Klarstellung ist, — Karl Rosenkranz weiß zu viel, um nicht auch dies zu wissen; er stellt sich aber an, als wisse er es nicht.

Im Jahre 1832 schrieb Rosenkranz*): „Hegels Philosophie ist der Schluß des letzten Cyclus philosophischer Bildung; die ihr vorhergegangenen Philosophien sind in ihr selbst als Momente aufgehoben." Und vierzig Jahre später — mittlerweile haben sich die „aufgehobenen Momente" mit sehr bedeutender selbstständiger und substanzieller Lebenskraft aus dem Hegel'schen Gewebe wieder losgelöst und dieses für todt liegen lassen — vierzig Jahre später steht Rosenkranz noch immer auf derselben Stelle.

Man ist gegenwärtig durch Darwin, besonders aber durch die philosophischen Consequenzen, welche aus diesem Häckel zog, obwohl widerwillig, dennoch von der Ehrlichkeit des Forschers zum Bekenntniß getrieben worden, daß der nackte Materialismus nichts erkläre und zum Monismus gelangt. Dieser ist, sehr populär aufgedrückt, die Erkenntniß, daß weder die Vernunft dem Stoffe, noch dieser jener untergeordnet sei, sondern Beide Ein und Dasselbe seien, ohne daß jedoch im Geringsten zu erkennen, was dieses Eins. Vernunft und Stoff sind die zwei tastenden Hände eines und desselben Organismus, des blinden Kosmos. Dazu kam nun Du Bois-Reymond, um auf Grundlage des Nachweises, daß es in den Bedingungen des Organischen selbst liegt, in das Entstehen des Organischen niemals Einblick gewinnen zu können, Kants „wir wissen nicht" durch das noch trostlosere „wir werden nicht wissen" zu erweitern. Von den Consequenzen dieser Erkenntniß ist unser zeitgenössisches Leben beherrscht und durchdrungen. Nun ermesse man das Vorsündfluthliche des Rosenkranz'schen Hegelianismus, indem man

*) Kritische Erläuterungen des Hegel'schen Systems.

sich aus der Phänomenologie nur Folgendes abstrahire: Philosophie ist nach Hegel absolutes Wissen, d. h. ein Wissen an und für sich, ein Wissen ohne alle Voraussetzung, ein Wissen, welches nicht von positiven geschichtlichen Wahrheiten ausgeht, sondern lediglich von der Vernunft selbst erzeugt wird. Die Vernunft muß, mit Beseitigung aller Vorstellungen, Vorurtheile und Ueberlieferungen, welche ihr anhängen, in sich selbst einkehren und sich selbst erkennen; sie muß in sich selbst den Punkt finden, von wo alles Wissen ausgeht und wohin es zurückkehrt. Sobald die Vernunft diesen festen Punkt gefunden hat, so vermag sie aus ihm ohne alle fremde Zuthat, lediglich durch ihren inneren Entwicklungstrieb, alle Begriffe, alles Sein, die Natur, den Menschen, das ganze All hervorgehen zu lassen.

Und Kant sagt: wir wissen nicht! Und Du Bois Raymond sagt: wir werden nicht wissen!

Und dem ungeheueren Optimismus, der Alles erklärt, um den Preis, der eine Kleinigkeit ist, daß man die Welt auf die Vernunft, d. h. auf den Kopf stelle, setzt sich der Pessimismus unseres Zeitalters so nüchtern entgegen und würde höhnisch lachen, wenn er sich nicht ernsthaft freute, in der ausgedehnten Gewalt, welche derartige Dogmen übten, eine Bestätigung dafür zu finden, daß wir in der schlechtesten aller möglichen Welten leben.

Karl Rosenkranz hat am 23. April d. J. sein siebenzigstes Lebensjahr zurückgelegt. In diesem Alter ändert man nicht mehr die Prämissen der bereits vollendeten Entwicklung. Diese Wahrheit würde jedoch an und für sich keine Entschuldigung für eine dem Zeitalter widerstrebende Schriftstellerei abgeben, weil sich ja hinzufügen ließe, daß man dann, in solchem Alter mit seiner Unabänderlichkeit, keine Bücher mehr schreibt. Allein der schon erwähnten Kunst literarischer Wahrhaftigkeit ist es gegeben, das Unvortheilhafte, Unzeitgemäße, stellenweise, wie erwähnt, Langweilige des Buches ganz in den Hintergrund zu drängen.

Wir sind im Allgemeinen viel unterrichteter in der Geschichte schon lange verlaufener als unmittelbar vorhergegangener Epochen. Der jungen Generation, welche die Errungenschaften des Zeitalters wie ein Selbstverständliches hinnimmt, kann es die Freude am Dasein nur erhöhen, wenn sie sich in den Zuständen nächster Vergangenheit umsieht. Ein gut Theil derselben spiegelt sich in den wissenschaftlichen und literarischen Schilderungen von Rosenkranz lehrreich ab. Ich weise nur auf die Analyse und Erklärung der ungeheuren Wirkung hin, welche Raumers „Geschichte der Hohenstaufen" bei ihrem Erscheinen erregte.

Die ältere Generation glaubt bei dieser Vorführung der einst vielgelesenen, nun halb vergessenen Celebritäten in ein photographisches Album zu blicken, in welchem sich die geistigen Portraits der guten alten Bekannten, zum Aufschreien lebenswahr, beisammen finden. Viel zu weit würde es führen, aller Einzelnen hier zu gedenken, die Rosenkranz wieder lebendig macht. Ich glaube, daß für unsre Zeit, welche über die echten und rechten Moralgesetze im geschlechtlichen Verkehr und über das Recht, denselben artistisch mit größter Freiheit auszubeuten, völlig im Unklaren ist, die Erfahrungen, welche Rosenkranz mit Heinse's „Ardinghello" machte, von besonderem Werthe sein mußten. Psychologisch reizend ist dabei die Zusammenstellung mit Novalis. „Heinse predigte Natur, Novalis predigte Natur. Bei jenem aber wurde sie Fleisch in der schönen Göttin der Liebe, während sie bei diesem in einer mir zwar unbegreiflichen, ebendeswegen aber um so spannenderen Verklärung endigen sollte." Zwischen beiden Arten Natur schwankte der Jüngling, später erst wurde ihm klar, welche ungeheuerliche Wollust in der religiösen Verzückung des Romantikers athmete.

Die Autobiographie endet vorläufig mit der Berufung von Rosenkranz auf den Lehrstuhl der Philosophie in Königsberg, den er seit vierzig Jahren einnimmt. Er hat an dieser Geburts- und Wirkungsstätte Imanuel Kants bekanntlich eine Gesammtausgabe der Werke des großen Philosophen veranstaltet, die heute bereits völlig vergriffen ist. Neue Ausgaben werden nicht mehr von Rosenkranz besorgt. Hält man dagegen den spärlichen Absatz von Hegels Werken, so hat man ein äußeres Zeichen dafür, wo die philosophische Theilnahme des Zeitalters noch lebendig ist. Allein den Unterschied recht klar zu begreifen, kann man nicht genug von Rosenkranz lesen, was bei der außerordentlich liebenswürdigen Weise, in der es geboten wird, nur ein Vergnügen ist.

Hieronymus Lorm.

Kleine Bücherschau.

Von Eugen Zabel liegt uns ein recht magres Gedichtbändchen vor: „Nokturno" (Königsberg, A. Hausbrand). Wie es scheint,

hat der Verfasser in seiner heißen Sehnsucht nach Druckerschwärze es nicht einmal zur „Sammlung“ im allergewöhnlichsten Sinne des Wortes bringen können: Nur 17 Gedichte und 5 Epigramme enthält der Band, und da diese wenigen Gaben auch durch ihren Inhalt keineswegs zu einem multum werden, so macht ihre geringe Zahl nicht den Eindruck der Auslese, sondern den der Armuth. Die 5 Epigramme sind wegen ihres Mangels an Kern und Pointe nicht mitzurechnen. Bleiben also 17 Gedichte. Von diesen ist eins „an Karl Gutzkow“ (dem der Band gewidmet ist) von rein persönlichem Belang — und ein anderes ist . . . „an die Kritik“ gerichtet. Bleiben 15. Unter diesen wieder suchte ich zunächst nach dem unvermeidlichen Aufschrei gegen Rom und fand ihn auch richtig in einem Gedicht: „Anathema sit.“ Anfangszeile: „Seid verflucht, ihr Menschheitsschänder“ . . . Bleiben 14. Diese aber sind zum größten Theil versificirter Schopenhauer und Hartmann, zwei Philosophen, die ich lieber in ihren Originalschriften, als in Zabels metrischer Uebersetzung lese. Seine armselige und übereilte Spende hätte gar keine Erwähnung verdient, wenn er nicht bereits hie und da als kritischer Säbelschwinger aufgetreten wäre, dem es in Folge dessen bei der bekannten Technik des deutschen Kritikwesens auch selbst an Gönnern nicht fehlen wird.

Von Hieronymus Lorms „Gedichten“ (Hamburg, J. Fr. Richter) ist soeben eine zweite vermehrte Auflage erschienen. Von den neu hinzugefügten Stücken gefiel uns besonders die folgende Ballade, die an Justinus Kerners sinnige Weise erinnert:

Zwei Wandrer.

Zwei Wandrer schritten durch den Wald,
Den Schlag auf Schlag das Beil durchhallt.

Was Jeder wünschte sehnsuchtsvoll,
Ihm aus dem Klang entgegenscholl.

Der Rüstige sprach: „Dort liegt der Strand.
Man baut ein Schiff nach fernem Land.“

Der Müde sprach: „Man baut ein Haus,
Die Liebe schmückt's mit Blumen aus.“

Sie drangen durch das Baumgeflecht
Und sieh! da hatten Beide Recht.

Man baut ein Schiff nach fernem Land,
Ein Haus, umpflanzt von lieber Hand.

Man zimmert, was der Wald verbarg,
Aus neuen Brettern einen Sarg.

Zur Kritik der Kritik.

Wilhelm Jensen hat in Nr. 27 der „Gegenwart“ einen äußerst heftigen Angriff gegen Eduard Grisebach und seine „Aphorismen über Heinrich Heine“ veröffentlicht, die zuerst in unserer Zeitschrift und sodann erweitert in Grisebach's Buch: „Die deutsche Literatur. 1770—1870“ (Wien, L. Rosner) erschienen sind.

Jensen berichtet, wie es ihm und Andern „schwer begreiflich“ gewesen sei, daß diese Aphorismen in den „Neuen Monatsheften“ überhaupt Aufnahme gefunden haben.

Man kann es wahrlich nicht Jedermann recht machen. Also nicht, um der Verwunderung Jensens durch eine Aufklärung ihren Willen zu thun — nein, nur deswegen nehmen wir in dieser Angelegenheit das Wort, um im Interesse der kritischen Redlichkeit die Entstellungen in seinen Berichten aufzudecken.

Wir verehren Jensen in seinen Dichtungen; — wir danken ihm für die Beiträge, die er uns gewidmet hat; — aber wir bekämpfen seine . . . Mißverständnisse.

Alle, die Grisebachs Buch nicht gelesen haben, werden dem Referat seines Anklägers auf's Wort glauben und so bildet sich schließlich eine Literaturlegende, die für die Zukunft eines jungen strebsamen Talentes verderblich werden kann. Wer es besser weiß, hat in solchem Fall die einfache Pflicht, zu widersprechen, und darum ist es uns ein gebieterisches Herzensbedürfniß, auch hier der Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen.

— Jensen sagt, daß er die Art der Grisebach'schen Angriffe „in kurzen Worten erschöpfend“ darstellen will und erzählt zu diesem Zweck:

„Grisebach wechselt zwischen dem Richterstuhl des Kunstkritikers und des Literarhistorikers, beweist als ersterer, daß Heine jede künstlerische Befähigung abgehe und als letzterer, daß derselbe jeder literarischen Bedeutung ermangle.“

Wie? fragen wir.
Das hätte Grisebach gesagt?
Aber lesen wir doch nur in seinem Buch!

S. 255: „Heine hat in „Bimini“ das Höchste geleistet, was die Poesie überhaupt leisten kann.“

S. 257: In der „Königin Pomare“ hat Heine . . . „die Tragik der modernen Hetäre, das Thema der langathmigen Romanoctavbände

der Franzosen, in wenigen unvergänglichen Strichen gezeichnet, wie er andererseits die Tragik der reinen aber unglücklichen Liebe in jenen vier Strophen von dem Sclaven aus dem Stamm der Asra und der schönen Sultanstochter durch ein Bild voll unbeschreiblichen poetischen Zaubers darzustellen wußte."

S. 274: „Die von 1852 bis 1856 entstandenen „letzten Gedichte" sind die Sterbeseufzer des Poeten. In einem dieser wunderschönen, tiefsinnigen, rührenden Verse..." u. s. w.

S. 283: „In seinen sublimsten Gebilden schuf Heine über ihn selbst hinausweisende Meisterwerke."

Und das Facit:

S. 6: „Heine ist trotz alledem und alledem unser letzter großer Lyriker und hat seit dem 22. März 1832 keinen Rivalen gehabt."

Und der dies Alles ausspricht, soll dem Heine „jede künstlerische Befähigung" und „jede literarische Bedeutung" abgesprochen haben.

Ist das eine Entstellung oder nicht? —

Und auf Grund einer solchen wird Grisebach von Jensen ein „Sykophant" genannt, „Neid und Impotenz" wird ihm vorgeworfen, er soll „ein Sacrileg an der Poesie begangen" haben, man wirft ihn mit Herostrat zusammen, ja man nennt ihn sechsmal den „kaiserlich-deutschen Kanzler zu Smyrna!"*) Es ist mir freilich nicht gelungen, in dieser Bezeichnung ein ehrenrühriges Moment zu finden, aber sie muß doch wohl einen sehr vernichtenden Kern enthalten, da Jensen sie sonst nicht sechs Mal wiederholt hätte . . . .

Weiter sagt er:

Grisebach legt an Heine „den Maßstab des salbadernden Pastors und verdreht die Augen über Ungläubigkeit und Heidenthum des Dichters; mit dem sittlichen Abscheu eines alten Weibes erhebt er unablässig wiederkehrendes Wehgeschrei über die Unmoralität Heine's."

Von Heine's „Ungläubigkeit" redet Grisebach kein Wort; und wenn er S. 273 sagt, daß dem Dichter „jeder christliche Sinn" abging, so geht aus dem Zusammenhang hervor, daß er dem Heine nur das Verständniß für die christliche Idee von Verschuldung und Buße abspricht, die im Volkslied vom Tanhäuser zum Ausdruck gelangt. Ob denn aber Jensen selbst der Meinung ist, daß Heine viel christlichen Sinn gehabt hat? Oder würde er andererseits wagen, dem Gedanken von Schuld und Sühne seine ewige Bedeutung abzusprechen? Ich möchte wohl wissen, wo hier der „salbadernde Pastor" zum Vorschein kommen soll.

Und Heine's Unmoralität?

S. 268 sagt Grisebach: „In seinen reifsten und vollendetsten Schöpfungen ist Heine ganz sicher mit der Ethik der Poesie in Uebereinstimmung und zeigt sich als ein Abkömmling des Volkes, das er selbst als das Volk der Sittlichkeit mitten im wüsten Venusdienst der Nachbarnationen definirt."

Das ist ein Ton aus dem „unablässig wiederkehrenden Wehgeschrei"!

In seinen folgenden Erörterungen sucht freilich Grisebach den Beweis zu führen, daß Heine's „Neuen Gedichten", dem lyrischen Theil des „Romanzero" und den „letzten Gedichten" die ethische Idee fehlt, welche „die höchste Weihe der Kunst" bildet; — aber was er damit meint, hat durchaus keinerlei Berührungspunkte mit dem „sittlichen Abscheu eines alten Weibes":

Grisebach beansprucht nämlich für die Kunst zwar das Recht, das Sittliche wie das Unsittliche mit gleicher Unparteilichkeit zu schildern, und gerade gegen die Zumuthungen der altweiberlichen Prüderie und der pastoralen Salbaderei sucht er dies Recht zu vertheidigen, — aber unter der Bedingung, daß durch die ethische Gesammt-Tendenz das Unsittliche nur zum Moment herabgesetzt wird.

Eine solche ethische Tendenz vermißt er in den genannten Gedichten Heine's — und aus diesem Grunde spricht er ihnen die künstlerische Einheit ab.

Es ist dies eine ästhetische Grundansicht, mit der wir durchaus nicht bedingungslos übereinstimmen — aber sie muß discutirt, sie darf nicht beschimpft werden . . und welche Entstellung, dem Vertheidiger einer solchen ethischen Kunstanschauung „den sittlichen Abscheu eines alten Weibes" vorzuwerfen! . . welches Wagniß, die Anwendung dieser Kunstansicht auf Heine's Gedichte als literarische Heiligthumsschändung zu verdächtigen.

*) Am Anfang seines Artikels spricht Jensen von einem Proceß „des Dr. juris Grisebach, kaiserlich deutschem Kanzler in Smyrna". Wo bleibt da die Grammatik? — Weiter unten redet er von Grisebachs „Orthographie und dem Inhalt derselben." Dem Inhalt der Orthographie!

So wird in Deutschland kritisirt! . .

Gern füge ich hinzu, daß Jensen's Bemerkungen über den wohlfeilen Patriotismus Grisebachs minder unbegründet sind. Indeß darf nicht übersehen werden, daß Heine nach dieser Richtung hin durchaus nicht unbescholten ist. So sagte erst kürzlich wieder Fr. Kreyssig in der „Deutschen Rundschau": „Heine hatte keine politische und speciell keine national-politische Ader. — Den deutschen Staat kannte, den preußischen liebte er nicht."

. . . Bei der ganzen Herkulesthat Jensens hat sich nur die Autoritätsanbetung in ihrer vollen Macht offenbart. Sagt ein Grisebach, daß Lessing vielfach überschätzt wird und sucht er diese Behauptung durch die Gründe Herders zu erweisen, so widerlegt man ihn nicht — o nein! Man überhäuft ihn mit Schmähungen und verklagt ihn vor dem Schöffengericht der geistlosen Gläubigkeit wegen eines furchtbaren Verbrechens: des Verbrechens eigner Meinungen. Dafür küssen wir aber die Schuhriemen unserer Autoritäten und commentiren Goethe's Küchenzettel in dicken Bänden.

Auch Jensen hat den Augenblickserfolg seines Angriffes nur dem Umstand zu verdanken, daß er für das fromme Nachbeten eine Lanze einlegt gegen das muthige Selbstdenken, daß er mit Denuncianteneifer einen ketzerischen Neuerer des Urtheils an die große Armee der Gedankenlosigkeit ausliefert. Was eben überkommen ist und durch das Alter geheiligt, kann unter dem schallenden Applaus der Menge immer und immer wiederholt werden, während das Neue und Kühne sich zunächst an die Unbefangenheit der vornehmen Geister wendet und meist nur als ein Saatkorn auf Felsen niederfällt: Es wird erst in späten Tagen lebendig aufgehn.

Oscar Blumenthal.

Miscellen.

Wir erwähnten im Maiheft, daß Karl Brauns „Mordgeschichte": Zioba uns als eine alte Bekannte aus der Revue des deux mondes angemuthet hat; da wir jedoch an ein Plagiat nicht auf die bloße Erinnerung hin glauben mochten, so nahmen wir die Benützung einer gemeinsamen Quelle an. Inzwischen ist in der von Guido Weiß herausgegebenen „Wage" der leidige Nachweis geführt, daß Karl Brauns Erzählung wörtlich aus der Revue des deux mondes herübergestohlen und da, wo sie abweicht, durch große Schnitzer entstellt ist. So kommt z. B. in der Erzählung ein Brief Tizians vor. Er beantwortet damit — so erzählt Braun — ein Schreiben von Palmeo Vecchio, worin dieser „Auskunft über die niederländische Malerschule und über ein venetianisches Küchenrecept begehrt", — und Braun fügt hinzu: „Das begehrte Küchenrecept theilt Titian mit einer Genauigkeit und Sachkenntniß mit, welche unser Staunen erregt." . . . Wie lautet nun dieses famose „Küchenrecept"? Die „Wage" übersetzt es aus dem französischen Text: — „Nimm Fichtenharz, laß es ordentlich auf-, aber nicht überkochen, mische auf zwei Theile einen von Mastix, einen von Siccativ hinzu und Du hast . . . . . einen Firniß, wie Du ihn Dir nicht besser wünschen kannst." . . . Das ist das „Küchenrecept"! „Trennen wir uns," so schließt Guido Weiß, „am Herde von dem Biedermann! Sollte ein ungewöhnlich Roth in seine Wangen gestiegen sein, so findet es hier seine harmloseste Erklärung."

*

Von Berthold Auerbach erscheint nächstens 1 Mille Gedanken — unter dem Titel: „Tausend Gedanken des Collaborators." Ein naiver Freund, dem ich davon erzählte, rief verwundert aus: „Ich hätte gar nicht gemeint, daß es überhaupt soviel giebt!"

*

Das lieblose und plumpe Zerpflücken von poetischen Bilderblumen war von jeher ein Heldenstück Derjenigen, die man „klare Köpfe" nennt. Im blöden Dünkel des Verstandes befangen und ohne eignes dichterisches Anschauungsvermögen stellen sie an die Phantasie des Poeten das Ansinnen, nicht zu den Sternen zu fliegen, sondern in ebenem Paradeschritt auf der Landstraße einherzutrotten; und jede kühne Metapher zerschneiden sie gleichsam mit dem Tranchirmesser. Man weiß, was Julian Schmidt auf diesem Gebiet geleistet hat. Neuerdings tritt Rudolph Falliß in seine Fußstapfen. In einem wirren Buch: „Die Naturgeschichte der Götter" (Leipzig 1875, A. Mentzels Verlag) sucht er in den schönsten Gesangbuchliedern „die sinnlose Phrase" nachzuweisen. So macht er zu Luthers:

> Und wenn die Welt voll Teufel wär
> Und wollt uns gar verschlingen

die weise Anmerkung: „Nun hat aber die Welt keinen irgend wie und wo bekannten Rachen, mit dem sie uns verschlingen könnte!" — Paul Gerhardt's Strophe:

> Was schadet mir des Todes Gift?
> Dein Blut, das ist mein Leben.
> Wenn mich der Sonne Hitze trifft,
> So kann mir's Schatten geben,

diese Strophe wird durch folgenden brutalen Scherz commentirt: „Wenn das Blut zum Sonnenschirm zu gebrauchen ist, so kann man sich auch vielleicht einen Schlafrock davon machen lassen!“ — Auch Schiller wird nicht verschont:

Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der holde Wahn entzwei.

Der realistische Kritiker bemerkt dazu: „Wer je eine Braut hat ausziehen helfen (!!), wird wissen, daß Gürtel und Schleier sehr vorsichtig abgelöst werden, damit sie nur ja nicht „entzwei reißen!“ Es drängt sich dabei auch uns eine „kritische“ Frage auf: Wieviel Bräute hat Herr Valliß wohl „ausziehen helfen“, bevor er diese Behauptung mit dem Anspruch der Allgemeingültigkeit aufstellen konnte? . . Seine ganze hyper-kritische Schlauheit erinnert lebhaft an Kalischs bekannte Scherzrecension über Goethe's „Erlkönig“.

*

Seitdem die Romane und Novellen nach Spalten und Zeilen bezahlt werden, ist die Vorliebe für Anwendung des Dialogs in der Erzählung zur krankhaften Manier ausgeartet. Selbst bei den besten Erzählern finden wir bisweilen ganze Seiten voll fader und nichtiger Gesprächswendungen, deren Dasein nur dadurch erklärt werden kann, daß sie eben — ganze Seiten füllen; man würde sich sonst vergebens fragen, warum in einen vielzeiligen Dialog zersplittert wurde, was in wenigen objectiven Worten mitgetheilt werden konnte. Es scheint uns hier nützlich, auf einen im ersten Jahrgang der „Deutschen Warte“ erschienenen Aufsatz von Julius Duboc: „Ueber die Darstellungsweise im Roman“ zurückzuweisen, worin der Verfasser die nachstehenden, äußerst zutreffenden Bemerkungen macht: „In der Anwendung des Dialogs besitzt der Romanschriftsteller das sicherste und gar nicht zu ersetzende Mittel, den Leser in die unmittelbare Gegenwart der Dinge zu versetzen. So lange der erzählende Ton vorherrscht, ist der Leser blos Hörer des Worts, wenn auch vielleicht Hörer mit warmer Empfindung; werden aber die Personen redend eingeführt, so wird aus dem Hörer ein Thäter des Worts, d. h. er wird zum Mitlebenden dessen, was ihm lebendig vor Augen gestellt wird. Was vorher die sauber ausgeführte Zeichnung irgend einer Person war, bekommt nun Farbe, und mehr als das, Blut und Nerven und menschliche Stimme. Ueberall daher, wo es dem Romanschriftsteller darum zu thun ist, die Situation zu steigern, der Handlung den fühlbarsten Pulsschlag zu verleihen und die Antheilnahme des Lesers in eine erhöhete Spannung zu versetzen, verdient die Form der directen Rede, sofern sich die Situation überhaupt für die dialogische Behandlung verwerthen läßt, den Vorzug. Um so mehr sollte der Dialog auf der andern Seite vermieden werden, wo er überflüssig ist. Jede gleichgültige Verhandlung, jeden mit wenigen Strichen zu skizzirenden Gesprächsinhalt in die Form der directen Rede kleiden, heißt das Wesen des Dialogs und seine Aufgabe im Roman verkennen. . . Für den Leser vertritt das Gespräch die Stelle eines Reizmittels. Wie jedes Reizmittel im Uebermaß genossen, so hat auch der Dialog, übertrieben angewendet, die Wirkung, den Geschmack, die Empfänglichkeit des Lesers abzustumpfen und — was damit im engsten Zusammenhange steht — einer Verflachung und Gehaltlosigkeit der Romanliteratur Vorschub zu leisten. Bei einiger Selbstprüfung wird Jeder leicht an sich die Beobachtung machen können, daß es nach dem längere Zeit genossenen prickelnden Reiz und der lebhaften Anregung, welche die dialogische Form der Rede im Roman veranlaßt, schwer hält, die nöthige Sammlung und Stimmung für den Ton ruhiger Schilderung und Erzählung, überhaupt für jede Art vertiefter Behandlung in sich aufzubringen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß wo der Dialog aus seiner nothwendigen Beschränktheit und seiner wahren Bedeutung als Kunstmittel heraustritt, wo ihm statt dessen eine Stelle als Reizmittel überwiesen wird, ein erster und entscheidender Schritt gethan ist, um den Roman auf dem Weg einer immer raffinirteren Ausbildung der Effecte jedes tieferen Gehalts zu berauben.“

☞ **Zur Nachricht.** Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte“** sind an Herrn **Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.

Gedichte und Sprüche.

Von Fr. Bodenstedt.

Mondlieder.

1.

Ein Auge unter schwarzer Braue
Blitzt durch's Gewölk der Mond mich an,
Und wie ich aufwärts zu ihm schaue,
Hält er mich fest in seinem Bann.

Macht mich durch sein erborgt Gefunkel
Im Augenblick vergessen ganz,
Daß hinter jenem Wolkendunkel
Viel Sterne glühn von ächter'm Glanz —

Von größ'rer Schönheit als die seine;
Doch wo der Tag sein Recht verlor,
Da glänzt dem Großen stets das Kleine
Am Himmel wie auf Erden vor.

2.

Ich sah das Mondlicht schimmern
Her über die dunkle Flut;
Draus klang's wie klagend Wimmern
Entgegen der Mondenglut:

„Dein blitzendes Gefunkel
Versprühst Du oben ganz, —
In unsrer Tiefe Dunkel
Dringt Nichts von Deinem Glanz."

Gewölk zog schwarz vorüber,
Die Wogen rollten schwer;
Der Mond schien immer trüber,
Bald schien er gar nicht mehr.

Aus Nacht in Nacht.

Ein großer Gedanke voll Schöpferkraft
Wirkt sonnenhaft, —
Steigt in leuchtender Pracht
Aus dem Schooße der Nacht
Wie das Frühroth auf,
In feurigem Lauf
Alles entzündend
Und der Welt einen neuen Tag verkündend,
Mit reifenden Saaten
Und mächtigen Thaten,
Hoher Enthüllung
Und froher Erfüllung. —
Doch was aus Nacht geboren,
Geht wieder in Nacht verloren.
Selbst der strahlendste Tag muß untergehn,
Verglühend im eigenen Feuer.
Folgt der Nacht auch des Lichtes Auferstehn:
Der Tag, der es bringt, ist ein neuer. —
Jeder Gedanke, zu Ende gedacht,
Führt, wie der Tag, aus Nacht in Nacht.

Zur Tagesphilosophie.

1.

Die Welt ist nur aus Versehn entstanden,
Taugt nichts und bessert sich auch nie;
Am besten, sie wäre nicht vorhanden! —
So lehrt die neueste Philosophie.

2.

Seid Ihr wirklich so große Lebenshasser,
Zu wünschen Ihr wäret nie geboren:
Warum springt Ihr nicht gleich in's Wasser?
Der Welt geht Nichts an Euch verloren!

3.

Wodurch seid Ihr zu unterscheiden
Von alten griechischen Sophisten?
Das waren wunderliche Heiden,
Und Ihr seid wunderliche Christen.

Neumühlen, Juli 1875.

Die braune Rosa.

Geschichte einer jungen Liebe.

Von Karl Emil Franzos.

Mancher schwüle Tag und manche kalte dunkle Stunde liegt zwischen jetzt und jener silbernen Nacht, da ich diese Geschichte aus dem Munde eines schönen guten Menschen vernommen. Aber sie lebt mir noch, bis in's Kleinste. Schier ist mir ihr Wortlaut im Ohr geblieben. — Kaum weiß ich selbst, warum . . . War's, weil sie mir verwandt und vertraut an's Herz rührte und es leise mahnte, wie seine eigene Maienblüthe gewachsen und gewelkt? War's der Zauber des Erzählers oder der lichten Stunde, da er sprach?

Es waren beide Zauber gleich mächtig. Jene köstliche Nacht war einem heißen festlichen Julitage gefolgt, an welchem wir allesammt sehr viel Vergnügen erduldet. Es war eine seltne Feier gewesen in der kleinen hübschen langweiligen Stadt: die Grundsteinlegung eines Schauspielhauses. Bisher hatte der Saal im vornehmsten Gasthof künstlerischen Zwecken gedient, aber der „Rothe Ochse" war den Musen denn doch kein ganz würdiger Tempel. Das empfand man drückend und immer drückender, je mehr das Städtlein wuchs an Bewohnern, Reichthum und Kunstverstand. Endlich hatte ein reicher Bierbrauer durch Energie und ein eben so kräftiges, wie edles Pathos, welches die Mitbürger zu Opfern entflammte, das neue Werk gesichert. Aber ehrgeizig war er auch und das deutsche Volk sollte erfahren, daß er nicht blos dem dicken lustigen Gambrinus diente, sondern auch einer viel schlankeren und edleren Göttin. Und darum waren *wir* zu dem Feste geladen: einige Dutzend Schriftsteller, Zeitungsschreiber und Schauspieler aus der stolzen, schönen, ewig heiteren Großstadt, welcher jenes Städtlein eine bescheidene Nachbarin ist.

Nun, wir kamen auch. Nicht um der Musen willen, noch minder aus Sorge für des Bräuers Nachruhm, sondern weil uns unser Aller Liebling darum bat, ein Dichter, der beste und berühmteste Mann unseres Kreises. Er war in jener Provinzstadt geboren und ihr Stolz, er mußte bei dem Feste sein und fürchtete sich sehr, — mehr als der Gute eingestehen mochte — einen ganzen langen Sommertag hindurch mutterseelenallein dem heimathlichen Enthusiasmus preisgegeben zu sein. Wir thaten ihm den Gefallen, wie wir denn überhaupt Alle, glaub' ich, selbst nach Kamtschatka mit ihm willig gegangen wären. Denn von diesem begnadeten Menschen ging ein Hauch warmer Liebenswürdigkeit aus, welcher alle Herzen zwang, ohne daß sie recht

des Banns inne wurden. In der Höhe seiner Mannesjahre mahnte er an einen Jüngling, nicht blos durch Kraft und Geschmeidigkeit des Körpers, sondern vor Allem durch die Fähigkeit, sich rückhaltlos und tief zu freuen und zu begeistern, durch jenes schöne, harmlose Schimmern und Leuchten, welches sonst nur auf der jungen Menschenseele liegt, ebenso glänzend und ach! ebenso leicht verwischt, wie der Schmelz auf Falterflügeln . . . Er hatte Ruhm erworben, rasch, durch einige Werke, aber er war der Wenigen Einer, welche straflos unter den Palmen der Bewunderung wandeln durften. Denn Ruhm zu ertragen, mag wohl dem Menschenherzen das Schwierigste auf Erden sein: die allermeisten werden ja leider darüber kalt und stolz oder gar verzerrt und unwahr! Sein Herz aber blieb schön, schlicht und warm; er war Jedem erquicklich und erfreulich und Jeder liebte ihn. Und weil dem so, darum bin ich gar nicht in Verlegenheit, wie ich ihn hier taufen soll, da ich seinen wahren Namen nicht hersetzen darf. Felix nenn' ich ihn . . .

Dem Felix zulieb fuhren wir also in der rothen Morgenfrühe jenes Julitages hinüber in das Provinzstädtchen, dem übrigens nur mein großstädtischer Hochmuth die Verkleinerungssylbe anhängt. Im Grunde ist's ein ganz stattlicher Ort und Tausende drängten in den geschmückten Straßen zu dem schönen Feste. Denn schön war's, aber wie schön es war, kann hier nicht geschildert werden, erstens, weil armes Menschenwort überhaupt nicht an solche Pracht hinanreicht und zweitens, weil es nicht hierher gehört. Lang dauerte freilich die Herrlichkeit auch und die Sonne brannte heiß herab. Wir Andern konnten uns in den Schatten retten, nicht so der arme Felix. Da stand er am Steine zwischen dem Bräuer und dem Bürgermeister, ein geschmücktes Opfer, und ließ sich geduldig anstarren. Das nützten auch die Leute ausgiebig und thaten dem heimischen Dichter nicht geringere Ehren, als wäre er ein Riese oder Thierbändiger. Dabei ging beständiges Flüstern durch die Menge; sie sprachen von seiner harten Jugend und von welcher Farbe das Röcklein gewesen, in welchem er zur lateinischen Schule gegangen . . .

Endlich nahmen Festreden und Gesänge ein Ende und unter Glockenklang und Böllerschüssen that der Bräuer den ersten furchtbaren Hieb auf den Stein, den zweiten etwas gelinder der Vater der Stadt und den dritten ganz zaghaft unser Felix. Dann noch eine Ehrensalve des Bürgercorps — es schossen aber nur die Muthigsten und die drückten dabei die Augen zu — und der Stein sank zur Tiefe. Der erste Theil des Fest-Programms war erledigt.

Nun folgte der zweite: das Bankett im einstigen Theatersaal. Da verließen aber die Meisten schnöde den Freund und nur ein halb Dutzend Getreuer zog mit ihm zum „Rothen Ochsen". Wir hatten es in keiner Weise zu bereuen, abgesehen von dem tröstenden Bewußtsein der guten That, den geliebten Menschen nicht einsam und schutzlos solcher Begeisterung ausgeliefert zu haben. Das alte Haus war poetischer als sein Name, ein mächtiges, gothisches Bauwerk, schön und unverstümmelt erhalten, und trotz aller Breite schier anmuthig und frei in die Lüfte hineinragend. Ueber dem Thorweg war im zerbröckelnden Wappenschild ein Kreuz zu sehen, von einem offenen Ritterhelm gekrönt — war das einst ein Haus des deutschen Ordens gewesen? Auch der Saal deutete auf Aehnliches; breit und hoch ging er durch zwei Stockwerke und war von schönen und edlen Verhältnissen. Unhübsch genug machte es sich freilich, daß sie in der Tiefe die Bühne hineingeklebt, an den Wänden Logen

und Galerien. Aber auch so imponirte mir der schöne, alterthümliche Raum . . . „Der Tempel war nicht so unwürdig,“ meinte ich zu Felix, „aber wahrscheinlich die Priester um so mehr?“

Er lächelte. „Doch nicht! Wir hatten stets eine ständige Gesellschaft, die nur den Sommer über anderwärts gastirte. Die alte Directorin — wie leuchtet mir noch in der Erinnerung ihre Kupfernase! — spielte die Maria Stuart, aber im Uebrigen war sie verständig und hielt etwas auf tüchtige Kräfte. Sie konnte das auch reichlich, die Stadt war theaterlustig, der Saal oft bis an die Decke gefüllt.“ Er deutete nach der obersten Galerie, die im Halbdunkel verschwamm. Denn wohl lag der Sonnenschein breit und fast allzufreundlich auf den weißschimmernden Tischreihen, zwischen denen sich die Gäste sammelten, aber so hoch drang er nicht. „Bis an die Decke!“ wiederholte der Dichter, „der Ausdruck ist buchstäblich zu nehmen. Dort oben war auch mein Platz; er kostete zehn Kreuzer! Ach! welche schönen heißen Wonnen sind mir dort durch die Seele gegangen! — dort habe ich die vornehmsten und segensreichsten Bekanntschaften meines Lebens gemacht, die mit unseren Dichtergenien. Freilich! unbequem war es ein wenig, besonders etwas niedrig; ich war schon im fünfzehnten Jahre ein langer Junge und wenn ich in der Begeisterung auffuhr, schlug ich mir die Stirne blutig. Auch hörte man nicht sehr gut, besonders im Anfang. Aber was verschlug mir das!“

Wir standen vor der Bühne. Der Vorhang war aufgezogen, eine Garten-Decoration gestellt. „Der Park von Fotheringhay,“ meinte Felix, „ich glaube nicht zu irren.“ In der That deutete dieser etwas gedämpfte Farbenschmelz auf einiges Alter. Aber es war wenig von der Leinwand zu sehen, blühende Topfgewächse füllten die Bühne und zwischen dem Grün leuchteten weiß vier Büsten. Schiller, Goethe, Shakespeare in Gyps, ein Vierter mit einem Allerweltsgesicht in Sandstein. Auch er trug einen mächtigen Lorbeerkranz, wie die drei Herren, aber wer er sei, konnte ich nicht ergründen und Felix ebenso wenig. „Vielleicht Molière,“ rieth er. „So würde es wenigstens passen, und der Kopf da sieht jedem Menschen ähnlich . . .“

Dann aber wandelte sich sein spöttisches Lächeln und ward fast träumerisch. Er starrte vor sich hin und schüttelte darauf heftig das Haupt, als wollte er eine Erinnerung mit abschütteln. „Ach! die Jugend!“ sagte er mit einem leisen Seufzer. „Der Platz, auf dem ich stehe — dieses Fleckchen Diele da — ist für mich geweihter Boden. Hier habe ich die bängste und süßeste Minute meines Lebens erlebt. Welche Schauer mir auch in der Folge durch die Seele gegangen sind — so habe ich doch nie wieder gezittert und nie wieder gejauchzt! Und auch die Folgen jener Minute sind mir von unermeßlicher Bedeutung. Ob ich sonst wohl je ein Dichter geworden wäre?! . . .“

„Dann war's wohl die Aufführung Ihres Erstlings?“

„Ach! wo denken Sie hin! Damals war ich Primaner und erst ein Jahr später, auf der Hochschule, habe ich mein erstes Drama geschrieben. Natürlich ein Trauerspiel, natürlich einen vierten Heinrich, natürlich war's kein Stück, sondern confuses Zeug, das niemals aufgeführt wurde. Jene wilde Minute aber fiel in eine Aufführung des „Fiesco“. Hier war die Sperrsitzreihe des ersten Rangs. Und da saß ich an jenem Abend, zwischen einer dicken Hofräthin und unserem Kreisgerichts-

Präsidenten eingekeilt. Wie rümpften sie die Nasen über meinen grünen verschossenen Winterrock! — aber was scheerte mich das! Wie hatte sich meine Kasse an der unerhörten Ausgabe verblutet! — aber was drückte mich das! Auf der Galerie hörte man schlecht und an jenem Abend mußte ich jedes Wort hören — ich hätte mich im äußersten Fall dem Teufel um einen Sperrsitz verschrieben. Denn von einem dieser Worte hing mein Glück ab — ich glaube sogar mein Leben —"

„Von einem Wort im „Fiesco"?

„Von einem einzigen! Eigentlich nur von der Art, wie es betont wurde!"

„Und welches Wort war das?"

„Ein Wörtchen — und —"

„Nun — und —"

„Eben nur „Und" und nichts weiter. Ach! was war das für eine thörichte Historie. So knabenhaft, so dumm und dabei so heiß und heilig! Ich glaube gar, ich kann noch heute nicht so recht herzhaft darüber lachen . . ."

Nein! er konnte es nicht — seine Augen schimmerten feucht . . . „Wenn Einem das Herz so recht siebzehnjährig ist" — begann er . . .

Aber da kam der gute dicke Diener des Gambrinus und der Thalia und faßte ihn herzhaft und doch ehrerbietig am Arm und geleitete ihn zu seinem Ehrenplatz. Das Bankett begann. Ein schöner Gesang war an der Tafel, auch recht viele Reden wurden gehalten, theils über die Kunst im Allgemeinen, theils über einzelne verdiente Persönlichkeiten. Aus einer Dankrede des Bräumeisters an die Festgäste aus der Residenz war auch zu entnehmen, wen jene Sandsteinbüste mit den Allerweltszügen darstelle. „Die drei großen Dichter in Gyps," rief Redner, „gehören der ganzen gebildeten Welt, besonders so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt, und darum gehören sie auch uns. Der Vierte aber gehört wohl auch der ganzen Welt, aber dennoch kann unsere Stadt von ihm sagen, was der unsterbliche Schiller seine Jungfrau so wunderbar schön von ihrem Helm sagen läßt: „Mein ist der Mann und mir gehört er zu." Darum ist auf meine Anordnung von unserem heimischen Künstler, dem trefflichen Meyer, nach einer Photographie eigens für dieses Fest seine Büste in Sandstein ausgeführt worden. Dort steht sie und wie der Dichter sagt: „der Stein lebt!" Sein Name? — „er schwebt auf Aller Lippen", wie ein anderer Dichter sagt . . . O Genius, der du in unserer Mitte sitzest, o Genius, der du in unserer Stadt geboren bist in der Klostergasse Nummer 19 —"

In dieser Tonart ging es noch lange fort. Der arme Dichter wurde roth und bleich, bleich und roth, und eine Weile sah ich die Zornesader auf seiner Stirne bedrohlich schwellen. In der That ist für einen feinfühligen und verständigen Mann herbster Tadel, selbst plumpe Beleidigung nicht so empfindlich, als lächerliches und übermäßiges Lob. Aber der eifrige Redner war dabei so grenzenlos gutmüthig und so grenzenlos — — ich weiß es nicht höflich auszudrücken und drücke es darum lieber gar nicht aus. Kurz man konnte dem Mann nicht ernstlich gram werden. Und so lächelte Felix allmälig, wie wir Anderen Alle und schließlich bedankte er sich sogar, sehr kurz und sehr bescheiden, aber er bedankte sich doch für den freundlichen Empfang.

Am Abend sollte ein Ball den festlichen Tag würdig enden. Aber da bekamen

wir rechtzeitig alle fünf Mann heftigstes Kopfweh, schieden von unseren freundlichen Wirthen und wandelten unter Felix' Führung einem stillen und entlegenen Stadtthiel zu, mit ihm die Stätten seiner Jugend zu grüßen. Da war die lateinische Schule, und die Klostergasse und darin sein ärmliches Geburtshaus. Ein schönes blondlockiges Mägdlein, vielleicht zehnjährig, blickte hinaus. „Wer wohnt hier?" fragte Felix. — „Der Tischler Jakobs." — „Seit wie lange?" — „Seit immer." — „Wer hat vorher hier gewohnt?" — „Niemand, immer wir." . . . Der Dichter lächelte traurig. „Mir ist zu Muth, wie Chidher, da er wiederkam — bis auf die ewige Jugend; ich habe nie so deutlich gefühlt, wie heute, daß die Höhe meines Lebens hinter mir liegt."

Wir gingen weiter; immer stiller wurden die Straßen und wurden mählig zu schmalen, schattigen Wegen, die zwischen Gärten dahinführten. Nur zuweilen schimmerte ein Häuschen aus dem dichten Grün. Auch die Bauart wurde immer ländlicher und eines der Gebäude fiel uns schon von Weitem auf, so barok sah es aus. Es war lang, schmal, einstöckig; das Erdgeschoß gelb, das Stockwerk blau, das Spindeldach roth bemalt und in allen drei Farben zugleich schimmerte die Freitreppe, welche zum Stockwerk emporführte. Zwei mächtige Linden beschatteten das seltsame Haus; auf einer grünen Gartenbank daoor saß eine Greisin und las.

„Richtig! sie lebt noch!" rief Felix freudig. Dann trat er an's Stackett: „Fräulein Aurora, wie steht's um die Kunst?"

„Immer schlechter!" scholl blitzschnell die Antwort zurück; sie mochte ebenso stereotyp sein, als die Frage. Denn nun erst legte die Greisin das Buch hin — es war ein Manuscript — beschattete einen Augenblick die Augen mit der Hand und richtete dann den Blick fragend auf Felix.

Er nannte seinen Namen.

„Der Herr Doctor!" rief sie und kam rasch herangehüpft. Denn so alt sie war — sehr alt, das wies ihr tausendfach durchfurchtes Antlitz — so jugendlich waren ihre Bewegungen. Auch die dunklen Augen blickten scharf und munter. Sie war hell gekleidet und trug ein Röschen an der Stelle des Busens. Auch die Wangen schimmerten in einem Roth, das ein wenig verdächtig war. Doch war der Gesammteindruck kein widriger, nur etwas lächerlich. . .

„Der Herr Doctor!" wiederholte sie. „O die Ehre! Ich bitte doch näher! Ich wußte schon aus der Zeitung, daß man Sie erwartete! Bei dem Feste war ich nicht — man hat mich nicht ausdrücklich geladen! Es ist komisch, es ist lächerlich, es ist unglaublich, aber es ist so — mich hat man nicht eingeladen!! . . . Uebrigens: mir kann es recht sein, wenn man auch formell andeutet, daß man mit den alten ruhmvollen Traditionen des deutschen Theaters brechen will! Und dann — was soll der neue Bau? — hofft man durch derlei die Kunst zu heben? . . . „Liebe Aurora!" sagte einmal Ludwig Devrient zu mir, als ich mich weigerte, mit ihm an einer Bühne zweiten Ranges zu gastiren, „wir großen Künstler adeln eine Scheune zur Hofbühne und Stümper degradiren eine Hofbühne zur Scheune. Liebe Aurora," sagte er, „merke Dir's, Du junges Ding:

„Nicht wo man spielt, nein wie man spielt, das richtet!"

Freilich! heutzutage muß äußerer Glanz den inneren Verfall decken!"

Sie schöpfte Athem. Felix versuchte eine Frage, aber sie ertrank kläglich in den Fluthen dieses Redestroms.

„O lieber Doctor! wie bedaure ich Sie und die Jugend überhaupt! Die älteren Leute können doch mindestens von der Erinnerung an uns zehren, aber Ihr Aermsten könnt ja kaum wissen, daß die Schauspielkunst eine Kunst ist! . . . Schlechte Kräfte, schlechte Stücke — es ist wahrhaft betrüblich! Denn die modernen Dichter taugen auch nichts. Todt sind Raupach, Iffland und der göttliche Kotzebue. O! wer vermag heute noch eine „Gurli" zu schaffen! Oder da lese ich eben noch einmal meine Rolle als „Pfefferrösel." Welcher Schwung! welche Kraft! Ja! die Birch-Pfeiffer — das war noch die letzte neuere Kraft, welche Rollen zu schreiben verstand. Das heißt" — sie unterbrach sich etwas verlegen und schlug sich dann recht schelmisch auf den Mund. „Und das sag' ich Ihnen . . ."

Wir lachten laut, Felix am herzlichsten. „O bitte, es ist ja nur die Wahrheit . . ."

„Nein! nein!" tröstete sie. „Sie haben Talent, Doctor, Sie haben Poesie! Mit einem Kotzebue darf man Sie nicht vergleichen, aber Poesie haben Sie doch! Und wissen Sie, wer das zuerst erkannt hat? Ich! Wahrhaftig ja! Erinnern Sie sich noch, wie Sie damals im Frühling zu mir kamen, kaum daß die Waldeck fortgezogen, und Etwas, was immer, aus ihrem Zimmer zu besitzen wünschten! Sie stotterten so, daß ich Sie kaum verstand. „Haben Sie das Mädchen je gesprochen?" fragte ich. — „Nein, aber auf der Bühne . . ." Du liebe Zeit! Sie zitterten förmlich aus lauter Begeisterung. „Dann sind Sie ja ein poetischer Mensch," sagte ich und gab Ihnen einen Topf mit einer gefüllten Nelke. Und das zerfetzte Rollenheft, welches die Waldeck zurückgelassen hatte, bekamen Sie obendrauf. Und als Sie nach einem Preise fragten — „von einem so poetischen Menschen nehme ich kein Geld!" Wahrhaftig! so sprach ich —

„Denn schnöder Mammon stand mir nie so hoch,
Als dankbar Pochen eines jungen Busens —"

Und meiner Freundin, der Direktorin — sie hatte ein winziges Talent und riesige Prätensionen, nun, Gott habe sie selig! — der sagte ich also am selben Abend: „Heute war ein junger Mensch bei mir, der war wirklich sehr poetisch, sozusagen ein junger Poet!" — „Wegen der Waldeck!" meinte sie geringschätzig, „das kann höchstens ein junger Esel sein!" Aber da sprach nur der Zorn aus ihr, weil sie die Waldeck verloren hatte. Das war wirklich ein talentvolles Kind! . . . Aber was sehe ich, Doctor, Sie wechseln ja die Farbe! Erinnern Sie sich denn überhaupt noch an das schöne wilde Ding? Wissen Sie auch, was aus ihr geworden ist?"

„Nein!" erwiderte er. Und sehr bestimmt fügte er hinzu: „Ich wünsche es auch nicht zu erfahren . ."

„Aber warum denn nicht? O Isis und Osiris! was doch die Dichter wunderlich sind! Einen ganz ähnlichen Zug erzählte mir einst Tieck in Dresden von Clemens Brentano! . . . Aber es ist ja kaum möglich, daß Sie nichts von ihr erfahren haben! Die Waldeck und die berühmte M., Hanna M." — sie nannte einen Namen, der in der That berühmt war — „sind ja eine und dieselbe Person. Nachdem sie sich an eine Hofbühne emporgearbeitet, nahm sie den neuen Namen an — ihre Vergangenheit war ihr verhaßt; sie war ein seltsames Mädchen, eigentlich auch

so eine poetische Natur . . . Und diesen neuen Namen machte sie in wenigen Jahren berühmt. Zehnmal hätte sie einen Millionär heirathen können und zwanzigmal einen Grafen, aber sie mochte nicht — ganz, wie einst ich! — sie lebte nur der Kunst. Die Männer soll sie in jener Zeit überhaupt ganz entsetzlich behandelt haben. Aber sie war zu ehrgeizig und studirte und spielte über die Kräfte; kein Triumph war ihr genug und selbst der größte Triumph machte sie nicht glücklich. Man sagt ihr nach, daß sie nur auf der Bühne gelächelt hat. . . Nun, sie ertrug solche Anstrengungen nicht lange, just als sie auf der Höhe des Ruhmes war, fiel sie in ein hitziges Fieber und starb nach wenigen Tagen. . . Aber erzähle ich Ihnen da wirklich Neuigkeiten?"

„Ja!" erwiderte Felix leise. Er war sehr bleich geworden.

„Aber wollen die Herren nicht eintreten?"

„Ein andermal, Fräulein Aurora! Leben Sie recht wohl. Und wenn ich wieder einmal vorbeikomme, sprechen wir nicht mehr von der Vergangenheit. Lieber von der Zukunft, selbst wenn sie" — er lächelte, aber recht mühsam — „selbst wenn sie so traurig ist, wie die Zukunft des deutschen Theaters."

Wir gingen. „Wer ist die greise Jungfrau?" fragte Einer, als wir außer Hörweite waren.

„Fräulein Aurora L. Sie war einst eine beliebte Naive und hat in der That mit Devrient gespielt und mit Tieck verkehrt. Als sie alterte, wurde sie sentimental, bis sie im Lauf der Zeiten als komische Alte wieder munter werden durfte. Zum Glück hatte sie sich so viel erspart, daß sie sich das Häuschen hier kaufen und nach ihrem Geschmack herausputzen konnte. Da lebt sie nun — gleichfalls nach ihrem aparten Geschmack. Im ersten Stock wohnen regelmäßig einige Schauspielerinnen der hiesigen Bühne. Sie hat wenig davon, die gute Seele, außer vielleicht den Trost, daß sie dem deutschen Volke noch immer durch keine gleich würdige Kraft ersetzt ist. . ."

„Und was war's denn mit jener gefüllten Nelke?"

„Ganz, wie sie erzählt. Nur war sie freilich nicht die Erste, welche mich einen poetischen Menschen nannte."

„Und wer war die Erste?"

„Das Mädchen, von dem sie erzählte."

„Die M.?"

„Die habe ich nie gekannt. Und vielleicht war es gut so, obwohl es mir momentan sehr bitter erscheinen will, daß ich der berühmten Künstlerin nie begegnen durfte. . . Ich meine die arme, unberühmte Rosa Waldeck — die „braune Rosa. . ."

„Aber auch mit der hast Du ja nie gesprochen?"

„O doch! . . . Aber wozu solche Erinnerungen aufrühren? . . . Todt ist todt! . . . Und was Ihr da vor Euch seht, lebt und ist schön genug."

Ich weiß nicht, was er da zunächst im Auge hatte, ob die beiden blonden, schlanken Mädchen, die uns just entgegenkamen, oder den schönen Ausblick, der sich uns bei jedem Schritte breiter und freier gestaltete. Denn der Weg war unmerklich eine Höhe hinangeklommen, wir standen nahe dem Gipfel und als wir ihn erreicht, da bot sich uns ein Landschaftsbild, nicht überwältigend durch seine Erhabenheit, aber unsäglich reizvoll. Zu unseren Füßen rauschte der Strom, den eine sanfte Hügelkette geleitete, und an ihrem Abhang und drunten im Thal inmitten grüner Auen lag die freundliche Stadt und schimmerte weiß, mit farbigen Pünktlein dazwischen, zu uns

empor. Jenseit des Stromes aber gelbwogende Felder und tiefgrüne Streifen Waldes, die immer dichter zusammentraten je ferner unserem Standpunkt, bis sich schließlich ein dunkler Gürtel um den Fuß der fernen Bergdecke im Süden legte, welche dunkelblau emporragte in das milde Roth des Himmels: ein schöner Rahmen für das schöne Bild. Und über all dieser Schöne lag das satte Gold der Abendsonne, sänftigte den Widerstreit der Farben und schmolz Alles in leuchtende Harmonie. Nur da, woher der Strom kam, im Westen, stand eine mächtige Wolkenbank über dem breiten Thal und schimmerte in grellstem Purpur, wie ein wilder, leidenschaftlicher Abschiedsgruß des scheidenden Sonnengottes. . .

Wir standen lange da und schauten. Es geht Einem mit jenem Stück deutscher Erde kaum anders, als mit den Menschen, die darauf wohnen. Bewundern kann man sie nicht, denn es ist wenig Ernst, Kraft und Größe in ihnen, aber lieb haben muß man sie — ob man will, ob nicht — um ihrer hellen Anmuth, um ihrer heiteren Bescheidenheit willen. Auch sind sie ja in vielen Stücken sehr tüchtig, nur daß sie dies in ihrer schlichten Art nicht stolz betonen. Darin gleichen sie dem Wein, welchen sie ziehen. Wie kann er das Herz erfreuen und süße Gluth in die Adern gießen! Aber wer ihn nur so obenhin verkostet, dem mag er leicht gehaltlos erscheinen. . .

So verknüpfen sich mir die bescheidenen Betrachtungen unwillkürlich, weil ich der stillen Freuden gedenke, welche uns jener schöne Abend brachte. Da lag nämlich nahe jenem Aussichtspunkt ein kleines Haus mit großem Garten und sehr großem Keller — „zum guten Tropfen“ wies das kleine Schild ob der Pforte seinen selbstbewußten, aber wohlverdienten Namen. Ganz versteckt lag das Häuslein im Schatten mächtiger Linden — wir hätten es ohne Führung unseres eingeborenen Hauptes kaum erkundet. Nun aber saßen wir da behaglich im höchsten und stillsten Winkel des Gartens, tranken einen trefflichen, herben, duftigen Landwein, führten vernünftige und angenehme Gespräche und sahen zu, wie langsam die warme Gluth verglomm und ein anderes Licht allmächtig ward über der Erde, das kalte, weiße Licht des Mondes.

Wir konnten deutlich sehen, wie es rang und sich den Sieg erstritt und dann zauberhaft seiner Herrschaft waltete, aber ich hüte mich wohl, das zu beschreiben. Und im Grunde gehört auch die Stimmung, die uns in jenen Stunden Herz und Hirn beherrschte, zu den Dingen, die nicht gut zu schildern sind. Sehr behaglich waren wir Alle und doch lebhaft angeregt und bereit, allem Schönen, Guten und Tiefen nachzugehen. So sprachen wir denn von der Herrin und Göttin, welcher wir Alle dienten, verschieden an Kraft, aber gleich an Begeisterung, von der Kunst — und wie hart und doch wie herrlich es sei, just in unseren Tagen ein Dichter zu sein. Denn abgestreift wird allmählig die Lüge, daß es sein Beruf, der Menschheit rosige Brillen aufzusetzen — ach! es nützt ja auch wenig! das Leben ist zu dunkel, als daß es alles Sonnengold aus einem Dichterherzen zu durchleuchten vermöchte! — und immer mächtiger wird die Erkenntniß unter allen Guten und Verständigen, daß nur jener ein echter Dichter ist, welcher den großen Muth und das große Herz hat, die Wahrheit zu sagen. Es gilt, aus neuem hartem Leben den neuen Inhalt der Poesie festzustellen und da, wo ihr Stoff ein ewiger ist, die neuen Formen, in welche er gegossen ist, zu erkennen. Denn was ist sich gleich geblieben in diesem unerhörten, ungeheuren Wechsel? Etwa die Liebe! Und ob sogar die?! . . .

Jener aber, von dem wir gewohnt waren, sonst die reichste Anregung und das fruchtbarste Wort zu empfangen, war heute auffallend einsilbig. Und als wir von der Liebe zu reden begannen, verstummte er vollends. Uns Allen fiel es auf, aber nur Einer, sein vertrautester Freund — Georg mag er hier heißen — sprach schließlich davon und, wie es seine Art war, ohne jegliche Umschweife.

„Dich drückt etwas! Dich drückt die Geschichte von der gefüllten Nelke! Wir wissen ja Alle, wie es mit solchen „Jungen Leiden" geht. Dummheiten, aber das Herz regt sich leise und thut weh! Nun stehst Du aber nicht umsonst, von dem trefflichen Meyer in Sandstein ausgeführt, dicht neben dem großen Goethe! Das soll Dir ein Fingerzeig sein, ebenso klug und gut zu handeln, wie Dein Nachbar, der Olympier. Wenn den etwas drückte, so schrieb oder sprach er sich's vom Herzen herunter! Thu auch Du ein Gleiches. Erzähle uns, wie die „braune Rosa" in Dir das große Lumen entdeckt!"

Felix sah ihn einen Augenblick starr an, wie befremdet und schüttelte den Kopf. Aber er war ein viel zu wahrer und geistvoller Mensch, um sich etwa zu zieren. Und darum sagte er schließlich: „Ich will's versuchen." Und nach einer Weile begann er in einem Ton, in welchem sich seltsam und rührend Heiterkeit und Wehmuth mischten:

„Es ist nun lange her, volle zweiundzwanzig Jahre. Ich war ein junger Mensch, siebzehn, achtzehn Jahre alt und ein ganz unsäglich glücklicher Bursche. In der Schule ging es gut und die Leute liebten mich, ich darf sagen: alle Leute. Geld hatte ich keins, aber ich war auch nicht darauf erzogen, dergleichen als Requisit zum Glücklichsein zu betrachten. Uebrigens verachtete ich auch das Geld ganz fürchterlich, erstens weil ich ihm in Hinblick auf einige Gefährten steif und fest eine verdummende Kraft zuschrieb und zweitens, weil ich es gar so blind und ungerecht in der Welt umherrollen sah. Meine Mutter war arm! — damit war für mich der Stab über die Fortuna gebrochen, im Grunde sogar über den lieben Gott! Denn wenn es nach Verdienst ginge, sagt' ich mir, dann müßte ja diese herrliche Frau die Allerreichste sein! Für meine Mutter schwärmte ich aus tiefstem Herzen und nie ist eine Liebe begründeter gewesen. Dieser edlen, schlichten, muthigen Frau danke ich Alles; ihr danke ich, daß in der Folge die guten Geister über meinem Leben walteten, es harmonisch fügten und in's Licht hoben; ihr danke ich für meine Jünglingszeit, daß mir die Noth keine einzige Herzensblüthe zerstückte, daß ich in all' meiner Armuth neidlos und unverderbt blieb. Und wie fröhlich! Es ist mir jetzo fast räthselhaft, warum ich damals eigentlich so glücklich war! Den Tag über Schüler oder Anderer Lehrer, tausendfach gefesselt, anscheinend aller Freuden baar und dabei frei und fröhlich, wie eine Lerche! Wenn ich so an meine Morgenstunden denke, droben in meiner Dachkammer, von Sonnenaufgang bis die Schule anhob — Schöneres kann ja nie ein Mensch erlebt haben! . . . Wie gesagt, es ist mir räthselhaft, fast komisch! In jenen Jahren ist eben Athmen Glück genug; jeder Herzschlag bringt ja der Zukunft näher, dem stolzen, schimmernden Avalun, wo alle Träume Wahrheit werden! An meiner künftigen Berühmtheit zweifelte ich selbstverständlich nicht — davon ist Jeder überzeugt, der in Secunda sitzt. Ueber meinen Weg zum Ruhme war ich freilich minder klar. Daß ich je ein Dichter werden könnte, fiel mir in meinen kühnsten Träumen nicht bei, ich dachte nie an einen Reim. Erst ein

Wort aus fremdem Munde rüttelte mich auf und warf mich in einen Strom rastlosen Strebens, der mich denn auch an ein bescheiden Ziel getragen hat, freilich an kein solches, welches mir selbst genügte! Mein Bestes und Tiefstes habe ich noch nicht ausgesprochen, werd' es wohl auch nie vermögen. Das ist Menschenloos; ich glaube, es ist noch keinem Sterblichen besser ergangen. . . Aber — das ist ein Schatten und ich erzähle ja aus einer Zeit, in welcher mir alles Leben eitel Licht und Duft war! Ja! es war mir in jenen Morgenstunden nicht anders zu Muthe, als Roland, dem jungen Helden: auch mir war's, als könnte ich die Morgenröthe auf meinen Hut stecken und den Frühling umarmen! . . .

Daß Anderes auf Erden lebt, was zu umarmen noch viel angenehmer ist, davon schwante mir damals nur sehr Unklares. Ich habe die Liebe später bekommen, als andere Leute, als insbesondere meine Gefährten. Denn für den Gymnasiasten ereignet sich die erste Liebe in Ober-Tertia: der Cursus im Herzweh fällt mit dem Tanzcursus zusammen. Fritz und Minna beginnen in der dritten Position sachte zu glühen und drücken einander während der ersten Quadrille zum ersten Male die Hand, bis schließlich der letzte Cotillon die Höhe dieses etwas geringfügigen Liebesglücks herbeiführt und das Ende dazu. Ich hatte nie eine solche Minna, weil ich mir den Luxus eines Tanzcursus nicht erlauben durfte. Aber weit entfernt, dies zu beklagen, verspottete ich im Gegentheil jeden Fritz so grimmig, als es meine Gutmüthigkeit erlaubte. Denn ich hielt es für Schwäche, sich einer bösen Gewohnheit hinzugeben, die schließlich doch nur zu Müssiggang und Versen führte. Gleichwohl und wahrscheinlich deshalb, weil von mir so ganz und gar keine Concurrenz zu befürchten, war ich der Vertraute von etwa hundert stillen Gluthen. Das machte mich doch auch neugierig und ich probirte das Verlieben. Dorothea hieß sie und wohnte mir gegenüber und dick und dumm war sie und jung und hübsch. Es ging aber trotzdem nicht; ich brachte es nicht einmal zu einem anständigen Herzklopfen. Da gab ich's auf, halb stolz, halb betrübt darüber, ein herzloser Mensch zu sein.

Das war ich aber nicht. Und das Herz in meiner Brust war sogar sehr siebzehnjährig!

Im nächsten Herbste sollte sich dies erweisen. Die Schwalben zogen fort, die Schauspieler zogen ein. Wieder leuchtete allnachmittäglich die Nase der Directorin vom Balcon des „Rothen Ochsen“ herab, wieder schlich Johann Nepomuck Hinterhuber sinnend durch die Straßen und scandirte an den Fingern die Stanzen des Prologs zur ersten Vorstellung. Johann Nepomuck Hinterhuber — das war unser Stadtpoet und Publizist, der Redacteur unseres Lokalblatts, die Stimme der öffentlichen Meinung in Vers und Prosa — ein kleines, sehr komisches, sehr unglückliches Männchen. Stolz war er einst ausgefahren nach dem Zaubereiland des Ruhms, um auf einer kleinen Sandbank erbärmlich zu scheitern. Im Sommer erschien ihm regelmäßig sein Leben nicht werth, gelebt zu werden, aber im Herbste gingen ihm stets zwei neue Sterne auf: die Hoffnung, sein Trauerspiel: „Der Untergang von Bagdad“ aufgeführt zu sehen und die schwärmerische Neigung für irgend eine weibliche Bühnenkraft. Ersteres gelang ihm endlich, nachdem er die Directorin einmal „die Semiramis der deutschen Schauspielkunst“ genannt, aber ach! — es soll ein sehr heiterer Abend gewesen sein . . . Und was jene Neigungen betrifft, so war er da vollends immer

so unglücklich, als er überhaupt in seiner Machtfülle — der einzige Rezensent! — werden konnte. Dabei hatte er alljährlich ein Dutzend Primaner zu ungefährlichen Rivalen. Denn für die Schauspielerinnen zu schwärmen war ein Privileg der obersten Klasse, aber ein wenig beneidenswerthes. Denn diese Damen konnten sämmtlich auf eine sehr lange Reihe künstlerischer Triumphe zurückblicken. Es war dies eine kleine Schwäche unserer Semiramis, welche übrigens Susanna Reichelberger hieß.

Aber in jenem Jahr ereignete sich eine Ausnahme. Eine Schauspielerin, hörte man bald, sei unerhört jung und unerhört hübsch. „O wie sie schön ist, die Waldeck!" flötete Hinterhuber und seine Augen drehten sich dabei um ihre Axe, „ein Engel, nein! ein Teufel, aber das schönste Geschöpf dieser Erde!" — „Wie die blonde Hohensee?" fragte Einer boshaft und rührte damit an die Wunde, welche die vorige Saison diesem empfänglichen Herzen geschlagen. — „Lästern Sie nicht Gott!" rief das Männchen, „vergleichen Sie nicht einen blassen Kometen mit der ewigen Sonne!" Folgte eine Personsbeschreibung in jenen satten Farben, die nur diesem Dichter zu Gebote standen. Endlich Andeutungen über ihr Leben. Gute Familie — böse Stiefmutter — stolzes Herz — Drang zur Kunst — erbärmliche Schmieren — Scharfblick der Frau Reichelberger, welche die Perle entdeckt. Das war auch so ziemlich die Wahrheit, obwohl ich damals stark das Gegentheil vermuthete. „Geben Sie Acht!" schloß er, „dieses Debut wird ein unvergeßlicher Abend!"

Bezüglich eines Menschen, der schüchtern zur Seite stand und diesem Gefühlsausbruch lauschte, hat Hinterhuber recht prophezeit. Ich werde jenen Abend nie vergessen. Zwar ließ sich der Anfang recht vergeßbar an: ein Prolog Hinterhubers, dann irgend ein Lustspiel. Aber darauf als zweites Stück „Christoph und Renata" und in der Rolle des „Christoph" die Waldeck! Ihr habt wohl die Komödie nie gesehen, ein kindisches, französisches Rührstück. Ein verwaistes Geschwisterpaar pilgert nach Paris; Renata ist fünfzehnjährig und hat manche Anfechtungen zu bestehen, aus welchen sie der sechzehnjährige Christoph, ein tapferer Creolenknabe, mannhaft errettet. Unserer Renata-Hohensee sah man die fünfzehn Jahre nicht an und konnte die Handlung überhaupt nur dann begreiflich finden, wenn man bei ihren Verfolgern sehr schlechten Geschmack voraussetzte. Aber dieser Christoph! Hei! wie das wilde heiße Ding hervortrat, nein! hervorsprang, die prächtigen Formen in das enge Knabengewand gepreßt, das schöne Antlitz stolz erhoben, die hellen Augen blitzend von Muth und Kühnheit! Hei! wie sie trotzig, wild, natürlich, so gar nicht wie die Anderen, zu rufen begann mit ihrer tiefen, metallenen Stimme. . . Einen Augenblick blieb es still, dann ein verwundertes Aufflüstern und rasch und jäh begannen die guten Leute zu klatschen, was sie konnten. Ich aber klatschte nicht, ich regte mich nicht, mir war's, als hätt' ich einen Schlag auf's Herz bekommen, einen Augenblick stand es still, dann begannen mir die Pulse rasend zu hämmern, bis wieder das Herz anhub mit dumpfen, schweren Schlägen. Roth und blaß ward ich und wieder roth und schaute starr hinab und den Athem hielt ich an. All mein Leben war nur noch in den Augen und Ohren. Erst als sie abtrat, wich theilweis die Verzauberung; ich wachte auf und strich mir über die Stirne, als erwachte ich eben. Aber ich mochte nicht auf die Bühne hinblicken, es schien mir nicht der Mühe werth, da sie nicht da war. Und als sie wiederkam, dasselbe jähe Aufsieden des Blutes, dieselbe unfägliche Anspannung aller Sinne, sie ganz zu fassen und in mich zu saugen. Dabei gerieth

ich unwillkürlich auf ein thörichtes Spiel, bald schloß ich die Augen, um nur ihre Stimme zu hören, bald stopfte ich die Daumen in die Ohren, sie nur zu sehen. Und als sich der Vorhang zum Schluß senkte — eine Empfindung, als bräche urplötzlich bängste, finsterste Dunkelheit herein.

Seufzend schlich ich heim, schlief wenig und fuhr viele Male aus tollsten Träumen auf. In der That fieberte nicht blos meine Seele, sondern auch mein Körper. Unter gleicher heftigster Erschütterung mag selten genug ein junger Mensch sein Herz entdeckt haben. Warum es sich hier so fügte, lag wohl, abgesehen von mir, darin, daß das Mädchen so sehr schön war. Wie eine Flamme war es, welche Fleisch und Blut geworden und nun vor den Augen armer Sterblicher hin- und herflackerte, sie zu bethören. Bis heute habe ich kein schöneres, sogar kein gleich schönes Geschöpf gesehen. Das mag statt einer Beschreibung gelten — es malt sich ja auch weit Geringeres solcher Art mit Worten schlecht. Nur so viel, daß ihr strahlende blaue Augen in einem dunklen Antlitz standen, um welches tausend Löckchen tanzten, wie tolle Schlangen.

Von welcher Farbe dies Haar sei, wurde am nächsten Tage lebhaft in der Schule gestritten, aber ich that nicht mit, erstens, weil ich dabei gar zu roth wurde und zweitens, weil ich es nicht einmal recht wußte. Nur Eines wußte ich: so, wie nun einmal dies Mädchen war, so machte mir ihr Anblick oder ein Gedanke dieses Anblicks das Herz zucken und das Blut kochen. Von dem Dämmer fieberhaften, unsäglichen, nimmer rastenden Sehnens war mein Bewußtsein umhüllt. Nur zuweilen ermannte ich mich und dann war mein erster und letzter Gedanke: „Wie konnte das nur kommen? Was geht mit mir vor?“ Auch in's Empfinden ging mir das über und ich fühlte stets, bald leiser, bald stärker, daß ein Fremdes, Wunderliches, Räthselhaftes in mir geboren worden und jählings Macht über mich erhalten, ein Fremdes, was mich schier wie ein Feindliches berührte. So gerieth ich oft auch in tiefstes Mitleid mit mir, etwa wie ein Mensch, der sich ohne Verschulden von gefährlicher Krankheit befallen sieht. Ich erinnere mich, wie ich einmal geraume Zeit in meiner Dachkammer auf und abging und erst verwundert, dann wild und schließlich unter bitteren Thränen immer und immer wiederholte: „Ich liebe! . . ich liebe!“ Aber es war nicht etwa der Schmerz darüber, daß meine Liebe so thöricht sei, daß sie einsam und unerwiedert dahinsterben müsse. Daran dachte ich wahrhaftig nicht; ich hatte auch so schon genug mit mir zu thun und zog das Mädchen vielleicht in meine Träume, aber sicherlich nicht in kühne Erwägungen hinein. Wohl wünschte ich sehnlich, ihr einmal gegenüberzustehen und ihr zu sagen — aber was ich ihr sagen wollte, wußte ich wahrhaftig nicht. Bis zur Zeit, da es mir einfiel, schien es mir Glück genug, sie von Ferne zu sehen. Aber selbst dies anspruchslose Glück zu genießen fand ich nicht immer den Muth. Im Theater war ich natürlich, so oft sie spielte, und an dem Häuschen der Aurora, wo sie im ersten Stock wohnte, ging ich oft genug vorbei. Aber wenn ich gegen die Mittagsstunde die Gelegenheit erlauerte, sie aus der Probe heimkehren zu sehen, ließ mich mein Muth im Stich und ich meinen Posten, sofern nur von Ferne das Rauschen ihres Kleides tönte. Ihr auf der Straße geradeaus in's schöne, lebhaft bewegte Antlitz zu sehen, dünkte mich eine gleiche physische Unmöglichkeit, wie etwa in die Sonne zu schauen. Als ich einst an einem trüben, stürmischen Nachmittag um eine Ecke bog und ihr da jählings und

unvermuthet begegnete, erfaßte mich so heftiger Schreck, daß ich mich an eine Klinke halten mußte, um aufrecht zu bleiben. Sie blickte mich erstaunt an, wahrscheinlich weil ihr meine jähe Blässe auffiel, und ging rasch vorbei. Auch blickte sie noch einmal zurück und es schien mir, als hätte sie dabei sehr spöttisch gelächelt. Von da ab traute ich mich gar nicht mehr, ihr auf der Straße zu begegnen. Und als sie einmal eine Woche lang nicht auf der Bühne beschäftigt gewesen und ich die Sehnsucht gar nicht bezwingen konnte, da wartete ich — es war der erste kalte, klare, weiße Wintertag — geduldig und regungslos eine Stunde, aber als nun endlich der wohlbekannte braune Mantel durch die entlaubten Zweige schimmerte, lief ich davon, den Berg hinan, setzte mich da oben auf eine Bank hin und weinte lange bitterlich, als ob mir das Herz brechen wollte . . .

So thöricht und unbemerkt hatte sich meine Schwärmerei durch mehrere Wochen fortgesponnen und hätte wohl noch mehrere Monate gewährt, um endlich nach Schluß der Theatersaison stückweise von mir abzufallen und in die Gruft zu sinken, wenn nicht ein sonderbares Zusammentreffen es anders gefügt und der weinerlichen Historie einen jähen und herben Abschluß gegeben hätte.

So schwach ich gegen mich war, wenn ich mich unbemerkt wußte, so fest und hart beherrschte ich mich in Gegenwart Dritter. Meine Pflicht that ich, gegen meine Lehrer und gegen meine Schüler, freilich freudlos und befangen, aber ich erfüllte sie pünktlich. So ahnte wohl nur meine Mutter, daß mich etwas drückte, schüttelte wohl auch bedenklich den Kopf, war aber auch weit entfernt, die Wahrheit zu ahnen. Noch minder ahnten's meine Schulgefährten. Da sollte es Einer von ihnen erfahren, ganz deutlich und in einer Art, die er schwerlich wieder vergessen hat.

Ich sagte schon: es war ein Privileg der Prima, für die Schauspielerinnen zu schwärmen. In früheren Jahren hatten sie sich in Parteien getheilt, je nach der Vorliebe für diese oder jene reife Schönheit; es ging sogar die unverbürgte Sage, daß Semiramis selbst einiger Begeisterung theilhaftig geworden. Aber die Parteiungen hatten heuer ein Ende: „Rosa Waldeck!“ hallte das Feldgeschrei vom Primus bis zum Ultimus. Wir lasen gerade die „Antigone“ des Sophokles, aber der Name Rosa ist in unseren heiligen Hallen viel häufiger ausgesprochen worden, als jener classische. Ich selbst schwieg; lieber hätte ich mir die Zunge abgebissen, als Anderen das tiefgeheime süße Weh verrathen, welches mir das arme, hülflose junge Herz durchwühlte. Darum galt ich auch diesmal als der Fühllose, als der Mensch, der in Dingen der Liebe überhaupt nicht mitzählte. Wieder ward ich der Vertraute vieler flammenden Herzen und es war mir seltsam zu Muthe, wenn ich so aus Anderer Munde hörte, was mich selbst viel schmerzlicher und stürmischer durchtobte. Seltsam wohl, aber nicht peinlich. Was hätt' es mich auch härter anrühren sollen, wenn die guten Jungen Akrosticha machten, im Theater rasend klatschten oder das bunte Haus der „alten Morgenröthe“ — die gute Aurora hieß nicht anders — von ferne blokirten?!

Nur Einer war glücklicher, just der Dümmste unter uns, ein Freiherr von Falkenberg, auch Baron Windhund genannt. Der Name paßte trefflich, ganz trefflich paßte er für dieses Subject . . . Ihr lächelt, meine Freunde? Ihr findet es komisch, daß ich den Groll aus der Knabenzeit so lange wahre? Nun — ihn selbst haben

mir die Jahre gleichgiltig gemacht, aber die Art hasse ich noch heute tödtlich, diese hochfahrenden, ausgemergelten, blutjungen Greise . . . Uebrigens war Baron Windhund eigentlich nur ein Nachahmer, der Sklave seines älteren Bruders Georg, des „Baron Bulldogg". Das war ein dick und kurz gerathener Landjunker mit struppigem schwarzem Haar und Bart, ein roher Mensch, der furchtbar viel trank, der Roué der Stadt, wo er stets den Winter zubrachte. Der Name wird Euch bekannt klingen, er ist derselbe Mann, der heute im Landtage die fromme Partei führt. Aber damals war er minder fromm und aus purer Langeweile, weil es sonst an ebenbürtiger Gesellschaft fehlte, weihte er den jüngeren Bruder in seine sauberen Mysterien ein, was natürlich den armen Windhund nur noch dünner, gelber und magerer machte. Aber Viele von uns blickten just darum bewundernd zu ihm empor. Er galt als ein Orakel des vornehmen Tons und hatte eine Art Hofstaat.

Ihm und seinem Hofstaat nun begegnete ich einmal, an einem schönen, sonnigen Wintertage, dem ersten der Weihnachtsferien, Vormittags auf dem Eise. Die Rede kam auf die „vornehme Welt". . . „War gestern ganz superber Abend," näselte der Windhund. „Waldeck, Hohensee, Bruder und ich. Veuve Cliquot in Strömen. Kleines blaues Zimmer im „Rothen Ochsen". Blitzmädel die Waldeck! Gehört leider jetzt noch Bruder. Muß mich also mit Hohensee begnügen. Nun — auch nicht übel. Habe übrigens Georgs feierliches Versprechen: wenn er selbst Rosa überdrüssig, miethet sie für mich. Hoffe, geschieht bald. Kenne ihn. Besucht sie zu häufig — jeden Abend . . ."

Aber weiter kam er nicht; blitzschnell lag er am Boden, ich über ihm: das Knie auf seiner Brust, die Faust an seiner Kehle. In mir war etwas Fürchterliches wach geworden und würde ich hundert Jahre alt, ich vergäße jene Sekunden nicht. Mir war's, während er sprach, als hätte Jemand das Herz aus meiner Brust gerissen und schnitte es in Stücke und würfe die Stücke in den Koth . . . Starr sah ich ihn an, dann legte sich ein rother Nebel um meine Augen. Und diese rothe Hülle blieb davor, während ich ihn niederriß und nach seinem Halse griff und ihn umkrallte. Ich hatte nur einen Gedanken: der Mensch, der das gesagt hat, muß sterben . . .

Vielleicht wär's damals um ihn geschehen und damit auch um mich, vielleicht wär' ich in jener Sekunde zum Mörder geworden. Denn er konnte sich nicht wehren und ich hätte nicht von ihm gelassen. Aber da warfen sich die Andern über uns und so wüthend ich um mich hieb, sie machten ihn frei. „Er ist wahnsinnig geworden," riefen sie, „bindet ihn!" — „Versucht es!" knirschte ich und sprang vor und ballte die Fäuste. Da nahmen sie den blutenden, halb bewußtlosen Menschen in die Mitte und zogen rasch ab. Sie haben mir später gestanden, daß sie sich sehr vor mir gefürchtet. Nicht etwa vor meinen Fäusten, aber vor meinem Blick. Es war, meinten sie, der helle Wahnsinn darin.

Vielleicht haben sie recht gesehen; ich bin in jenen Stunden wohl dem Wahnsinn nicht sehr fern gewesen. Ich habe nur dunkle Erinnerungen daran; wahrscheinlich bin ich ziellos in die Ebene hinaus gegangen, immer weiter, quer über die schneeigen Felder. Nicht Hunger noch Kälte empfand ich, nur ein Wühlen im Herzen, ein Würgen in der Kehle. Auch weiß ich gewiß, daß ich nicht geweint habe. Das hatte ich gekonnt, als ich kaum einen rechten Grund dazu hatte, damals waren

mir die Thränen eine bittere Lust gewesen. Nun wußte ich, daß ich unglücklich war und warum ich unglücklich war. Und ich war sehr unglücklich! Noch heute faßt es mich wie Mitleid, wenn ich an den armen Jungen denke, der da mit zermalmten Herzen und brennenden thränenlosen Augen durch die winterliche Oede dahinging, kaum seiner selbst bewußt, noch minder eines Trostes für den ungeheueren Schmerz, daß ihm sein tiefstes, liebstes Leben zerstückt war und im Kothe lag. Sehnlich, sehnlich wünschte ich mir den Tod und noch heute lächle ich nicht darüber, noch heute lächle ich nicht über diese dunkle Stunde meiner Jugend. Es war nicht etwa die Eifersucht allein, was sich jählings in mir aufreckte und Gift in mein Blut ergoß. Ich glaube, auch meine Sinnlichkeit war erst in jener Stunde in mir wach geworden und zähneknirschend fühlte ich ihre Macht. Denn jeder große und unverdiente Schmerz ruft dunkle und gemeine Triebe wach, besonders im jungen, hilflosen Herzen . . . Mich faßte wilde Wuth, daß ein Anderer genoß, was ich selbst in meinen heißesten Träumen zu begehren nicht gewagt, und zugleich ein wildes Weh, daß ich's jetzt selbst begehrte, erst recht begehrte, trotz alledem begehrte! . . . O wie glücklich sind doch deine Freunde, fuhr es mir durch's Hirn, dieselben zahmen Gesellen, die du wegen ihrer Cotillon-Liebschaften verspottet hast. Es waren doch mindestens brave Mädchen, an welche sie ohne Erröthen denken dürfen; es war kein Schmerz dabei und kein wilder Wunsch. Ach! was ist das für ein Elend, eine Unwürdige zu lieben! . . . . Jählings faßte mich ein grimmiger Haß gegen das Mädchen! Wie eine Heilige habe ich sie verehrt und nun ist sie so schlecht! Mir war's, als müßte ich vor sie hintreten und zürnend mein Herz von ihr zurückfordern und all die schönen Träume, mit welchen ich sie geschmückt. Aber ach! — ich hatte ja nicht das geringste Recht dazu, sie wußte ja nichts von mir und meiner Liebe! Und wenn sie es erführe, sie würde ja nur lachen, lachen und es dem Baron erzählen! . . . Und stöhnend warf ich mich nieder und drückte mein Antlitz in den Schnee. Und dann trieb es mich wieder auf und ich floh, floh vor mir selbst. Aber ich entfloh mir nicht und fühlte immer und immer den Abgrund, der sich in meinem Innern aufgethan und alle meine Freuden verschlungen und selbst jene leisen, süßen Schmerzen, an welchen ich bis dahin still und bewegt getragen . . . ."

Felix athmete tief auf und hielt inne. Er hatte das Letzte hastig und mit zitternder Stimme erzählt, fast als stünde er noch im Banne jener jähen leidvollen Stimmungen. Aber wir wunderten uns nicht darüber und fanden auch nichts an seinen Worten überschwänglich. Seine Geschichte und die Stille der Nacht und der liebe Mond weckten in Jedem von uns die Erinnerung an die liebste Todte unseres Herzens: an die eigene Jugendliebe. Und wie nun der Erzähler schwieg, begann unfern im Busch die Nachtigall zu schlagen, so leidenschaftlich, süß und mild, als wollte sie in Tönen dasselbe klagen, was er soeben in Worte gefaßt . . .

Nur Einer blieb kälter oder schien es doch so. Das war Georg. Er schüttelte den Kopf und fragte: „Aber, Geliebtester, dachtest du denn gar nicht daran, daß Herr Baron Windhund auch gelogen haben könnte?!"

„Nein!" erwiderte Felix, „das fiel mir nicht bei. Und nur deshalb schlug ich ihn nieder, weil ich's für wahr hielt und weil ihm die Wahrheit so wohl that, mir aber so entsetzlich weh. Was war auch Unglaubliches daran? Eine Schauspielerin! — ich hätte kein Kind unserer Stadt sein müssen, um derlei nicht höchst plausibel zu

finden. Und weiter ging ich und weiter . . . Aber der Hunger und die Kälte machten mich endlich mürbe, auch neigte der wüste Tag seinem Ende zu. Bang blickte ich aus, schon wollte mich meine Kraft verlassen, als ich endlich auf Häuser stieß. Es war ein Dorf, wohin ich gekommen, die zweite Station der südlichen Bahn, an die drei Meilen von hier. Da aß und trank ich und wärmte die Glieder. Die alte Wirthsfrau trug selber auf und ab, sah mich von der Seite an und schüttelte den Kopf. „Der sieht schlimm aus," hörte ich sie sagen, „so jung und schon so traurige Augen." Und fragte mich darauf: „Seid Ihr etwa krank?" Das brachte mir in Erinnerung, wie schwer sich wohl schon bisher die Mutter um mich geängstigt und wie tief ich sie kränken würde, wenn ich so verwüstet heimkehrte. „Du mußt weiter leben!" sagte ich zu mir, und — allen Ernstes! wie ein Held kam ich mir vor, als ich diesen Entschluß faßte. Aber wie den Schlag verwinden? Und wie ich so nach Trostgründen haschte, erst da fiel es mir bei, daß ich ja noch nicht wußte, ob Falkenberg wahr gesprochen. Ach! alles Blut schoß mir in's Gesicht vor heller Freude, wenn ich daran dachte, daß vielleicht alles Lüge, daß ich das Mädchen wieder würde so verehren dürfen wie bisher. „Ich will ihr Haus bewachen," sprach ich laut vor mich hin, „ich will sehen, ob er aus- und eingeht!" Dieser Entschluß blieb, aber die freudige Hoffnung ging rasch vorbei und bald war ich wieder just so verzweifelt, wie am Morgen.

Ich ging zum kleinen Bahnhof und wartete den Postzug ab und fuhr heim. Ich erinnere mich, daß in demselben Coupé zwei Handwerksbursche saßen und wie Einer dem Andern klagte, die Margreth habe sich nun auch mit den Soldaten eingelassen und das schmerze ihn recht im Herzen, besser sie wäre todt . . . Ich nickte still dazu und lehnte das Haupt an die Holzwand und schloß die Augen. Aber ich wurde die Worte nicht los und als ich auf das Rollen der Räder horchte, fuhr ich erschreckt auf. Denn dumpf und dröhnend und im Takte schienen sie mir immer und immer zu wiederholen: „Besser, sie wäre todt! Besser, sie wäre todt!"

In der Dämmerung schlich ich wieder die wohlbekannte Straße entlang, am Theater vorbei. Die Thüren verschlossen, die Fenster noch dunkel; nur die Zettel hingen aus. Ich weiß noch, was an dem Abend gegeben wurde, Ifflands „Mündel" und daß ihr Name nicht dabei war. Aber daneben hing die Anzeige für den nächsten Tag, einen Sonntag, und da las ich: „Bertha . . . Fräulein Waldeck". Es war die Anzeige des „Fiesko".

Ich ging heim. Die Mutter kam mir besorgt entgegen und es traf sich gut, daß schon tiefste Dämmerung war; so konnte sie nicht erkennen, wie ich blaß und verstört aussah. Ich murmelte etwas von einem unerwarteten Ausflug und wie ich sehr müde und sah zu, daß ich in meine Kammer kam. Da holte ich meinen Schiller vom Brett, warf mich auf mein Lager und blätterte nach dem „Fiesko". Aber ich kam nicht über das Personen-Verzeichniß. Da stand: „Bertha, Verrinas Tochter. Unschuldiges Mädchen." — „Hahaha!" lachte ich laut auf, aber das höhnische Lachen zerriß mir das eigene Herz. Mich faßte unsägliches Mitleid mit mir selbst. Und dabei kamen mir wieder die Thränen und ich weinte mich gehörig aus und schlief unter Thränen ein . . .

. . . Ich weiß nicht, warum ich jählings erwachte. Ich athmete schwer; es war sehr heiß in der Stube, der Ofen glühte. Meine Mutter mußte da wohl in-

zwischen gewaltet haben; auch die Lampe war gelöscht, das Buch an seinem Platze. Seltsam hell war es in der Stube: das silberne Licht des Mondes rang mit dem rothen Schein der Flamme. Ich richtete mich jäh auf und griff nach meiner Uhr, aber sie tickte nicht; ich hatte sie in der unerhörten Aufregung des Tages aufzuziehen vergessen. Ich hatte das Gefühl, als müßte es gegen Morgen sein, aber als die Uhr von St. Agathen zu schlagen begann — dieselben tiefen mächtigen Töne, welche auch heute zu uns herüberklingen — da waren es fünfzehn Schläge: die elfte Stunde. Ich trat an's Fenster und blickte in die helle Winternacht hinaus und wieder überkam mich das Bewußtsein meines Elends. Plötzlich wurde ich flammend roth und zuckte zusammen: jetzt, jetzt ist wohl Georg Falkenberg bei ihr. Und ich will Gewißheit haben . . . Und wenn es so ist, wie mich mein blutendes Herz ahnen läßt, wenn er hinaustritt und ich ihm gegenüberstehe . . . Meine Faust ballte sich, meine Pulse begannen zu rasen; rasch fuhr ich in die Kleider, griff nach meiner einzigen Waffe, dem schweren Ziegenhainer und schlich hinaus, an der Stube der Mutter vorbei. Ich hörte in der tiefen Stille der Nacht die ruhigen Athemzüge der greisen Frau und das wilde Klopfen des eigenen Herzens. Und dieses Klopfen und das Knirschen meines Schrittes im harten Schnee war auch das einzige Tönen in meinem Ohr, als ich so durch die Gassen schritt, dem bunten Häuschen zu. Denn im Winter ist die Nacht stumm, da schweigen jene rastlosen, flüsternden Stimmen, mit denen sie sonst leise und räthselhaft zu uns spricht. Darum fühlt man sich in der Winternacht am Einsamsten und weh dem Armen, der da nichts zur Gesellschaft hat, als die eigene Pein . . .

Ich fühlte, fühlte deutlich, was das für eine schwere Stunde sei. Aber so groß war der schöne, unheimliche Zauber dieser todtstillen monderhellten Winternacht, daß er sich gewaltsam Macht über mich errang und mich zwang, auf ihn zu achten. Nur zwei Farben, so weit das Auge reichte: das Weiß der Erde und das Blau des Himmels und beide vereint und verschmolzen durch das matte Schimmern des Lichtnetzes, welches sich über sie spann. Nie ist der Mond so gewaltig, als in der Winternacht; da ist er Herr über Allem und Alles scheint von ihm auszugehen, nicht blos das Licht, sondern auch die Kälte. So liegt die arme Welt starr und gefesselt in lichter Kälte und kaltem Licht. Bang spähte ich aus nach den Spuren des Lebens, den wenigen erhellten Fenstern, die wie Gold strahlten inmitten dieser ungeheueren silbernen Oede . . .

Endlich stand ich in der Gartengasse und schritt den schmalen Steg empor durch den tiefen Schnee, immer zögernder, je näher ich dem bunten Häuschen kam. Noch eine Biegung und es lag vor mir: auch da oben war so ein matter Goldschimmer, zwei Fenster des Stockwerks waren erleuchtet. Sie wohnte Wand an Wand mit der Hohensee — welches der Mädchen war noch wach? Ich schlich näher; es waren die Fenster in der Ecke, ihre Fenster. Hell erleuchtet waren sie, nur ein dünner Vorhang davor — auf dem zeichnete sich ein Schatten, der Schatten einer weiblichen Gestalt. Bald erhob sie die Hände, bald ließ sie sie sinken, bald trat sie vor, bald zurück. Ganz deutlich konnte ich das sehen und starrte unverwandt empor und athmete tief und schwer. Mir war's, als müßte ich auf die Knie sinken und ihr meinen schnöden Verdacht abbitten. . . . Sie war allein und studirte eine Rolle . . .

Aber wie ich so stand und verzückt emporblickte, fuhr ich plötzlich zusammen.

Ich hatte Schritte gehört, schwere Schritte, noch fern, aber sie kamen näher. Langsam trat ich in den dunklen Schatten der Gartenwand gegenüber und umfaßte krampfhaft meinen Stock. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß da der Baron komme, und schwankte keinen Augenblick, daß ich ihn niederschlagen müsse. . .

Aber er war es nicht — zu meinem Glück. Es war ein Mensch ganz anderer Artung, der da herankam, schweren Schritt's, tief seufzend und zwischen durch zum Monde emporblickend. Ein kleines Männlein war's, einen mächtigen Filzhut tief und schief in's Gesicht gedrückt, und den schmächtigen Leib dicht in ein sonderbares Radmäntelchen gewickelt. An dieser Bekleidung erkannte ich ihn, noch ehe ich sein Gesicht sah. So poetisch trug sich nur ein Mensch in unserer Stadt: Johann Nepomuck Hinterhuber.

Er ahnte meine Nähe nicht und stellte sich dicht vor das Stacket hin und that, wie ich gethan. Verzückt blickte er zu den erhellten Fenstern empor und seufzte. Nur daß er noch überdies die Arme zum Himmel emporhob und abgebrochene Worte stammelte. In mir stieg, während ich ihm so zusah, eine ungeheure Lustigkeit auf. Und weil ich fieberhaft überreizt war, so konnte ich, wie jede andere, so auch diese Empfindung nicht beherrschen. Jählings lachte ich auf, sprang vor und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Was dichten Sie da, Herr Hinterhuber?!"

„Jesus!" Das Männchen knickte fast zusammen. „Was . . . oh! Sie sind es, ich glaubte schon — es wäre der — es wäre ein Anderer!" Er athmete schwer. Dann aber sammelte er sich ein wenig. Wie kam ich, der schüchterne junge Mensch zu solcher Vertraulichkeit gegen ihn, das lumen urbis? Und darum sagte er jetzt mit herablassendem Wohlwollen: „Uebrigens haha! was haben wir noch in so später Nacht auf der Straße zu thun? Und wenn ich's dem Herrn Ordinarius steckte, haha! dem Professor Müller?"

Aber mein Herr Ordinarius war mir in diesem Augenblicke grenzenlos gleichgiltig. Mich interessirte etwas ganz Anderes an den Worten des Poeten. „Sie haben Jemand Anderen hier vermuthet?" — meine Hand legte sich fest um seinen Arm — „wen? sprechen Sie, wen?"

Er blickte mich erstaunt an und suchte seinen Arm frei zu machen. „Sie haben, haha!" lächelte er verlegen, „heute Abend, haha! eine sonderbare Manier!" Dann aber faßte er mich schärfer in's Auge und seine Züge wandelten sich, es zuckte darin sonderbar, wie von Rührung und Mitleid. Und plötzlich faßte er meine Hand und fragte mit weicher, zitternder Stimme: „O mein armer Junge — liebst Du sie auch?"

„Wen?" stammelte ich.

„Verstellen Sie sich nicht. Es hat Sie hierhergetrieben, just wie mich. Und" — wieder jenes Zucken im Antlitz — „und es ist uns Beiden in unserem Jammer ein Trost, karg und erbärmlich, und doch ein Trost, daß wir hier zusehen, wie sie studirt." Und dumpf und leise fügte er hinzu: „Wir haben wohl Beide — Schlimmeres erwartet."

Das Wort traf mich hart, so furchtbar hart, daß ich taumelte. Das war mir wieder ein rechter Stoß in's Herz. Aber ich bezwang mich. „Sie irren!" begann ich. Heiser und gedämpft klang meine Stimme, aber ich konnte fortfahren: „Ich bin in der That ganz zufällig hier vorbeigekommen. Sie hörten nur meinen Schritt nicht, weil Sie so versunken waren!"

„So?! Wohl möglich! Es freut mich, wenn Sie die Wahrheit reden. Denn es wäre nicht gut, wenn Sie hier ständen, wie ich. Das ist keine Liebe für ein junges, reines Herz — es kann darüber brechen oder schlecht werden. Für mich“ — er stockte und wandte sich ab. Dann fuhr er leise fort, mühsam, mit erstickter Stimme: „Für mich ist's auch nicht gut, aber um mich ist kein Schade. Was liegt daran, auf welche Art ich zu Grunde gehe?!“

„Sprechen Sie nicht so!“ bat ich erschüttert. Und dann überkam mich ein grenzenloses Erstaunen, daß dieser eitle, selbstgefällige komische Mensch so sprechen konnte. „Man ist an Ihnen derlei nicht gewohnt. . .“

„So viel Vernunft und Selbsterkenntniß?“ fragte er bitter. „Leider Gott! — Sie haben Recht. Ich log Anderen vor, daß mein Leben und Schaffen etwas taugt und log es mir selbst vor, weil mir die Wahrheit so weh that. Bei den Andern glückte es mir nicht, aber bei mir gelang's und so ward ich, was ich bin, ein eitler Narr, den alle Welt verspottet. Auch sie thut's. Und es thut mir sehr weh. . . Aber — ich halte Sie auf. Sie werden heimgehen wollen? Auch ich habe da nichts weiter zu suchen. Kommen Sie!“

Aber er ging doch nicht und starrte wieder zu dem erhellten Fenster empor. Der Schatten bewegte sich nicht mehr und eine Minute darauf erlosch das Licht.

Der kleine Mensch schüttelte betrübt das Haupt, athmete tief auf und schritt den Steg hinab. Ich schweigend hinter ihm her. Ich kann nicht beschreiben, wie seltsam mir zu Muthe war.

Plötzlich blieb er stehen und fragte: „Haben Sie die Waldeck je gesprochen?“

„Nein!“

„Haben sie aber auf der Bühne gesehen?“

„Ja!“

„Wissen Sie, daß dieses junge Mädchen das größte Talent ist, welches je über die erbärmlichen Bretter da unten gegangen ist? Zu uns kommen nur jugendliche Anfänger oder alternde Aufhörer. Dieses Geschöpf ist einzig in seiner Begabung und — geht erbärmlich zu Grunde!“

„Geht zu Grunde?“

„Erbärmlich, daß es ein Jammer ist! Sie war einst rein und stolz, nur eben ein wildes, tolles Blut. Da fand sich ein Schurke, der das nützte — es wäre ein Wunder gewesen, wenn sich Keiner gefunden hätte — sie ist so schön und es giebt so viele Schurken auf Erden. So gerieth sie in die Sünde — wußte kaum selbst, wie — gerieth in das kleine, schmutzige Theaterelend — wußte kaum selbst, warum —“

„Aber das Theater wäre doch die richtige Stätte —?“

„Das hiesige? Die Regie der dicken Susanne, dieses Publikum und meine Kritiken?! . . . Die arme Rosa ahnt ihr Talent nicht und ist nur deshalb dabei, weil sie über dem bunten Treiben zuweilen vergißt, wie elend sie ist. . . Und sie ist sehr elend! Ihre tolle Lustigkeit ist eine Maske, sie verachtet sich unsäglich und quält sich unsäglich. . . Und um sich zu betäuben, trinkt sie Champagner und läßt sich von schlechten Lippen küssen. Es ist ein Jammer. . .“

„Mann!“ rief ich und trat ihn hart an und schüttelte ihn. „Warum sehen Sie diesem Jammer ruhig zu?“

„Was — was sollte ich?“

„Was Sie sollen? Dem armen Geschöpf die Augen öffnen, ihm sagen: Habe Achtung vor Deinem Talent, habe Achtung vor dem Gott in Deiner Brust, flehe zu ihm, opfere ihm und er wird Dich erretten. . . Vergiß, was war, entreiße Dich dem, was ist, — dulde, kämpfe, ringe Dich empor! . . ."

Meine Stimme brach sich vor innerster Erregung; mein Herz war übervoll, aber ich konnte nicht reden.

Der kleine Mensch sah mich zerknirscht an. Er hatte sich geduldig von mir schütteln lassen; es fiel ihm in seiner tiefen Betrübniß nicht ein, sich über mein stürmisches Wesen zu wundern. „Sie haben Recht!" seufzte er. „Aber ich glaube nicht, daß es nützen würde. Und von meinen Lippen schon gar nicht! Sie lacht ja schon, wenn sie mich von Ferne sieht. Und damit sie mich dulde, stelle ich armer Narr mich noch närrischer, als ich ohnehin bin. . . Ach! warum bin ich kein Mann, den sie achten, den sie lieben könnte! Es schmerzt mich — o wie es mich schmerzt! — mehr um ihret-, als um meinetwillen. . ."

Er hielt mir die Hand zum Abschied hin, mit abgewandtem Antlitz. „Gute Nacht!" murmelte er, „gute Nacht!"

Ich blickte ihm nach, wie er so wankenden Schritt's dahin ging. Der Nachtwind zerrte an seinem Mäntelchen und peitschte es hin und her. Aber er wehrte ihm nicht und schlich dahin, das Haupt tief gesenkt, langsam, sehr langsam. . .

Ich stand regungslos und starrte vor mich hin, auch nachdem ihn längst der weiße schimmernde Nebel verschlungen hatte. In meiner Brust vollzog sich eine ungeheure Wandlung, wohl eine Läuterung. Alle Eifersucht starb in mir und jeglicher wilde Trieb, und nur ein liebevolles Mitleid blieb in mir lebendig, ein großes, großes Mitleid. . . „Wohlan!" hörte ich mich laut sagen, „wenn er nicht Mann's genug ist, ihre Rettung zu wagen, so will ich's versuchen."

Ruhiger ging ich heim. Nach all den Stürmen hatte ich ein festes Ziel gefunden. Stolz und schön leuchtete es mir entgegen und ich zweifelte keinen Augenblick, daß ich es erreichen könne und müsse. Wenn noch eine Unruhe in mir war, so kam sie aus dem Ringen und Spähen nach dem rechten Wege, der dazu emporführte. Aber auch darüber sann ich klar und geordnet nach, — das heißt: so weit man das von einem Achtzehnjährigen sagen darf, über den die erste Liebe gekommen ist, wie ein Gewitter im Frühling. . .

Als ich in meine Kammer trat, und den Ziegenhainer aus der Hand legte, hätte ich mich verachten mögen um der häßlichen Gedanken willen, mit denen ich vor zwei Stunden darnach gegriffen. Still saß ich und starrte in die Lampe und sann und sann. Anfangs malte ich mir aus, wie ich selbst vor sie hintreten und was ich ihr sagen wolle. Aber davon kam ich ab, aus triftigen Gründen. Hätte es sich darum gehandelt, sich für sie in ein brennendes Haus zu stürzen oder kopfüber in einen reißenden Strom — ich glaube fest, ich hätte keinen Augenblick gezögert. Aber vor ihr, zu ihr zu sprechen — zu ihr! — so weit reichte mein Muth nicht. „Ich werde mich im Teppich verwickeln," dachte ich schaudernd, „und stolpern, oder ich werde Unsinn stottern . . . und es hängt doch ihre Rettung davon ab! Und dann — ein achtzehnjähriger Gymnasiast! — das muß ja den Eindruck meiner Worte abschwächen, selbst wenn ich sie geordnet vorbringe!"

So beschloß ich denn zu schreiben, anonym; letzteres mit Widerstreben, einer

richtigen Erwägung folgend. Und sogleich führte ich den Entschluß aus. Ohne viel nachzusinnen, so rasch als nur eben die zitternde Hand die Feder führen konnte, schrieb ich Seite um Seite, Bogen um Bogen. Meine Wangen glühten, das Herz zersprengte mir fast die Brust, eine ungestüme Begeisterung war über mich gekommen, unaufhaltsam quollen mir die Worte und Gedanken. . . Es muß ein sonderbares Schriftstück gewesen sein, von wilder Schwärmerei durchglüht und nach Wahrheit stammelnd, bescheiden und kühn, demüthig und drohend, flehend und beschwörend — das Grellste kam mir in die Feder und das Reinste und Erhabenste — halb war's das kindische, zitternde, verschämte Bekenntniß einer wilden, jungen Liebe, die nichts hoffte, die nichts für sich erbat als Vergebung oder gar nur Vergessen, daß sie es einmal gewagt, sich in Worten auszuströmen, — halb war's die harte, erbarmungslose Mahnung an ein geliebtes Herz, sich zu erheben und zu ermannen, ein grausamer Spiegel der nackten, traurigen, schmachvollen Gegenwart, ein berauschender, siegfreudiger Dithyrambus der Zukunft. . . Es muß ein sonderbares Schriftstück gewesen sein, wiederhole ich, — es ist dies auch aus dem Erfolg zu schließen, und viel gäbe ich d'rum, könnte ich dies Document meiner Herzensgeschichte noch einmal im Leben lesen, dieses formlose Gedicht, welches mein innerstes, tiefstes Leben spiegelte wie kaum ein späteres. Denn als mein erstes Gedicht muß ich wohl jenen Brief bezeichnen, mindestens war mir dabei zum ersten Male so zu Muthe, wie später in jenen spärlichen Stimmungen, wo sich mein Bestes dem Herzen entrang. . . Mein Name war wirklich das Einzige, was ich hehlte, sonst schrieb ich Alles hin, Alles: wie ich früher war und wie mich die Liebe gewandelt und was mein Herz in den letzten vierundzwanzig Stunden durchgelitten. Aber mehr noch von ihr: was sie war und was sie werden sollte, konnte, mußte. . . Rastlos schrieb ich weiter, die Dämmerung brach an und traf mich bei der Lampe, endlich schien mir das graue, kalte Licht des jungen Tages auf's Papier. Erst nachdem ich sechs Bogen vollgeschrieben, brach ich ab, nicht aus Ermüdung oder weil mir der Stoff versiegte, sondern aus Furcht, das Mädchen möchte einen noch längeren Brief gar nicht — zu lesen beginnen. . .

Meine Mutter trat ein und war erstaunt, mich wach zu finden. Sie erschrak sehr, als sie mein Antlitz sah . . . „Es ist nichts!“ stammelte ich, „eine wichtige Schularbeit — ich habe mich etwas zu sehr angestrengt.“ Aber dabei wurde ich glühend roth, denn meiner Mutter gegenüber wahr ich wahrhaftig das Lügen nicht gewohnt. Dann las ich den Brief noch einmal durch und hätte ihn am Liebsten gleich zerrissen! Er kam mir so schaal vor, so leer, so ohne jegliche überzeugende Kraft! Wie glühend hatte ich Alles empfunden und wie kalt und blaß und seicht dünkten mich die Worte, in die ich es gepreßt. Damals schnitt mir zum ersten Male das Weh durch die Brust, daß mir für mein Empfinden nicht der volle Ausdruck gegönnt. Dieses Weh ist mir ein treuer Begleiter durch's Leben gewesen, wie so vielen Dichtern. Nur die Höchsten und — die Kleinsten sind vor solcher Erkenntniß bewahrt . . .

Schwer entschloß ich mich, das Schreiben abzusenden und schloß zögernd das Couvert. Aber rasch riß ich es wieder auf; mich hatte jählings ein Bangen erfaßt. „Da gibst du,“ sagt' ich mir, „dein tiefstes Leben in eine fremde Hand, da rufst du dein heißestes Wort in die Welt hinaus und sollst nicht einmal einen Widerhall davon hören!“ Aber in welcher Form eine Antwort erbitten? Da fuhr mir die heutige

Vorstellung des „Fiesco“ durch den Sinn und damit ein Gedanke, so kindisch und so abenteuerlich, wie er nur eben einem Menschen in meinen Jahren kommen konnte. Ich griff zu einem neuen Blatte und schrieb:

„Noch ein Wort, noch eine Bitte! . . . Ich bin nicht so vermessen, ein Stelldichein von Ihnen zu begehren, ich habe sogar nicht den Muth, eine Antwortzeile von Ihnen zu erbitten. Aber ich liebe Sie so unermeßlich und mein Herz fühlt sich so ganz mit Ihren Geschicken verknüpft, daß mein eignes Glück, mein Leben davon abhängt, zu erfahren, wie Sie diesen Brief aufgenommen. Wenn Sie mir nicht zürnen, wenn Sie entschlossen sind, meine Mahnung zu beherzigen, dann — dann betonen Sie das erste „Und“ Ihrer heutigen Rolle und machen Sie dahinter eine kleine Pause. Wenn nicht, so sprechen Sie es womöglich gar nicht aus und dann bin ich Ihnen nichts gewesen, als ein vermessener Thor und möge sich Gott meines armen Herzens erbarmen.“

So etwa lautete dies sonderbare Postscriptum. Dann schloß ich das Schreiben und stürmte den Berg empor zum bunten Häuschen. Die „alte Morgenröthe“ hatte eine noch ältere Dienerin, die klingelte ich heraus und händigte ihr den Brief ein und einen Sechser. „Von wem?“ fragte sie. Aber ich ergriff schleunigst die Flucht und rannte zum „Rothen Ochsen“ in's Theater. Ich harrte bis sich der Schalter aufthat und die Nase der Schwester der Semiramis röthlich durch die Dämmerung des einsamen Kassengangs strahlte. Sie hielt mir eine Galerie-Karte entgegen, aber ich mit zitternder Stimme: „Einen Sperrsitz im ersten Rang.“ Das kostete zwei Gulden, sage zwei Gulden, mein allerletztes Geld. Aber heute mußte ich ja in nächster Nähe der Bühne sein. Wie einen Schatz barg ich das Billet an meinem Busen und rannte davon.

Ich weiß nicht mehr, wohin. Ich entsinne mich nicht, wie ich den Tag todtschlug. Es war aber sicherlich der allerlängste Tag meines Lebens und was vollends die Stunde von Sechs bis Sieben betrifft, so bestand sie aus sechzig geschlagenen Ewigkeiten. Ich war der Erste im Theater, dann füllten sich die Galerien und endlich kamen auch meine Sitznachbarn, die Honoratioren, und maßen den ärmlichen Eindringling mit ganz eigenthümlichen Blicken. Aber das kümmerte mich nicht, regungslos saß ich da und starrte auf den Vorhang und mein Herz schlug so stark, daß ich jeden Augenblick befürchtete ohnmächtig zu werden.

Endlich begann das Orchester, und es ist kaum zu sagen, was ich Alles aus diesem ewig langen Musikstück heraushörte. Jedes einzelne Instrument sprach direct zu mir und gab ganz vernehmlich sein Urtheil über mich ab. Das Piccolo war ein besonders boshaftes Ding, das piepste unaufhörlich: „Du Narr, du Narr, du Narr!“ . . .

Der Vorhang hob sich. Leonore-Hohensee wimmerte vor ihren Dienerinnen, daß sie „im Angesichte des ganzen Adels von Genua“ beleidigt sei, die Directorin hing als „göttliche Julia“ dem armen Fiesco ihr Bild um, der Mohr schnitt seine Grimassen und brüllte fürchterlich — schattenhaft glitt Alles an mir vorbei. Aber nun sank der Zwischenvorhang zur Verwandlung und hob sich wieder. Und da war sie . . .

Todtenblaß, die blauen Augen fieberhaft glänzend lag sie auf einem Ruhebett und das braune Haar fluthete über den entblößten Nacken und das graue Gewand.

Sie athmete schwer und richtete sich langsam empor — „Himmel, da ist er!“ es klang wie ein Nothschrei aus tiefster Seele. Verrina trat ein.

Nun folgten die kurzen, hastigen Zwischenreden und das Geständniß. „Gewalt!“ markerschütternd hallte ihr Ruf durch die Todtenstille.

Und nun — nun kam der entscheidende Moment für mich. „Noch einen Athemzug, Tochter!“ spricht Verrina, „den letzten! . . „Wer?“ Und sie: „Weh mir, nicht diesen todtenfarbenen Zorn!“ Sie sank in die Knie und blickte angstvoll empor: „Helfe mir Gott, er stammelt und —“ die Stimme schien ihr zu versagen, sie stockte und hauchte dann fast unverständlich: „und zittert!“

. . . Ich habe alle meine Stimmungen zu schildern versucht, aber wie mir nun zu Muthe ward, sagt kein Wort. Mir war's, als müßte mich mein Glück tödten . . . Hinaus! hinaus in's Freie, meinen Jubel auszustürmen! . . . „Mir scheint, der junge Mensch ist verrückt!“ raunte die dicke Frau neben mir angstvoll ihrer Tochter zu. Mit Mühe zwang ich mich, bis zum Actschluß zu bleiben. Dann rannte ich hinaus, die Treppe hinab und in der Gasse vor dem „Rothen Ochsen“ auf und ab, wirklich wie ein Wahnsinniger. Ach! so glücklich bin ich all meine Tage nicht wieder gewesen!

Ich mochte nicht wieder hinaufgehen, ich fürchtete, meinen Jubel vor den Leuten nicht hehlen zu können.

Aber während ich es so närrisch trieb, wer kam mir plötzlich in den Wurf? Wer stürzte, ganz wie eben ich, aus dem Thorweg hervor, gleichfalls gar seltsamlich gesticulirend, daß das Radmäntelchen im Kreise flog?! Ja er war's, es war Johann Nepomuck Hinterhuber.

Aber ganz anders wie heute Nacht. Vor Stolz und Freude glänzte sein Antlitz, zu seiner ganzen Höhe war er aufgerichtet, was freilich nicht viel sagen wollte, und wie im Triumphe schwenkte er etwas Weißes in der Rechten, bald hob er es hoch empor, bald drückte er es an die Lippen.

„Ach!“ machte er verlegen, als ich auf ihn zutrat. „Hm! heute Nacht, haha! — ich war in einer sonderbaren Stimmung!“ Aber dann brach die Freude stürmisch durch: „Von ihr! eine Zeile von ihrer eignen Hand!“ Und er schwenkte den Papierstreifen hin und her. „O! ich bin so selig! Hören Sie nur. Soeben war's. Ich kam im Zwischenact auf die Bühne, nähere mich ihr schüchtern, bemerke, wie ihre Augen feucht glänzen und sage darum: „Göttin meines Herzens,“ sage ich, „sind heute Perlen Ihren Augen entströmt?“ Und darauf erwarte ich eine Grobheit, wie gewöhnlich. Aber sie: „Herr Hinterhuber, ich habe eine Bitte an Sie!“ — „An mich?“ stammle ich freudig. „Sie erheben mich in's Elysium.“ — Und sie: „Nehmen Sie diese Annonce in Ihre nächste Nummer auf. Hier ist ein Thaler Gebühr. Recht große Lettern.“ — „O!“ rufe ich, „Lettern, wie ein Haus, aber was den Thaler betrifft . . .“ — „So werden Sie ihn behalten!“ und nickt freundlich und geht. O! so gütig war sie noch nie gegen mich!“

„Aber was steht auf dem Zettel?“

„Sonderbare Worte. Hören Sie! „Und —“ so die Ueberschrift. Dann Folgendes: „Herzlichen Dank für Ihr Schreiben, so weit es mich betrifft. Sofern es von Ihnen handelt, findet sich die Antwort für Sie im „Fiesco“! Ich muß befürchten, daß Ihr Herz, so rein und edel es auch ist, doch nicht selbst auf diese

Antwort kommt. Darum habe ich mich entschlossen, es Ihnen selbst zu sagen. Ich will nicht schuldig sein an Ihrem Elend. Besuchen Sie mich also so bald wie möglich und wann Sie wollen." — So — das ist der Text. Kein Wort weiter, keine Unterschrift. Sie lädt da Jemanden ein, aber offenbar nur, um ihm gehörig den Kopf zu waschen. He, meinen Sie nicht auch? . . . Aber was ist Ihnen? Sie taumeln ja?"

In der That, ich taumelte wirklich. Freilich war's mir im Gegentheil, als stünde ich still und als tanzte und knixte vielmehr Hinterhuber und der „Rothe Ochse" und die ganze Gasse um mich her.

„Nichts!" stammelte ich. Dann griff ich an den Hut und eilte davon — in meine Stube. Dort riß ich den Band vom Bücherbrett und begann im „Fiesco" nach der Antwort zu suchen. Ich darf wohl sagen, daß noch nie ein Mensch mit solcher Spannung dies classische Stück gelesen hat. Schwerlich auch unter solchem Herzklopfen. Die Buchstaben tanzten mir vor den Augen. Ich suchte und suchte und fand nichts, was mir passend dünkte. Zehnmal schlug ich das Buch zu und öffnete es immer wieder.

Endlich sprang ich auf — ich konnte diese unsägliche Spannung nicht länger ertragen. Fest preßte ich die Hände auf's Herz, als könnte ich es so niederhalten. Ach! wie es in mir gährte. . .

Es schlug elf Uhr. „Besuchen Sie mich baldmöglichst wann Sie wollen." So hatte sie geschrieben. Um diese Stunde war sie wohl schon heimgekehrt und schlief noch nicht. Ich konnte mein Herz nicht länger bezähmen, ich ging.

Ich ging zu ihr, ich ging zu der merkwürdigen Unterredung, welche nur fünf Minuten dauerte und meinem Leben seine Richtung gab. Und — was ich freilich erst seit wenigen Stunden weiß — nicht blos meinem Leben!

Wankenden Schritts ging ich, aber ohne zu zaudern. Ich stand vor dem Hause. Ihr Fenster war erleuchtet. Ich übersprang das Stacket und schritt die Freitreppe empor. Wieder wirbelte Alles um mich her und ich mußte mich an das Geländer halten.

Als ich an dem erhellten Fenster vorbeiging, preßte ich die Augen zu. Ich wollte sie nicht belauschen. Auch fürchtete ich, ihr Anblick werde mir den Muth rauben. . .

Ich klopfte, sehr leise, viel leiser, als mein Herz klopfte.

Keine Antwort. Ich klopfte stärker.

„Wer ist's?" Sie fragte gepreßt, mit einer Stimme, die mir von Thränen erstickt schien.

„Der Schreiber des Briefes." Ich mußte es dreimal sagen, ehe sie es verstand, so undeutlich sprach ich in meiner furchtbaren Erregung.

Sie fragte nicht, welchen Briefes? . . Ich hörte, wie sie auf die Thüre zuschritt. Dann aber hielt sie an und fragte mit harter Stimme: „Wie kommt's, daß Sie plötzlich so muthig geworden sind? Gestern wagten Sie nicht, daran zu denken und heute kommen Sie zu solcher Stunde!"

„Hinterhuber," stammelte ich. „Ein Zufall . . Ihre Annonce."

Sie schob den Riegel zurück. „Warten Sie!" Ich harrte. Ich hörte sie rasch gehen und kommen.

„Nun treten Sie ein." Ich gehorchte. Mir flimmerte vor den Augen, hart an der Thüre blieb ich stehen.

Das Bild steht klar vor mir. Das Zimmer war klein, die Einrichtung von einer Art schäbiger Eleganz, auf dem Tische lagen die Bogen meines Briefes verstreut. Die Lampe gab nur mäßiges Licht. Die Thüre zum Schlafzimmer stand offen, dort sah ich einen Toilettentisch mit Spiegel und Schminktopf und ein aufgeschlagenes Bette. Mir gegenüber, neben dem Tische, stand die junge Schauspielerin. Sie hatte offenbar eben erst hastig ein Oberkleid übergeworfen, das Haar fiel gelöst über die Schultern. Sie war sehr blaß, die Augen von Weinen geröthet. Sie blickte mich sonderbar an, weder freundlich, noch zürnend, sondern starr, ganz starr.

So verstrich eine peinliche Weile. „Also so sehen Sie aus!" Sie sagte es ohne irgend einen Ausdruck der Züge. „Wie alt sind Sie?"

„Achtzehn!"

„Volle achtzehn Jahre?"

Ich wurde blutroth. „In zwei Monaten. . ."

„Sie sind Gymnasiast?"

„Ja!"

„Und wie kommen Sie dazu, mir zu schreiben?" Sie sprach immer leidenschaftlicher. „Was berechtigt Sie, sich in mein Leben zu drängen? Was berechtigt Sie, mir so das tiefste Herz aufzuwühlen? Warum denken Sie überhaupt an mich — es ist ja Ihr eigenes Verderben!"

„Weil — —" Aber ich konnte keine Silbe über die Lippen bringen, ich armer, gequälter, bis zum Wahnsinn verliebter Junge. Die Thränen stürzten mir aus den Augen und unwillkürlich beugte ich das Knie und lag zu ihren Füßen und bedeckte ihre Hand mit Thränen und Küssen. . .

Sie entriß sie mir heftig und trat zurück. Ihre Augen flammten und wie beschwörend erhob sie die Arme. „Um Gott! — stehen Sie auf — augenblicklich! Wissen Sie nicht, wer ich bin?! . . . Sie wissen es ja . . Besudeln Sie sich nicht durch diese Liebe. . ."

Ich erhob mich, ich wollte reden. . .

„Sprechen Sie nicht! . . . Ich habe Ihnen geschrieben, daß die Antwort auf das Geständniß Ihrer Liebe im „Fiesco" steht. Haben Sie die Stelle gefunden?"

„Nein!"

„Oh! Sie kennen Ihren Schiller schlecht." Und knirschend, daß die weißen, spitzen Zähne sichtbar wurden, rief sie. „Es steht doch groß und breit gedruckt, das Wort des Verrina: „Junger Mensch, haben Sie Lust, Ihr Herz in eine Pfütze zu werfen!"

„Haben Sie Erbarmen!" stammelte ich. „Ich kann Sie so nicht reden hören. . ."

„Erbarmen? Mit wem? Mit mir? . . Ich — verdiene kein Erbarmen! . . . Mit Ihnen? Sie kindischer Thor! Ich übe in diesem Augenblick Barmherzigkeit gegen Sie und mehr, als Sie ahnen, und" — fügte sie dumpf hinzu — „es fällt mir schwerer, als Sie ahnen! Aber ich kneble meinen Stolz, ich zertrete meine Eitelkeit — aus Erbarmen mit Ihnen und Allem, wovon Sie mir geschrieben: Ihrem Herzen, Ihrer Mutter, Ihrer Zukunft. . ."

Sie stockte. Dann trat sie mir näher.

„Uebrigens — es ist im Grunde kein Erbarmen, nur Pflichtgefühl. Ich liege

zerschmettert in der Tiefe eines Abgrundes und sehe zu, wie Sie sich oben über den Rand beugen und zu mir herabstürzen wollen. Soll ich da ruhig bleiben und warten bis es geschehen und mich dann trösten: ich habe ihm nicht gewinkt! . . . Nein! ich bitte, ich rufe, ich beschwöre: Halten Sie ein! . . . Und darum werden Sie dies Zimmer nicht eher verlassen, als bis Sie mir ihr Ehrenwort gegeben, mich zu vergessen, meiner nicht mehr zu gedenken. Aber nein! — das wäre thöricht, über seine Gedanken vermag man wenig. Ich fühle das . . . Aber Sie werden nie wieder in's Theater kommen, wenn ich spiele, Sie werden es vermeiden, mir zu begegnen, Sie werden doppelt angestrengt Ihre Pflicht thun — das können Sie mir versprechen, darauf geben Sie mir Ihre Hand!"

„Ich kann nicht!" erwiderte ich fest entschlossen, so sehr auch meine Stimme bebte.

„Du Thor!" rief sie und trat so dicht an mich heran, daß mich ihr heißer Athem streifte. „Warnt Dich mein Beispiel nicht? Auch ich war einst rein und gut und schwärmerisch, just so wie Du, und bin daran, nur daran zu Grunde gegangen, daß ich einen Unwürdigen geliebt. Fluch, Fluch dem elendigen Glanze der Bühne, der das junge Auge blind macht! . . . Er war ein Schauspieler, und beiläufig als Mann dasselbe, was ich jetzt als Mädchen bin, aber schlechter, viel schlechter noch. Denn als ich vor dem Abgrund schauderte, da heuchelte und log er, daß er sich wieder erheben wolle, zu mir, aber er kam nur emporgeklettert, um mich zu ergreifen und hinabzustürzen. . . So, da hast Du meine Geschichte. Und nun sieh zu, wie mich jene Liebe gemacht hat: nur mein Jammer und meine Schmach ist echt — meine Freuden sind falsch und unsauber. Es wird Dir nicht viel anders gehen, Du armer Junge, glaube mir: solche Liebe macht schlecht. . ."

„Nein!" rief ich. „Ihr Herz ist edel, sonst würden Sie nicht so zu mir sprechen!"

„Edel?" sagte sie mit schneidender Kälte, „Du bist sehr originell! Edel! — das wird sonst schwerlich Jemand der Geliebten des Baron Bulldogg nachsagen. . . . A propos, Du bist doch wohl derselbe, der gestern den Windhund niedergeschlagen? Warum? — er hat nicht gelogen. . . . Aber machen wir ein Ende! Was willst Du eigentlich, was hoffst, was wünschest Du?"

Ich schwieg.

„Nun, dann will ich's Dir sagen." Ihre Stimme sank zu dumpfem Flüstern herab. „Mich willst Du! Aber wehe Dir, wenn ich Dir willfahren wollte! Wärest Du ein Mann und von Schwärmerei für mich befangen, so wäre dies das rechte Mittel — und wenn ich Dich morgen früh fortjagte, Du kämest nie wieder. Aber in Deinen Jahren darf man keine solchen Küsse geben und empfangen: sie saugen Dir die Schwärmerei aus der Brust, aber — das Herz dazu. . . Bleibt also nur das Verharren in jenem Schmachtfieber, wie Du es gestern und heute vielleicht genügend durchgekostet. Und auf dem Wege wirst Du entweder ein Lump oder verrückt. . . . Nun — Ihr Wort!"

Sie streckte mir gebieterisch ihre Hand entgegen und ich legte die meine hinein. „Und Sie . . .?" stammelte ich.

„Ich?" sagte sie mit sonderbarem Lächeln. „Ich weiß noch nicht . . . Jedenfalls danke ich Ihnen herzlich für Ihre Mahnung. Sie haben das Wenige wach-

gerüttelt, was noch gut an mir war. Auch habe ich heute den festen Vorsatz" — sie lächelte mühsam — „ein Tugendspiegel zu werden und obendrein Deutschlands Rachel. Ob es mir gelingt? Vielleicht finde ich schon morgen, daß es zu spät ist"...

„Versprechen gegen Versprechen!" rief ich. „Ich will Alles thun, was Sie wollen, gehorsam, wie ein Kind, aber nehmen Sie von mir die Sorge um Sie! Versprechen Sie mir, sich emporzuringen. Ihretwegen bin ich in Wirrniß und Verzweiflung —"

„Gut — ich verspreche!"

„O!" rief ich, „was immer aus mir werden mag, Ihr Ruhm wird mich stolz und glücklich machen. Mir sagt mein Herz, Sie werden sehr berühmt, sehr glücklich sein!"

„Glücklich? Nein! Berühmt? Vielleicht! Aber Sie können Beides werden!"

„Oh — ich?"

„Sie! — Sie machen wohl viele Verse?"

„Ich habe nie daran gedacht. . ."

„Lügen Sie nicht! Haben Sie denn in der That keine Ahnung von Ihrem poetischen Talent?"

„Nein — aber ich glaube auch nicht . . ."

„Das ist seltsam! Und hat es Ihnen sonst noch Niemand gesagt! Sollte ich mich täuschen? Unmöglich! Ich wiederhole Ihnen nach innerster Ueberzeugung, daß Sie hoch begabt sind." Sie sprach noch Einiges darüber und begründete ihr Urtheil aus dem Briefe und schloß: „Und Sie versprechen mir, das nicht zu vergessen. Und", fügte sie mit sonderbarem Lächeln hinzu, „wenn Sie ein berühmter Schauspieldichter sind, und ich eine berühmte Heldin, und das Publikum klatscht uns heraus, dann treten wir beide vor und sagen unisuno: „Verehrtes Publikum! Nicht dir und nicht uns selbst zulieb, sondern um uns gegenseitig einen kleinen Gefallen zu thun, sind wir so berühmt geworden, wie Figura zeigt" . . . Aber was ist das für ein närrischer Einfall! . . . Und nun gehen Sie!"

Aber als ich mich zur Thüre wandte, rief sie mich zurück: „Halt!" Sie trat auf mich zu, griff mit ihren kleinen Fäusten in mein Haar und hielt so meinen Kopf fest: „Ich kenne Deinen Namen nicht, aber Deine Züge will ich mir merken."

Sie blickte mich starr an, ihr Athem ging über mein Antlitz — mein Herz klopfte wieder ungestüm.

Sie lächelte und ihre Finger krallten sich schmerzhaft in mein Haar und jählings legten sich ihre Lippen auf die meinen und ruhten da fest und süß.

Aber nur eine Sekunde. „Nun geh!" Sie öffnete die Thür und schob mich hinaus. „Und daß Du ein Dichter wirst, hörst Du?!"

Und der Riegel klirrte. Wie ein Trunkener stieg ich die Treppe hinab und in die weiße kalte Nacht hinein . . . .

Hier endet meine Geschichte. Ich habe mein Wort gehalten. Von der braunen Rosa hörte ich nie wieder. Alles Fragen blieb vergeblich und so war ich seit Jahren überzeugt, daß sie im Dunkel verdorben oder gestorben. Erst heute erfuhr ich, daß auch sie ihr Wort gehalten hat . . . Wie seltsam: Seit heute weiß ich, daß es Rosa war, die meinem Trauerspiel an ihrer Hofbühne den großen Erfolg erkämpft. Ich war durch einen Zufall verhindert gewesen, hinüberzukommen. Sonst hätten wir

wohl Gelegenheit gehabt jene eigenthümliche Ansprache an das Publikum zu halten . . . Ist das nicht komisch?"

Aber wir lachten nicht und er ging uns nicht mit gutem Beispiel voran: mit feuchten Augen starrte er vor sich hin.

So ward es, da Niemand ein rechtes Schlußwort fand für diese närrische, wehmüthige Geschichte, nun sehr still unter den Bäumen des Gartens „zum guten Tropfen" und nur der Nachtwind wühlte im Gesträuch und die Nachtigall sang unermüdlich ihr Weh durch die helle Sommernacht . . .

O Jugend! o Liebe! . . .

Tagebuchblätter.

Von Marie v. Ebner-Eschenbach.

Ein kleines Lied.

Ein kleines Lied, wie geht's nur an,
Daß man so lieb es haben kann,
Was liegt darin? Erzähle!

— Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohllaut und Gesang,
Und eine ganze Seele.

Im Kreise.

Das eilende Schiff, es kommt durch die Wogen
Wie Sturmwind geflogen.
Mit Jubel verkünden der Stimmen gar viele:
Wir nahen dem Ziele!
Der Fährmann am Steuer nur stöhnet leise:
— Wir segeln im Kreise!

Boule d'or.

(Chinesische Rose.)

O du des himmlischen Reiches Kind,
Du Fremdling im nordischen Moose,
Von Düften umhüllet lieblich und lind,
Des Ostens holdeste Rose.

Dir gab der leuchtende Sonnenschein
Der Farbe Schimmern und Prunken,
Vom Urquell des Lichtes in dich hinein
Die Strahlen hast du getrunken.

Zunächst dem Kelch entfaltest du
Die Blätter wie goldene Schwingen,
In deines Herzens träumende Ruh
Vermag kein Auge zu dringen.

Die würzigen Lüfte nur flüstern ringsum,
Daß hier ein Geheimniß sich hehle,
Doch hüllst du in Schatten das Heiligthum
Der schüchternen Blumenseele.

Regniers Grabschrift.

Ich lebte ohne viel zu grübeln,
Im Guten beugt' ich wie im Uebeln
Mich der Natur und ihrer Macht.

Nun wundert mich ihr seltsam Lenken;
Sie zwang den Tod an mich zu denken,
An den ich selbst doch nie gedacht.

Allerlei Einfälle.

Es ist noch jeder leicht durch diese Welt geschritten,
Der gut zu danken wußt' und wußte gut zu bitten.

Zwei Dinge lern' geduldig zu ertragen:
Dein eignes Leid, der Andern Klagen.

Gesagt ist alles schon, man kann nur wiederholen.
Der ehrlichste Poet hat unbewußt gestohlen.

Was Gutes du gethan und nicht vergessen hast,
Allmälig wandelt sich's in Unrecht fast.
Begang'ne Schuld, denkst ihrer du mit Schmerzen,
Verklärt zur Tugend sich in deinem Herzen.

Das Werk, das du beendet,
Von andern wird's vollendet.
Wenn es der Weise lobt,
Hat es sich halb erprobt,
Und fertig ist's gemacht,
Wenn es der Thor verlacht.

Die Milde suche nicht bei Gotteswort=Verkündern,
Entflohen ist sie längst. Wohin? — Zu großen Sündern.

O sag' nicht: fremdes Leid. Ein Leid ist fremd dir nie!
Die Thrän' im Bruderaug', du selbst vergießest sie.
Es schlägt ein einzig Herz in diesem großen All.
In deiner eignen Brust ertönt sein Widerhall.
Der Andre bist du selbst; und ist ihm weh geschehn,
Und sinkt verletzt er hin — du bleibst nicht aufrecht stehn.

Tizian.

Von Adolf Friedrich von Schack.

Dir bring' ich der Bewundrung Zoll,
O größter von Venedigs Söhnen!
Wie üppig mit dem Flor des Schönen,
Der deiner Werkstatt reich und voll
In ew'ger Blüthenpracht des Lenz entquoll,
Hast du geschmückt die theure Stadt!
Die Könige, die Kaiser warben
Um deine Gunst, denn ohne deine Farben
War ihrer Thaten Glorie matt;
Dich lockte Frankreich, lockte Rom,
Doch deinem Freistaat, wie sein Flügelleu,
Erhabner Tizian, bliebst du treu,
Und, ihn zu feiern, eher nicht versiegte,
Als mit dem Leben, deines Schaffens Strom.

Gleichwie, wenn Abends dich die Gondel wiegte,
Du unter dir bei Mondesglanz
Die Wunderstadt, die Sieg'rin von Byzanz,
In der Lagune zitternden Krystallen
Sich spiegeln sahst mit ihrem Marcusdom
Und ihren Tempeln, ihren Marmorhallen,
So warf, was herrlich war in deiner Zeit
Sein Bild in deiner Seele Spiegel;
Du prägtest es mit deines Geistes Siegel
Und schenktest ihm Unsterblichkeit.
In den Palästen, in den Dogensälen,
Den heitern Loggien über den Canälen,
An der Capellen und der Kirchen Wänden
Verschlangst du mit der Heiligen Legenden
Die Fabelwelt der Mythologen
Zum Kranz, der leuchtend wie ein Regenbogen,
Venedig heute noch umstrahlt.
Was die Cornari, was die Loredanen
Vollbrachten unter des St. Marcus Fahnen,
Den spät'sten Enkeln blieb's, durch dich gemalt,

Ein Denkmal der erhabnen Ahnen,
Das sie ermahnt, zur Thatkraft sich zu stählen.
Auf deinen Tafeln ewig schauen sie,
Wie mit dem Meer die Dogen sich vermählen
Und die Pisani und die Foscari,
Geführt von Dandolo, dem ernsten Blinden,
Dem hohen Weib Venezia
Um's Haupt die Siegeskränze winden.

Tief in des Menschen Seele sah
Dein Blick das Urbild seines Ich;
Du straftest die Natur der Lüge,
Daß seine falsche Maske wich,
Und zeigtest ihm die wahren Züge. —
Wenn durch des Ostmeers Purpurwogen
Die Ritter, erzgepanzert, zogen,
Um über fernen Königreichen
Des Freistaats Banner aufzupflanzen,
Kühn über Sterbende und Leichen
Sich stürzten sie in die Osmanenlanzen
Und zagten nicht, ihr Erdenkleid als Pfand
Für ew'gen Ruhm dahinzugeben;
Wohl wußten sie, durch deine Hand
Erstehen würden sie zu neuem Leben.
So weit das Land, so weit das Meer
Von Venezianer-Waffen starrte,
Ruhte dein Auge auf dem Heer
Und schwebte um die flatternde Standarte,
Bis sie zum Sieg die Streiter trug.
Des Schlachtgefildes flieh'nde Gruppen,
Die Krieger in Galeeren und Schaluppen,
Wie hin und her der Sturm des Kampfs sie schlug,
Du bannteſt sie mit deinem Zauberstab,
Und sieh! gefeit dastand das Schlachtgetümmel,
Die Todten kannten ferner nicht das Grab,
Und zu den Siegern neigten hoch vom Himmel
Die Engel palmenschwingend sich herab.
Für immer durch Cadore's Schlucht
Wälzt sich des Kaiserheeres Flucht,
Und in Lepanto's Felsenbucht
Treibt fort und fort das Kampfgewitter
Die Halbmondfahnen und die Mastensplitter
In Wirbeln auf der blutgetränkten Fluth.

Durch ein Jahrhundert, hoher Tizian,
So zogst du leuchtend deine Bahn,
Der Farben zauberische Gluth
Wie ein Gewand um dein Venedig breitend.
Auf sah'n, an dir vorüberschreitend,
Zu dir in Ehrfurcht drei Geschlechter;
Dir dankten seine Söhne, seine Töchter
Ein schön'res Dasein, als dies ew'ge Werden
Und Untergeh'n, das unser Loos auf Erden.
Und als auch dir des Todesengels Kuß

Die Lippen nun berührt, die blassen,
Doch wollte nicht dein Genius
Die vielgeliebte Stadt verlassen.
Oft noch in St. Johann und Paul
Sieht dich, umwallt vom weißen Lockenhaare,
Der Fremdling weilen vor dem Hochaltare,
Von dem dein heimisches Friaul
Aus deinem hehren Bild die Schattenkühle
Der Alpenwälder niederstreut.
Im Abendlicht oft nach des Tages Schwüle,
Wenn über den Canal vom Campanile
Hinwallt des Ave sterbendes Geläut
Und nach und nach im Glanz der alten Zeiten
Die Stadt aufsteigt, dich sieht er in der Gondel gleiten,
Wie deine Seele sich des Anblicks freut.
Erst wenn die letzten Prachtpaläste
In die Lagune bröckelnd sanken
Und um vermorschte Mauerreste,
Die hier und da im Spiel der Wellen schwanken,
Des Meeres Möven krächzend streichen,
Wirst Du von der geliebten Stätte weichen.

Der Einzug in die Unterwelt.

Festspiel in einem Act von Hans Hopfen.

Vorbemerkung.

Es gehört nicht zu meinen Gewohnheiten, poetische Arbeiten mit Vorreden zu versehen. Ich bin immer der Ansicht gewesen, daß eine Dichtung, wenn sie sonst was taugt, keiner authentischen Empfehlung bedarf, die denn doch mehr oder weniger meist auf eine Entschuldigung hinausläuft. In der Kunst gilt eben nur, was da geworden ist, das warum und das wie können nur ein nebenherlaufendes Interesse befriedigen. Ich glaube auch hier, daß diesem meinem Werkchen eine Bevorwortung von Seiten des Autors keine Wichtigkeit beilegen kann, die es an sich nicht hat. Aber es knüpfen sich gerade an dies phantastische Spiel einige Erinnerungen und Bedenken, die meinen verehrten Mitstrebenden zur Lehre oder auch Auferbauung dienen mögen, wenn sie dieselben ihres Augenlichtes würdig erachten.

Der Einzug in die Unterwelt ist ein dramatisches Gelegenheitsgedicht. Ich sage das nicht, um seine Fehler zu bemänteln, sondern im Gegentheil, um recht deutlich auf sie hinzuweisen, denn nicht um die historische Bedeutung der Gelegenheit, bei der ein Gedicht entsteht, sondern um den künstlerischen Werth des bei jener Gelegenheit entstandenen darf es sich bei der Beurtheilung handeln, wie denn auch mit einigem Fug zu sagen ist, daß die besten Gedichte meist aus recht unbedeutenden Vorgängen des Privatlebens ihren ersten Anstoß herleiten, während gerade bei den ungeheuerlichsten und folgenschwersten Staatsactionen, wenn anders die Dichtkunst in Mitleidenschaft gezogen wird, gemeiniglich die mittelmäßigsten Improvisationen abgelagert werden.

Nun ist es gewiß für ein kühnes Spiel der Einbildungskraft ein dankbarer Vorwurf, die Empfindungen einer abgeschiedenen Seele zu schildern, die von unvollständiger, betrübsamer Kunde über das, was sie auf Erden am meisten geliebt und verlassen hat, geängstigt wird, sich nach Aufklärung sehnt und nach Gewißheit sich durchringt. Um wieviel bedeutender und herzergreifender wird dieser Vorwurf, wenn es sich um die kernhafte Seele eines leidenschaftlichen Patrioten handelt, der aus der Ruhe der elyseeischen Gefilde immer und immer wieder durch die Nachricht aufgescheucht wird, daß seine theuere Heimath nicht nur vom alten Staatsverbande gelöst worden sei, sondern auch Sitten und Sprache — dieselbe Sprache, in welcher der Abgeschiedene vordem Unsterbliches geleistet hat — gegen fremde vertauscht habe. Gewiß! ein Dichter durfte hoffen, aus diesem Stoff sein schönstes Werk zu formen. Auch ich habe den Gedanken manches Jahr mehr oder weniger klar im Herzen herumgetragen, bis eine großmächtige Gelegenheit mich zwang, ihn sofort und nach ihrem Gebot und ohne viel Federlesen auf's Papier zu werfen. Nicht eben, wie mich dünkt, zu des Gedankens Vortheil!

Es war im Frühling nach dem großen Kriege. Die Stadt Berlin, die Hauptstadt des so glorreich wiedererstandenen Reiches, die Residenz des langersehnten deutschen Kaisers rüstete sich zum Empfang des Siegreichen und seiner lorbeerbekränzten Garden. In alle Künste war ein leidenschaftlicher Wetteifer gefahren, in allen Werkstätten wurde mit verdoppelter Kraft, wurde Tag und Nacht gearbeitet und die Bürger besprachen schon im Voraus in wachsender Freude, was für Kunstwerke jener Maler oder dieser Bildhauer auf die weite Siegesstraße zaubern würden und was alles man sich von Architekten und Musikern noch obendrein versprechen

dürfte. Von der Poesie sprach kein Mensch. Mich aber faßte es wie Pflichtgefühl und Standesehre. Sollte die deutsche Dichtung beim deutschen Siegesfeste vor den andern Musen zurückstehen?

Mein Entwurf war bald fertig. Ich meldete mich damit bei dem Generalintendanten der kgl. Schauspiele, der vor etlichen Monaten ein Drama von mir auf die Bühne gebracht hatte und mich und meinen Antrag sehr freundlich empfing. Aber! . . . . „aber wie Schade! wenn Sie nur noch gestern gekommen wären! heute ist es leider zu spät!" Gut, ich begab mich also zum Director des Wallner-Theaters, einer Volksbühne, zu der mich seit langer Zeit eine Art unglücklicher Liebe zog. Hier schien denn wirklich mein Vorschlag einzuleuchten und ich ging in der Seele vergnügt heim und an die Arbeit. Indem ich nun aber den Gedanken meiner Dichtung einem ganz bestimmten Zweck anzupassen suchte, geschah ihm Gewalt und das Werkchen ward so an die Gelegenheit gebunden, daß es mit dieser leben und sterben mußte. Den Gepflogenheiten der in Rede stehenden Bühne entsprechend versah ich die wichtigsten Darsteller mit Couplets. Transacherontische Couplets! Indessen, das war nicht das Schlimmste. Wenn es gestattet ist, abgeschiedene Seelen vor dem Publicum reden, in gereimten Versen reden zu lassen, warum sollen sie nicht auch Strophen singen dürfen? Und ein Couplet an sich ist eine ganz hübsche Sache, wenn es anders aus dem dramatischen Vorgang herauswächst und nicht über die scenische Logik ausschlägt. Das Arge an der Sache war, daß die decorative Tendenz, welche alle Künste, die zum Feste mitwirkten, in Athem setzte, sich auch meiner Dichtung bemächtigen mußte. So ist es geschehen, daß die ganze Lösung des kleinen Dramas eigentlich auf einen Decorationsspectakel hinausläuft. Das würde dem festlichen Zweck vollkommen entsprochen und in jenen Tagen wohl seine gute Wirkung gethan haben. Der dichterische Werth ging darüber in die Suffiten.

War dieses Thun eine Sünde, so ist ihr die Strafe nicht ausgeblieben.

Nachdem mein Festspiel vollendet war, wurde es in aller Form vom Theaterdirector angenommen und sollte zur Aufführung vorbereitet werden. Ich freute mich nicht wenig, wenn ich im Geiste Carl Helmerding als Eulogius Schneider, Theodor Reusche als Sebastian Brandt, Marie Stolle als kleine Elsässerin die Bretter betreten sah. Der Director zierte sich zwar in seiner Eigenschaft als Schauspieler noch ein weniges; er hatte nicht nur gegen die hier geäußerten Gesinnungen des alten Fritz seine historisch-philosophischen Bedenken, er war auch der Ueberzeugung, daß sein eigenes Wesen und Gebahren dem des großen Kurfürsten ungleich entsprechender wäre als dem des großen Königs. Ich sollte ihm den Sieger von Roßbach und Leuthen noch geschwind in den Sieger von Fehrbellin umdichten; wegen der nöthigen Allongeperrücke brauchte ich mich nicht zu sorgen. Indessen er ließ sich bedeuten. Und dennoch wurde mir dieser alte Fritz zum Stein des Anstoßes, an dem mein Vorhaben scheitern sollte.

Der Herr Polizeipräsident von Berlin, dem das Stückchen vorgelegt worden, brachte es nicht über's Gewissen, die Aufführung desselben zu gestatten. Warum? Weil in demselben ein Ahnherr des regierenden Hauses umging und ein solcher nicht auf die Bühne gebracht werden durfte. Ihr lacht und fragt erstaunt: existirte denn nicht schon damals das Gewerbegesetz des norddeutschen Bundes mit seinem oft citirten Paragraphen, der die Ausübung des Bühnengewerbes von keiner Beschränkung auf gewisse Kategorien abhängig wissen will? Gewiß! Aber ein so viel und vielfach beschäftigter Mann wie der Herr Polizeipräsident von Berlin hatte wahrscheinlich noch keine Zeit gefunden, sich mit dem klaren Inhalt jenes Gesetzesparagraphen vertraut zu machen. — Aber der Theaterdirector, fragt Ihr, warum bestand der nicht auf seinem guten Rechte? . . . . Der Director einer Vorstadtbühne einem kgl. Polizeidirector die Stirne bieten, und gar einem so leutseligen, so theaterfreundlichen Polizeidirector, wie jener war? . . . geht mir doch! — Und was murmelst Du dort hinten? Warum ich selbst den Kampf um's Recht nicht zu Ende geführt habe? . . . Glaube, daß ich es an mir nicht habe fehlen lassen, aber bis an's Ende? was wäre da zu gewinnen gewesen? Ein Rechtspruch allenfalls; aber mein Theaterstück gewiß nicht. Oder versuch' es einmal und führe Dein Stück auf den Brettern eines vor der Polizei zitternden Impresario auf, wenn er selber es nicht mehr wagen will. Wahrlich, Du scheinst mir die Welt wenig zu kennen.

So war denn die Mühe verloren und die Hoffnung vorbei! Ein Werkchen, das in flammender Begeisterung entstanden, das wahrlich keine dem preußischen Staate gefährlichen Lehren aussprach, nein, das von leidenschaftlicher und doch loyaler Vaterlandsliebe nur so überfloß, das der Bühne gerecht und den Schauspielern bequem schien, wider den Geist und den

Wortlaut des zu Recht bestehenden Gesetzes von dem platten Fuße polizeilicher Willkür zur Seite geschoben! Ich hatte für Nichts geschrieben.

Als ich in den Stunden, welche dem Einzuge des siegreichen Heeres voraufgingen, die via triumphalis durchwanderte, stand ich wie die Andern vor Siemerings Fries und Werners Velarium, vor Menzels und Richters Wandbildern, vor den Colossalstatuen des Meisters Begas und freute mich daran. Mein deutsches Herz schlug dem Augenblicke, wenn ich es auch noch wie Beschämung empfand, daß man aus meinen Händen den Beitrag zum nationalen Feste verworfen hatte. Allein, was soll Ehrgeiz und Groll des Einzelnen im mächtigen Wogenschlage einer solchen Volksbegeisterung Besseres thun, als eiligst untertauchen! Freilich die Poesie war nicht sehr glänzend bei der Festfeier vertreten. Sie hatte etliche Ehrenpforten mit hübschen Bonbonversen oder auch dauerhaften Kernsprüchen beklebt oder aber unter etlichen Wandschmuck stattliche Zeilen geschrieben und für die Theater die landläufigen Prologe zugeschnitten. Während das Volk die prachtvoll illuminirten Straßen durchwogte, blähten sich auf den königlichen Bühnen vor weißen Cravatten, Ordenssternen und blaublütigen Schultern die reglementmäßig ausgehöhlten Allegorien durcheinander, die beliebten Pfeifenkopfgestalten Germanias und Borussias, der Krieg und der Friede, blechbeschlagene Ritter und hosenteufliche Landsknechte, die Genien vom Ballet und aus seinem Kyffhäuser Barbarossa — der letztere eine ganz besonders beliebte Figur, die zu der jetzigen (von mir gewiß benedeiten) Entwicklung der deutschen Dinge so ziemlich wie die Faust auf's Auge paßt.

Indessen sie versahen ihren decorativen Dienst so gut wie es andere gethan hätten; kein Mensch war an jenem Abende gelaunt, auf Verse zu horchen; am zweiten Tage gingen sie mit dem übrigen Apparat in die Rumpelkammer und die Herren Verfasser kriegten zu Neujahr ihren Orden, den sie auch gewiß verdient hatten. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich von der Aufführung vielleicht mehr Verdruß gehabt hätte als von dem Verbote derselben.

Wenn ich nun nach manchen Jahren als eine Gabe zum wiederkehrenden Gedenktage der Schlacht bei Sedan mein Festspiel veröffentliche, so hat dies seinen Grund im Drängen einiger Freunde, welche diese und jene Verse aus dem Papierkorb gerettet wissen wollen. Möge das Urtheil der Leser ihnen nicht Unrecht geben.

Marienhöhe bei Kiel, 25. Juli 1875.

Hans Hopfen.

Personen.

Charon, der Fährmann.
Eine junge Elsässerin.
Sebastian Brandt.
Eulogius Schneider.
Friedrich der Große.
Ein junger deutscher Soldat.
Ein zweiter.
Ein dritter.
} Bewohner der Unterwelt.
Deutsche Soldaten und ältere Bewohner der Unterwelt.

NB. Rechts und links immer vom Zuschauer zu nehmen.

Am Ufer des Acheron. Eigenthümliche, phantastische, aber nicht barocke Felsgegend in magischer Beleuchtung. Im Hintergrunde links auf den Uferfelsen stehend, aus cyclopischen Massen erbaut, ein runder Thurm, auf dessen flacher Zinne eine mächtige Flamme wie von einem großen Holzstoß brennt. Zu Füßen des Thurms sieht man Charons Fährboot, welches mit einer Kette an die Mauer geschlossen. Noch weiter zurück, über die ganze Breite des Theaters der Acheron, ein schwarzwogender Strom, dessen anderes Ufer in unabsehbarer Ferne hinter Wolken und Nebeln verschwindet. Das Theater muß in der ganzen möglichen Tiefe geöffnet sein und durch optische Täuschung nachgeholfen werden. Ganz weit im Hintergrunde rechts wird eine winzige Flamme erkennbar, so daß es scheinen muß, als bezeichne eben solch' ein Thurm, wie der auf dem Theater, das jenseitige Ufer und die dortige Landungsstelle. — Im Vordergrunde rechts ein kleines Felsstück.

Erste Scene.

Die Bühne bleibt ein Weilchen leer, dann Charon von links.

Ferne Stimmen hinter der Scene (rechts).
Fährmann hoiho! . . . Fährmann hoio!!

Charon (von links kommend, das Ruder auf der Schulter, über den Strom spähend).
Hier ist der Fährmann!... Wo seid Ihr denn? wo?!
Ei dort!... So kommt Ihr aus Europa's Herzensländern.
(Spöttisch.) Ich dachte: fortgeschritten, wie Ihr seid
In allerhand Cultur und Fündigkeit,
Euch wär's in dieser aufgeklärten Zeit
Bereits geglückt, den Lauf der Welt zu ändern!
Seit sieben Monden keine Seele mehr,
Die mir in Charons Boot gestiegen wär'!
(Lächelnd für sich.) Ich wußte wohl, sie starben d'rum nicht minder.
Ich kenn' sie ja, die lieben Menschenkinder:
So lange sich was Großes sehen läßt,
Hängt sich die arme Seel' in Wind und Wolken fest;
Ist's dann vorbei, so kommen sie gelaufen
Zu Tausenden in ungemess'nen Haufen
Und wollen all' auf Einmal in den Kahn.
Je nun! mich ficht's nicht weiter an;
Ein Kahn, der Schatten trägt, kann viele Schatten tragen
Und Meister Charon muß sich immer plagen!

Stimmen hinter der Scene.
Fährmann hoio!

Charon (sich zum Gehen wendend).
Ich komm', ich komm' im Flug
Und Ihr hierher wohl auch noch früh genug.
(Sich mit der Kette und dem Schiffe zu schaffen machend.)
Sanft geh'n die Wogen und die milde Nacht
Durchglüht der Sterne tausendfache Pracht!
(Gegen den Zuschauerraum.)
Ja Sterne glüh'n, als wär' der Himmel offen,
Als wären's Augen einer andern Welt,
Die diese hier mit ihrem schönsten Hoffen
Mit Lieb' und Glauben treu umschlossen hält.
Ja viele Tausend Augen seh' ich leuchten,
Die Thränen, heiße Thränen jetzt befeuchten,
Denn wie der Tod am Leben, hängt am Tod
Das Leben! (Steigt in den Kahn.)

Zweite Scene.

Charon. Elsässerin kommt von rechts, ihr folgt neugierig spähend Sebastian Brandt.

Elsässerin (zu Charon).
Guten Abend, Mann!

Charon (sich umsehend).
Aha!
Bist, kleine Närrin, Du schon wieder da?!
(F. s.) Sie ist noch Neuling hier und schafft mir viele Noth
Mit Fragen ohne Zahl.

Elsässerin.
Nichts Neues von Paris?

Charon (im Schiff).
Ich wüßte nicht. Seit sieben Monden ließ
Sich aus Europa keine Seele blicken.

Elsässerin.
Du solltest 'mal hinüberschicken.

Charon (w. o).
Warum nicht gar! Und dann
Was geht denn Dich die alte Babel an?
Bist Du denn aus der Gegend?

Elsässerin.
Nicht so fast.
Ich bin von Straßburg.

Brandt (der bisher beobachtend fern gestanden, freudig auf sie zueilend).
Ja?!

Elsässerin (überrascht, zu Charon).
Wer ist der Mann?

Brandt.
So sei willkommen, lieber Gast!
Die wundersüßen Augen, die Du hast,
Das runde Kinn, das spitze Näschen —
Fürwahr, verschworen hätt' ich dreist
Die Seligkeit, daß Du aus Straßburg sei'st
Und eines meiner lieben Bäschen,
Sowie ich Dich zum ersten Male sah.
Laß Dich umarmen!

Elsässerin (sich abwehrend, die Hand in die Hüfte stemmend, über die Achsel sprechend).
Ah, vous êtes comme ça?

Brandt (singt).
Mißhör' mich nicht, Du süße Kleine,
Die von der schönen Erde schied so jung,
Ich danke Dir die himmelsreine,
Die höchste Wonne der Erinnerung.
Dein Aug', die Wangen, Kinn und Mund und Braue,
Wie Deine Stimme klingt, die Hand sich gibt,
Ach Alles an Dir gleicht der holden Fraue,
Die ich auf Erden einst so sehr geliebt!

Sind auch Jahrhunderte verschwunden,
Seit sie als welke Greisin sank in's Grab,
Mir blieb das Bild der gold'nen Stunden,
Da ich mein erstes Lied der Schönheit gab.
Hab' Dank, daß ich in Dir noch einmal schaue,
Was Andern einmal nur die Gottheit gibt,
Hab' Dank, daß Du ihr gleichst der süßen Fraue,
Die ich auf Erden einst so sehr geliebt!

Charon (der während des Gesanges aus dem Kahn gestiegen, zur Elsässerin, indessen Brandt seine Rührung bemeistert).
Hast Du verstanden?

Elsässerin.
Pas du tout!

Charon.
Der Gattin, die in Eurem Jammerthal
Er einst geliebt, der gleichst von Anseh'n Du.
Und d'rum die Rührung.

Elsässerin.
Ça m'est bien égal!

Brandt.
Ei laß doch Deine wälsche Phrase,
Daß ich Dich endlich recht versteh'.

Charon (für sich).
Nun gibt es Händel mit der süßen Base.

Elsässerin (naseweis zu Brandt).
Pourquoi ça? Vous ne parlez pas francais?!

Brandt.
Potz Wetter! Deutscher Eltern Kind!

Elsässerin.
Oho! Nous autres Alsassiens wir sind
Nicht dütsch — bewahre Gott! — wir sind Franzosen!

Brandt (zornig).
Schämst Du Dich nicht!

Charon (für sich).
Nun wird er sich erbosen!

Brandt (lachend).
Ein Gänschen zwischen Rhein und Ill
Im Wasgau aufgeschossen,
Es schwimmt und gaggert deutsch und will
Ein wälsches Huhn sein! Possen!

Elsässerin (zu Charon).
Ich wäre deutsch!

Charon.
Es scheint so.

Brandt.
Leider Gottes!

Charon.
Und sprichst auch so.

Elsässerin (weinend vor Zorn).
O! Uebermaß des Spottes!

Charon (begütigend zwischen beiden).
Deutsch oder wälsch -- warum sich denn beschweren!

Elsässerin.
Warum?! Paß auf, so will ich Dich belehren.
(Singt mit entsprechenden Geberden.)

Viereckig ist des Deutschen Kopf,
Viereckig Wort und Grüße,
Er hat 'nen blonden Weichselzopf
Und gelbe Gänsefüße.
Statt Muth und Thatkraft hat der Mann
Hier (auf's Herz deutend) eine Steuerschraube;
Darüber stülpt ihm sein Tyrann
Die schwere Pickelhaube,
Derweilen Frankreich, die große Nation,
Marschiret an der Spitze der Civilisation!

Charon (spr.).
Je nun, was ich seit mehr und tausend Jahr'
Von dieser Gattung sah, war augenscheinlich
Recht artig, wohlgenährt und reinlich.

Elsässerin.
So? Wohlgenährt? Warum nicht gar!
(Singt.)

Zur Nahrung dient ihm Sauerkraut
Und Würste dünn und braunlich,
Von schweren Bieren, die er braut,
Säuft er — es ist erstaunlich!
Des Abends jolt im Mondenschein
Er vor der Liebsten Schlosse,
Geht taumelnd heim und fällt hinein
Und schläft in einer Gosse,
Derweilen Frankreich rc.

Sein Schwert ist stumpf und sein Gewehr
Nennt selbst er eine Nadel,
Versorgungsanstalt ist sein Heer
Für Schwächlinge vom Adel;
Die Andern nennt man Landwehrleut',
Sind magre Hungerleider,
Die's Fechten ekelt, Schießen reut:
Heulende Schuster und Schneider!
Derweilen Frankreich, die rc.

Charon (spricht kopfschüttelnd).
Ei, ihrer Manchen hab' ich hier gekannt,
Der mit dem Schwert gestorben in der Hand;
Und wenn sie hier mit jüngern Helden tagen
Ergeht ein männlich Singen und ein Fragen:
Was ist —

Elsässerin (ihn spöttisch unterbrechend).
„Was ist des Deutschen Vaterland?!"
(Singt:)

Ein geographischer Begriff,
Zerzupft in dreißig Ländchen,
Zusammenhält sie nur ein Kniff
Von hundert Ordensbändchen.
Wer muthig spricht muß auf den Block,
Wer denkt, im Zuchthaus wohnen.
So ward Europa's Sündenbock
Der Spott der Nationen,
Derweilen Frankreich, die rc.

Brandt (in Schmerz und Grimm).
Du Lügnerin mit eines Engels Zügen,
Heb Dich hinweg!

Elsässerin (wüthend).
Was? ich? ich lügen?!
Na wart' einmal, Du bäurischer Geselle,

Gleich schaff' ich einen Zeugen Dir zur Stelle,
Der mag Dir, Grobjan, reinen Wein einschenken,
Du sollst in aller Ewigkeit d'ran denken!
Du dummer deutscher Bauer! (Läuft links ab.)

Dritte Scene.

Vorige ohne Elsässerin.

Charon (Brandten zurückhaltend, welcher der Entrinnenden zornig folgen will).

So bleibe doch und laß Dich mahnen!
Das Vöglein pfeift, wie man's im Vogelbauer
Ihm eben vorpfiff. Von den Keltenahnen
Kenn ich die Weise schon seit ält'ster Zeit:
Selbstüberschätzung und Vermessenheit
In Glück und Sieg; — in Unheil und in Trauer
Weibisches Drohen und ein Gassenhauer.
(Sich auf ein Felsstück setzend, gemüthlich den Andern zum Sitzen einladend.)
Komm her! . . . Wie heißt Du denn?

Brandt (nicht ohne Selbstgefühl).

Sebastian Brandt!

Charon.

Ich sah Dich öfters in den letzten Zeiten
Spazieren gehen hier am Strand
Und mit den andern lieben Seelen streiten.
Warst wohl ein Priester oder Advokat?

Brandt (sitzend).

Stadtschreiber war ich einer freien Stadt,
Straßburg im Elsaß. (Sich in die Brust werfend.) Ja!

Charon (geringschätzig lächelnd).

Und machst Dich gar so wichtig!
Ein Schreiberlein!

Brandt.

Gemach! versteh' mich richtig!
Nicht irgend so ein Schreiber bei der Stadt,
Wie man sie in den neu'ren Zeiten hat;
Ich war mehr als regierender Bürgermeister,
Großwürdenträger, Diplomat! (Schmunzelnd:)
Und — Lust und Zierrath aller schönen Geister!
(Sich ereifernd:)
Und wär' ich nichts von alledem gewesen,
Ich war Sebastian Brandt! das ist genug!
Mein Name steht mit manchem gold'nen Zug
In jeder deutschen Bücherei zu lesen.
Und was an Meisterstücken mir gelungen,
Es ward in todten und lebendigen Zungen
Von ganz Europa nachgesungen! (Steht auf.)
Ich bin nicht eitel — dennoch durft' ich denken:
Auch Du . . . (Wendet sich verletzt ab.)

Charon.

Ei nun, ich wollte Dich nicht kränken.
In meiner Jugend galt ich für belesen;
Doch seit dem vorigen Jahrtausend halt'
Ich nicht so recht mehr Schritt. Was willst
Du, man wird alt;
Gedruckte Schrift paßt nicht zu meinem Wesen,
Auch wird hier die Beleuchtung immer schlechter,
Dazu mein Amt als Fährmann und als Wächter —
Hab' weder Morgens noch Abends Ruh'.
Die Menschen vermehren sich immerzu,
Weshalb sie auch in immer größ'ren Mengen
An unser stygisches Ufer drängen.
Wenn ich viel hundert Arme hätt',
Ich machte das Bedürfniß doch nicht wett.
Wie soll ich mich da mit Lectüre befassen?!

Brandt (mit aufblitzender Hoffnung, rasch).

Du solltest mit Dir reden lassen.

Charon.

Was?

Brandt.

Nimm Dir einen Helfer an!

Charon (spöttisch lauernd).

Du kennst wohl so 'nen hülfsbereiten Mann?

Brandt.

Ei so ein tüchtiger Ruderknecht!

Charon (aufspringend, rasch).

Wie Du!

Brandt (ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen).

Ja wohl! (Zuthunlich ihn unterm Arme fassend). Versteh' mich recht!
Als ich noch droben auf der Erde war,
Weißt Du, warum vor andern ich geachtet,
Bewundert wurde?

Charon.

Nein.

Brandt.

Weil ich
Ein Schiff gerüstet und befrachtet
Und es gesteuert meisterlich.

Charon.

Ein Schiff?

Brandt.

Dem Deinen ähnlich wunderbar!
Wie an dem Deinen waren Kiel und Planken
Gezimmert aus urewigen Gedanken;
Wie Deinem blies in seine Segel breit
Ein rauher Hauch, der doch von Gott geweiht.
Wie auch das Deine trug es Schatten nur;
Wie Deines zog es seine Silberspur
Im Wellenschlage der Unsterblichkeit.

Charon (mißtrauisch).

Wie hieß Dein Schiff?

Brandt.

Das Narrenschiff!

Charon.

Warum?

Brandt (strahlend).
Weil Alles, was ich eitel, schädlich, dumm
Am Menschen fand, das ganze alte Babel,
Das packt ich, um es auf mein Schiff zu bringen,
Und fuhr damit bei Lachen und bei Singen
Nach Narragonien, in das Land der Fabel!

Charon (sehr enttäuscht).
Das war ein Buch!

Brandt.
War ein Gedicht!
Glaub' mir, 'nen besser'n Fährmann find'st Du nicht!

Charon (verächtlich).
Als einen der mit Narren ausgefahren?!
(Wendet sich mürrisch zum Gehen.)

Brandt (ihn sanft zurückhaltend).
O, schmähe nicht die Narrheit jener Welt!
Wie manchem, den man wunderweise hält,
Zeigst Du gleich auf der Ueberfahrt den Sparren?
Wie manchen macht nicht erst der Tod zum Narren?
Wie mancher kommt uns vom Schaffot heraus:
Du sagst, er war nur reif für's Narrenhaus!
Wie mancher hört in Hoffnung, Lieb' und Glaube
Das Schellenklingeln nur der eig'nen Narrenhaube!
O, schmäh' es nicht, das liebliche Getön;
Das Leben und die Narrheit sind so schön!

Charon (zornig).
Das Leben?! So? Da hast Du Dich verplaudert!
Den alten Charon willst Du überlisten?
Pack' Dich! zu lange schon hab' ich gezaudert.
(Nimmt das Ruder auf.)

Brandt.
Charon, was denkst Du?

Charon.
Ei die schlauen Christen!
(Nachäffend.) Charonchen, quälst Dich! solltest Dich verschnaufen!
Dir einen Ruderknecht und Helfer kaufen!
(Ernst.) Jawohl! und stößt das Fahrzeug nur an's Land,
Dann Ruderknecht Ade! Mit allen Winden
Kannst Du das Seelchen nimmer wiederfinden
Und Esel Charon hat dann Spott und Schand'.
Du warst Poet und Diplomat,
Die Doppelsorte scheint mir sehr gefährlich!

Brandt.
Ich schwöre Dir —

Charon.
Du bist nicht ehrlich.

Brandt.
Es kam doch früher vor, daß man die Welt betrat
Noch manches Jahr nach seinem Tode.

Charon.
Vordem! Jetzt aber ist das Spuken aus der Mode
Und abgeschafft sind Geister und Gespenster.
Pack Dich! (Schlägt mit dem Ruder nach ihm.)

Brandt (ausweichend).
Sei nicht so widerwärtig!

Charon.
Man wird mit Euch nicht anders fertig.
Ich hab' das ewige Drängeln satt.

Brandt.
O könnt' ich einmal nur die bunten Fenster
Am hohen Dome meiner Vaterstadt
Im Mondenschein erglänzen sehn!

Charon.
Derlei Gelüste laß Dir nur vergeh'n!

Brandt.
Nur Eine Nacht! Nur eine Stunde! Nein!
Nicht länger als ein Kranich über'n Rhein
Zu fliegen Zeit braucht, der nach Westen flieht;
So lange nur bis ich den trauten Schall
Der Muttersprache wiederum vernommen,
Aus deutschem Mund gehört ein deutsches Lied —
Dann, Charon, will ich wiederkommen!

Charon.
Nun frag' ich Dich, ist in dem ganzen Schwall
Von Worten auch ein Fünkchen von Verstand?

Brandt.
Charon, Du hattest nie ein Vaterland!

Charon.
Und Du hast keines mehr,
Kein and'res mehr als meines, dessen Schwelle
Gehütet wird von dieser dunklen Welle,
Von dannen keine Wiederkehr!

Brandt.
Nein, *meine* Heimath ist im Licht.
Und ob ich immerdar im Dunkel bliebe,
Der alten Heimath bleibt die alte Liebe.
So mit den tiefverschlung'nen Wurzeln hält
Den Eichbaum fest der Staub der Unterwelt,
Und dennoch greift mit allen seinen Zweigen
Er nach des Himmels blankem Sternenreigen
Und grünt ihm zu und reckt sich auf in's Licht
Und weiß doch, er erreicht ihn nicht!
Sahst Du denn nie? so oft auf Deinem Kahn
Die Jüngstverstorbnen dieser Küste nah'n,
Wie sich die Schatten hier am Ufer drängen
Und eilends Alt und Jung sich durcheinander mengen,
Sowie Du nur das Land erreicht?
O was sich liebt, es findet sich so leicht!
Hier fassen sich zu früh getrennte Gatten,
Dort birgt in Mutterarmen sich geschwind
Das nun nicht länger mehr verwaiste Kind

Und vor des Ahnherrn hocherhabnem Schatten
Beugt sich der Enkel spätestes Geschlecht.
Mit frisch Erlebtem tauscht sich langverschollne Kunde,
Manch Räthsel löst sich in der ersten Stunde,
Das droben keine Lösung fand.
Und andre, die sich lebend nie gekannt,
Ja solche selbst, die sich gewohnt zu hassen,
In einer Frage grüßend sich umfassen,
In einer Liebe, die uns Alle band
Und binden wird, von der die Todten selbst nicht lassen,
Die Lieb' zur Heimath und zum Vaterland!
Doch wenn ich mich in's Gedränge
Neugekomm'ner Schatten menge
Und mich jenem oder diesen
Nahe, die man mir gewiesen,
Daß die liebe Vaterstadt
Sie gezeugt, genähret hat,
Wollen die mich nicht erkennen;
Thu'n so stolz, verächtlich gar.
Enkel meiner Enkel nennen
Mich nur Querkopf und Barbar!
Und sie schwatzen und salbadern,
Daß sie Frankreichs Theil und Gut
Und mein Blut in ihren Adern
Nennen sie französisch Blut.
Dem der Muttererde Schollen
Fielen auf die Todtentruh'n,
Meine armen Aschen sollen
Nicht in deutscher Erde ruh'n?
Ich, der selbst zu heutigen Zeiten
Keine Silbe Wälsch versteht,
Ein französischer Poet?! —
Aus dem Schoß der Seligkeiten,
Aus des ewigen Friedens Glück
Scheucht's mich auf. Ich muß bestreiten
Was die Lügenden verbreiten:
Laß zur Erde mich zurück!

Charon.

Wenn's gescheh'n, wie jene spricht,
Kannst Du's ändern?

Brandt.

Freilich nicht.
Aber wissen will ich's, wissen,
Ob ein Volk, aus dessen Schachten
Man zu Schwertern Eisen gräbt,
Dem in Hunderten von Schlachten
Selbst die Riesin Rom gebebt,
Das nur Helden einst gebar,
Jetzund aller Ehren bar.
Wissen will ich's, ob es wahr,
Daß aus Lippen und aus Herzen
Sie die Muttersprache merzen,
Ob die Kaiser ausgestorben
Und das deutsche Volk verdorben.
Will's verwinden, will's verschmerzen;
Aber wissen will ich's, wissen.
Aus des Zweifels Finsternissen,
Aus des Zweifels Höllenpein
Mußt Du, Charon, mich befrei'n!
Thust Du's nicht —

Charon.

Wie könnt' ich's!

Brandt.

Nein?!

Charon.

Hörst Du, wie sie drüben schrein!
Laß mich los! ich muß zu Schiff!

Brandt.

Geh'! Doch wenn Du jenseits bist,
Schrei' es aus nach allen Winden,
Daß die Hölle mehr doch ist
Als Phantasma, Fabel, List,
Ausgeheckt von Furcht und Pfaffen.
Sag', daß wirklich sie geschaffen,
Nicht für Sünder zwar und Schlechte,
Nein, für Gute, für Gerechte!
Und daß ich, der ich mein Leben
Treulich meinem Gott ergeben,
Meiner Heimath, meinem Stamme,
Hier in dieser Hölle flamme!

Charon.

Liebster, sollt' ich jenen Leuten
Näher nicht die Wahrheit deuten,
Daß die Hölle nicht entstammt
Der Erfindung des Gelichters,
Das so gern verflucht, verdammt;
Sondern daß sie einzig flammt
Im Gehirne eines Dichters?! —
Was auch Deine Heimath bliebe,
Du bleibst deutsch, wie Dein Gedicht!
Seltsam Volk, ich fass' Dich nicht,
Dem die Leidenschaft — zur Liebe
Und die Liebe wird — zur Pflicht. —
Wie dem sei . . . mich rührt Dein Flehen.

Brandt.

Darf ich mit zu Schiffe gehen?

Charon.

Nein!

Brandt.

Weh!

Charon.

Weinen hilft hier nichts!
Meinen Vortheil und den Deinen
Denk' ich weise zu vereinen.

Brandt.

Wie?

Charon.
Zur schönen Welt des Lichts
Find'st Du keinen Weg mehr . . . .
Brandt.
Keinen?!
Charon.
Darfst trotz allem Fleh'n und Beten
Straßburg nimmerdar betreten.
Brandt.
Aber —
Charon.
Sehen sollst Du's!
Brandt.
Sehen?!
Charon.
Schauen — ohne drin zu gehen,
Schauen — ohne zu berühren,
Schauen — wie ein Spiegelbild
Treu und wahr. Doch nicht umsunst!
Brandt.
Sprich! Ich bin für solche Gunst
Gern zu jedem Dienst gewillt!
Charon.
Wolan! Das viele Streiten,
Das sich in neusten Zeiten
Von Dir und Deines Landes Kindern,
Ob Eure liebe Vaterstadt
Deutsch oder Wälsch, erhoben hat,
Dies Streiten hab' ich gründlich satt
Und will es gründlich hindern.
Wenn das noch lange währen soll,
Wird mir der ganze Hades toll.
Besonders hier die hübsche Promenade
Am acherontischen Gestade
Wird, wenn man Euer stet' Gezänke hört,
Für andre liebe Seelen sehr gestört.
Da Du Dich nun für diese brennende Frage
Interessirst, nimm auf Dich auch die Plage.
Die Antwort sei noch heute klar gestellt!
Brandt.
Ei darum will ich ja zur Oberwelt!
Bist Du als Lohn zu schenken mir gewillt
Was als der Lösung einzig Mittel gilt,
Wem soll die Gaukelei behagen?
Ein nackter Mann soll sich mit Panzerreitern schlagen:
Die Waffen wollen wir ihm zwar versagen;
Doch, trug er nackt glorreichen Sieg davon,
Mag er, hernach, zu seiner Thaten Lohn
Im Frieden Schwert und Harnisch tragen.
Geh', Du verhöhnst mich.
Charon.
Ei warum?
Es laufen hier bereits genug herum
Aus Elsaß und Lothringen,
Die magst Du nun zusammenbringen.
Reit' auf dem Sturm, spann alle Flügel aus,
Der Unterwelten ungeheures Haus
Durchflieg' vom Aufgang bis zum Niedergang!
Und mit des Herzens tiefstem Klang
Ruf' an die Sänger und die Helden,
Ruf' an die Weisen und die Fürsten,
Die sollen Dir die Wahrheit melden,
Nach der wir allzusammen dürsten.
Und wie sie's künden, soll's besteh'n
Und Zank und Streit zu Ende geh'n.
(Wendet sich zum Gehen.)
Brandt.
Und glaubst Du, wenn sie mir beschwören,
Daß Straßburg keltisch denkt und spricht,
Ich möcht's noch einmal seh'n und reden hören?!
Charon (auf der Höhe neben dem Thurme).
Na, Freund, dann siehst Du's eben nicht.
Ich bin des guten Willens dann entbunden.
Doch — wird der Spruch nach Deinem Wunsch gefunden,
So halt ich was ich Dir versprach.
Hier auf des Todtenflusses fahle Dünste,
Wie's leibt und lebt, mal' ich Dir Straßburg nach.
Ei, auch die Unterwelt hat ihre Künste . . .
Und nicht die schlechtesten! (Steigt in den Kahn.)
Doch nun Ade!
Schon bin ich argen Säumens schuldig
Und die dort drüben werden ungeduldig.
(Stößt vom Land ab und verschwindet hinter Nebel und Wolken.)

Vierte Scene.

Sebastian Brandt allein.

Brandt (auf dem Felsstück sitzend).
O weh' mir, weh'!
Ich fühl' es, mit dem Muthe bricht die Kraft.
Wie lange währt nicht schon die Wanderschaft
Durch diese Thäler, über diese Berge!
Was Du mir heut' befiehlst, kurzsichtiger Ferge,
Ich hab' es viele Jahre schon versucht.
Doch was mein Bitten mir und Fragen
An aller Antwort eingetragen,
Es klang verzweifelnd, klang verrucht . . .
So soll ich denn in meinem Gram vergehen?!
Und dennoch, wenn's geläng? — ach, es gelingt ja nicht! —
Doch wenn vielleicht? — dann dürft' ich's wiedersehen!
Straßburg, wie's leibt und lebt und singt und spricht!
O Heimath, meiner Liebe Diadem!

(Springt auf.) Auf, auf, Du träge Seele!
Ich will's versuchen und trotz alle dem!
O hätt' ich eines Engels Kehle,
O hätt' ich eines Dämons Witz!
Bin ich ein Deutscher? bin ein Franke?
Leih' Deine Schnelligkeit mir, jäher Blitz,
Leih' Deine Klarheit mir, unsterblicher Gedanke!
(Will rechts abgehen.)

Fünfter Auftritt.

Elsässerin (führt den) **Eulog. Schneider** (von links auf die Scene). **Brandt.**

Elsässerin (zu Schneider).
Da ist er!

Schneider (zum abgehenden Brandt).
Hé là bas!

Elsässerin (Brandt nachrufend).
Monsieur!

Brandt (für sich).
Fort, fort!

Elsässerin.
Verweile lieber noch an diesem Ort!

Brandt.
Wozu?

Elsässerin.
Um Dich der Wahrheit zu erschließen.
Mein Reden galt Dir Lug und Trug;
Vielleicht dünkt dieser da Dich Arzt genug,
Dem störrischen alten Kind auf Einen Zug
Das bittre Tränklein einzugießen.

Schneider (der sich in martialische Positur stellt).
He Bürger, da herein!

Brandt (zögernd für sich).
Was soll mir der?
Sieht so der Mann der redlichen Gewähr?
Der wüste Kerl mit seiner Narrenfratze,
Aus Pfaffe, Henker, Bock und Katze
Scheint er gemengt. — Ich geh'. Von solchen Kunden
Mag Wahrheit selbst wie Lüge munden.
(Will ab, hält dann plötzlich inne.)

Elsässerin (zu Schneider).
Er geht!

Schneider.
Oho!

Brandt (für sich).
Allein warum nicht hören?
Rein Wasser rinnt ja auch aus krummen Röhren.
(Wendet sich zu Schneider.)
Sag' an — doch mach' es kurz . . .

Schneider (ihn schreiend unterbrechend).
Ich pflegt' es so zu machen!
Sehr kurz! (dicht an Brandt herantretend)
Hätt' ich Dich droben, fauler Tropf,
Ich machte kürzer Dich um einen Kopf.

Brandt (gelassen).
Du warst wohl gar ein Halsabschneider?

Schneider.
En gros!

Elsässerin (leise zu Brandt, wie um ihm bange zu machen).
Pst, Pst! es ist Eulogius Schneider!

Brandt (nachsinnend).
Eulogius!

Schneider (ihm zu Hülfe kommend).
Zuerst zu Köllen capucin,
(sich in die Brust werfend, schnarrend)
Alsdann Canonicus, dann Proconsul und öffentlicher Ankläger der einen untheilbaren französischen Republik, rapporteur de la commission révolutionaire extraordinaire du Bas-Rin!

Brandt.
Mich dünkt, den Namen hätt' ich schon vernommen;
Doch tausend Flüch' und wüste Mär'
Von Gräueln kreisten um ihn her!

Schneider.
Willst Du nunmehr zur Sache kommen?

Brandt.
Du bist im Elsaß also wohlbekannt?

Elsässerin (zu Schneider).
Er fragt!

Schneider (zur Elsässerin).
Er fragt!

Brandt (zu Schneider).
Ist's wahr, das schöne Land
Mit seinen dreizehn freien Städten
Sowie das ganze Lotharingien hätten
Zu Frankreichs Krone sich bekannt?
Das deutsche Reich hätt' es gelitten,
Der Kaiser hätt' es nicht bestritten?

Schneider.
Ist wo ein Unsinn solcher Rede gleich?!
Der Schächer spricht von Kaiser noch und Reich!!
Stockfinstren Mittelalters Bruchstück Du,
Jawohl, Du feodaler Mammuthknochen,
Die Wahrheit hat dies hübsche Kind gesprochen:
Wälsch sind die Städte, wälsch das Land!

Brandt (tief betrübt).
Wie ging das zu?

Schneider.
Zuerst probirt' es ein Tyrann.
Der machte wenig Federlesen,
Er sprach: Ich bin der König, seht mich an
Und huldigt mir, denn deutsch seid Ihr gewesen!
Er raubte Stadt und Land wie Räuber rauben
Und wer's nicht glaubte, mußte bald dran glauben!

Brandt.
Das war im Krieg!
Schneider.
Nicht doch, im tiefsten Frieden.
Ein bißchen Rabulisterei,
Gewalt und sehr viel Geld, die halfen mit dabei.
Die Bürger knirrschten wohl, doch fügten sich,
Denn Reich und Kaiser ließen sie im Stich.
Brandt.
Gewaltthat mag mit einem Federstrich
Die Fahnen auf dem Thurm verfärben,
Die Wappen ändern über'm Thor,
Doch Sprach' und Sitten eines Volkes erben
Sich in den Herzen fort. Du machst mir
Flausen vor.
Das Glück kann wechseln.
Schneider.
Gegen Frankreich? Nie!
Brandt.
Ich frage nach der Herzen Melodie.
Die blieb im Elsaß Deutsch!
Schneider (scheinbar gelassen).
So schien es lange —
Da kamen wir!
Brandt (ihn betrachtend).
Du machst mir auch nicht bange.
Schneider (grimmig).
Doch vielen andern macht' ich bang.
(Singt.)
Ja Vielen, Allen macht' ich bang.
Was Frankreichs Königen nicht gelang,
Gelungen ist's den Ohnehosen:
Elsässer machten wir erst zu Franzosen,
Salut, sainte Guillotinette!
Zwei Tonnen und das Fallbeil drauf
Am offnen Markte stellt' ich auf,
Und, festgeschnallt an's Brette,
Kam einer nach dem andern dran,
Ob arm, ob reich, ob Kind, ob Mann;
Ob Weiber, Krüppel, Greise,
's ging immer nach der Weise:
Kopf ab! Kopf ab!

Man glaubt nicht, was beim keckften Muth
Solch ein Maschinchen Wunder thut!
Doch als ein kluges Ungeheuer
Schrieb aus ich eine nagelneue Steuer . . .
Salut, sainte Guillotinette!
Mit Köpfen zahlten allzumal
Je nach Verdienst und Seelenzahl
Die Dörfer und die Städte.
Des Blutes ward ich nimmersatt.
Zu Straßburg in der schönen Stadt
Wie auf dem flachen Lande
Schrie stets die Propaganda:
Kopf ab! Kopf ab!

Zu Brumpt lebt' ein Aristokrat,
Der sehr viel Geld und Güter hatt',
Dazu ein Mägdlein, das mich rührte;
Den steckt' ich rasch in's Loch, der Henker führte.
Salut, sainte Guillotinette! . . .
Mich bei ihm ein als Schwiegersohn.
Er sagte ja; ich zog davon
Mit ihr zum Hochzeitsbette.
Doch kaum, daß wir uns Straßburg nah'n,
Fängt sie mich zu verklagen an.
Da legt man mich in Eisen,
Läßt nach Paris mich reisen —
Kopf ab! Kopf ab!

Ich schwelgte Blut, ich schwamm in Blut!
Mich dürstet noch; das brennt wie Wuth!
Verschmachtend unter hohlen Schatten
Auflechz' ich von den Asphodelosmatten:
Salut, sainte Guillotinette!
Ach, daß man auf der Oberwelt
Das Fallbeil mir zurückbehält!
Wenn ich's hier unten hätte,
Im ganzen Hades reist' ich 'rum,
Brächt alle Todten nochmals um.
O Wollust sondergleichen!
Auch Dich wollt' ich erreichen:
Kopf ab! Kopf ab!
Brandt (spricht).
Heb' Dich hinweg, Du grinsende Hyäne,
Laß fernhin Deinen Blutgeruch verweh'n!
O Vaterland, wenn eine Menschenthräne
Je kostbar war, mußt Du in Perlen stehn!
O auch die Gothen und Burgunden
Sind aus der deutschen Stämme Zahl verschwunden.
Ihr Untergang war heldenhaft, war groß.
Doch Dir mein Stamm, Dir fiel ein Sklavenloos!
Dich stahl man von der Mutter Schooß;
Gekirrt mit Schrecken, aufgesäugt vom Hasse,
Bist Du entartet zu der Mischlingsrasse,
Zum Wechselbalge, der sich selbst nicht kennt.
Schneider.
Die Freiheit ist des Galliers Element!
Sie ward gerettet. Gilt Dir diese Nichts?
Brandt.
Weh', wer den Namen Gottes eitel nennt!
Die Freiheit auf den Lippen eines Wichts?!
Du allerhellster Strahl des Himmelslichts,
Posaunenstoß des ewigen Weltgerichts,
Wie irrst in vielgebrochnen Farben Du,
Gebrochnen Ton's der armen Erde zu!

Die Freiheit? O, das vielmißbrauchte Wort!
Ein nie ganz aufgehellt Mysterium
Trägt jeder mit dem schönen Wort herum;
Doch schafft es ihm so hier wie dort
Erst dann das allergrößeste Behagen,
Hat er die Freiheit, Andere zu plagen.

Schneider.

Er lästert, heilige res publica!

Brandt.

Was man bald mit Geschrei, bald mit Gebrumme
So nennt, ist eine ausdehnbare Summe
Meist unbestimmter Privilegia.

Schneider.

Zu freien Bürgern schuf ich Eure Knechte,
Der Menschheit gab ich ihre Menschenrechte!

Brandt.

Die Sprache bleibt des Menschen erstes Recht
Und die Gemeinschaft seines Volks das zweite.
Dein Freiheitsbote war der Henkersknecht!
Wer von der Heimath meinen Stamm „befreite“,
Der legt' ins Geiernest das Adlerei —
Gab's jemals eine größ're Tyrannei?!

Schneider.

Solch' Winseln war mir immer einerlei.
Geschehen ist's mit Feuer, Beil und Messer;
Niemand im Elsaß will es jetzo besser,
Nun ist man wälsch und bleibt dabei.

Brandt.

Ew'ge Gerechtigkeit, Dein Schlaf ist schwer!

Schneider.

Ei, Frankreich ist die Königin der Welt,
Es nimmt sich was ihm wohlgefällt.
Dein Elsaß jammert Dich so sehr?
Na tröste Dich! In diesen Tagen —
So hört' ich einen Neugekomm'nen sagen —
Will Frankreichs nie besiegtes Heer
Den ganzen Rhein hinab die Adler tragen.
Und nicht nur Lothringen und Elsaß, nein
Die Länder alle auf dem linken Rhein,
Sie sollen ewig nun französisch sein!
(Frech:) Wer will es hindern? Wer den Strom vertheidigen?!
(Man hört in der Ferne, wie auf dem Wasser und vom Winde hergeweht, die „Wacht am Rhein“; das Lied klingt während der ff. Worte noch eine Weile und wie immer näherkommend fort.)
Seid froh, wenn wir Euch weiter nicht beleidigen.

Brandt (zusammenbrechend).

Schweig', schweig', — Pfui, abgestand'ner Bodensatz
Verdorbner Hoffnungen, wie schmeckst Du bitter!..
Und Ihr daheim, entartetes Geschlecht,
Wühlt Eurer Ahnen Gräber auf, zerbrecht
Die Bilder uns'res Ruhms und gebt den Winden,
Die ostwärts blasen, unsres Staubes Rest!
(Sich aufraffend.) Ich will den Weg zum ewigen Schauder finden;
In's lautlos Einsame wühl' ich mich fest;
Mir soll kein Schatten fürder sich gesellen!
Will Lethe suchen. Sag', wo quillt Dein Thau?
Vergessenheit, wo rauschen Deine Quellen?! (Bricht wankend in die Kniee.)

Sechste Scene.

Eulogius Schneider. Sebastian Brandt. Die Elsässerin (welche während der vorigen Scene die Klippen im Hintergrund bestiegen hatte und hinter denselben am Ufer verschwunden war, wird wieder neben dem Thurme sichtbar).

Elsässerin (herabeilend).

Sie kommen! Charon kommt! Soweit ich schau',
Drängt Mann an Mann zu vielen Tausenden.
Horch, horch! Entführt vom Sturm, vom sausenden,
Ist vor den Männern schon ihr Lied gelandet.

Schneider (horchend).

Kennst Du die Weise? (Der Gesang erlischt.)

Elsässerin.

Nein. (Horchend.) Die Woge brandet,
Der Wind schlägt um; verlöscht ist der Gesang —
(rechts hin sehend) Doch wer kommt dort den Uferpfad entlang?
Sieh' nur, wie glänzend weit das große Auge späht!
Auf seinen schönen Lippen steht
Erhabne Freude.

Schneider (unwillkürlich).

Welche Majestät!
(Sich fassend, ärgerlich.) Erhaben? schön? Ah bah, mich dünkt, der Mann
War weiland seines Zeichens ein Tyrann.

Elsässerin.

Das glaub' ich nicht. Ich seh' ihn dann und wann,
Meist einsam, oft mit Dichtern auch und Denkern,
Mit Helden und mit Staatenlenkern.
Und als ich jüngst Voltaire, dem großen Weisen,
Die Grüße der Bewund'rung wollt' erweisen,
Sah mich der Alte gar nicht an,
Denn eben kam derselbe stille Mann
Des Wegs daher. Ihm neigte sich Voltaire
Und gab dem hohen Schatten seltne Ehre,
Und mit ihm wandelnd auf der linken Seite
Gab er still redend lang ihm das Geleite.

Schneider.

Ich hab's! Der Mann ist Friederich der Zweite!
Den will ich 'mal des Näher'n mir beseh'n.

Elsässerin.

Er ängstigt mich. Laß uns bei Seite geh'n.

Schneider.

Warum nicht gar, ein Ohnehosen?!
Paß auf!

Elsässerin.

Willst Du denn einem König huldigen?

Schneider.

Im Gegentheil! Er soll sich gleich bei mir entschuldigen,
Daß er einst Krone trug.

Elsässerin.

Er liebte die Franzosen?

Schneider.

Das wohl, doch — schlug er sie und sehr empfindlich.

Elsässerin.

Bei Roßbach?

Schneider (sich hinter dem Ohre kratzend).

Ja, es war ein Hauptscandal!

Elsässerin.

Was liegt an Anno dazumal!
Jetzt sind wir, Gott sei Dank, schon längst unüberwindlich!

Siebente Scene.

Die Vorigen. Friedrich der Große (der während der letzten Worte langsam von rechts gekommen und erst in freudiger Erwartung dem Ufer zugeschritten ist, sieht sich um und tritt zu Seb. Brandt, welcher an dem Felsstück in schmerzlicher Versunkenheit zusammengebrochen liegt).

Friedrich.

Erhebe Dich, Du gramgebeugte Seele,
Heut' ist zur Klage hier kein Ort!
Wer bist Du? Künde Deinen Schmerz, erzähle,
Befreie Dich mit einem lauten Wort!

Brandt (am Boden).

Laß mich!

Schneider (der sich in allerhand großartig sein sollende Posituren wirft, um Friedrichs Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, zur Elsäss.).

Gib Acht, nun reicht er mir die Hand.

Friedrich (zu Brandt).

Steh' auf!

Brandt (zu Friedrich).

Du kannst mein Elend nicht verstehen,
Du warst ein Mensch und hast ein Vaterland.

Schneider (sich räuspernd).

Hum, Hum!

Elsässerin (zu Schneider).

Er scheint Dich ganz zu übersehen.

Schneider (zur Elsässerin).

Geduld! (Tritt näher zu Friedrich.)

Friedrich (zu Brandt).

Ich war und bin ein deutscher Mann
Und einer, der sich dessen rühmen kann.

Brandt (aufsehend, wild).

Kannst Du das wirklich?! So vernimm alsdann:
Was Deines Ruhms, ist meiner Schande Grund.
Ich war ein deutscher Mann! was bin ich jetzt?!

Friedrich (lächelnd).

Ein Räthselschmied.

Schneider (aufdringlich zu Friedrich).

Ich mach' Dir kund
Was diesen Bürger so entsetzt.
Du weißt — citoyen ... Sire ... lieber Vetter ...
Nein! Freiheit, Gleichheit ... Himmeldonnerwetter!
Ich meine Straßburg ... Elsaß ... Sonst und Jetzt ...
Der gallischen Rasse Superiorität
Enfin dem Krautkopf nicht zu Sinne steht.

(Friedrich, der sich lächelnd nach dem Schwätzer umgesehen, richtet Brandt auf.)

Schneider (zur Elsässerin springend).

Hast Du geseh'n? Er schmunzelt, der Tyrann,
Bedeutungsvoll!

Elsässerin.

Er sieht Dich gar nicht an.

Schneider (des abgewandten Friedrich Hals bewundernd, in Verzückung).

Potz Henker, welch' ein Hals!

Elsässerin (achselzuckend).

Ein Hals wie andre mehr.

Schneider (ganz außer sich).

Warum nicht gar! Schaff' mir ein Fallbeil her!
Das ist ein Hals von hunderttausend Hälsen!
Mir schwimmt das Aug', mich kitzelt's in der Sohle,
Ich muß — komm tanz' mit mir die Carmagnole!

Elsässerin (den Tanzenden aufhaltend).

Komm lieber mit hinab zu Charons Felsen.
Siehst Du viel reisig Volk auf dunklen Wogen schwanken,
Das bringt Dich bald auf andere Gedanken!

(Geht nach dem Thurme zu.)

Schneider (nunmehr der Elsässerin Hals in steigender Gier bewundernd).

Ich seh' erst jetzt ... auch dieser volle Nacken!
Ein Wunderwerk, ein Meisterstück!

Elsässerin (ausweichend).

Oho!

Schneider (der nach rückwärts weichenden folgend).

O diesen Hals mit strammen Fäusten packen,
Mit funkelblanker Schneide niederhacken —
Das wäre prachtvoll!

Elsässerin (voll Gelächter).

Ah, c'est rigolo! (Sie machen sich mit Haschen und Ausweichen im Hintergrunde zu schaffen und stellen sich dann bei Charons Thurm auf, nach dem Strom sehend.)

Brandt (zu Friedrich, der ihn aufgerichtet und zu einem Sitz geführt).
Hilfreicher Geist, laß mich allein, mir frommt
Kein Trost mehr, der von Menschen kommt.

Friedrich.
Ich sage Dir, heut' ist ein Freudentag
Für jedes Herz mit deutschem Schlag.

Brandt.
Was soll das mir? Durch meines Herzens Mitten
Ward ich vom Mutterlande losgeschnitten.
Kannst Du als Zeuge nicht ersteh'n
Und die Geschichte Lügen strafen,
Laß mich nichts hören, laß mich schlafen
Und in Vergessen untergeh'n!

Friedrich (freudig nach dem Ufer sehend).
Ich weiß nicht, was die Stunde bringen mag,
Doch daß sie Großes bringt, sagt mir des Herzens Schlag.
Es geht ein Strom durch diese Lüfte,
Ein Grüßen weht durch alle Klüfte,
Ein Jubel blüht auf allen Auen —
Nicht in die Zukunft kann ich schauen.
Doch fühl' ich's hier (auf's Herz deutend): Die Preußen kommen!
Hast solche Kunde Du nicht auch vernommen?

Brandt (Friedrich anstarrend).
Was hilft's mir, wenn die Preußen nah'n?
Ein kleines Völkchen, fern im Osten,
Halb ausgerottet von den Ordensrittern,
Bedrückt von polnischen Starosten —
Drob soll mein Herz in Wonne zittern?
Was geh'n denn mich die wilden Preußen an!

Friedrich.
Vom deutschen Schwert erobert, blieb der Namen
Auch jenen, die dahin zu pflügen kamen.
Und mit dem Schwert und mit dem Pflug
Geschah'n der Wunder so genug,
Daß sich des wilden Namens Ehre
Ausbreitete vom Fels zum Meere.
Vom Niemen weithin über'n Rhein,
Von Jütlands Mark, vom Bernsteinstrande
Und tief in's Schwabenland hinein
Berühmen preußisch sich die Lande.
Schon wandeln mag der Tag einher,
Da Preußen reicht von Meer zu Meer.
Doch preußisch heißt nicht mehr ein Stamm;
Preußisch heißt deutsch, nichts andres mehr.
Preußisch heißt arbeitsam und brav und gut,
Gehorsam, unverzagt und stramm.
Heißt Eisen in der Faust, im Blut,
Heißt aufrecht stehn, aus klugen Augen schau'n,
Heißt Gott, dem Führer und sich selbst vertrau'n.
Und wie gar oft des Volkes Lied
Mit schlichtem Wort den Kern der Dinge sieht,
So schließt das Preußenlied, das manches Schöne sagt,
Mit einem Reim, der mir gar sehr behagt.
Es heißt: „Sei's trüber Tag, sei's heller Sonnenschein,
Ich will", verstehst Du wohl? „ich will ein Preuße sein!"
Nicht die Geburt nur, auch des Willens Kraft
Ist was den Preußen zu dem Preußen schafft.
Kehrt erst der rechte gute Willen ein,
Dann wird Ein Hirt und Eine Heerde sein!

Brandt.
Nun erst erkenn' ich Dich, Du Segenspender.
Ja Du bist's, dem die Deutschen aller Länder,
Will sie der Gram um's Heimathland ersticken,
In die verklärten Königsaugen blicken.
Du, Allen trostesvoll, mir bist Du's nicht!
Wie stark es sei, Dein Schwert zerbricht,
Willst Du es gegen Frankreich tragen.
Wer hätte Frankreich je geschlagen!

Friedrich.
Ich hab's gethan! und meiner Helden Kinder
Vor funfzig Jahren schlugen es nicht minder.
Schon sah das übermüthige Paris zum zweiten Mal
Die Preußen in des Sieges Strahl.

Schneider (vom Felsen herunterschreiend).
Ja, rühmt Euch noch ob solcher Schlacht!
Mit ungezählter Uebermacht,
Verbündet mit Kroaten und Kosaken,
Kirgisen und Mongolen und Slowaken.
Nachdem wir Blut in aller Welt gelassen,
Da wagten es die Kräh'n in dichten Massen
Den wunden Aar in's Fleisch zu hacken!
Allein wart' Ihr des Ueberwinders Beute,
Ihr war't es immer und Ihr seid's noch heute!

Friedrich.
Verläumder!

Brandt.
Laß den Schwätzer schrei'n!
Dir will ich glauben, Dir allein!
Da Ihr den Gallier bezwungen,
Habt Ihr ihm auch den alten Raub entrungen
Und Elsaß mit der alten Liebe Bande
— Straßburg, mein Grab und meine Wiege —
Auf's Neu' verknüpft dem Vaterlande?

Friedrich.
Nein!

Brandt (springt auf).
Nein? Ei so verschweig' mir Eure Siege,
Die ohne Frucht nur taube Blüthen sind
Am blutigen Stab entfremdeter Gewalten!
(auf die beiden am Thurme zeigend) Der Schächer dort
und dies entartet' Kind,

Sie haben leider Recht behalten.
Laß mich! (Will ab.)

Friedrich (ihm den Weg vertretend).

Schilt nicht auf große Zeit!
Gewonnen hatten's die Soldaten,
Allein der Bundsgenossen Neid
Das Ungeschick halbwüchsiger Diplomaten
Den schönen Siegespreis verrathen.

Brandt.

O große Schmach, o größ're Schuld,
Du Volk der schläfrigen Geduld!

Friedrich.

Schon meinem Ahnherrn war das Herz gebrochen,
Da er den Elsaß hielt mit Siegeswaffen
Und durft' ihn doch dem Wälschen nicht entraffen,
Da ward von ihm das Seherwort gesprochen:
„Es wird dereinst aus unsern Knochen
Ein Rächer auferſteh'n!"
Harr' aus! Mir ahnt, es sei gescheh'n.

Brandt.

Laß mich zufrieden! schweig' vom Rächen!
Ich lenke meinen müden Schritt
Nach des Vergessens Schlummerbächen. (Im Abgehen zu den Andern.)
Ihr meldet Charon, sein Versprechen
Sei eingelöst; ich meines Wunsches quitt.
Ich will fortan kein Wörtchen Deutsch verstehen
Und meine Heimath niemals wiedersehen:

(Wie er abgehen will, erscheint in den Nebeln über dem Wasser das Bild der Stadt Straßburg, im Vordergrunde das zerschossene Steinthor und die ausgebrannten Kasernen der Finkmatt, in der Mitte der Münsterthurm mit der wehenden schwarzweißrothen Fahne. Das Orchester intonirt ganz leise die Melodie: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt", aus welcher sie im Verlauf der folgenden Scene in „die Wacht am Rhein" übergeht. Eulogius Schneider und die Elsässerin kommen auf die Scene herab. Ihnen folgt Charon, das Ruder über der Schulter. Hinter ihm treten die deutschen Soldaten aller Gattungen (ohne Trutzwaffen) auf die Bühne, deren ganze Breite einnehmend sie sich zum Vormarsch ordnen. Zu beiden Seiten der Bühne zeigen sich ältere Bewohner der Unterwelt in den Trachten aller Jahrhunderte, den Ankommenden mit Zeichen der Neugier und Freude entgegensehend. Findet der Zuschauer unter ihnen bekannte volksthümliche Figuren seiner Heimathgeschichte, so muß dies den Eindruck der Scene steigern.)

Achte Scene.

Die Vorigen. Charon, deutsche Soldaten und andere Schatten.

Schneider (staunend nach Oben sehend).

Was ist das?!

Elsässerin (ebenso).

Straßburg!

Brandt (entzückt).

Charons Zaubermacht!

Charon (lachend zu Brandt).

Kleingläubiger, hab' ich Dir's recht gemacht?

Brandt (ohne sich vom Bilde abzuwenden).

Soll ich Dir danken? Meine Lippen zittern
Und meine ganze Seele liegt im Schauen,
O Heimath!

Elsässerin (erschreckt).

Seh' ich recht? Ob Straßburg's Auen
Wallt Dampf und Feuer auf.

Schneider.

In nackten Splittern
Verkohlten Balken ragen diese Dächer!

Brandt.

Zerborstnes Thor, zerbröckelnde Gemächer,
Zerschoss'ne Wälle! — Charon, welche Noth!

Friedrich.

Und diese Fahne schwarz-weiß-roth,
Die auf dem Münsterthurme weht,
Weß Zeichen ist sie und wer pflanzte dort
Sie auf?

Brandt.

O Charon, mir vergeht
In Angst das Herz!

Elsässerin (zu Charon).

O sprich ein klares Wort!

Charon.

Was sich in jüngster Zeit in Land und Stadt
Zu ewigem Ruhme zugetragen hat,
Das werden (auf die Soldaten deutend) jene tapferen Seelen
Weit besser Euch als ich erzählen.
Sie rücken an mit Sang und Klang,
Ein Jubeltag sei ihr Empfang!
Die höchsten Ehren sollen sie erheben
Und ewig diese großen Todten leben!

Die Soldaten

(kommen unter den Klängen des Liedes: „Die Wacht am Rhein" in den Vordergrund geschritten, jeder die Hand auf des Andern Schulter oder Arm in Arm. Jedes Haupt mit einem Lorbeer- oder Eichenkranz geschmückt. Der mittlere Mann der vordersten Reihe trägt eine schwarz-weiß-rothe Fahne. Zuruf von allen Seiten.)

Friedrich.

Die Preußen sind's! . . . Willkommen, meine Kinder!

(Eilt auf die Soldaten zu und begrüßt sie, die ihn nun im Halbkreis umgeben.)

Erster Soldat (mit der Fahne).

Glorreicher König — denn Du mußt es sein,
Mußt Friedrich sein. Im Antlitz der Verklärung
Erkennen wir die ernsten Züge wieder,
Die jeder Preuße schon als Kind verehrt.
Wir grüßen Dich mit hoher Heldenkunde.

Aufging die Saat, die Du einst ausgestreut,
Vollendet ist, was Du von Fern geschaut:
Der Jüngling Preußen ward zum Manne Deutschland!
Und diese Fahne hier des neuen Reichs
Sie neigt vor Deinem hohen Genius,
Dem schöpferischen, sich zum Königsgruß.

Friedrich (die Fahne fassend).
Des Reichs Panier? In Deiner, Preußens Hand?
Gib her, Laß seh'n! (er entfaltet sie)
Entwickle Dich, Du jugendliches Banner!
Heil Dir, in Deinen Falten rauschet Sieg
Und Lorbeerdüfte regnen auf mich nieder!
Das ist des Reiches Banner? Schwarz und weiß,
Die Preußenfarben und dazu das Roth!
Soll es mir deuten, daß in Strömen Bluts
Des neuen Reichs Einheit vollendet ward?

Erster Soldat.
Ja König, Deine Deutung ist gerecht.
In Strömen ist's geflossen, unser Blut
Und das des frechen Feindes. Fest gekittet
Mit so kostbarem Safte, steht es da,
Hochragend als Europa's größte Macht,
Ein einig Reich von vierzig Millionen
Und Hohenzollern trägt die Kaiserkronen!

Friedrich (die Fahne an's Herz drückend).
Gerechter Gott!

Schneider (der sich herzugeschlichen, halb verlegen, halb frech).
Ei, wer war denn der Feind?

Erster Soldat.
Frankreich.

Schneider (hohnlachend).
Und Ihr habt es geschlagen?

Erster Soldat (mehr zu Friedrich als zu Schneider gewandt).
Ja!
Wir schlugen es aufs Haupt in sechs und zwanzig Schlachten,
Wie blut'ger sie die Erde nie geseh'n,
Wir nahmen mehr als dreißig feste Plätze.
Bis an das Meer, bis über die Loire
Und wo der Schweizergrenze Berge steh'n,
War alles Land in unsern Siegerhänden,
Bezwungen selbst das mächtige Paris
Und Frankreichs Heere kriegsgefangene!

Schneider (achselzuckend, dazwischenrufend).
Das kaiserliche Frankreich — meinethalb!
Allein die Republik! — wär' die gewesen —

Erster Soldat.
Den Kaiser schlugen wir und nahmen ihn
Mit seinem ganzen großen Heer gefangen.
Da galt es einen neuen, zweiten Krieg,
Den mit der Republik — sie ward geschlagen
Und tiefer als das schlimme Kaiserthum!
Vernichtet lag das stolze Frankreich da,
Das übermüthig uns zum Krieg gezwungen,
Und bat um Frieden.

Brandt (besorgt und leise zu Friedrich).
Frieden!... Frag' ihn doch..
Du weißt: die Diplomaten!

Erster Soldat.
Sei getrost!
Des Staates Wohlfahrt ruht in besten Händen!

Brandt (zum Soldaten).
Und jene schöne Stadt am deutschen Rhein?

Schneider (von der andern Seite [links] zum Soldaten).
Straßburg?

Erster Soldat.
Ist wieder deutsch und soll es bleiben!

Brandt.
Nun hab' ich keine Wünsche mehr, mein Gott! —
Ich segne Dich, Du liebe Heimathstadt,
Und Dich, mein schönes, gnadenreiches Elsaß!
Gedeiht und blüht im Schoß des neuen Reichs
Und Gottes Sonne, der Euch deutsch geschaffen,
Sie scheine stets auf ein glückselig Land! (Das Bild der Stadt verdunkelt sich allmälig und verschwindet.)

Schneider (der sich nochmals vorwagt, boshaft).
Wer aller war denn Euer Bundsgenosse
In diesem Krieg, den Du so glorreich nennst?

Erster Soldat.
Der alte Gott, der Herr, und . . . Treu' um Treue!

Schneider (mit dem Fuße stampfend).
Verdammt! — (Wild zum Soldaten, halb zum Gehen gewendet) Heidi! Barbarenhabsucht hat
Sich da wohl überladen und die Länder
In Fetzen, eins ums andere losgerissen?

Erster Soldat.
Nichts als was alter Raub uns einst entwendet.

Friedrich.
Und wo die Grenze?

Erster Soldat (nach Oben weisend, wo nun Metz zu sehen ist mit der Mosel und den Forts, wie es sich wohl am Schönsten vom mont St. Blaise ausnimmt).
Sieh mit eignen Augen
Den starken Markstein unsres neuen Reichs,
Meta Teutonica, das deutsche Metz!
Hier wird nunmehr die treue Wacht gehalten!

Schneider (sich bei Seite schleichend).
Nun frag' ich nichts mehr.

Brandt (zum Soldaten).
Mann, laß Dich umarmen!

Friedrich (gegen das Bild gekehrt).
Du bist in guter Hut, Du stolze Burg,

Von diesem Heldenbanner überflattert,
Sei fest, sei treu und Du wirst glücklich sein!
(Unter die Soldaten tretend und dann ihrer zwei bei der Hand fassend.)
Sagt mir nur Eins noch! Liebt Ihr Euch einander?
So recht von Herzen? Fühlt Ihr Euch so ganz
Als Eines Landes Kinder? Nehmt's nicht krumm,
Ihr wißt, ich bin ein alter Mann und hab'
Viel Uebel in der Welt an Euch geseh'n,
Noch mehr davon gehört, von Zank und Undank,
Von Neid und Eifersucht und Bruderzwist.
Ich selber war nicht aller Sünden frei.
(Noch immer mißtrauisch Einen bei der Hand fassend)
Wo bist Du her?

Zweiter Soldat.

Aus Hadersleben.

Friedrich (erstaunt, seine Ausrüstung betrachtend).
Ei!
Siehst aus als wie ein Preuße.

Zweiter Soldat.

Bün ik ook.
Als ik noch so en lütte Slingel was,
Heww'n mi de Danske in ehr Schaule namen.
Dat Gott erbarm! et was en bittern Spaß,
Doch after ward dat beter kamen.
Denn veer und söstig dreite sik de Wind:
Nu bin ik Preuße, will en Preuße sin!
Up ewig ungedeelt is Sleswig-Holstein Din:
Leiw Vadderland, kannst ruhig sin!

Friedrich.

Du wackrer Norden, Dein bin ich gewiß!
(Gegen das letzte Mißtrauen kämpfend.)
Allein im Süden deutschen Lands! — (Einen anderen Soldaten aus der Menge herausgreifend, welchen schon der Raupenhelm als Bayern kennzeichnet)
Sag' an!
Bist Du der unsre . . .

Dritter Soldat (Friedrich unterbrechend, lächelnd).
Wia's d'es eben nimmst!
Es hot da Feind koan Untaschied net kennt,
Er hot uns allsamm 'zsamm nur „prussiens“ g'nennt.
Auf Deutsch hoaßt's Deutsch. Mir wer'n net untascheid'n,
Uns nimmamehr um faule Schlogbam streid'n!
(Den Schleswiger umfassend und wie dieser einem Nebenstehenden die andere Hand reichend.)
Mir sa'n im Feuer z'samagschweist. Mein Eid!
Mir lass'n nimmer vonanand! In Ewigkeit
Oa Herz, oa Sel, oa Gwiss'n un oa Faust!
So is's, so bleibt's un ob dem Teuf'l graust!

Alle Soldaten.

So ist's, so bleibt's für heut und allezeit:
Ein Volk, Ein Reich in Kraft und Einigkeit!

Friedrich.

O selig, wer im Gang der Weltgeschichte
Die Früchte langversenkten Wirkens sieht! —
(zu den Soldaten:)
Wir haben nicht umsonst gelitten! — Kommt!
Ihr sollt in langen, sternenhellen Nächten
Im Kreise von Millionen Seelen uns
Die hohen Thaten Eures Ruhmes künden,
Des Vaterlandes neuerstand'ne Größe! —
Nicht mehr fortan
Soll dies Gestade von der Schatten Zwist,
Vom Gram verwälschter Gräber widerhallen;
Dem Deutschen ward sein volles Eigenthum!
Du Charon, habe Dank für Deine Künste!
Und kehr' ich wieder bei Dir ein, vergönne
Mir manchmal einen flücht'gen Augenblick
Auf's Erdenwallen meines Volks!

Charon.

Sieh hin!
(Es entschleiert sich an Stelle des vorigen ein neues Bild. Man sieht die Linden festlich geschmückt; links die Oper mit der Fahne der Genfer Convention, das Kgl. Palais mit der Königsflagge, rechts die Universität mit dem deutschen Banner, das Standbild Friedrichs, mit Kränzen geziert, in der Mitte und über den grünenden Bäumen die Victoria auf dem Brandenburger Thor. Das Orchester intonirt leise: „Heil Dir im Siegerkranz“.)
Heut klingt wohl Freude durch die deutsche Welt,
Die Hütte schmückt sich wie das Königsschloß,
Ja selig sind die Ueberlebenden.

Friedrich.

Heil Dir, Berlin, Du junge Kaiserstadt!
Die heut so hohe Heldenschaar begrüßt!
Aus allen Welten schallt Dir Jubel zu.
O mög' auch unser Grüßen Dich umtönen:
Der Heimath Heil und ihren Heldensöhnen!

Omnes.

Der Heimath Heil und ihren Heldensöhnen!
(Unter den lauten Jubelklängen des Orchesters fällt der Vorhang.)

Das Classicitätsdogma.

Von Hans Herrig.

Weiterstreben, Vorwärtskommen ist das Wesen alles Lebendigen. Sobald der Fortschritt aufhört, tritt der Rückschritt ein, der Proceß des Lebens verwandelt sich in den des Sterbens. Wer die Blüthe seiner Jahre genossen, eilt dem Alter und dem Tode entgegen. So geht es mit der Entwickelung des Einzelnen, so auch mit der ganzer Völker, ob wir nun ihre politische oder ihre geistige Geschichte ins Auge fassen. Nur so lange bewahren sich Kunst und Wissenschaft ihr wirkliches Leben, als ihnen ein unerreichtes Ideal vorschwebt; sobald sie zum ruhigen Eigenthum gekommen, zur Hütung des Ueberlieferten, verfallen sie; so bald der geistige Besitz nicht mehr wächst, wird er trotz aller Vorsicht zusammenschmelzen. Nur den kann man einen wahren Gelehrten, einen Forscher nennen, der sich mit dem Gelernten nicht begnügen mag. Ein Arzt z. B., der nichts thut, als daß er das Gelernte praktisch anwendet, ist sicherlich kein gelehrter Forscher, sondern im Grunde nur ein geschickter Handwerker, und dasselbe gilt vom Künstler; arbeitet er nicht einem Ideale entgegen, das sich erst verkörpern soll, sondern nach dem Muster eines längst verkörperten Ideals, so ist er ein Nachahmer, ein Handwerker.

Man spricht nun zwar in den Künsten von „ewigen Mustern". So heißt man unter Andern die künstlerischen Leistungen der Griechen. Daß diese indessen keine Muster im Sinne von Modellen sind, hat die Geschichte bewiesen. Weit hinaus über die griechische Kunst ist die unsere geflogen, man denke nur an die Namen Raphael, Shakespeare und Beethoven. Wundersam an den Griechen ist allein der Umstand, daß sie für alle Kunst das typische Volk sind. Selbst in der Musik bewahrheitet sich das. Nirgends eben hat sich die Kunst so nach allen Seiten hin gleichmäßig und vollkommen entwickelt, nirgends in so vollendeter Weise alle möglichen Stadien ihrer Existenz durchlaufen, wie in Hellas. So giebt es andere typische Völker, die Römer in der Politik, die Inder in der Religion. So gibt es auf jedem Gebiete menschlichen Denkens und Seins typische Menschen.

Aber wie die Geschichte den typischen Völkern keine ewige Dauer verlieh, so auch nicht den Leistungen typischer Menschen. Auch sie erliegen der Zeit und ihrer allwaltenden Kritik.

Die tiefsten Anschauungen griechischer Philosophie z. B. stehen für die moderne Auffassung auf dem Standpunkte der Kindheit. Freilich gab es eine Zeit, wo man in Aristoteles ein Seitenstück der Bibel zu haben wähnte, in jedem seiner Worte eine Offenbarung sah. Nicht sein die ganze griechische Bildung zusammenfassendes Wissen, seine unvergleichliche Methode regten zum Nachstreben an, man suchte nicht Gleiches in anderer Zeit zu erreichen; seine Werke wurden als unumstößlicher Kanon angestaunt, in ihrem Besitze glaubte man Wahrheit und Philosophie zugleich ge-

wonnen zu haben. Erst dann erwachte die neue Philosophie, als Baco diesen Aristoteles mit stürmischer Heftigkeit bei Seite warf, erst dann feierte sie ihren höchsten Triumph, als Kant ganz auf eigenen Füßen zu stehen suchte und selbst von seinem nächsten Vorgänger nichts weiter zu berichten wußte, als daß er ihm den dogmatischen Schlummer unterbrochen. So charakterisiren sich denn die Jahrhunderte der aristotelisirenden Scholastik von selbst als die der völligen philosophischen Unfruchtbarkeit.

Die Literatur kennt ähnliche Epochen. Perioden des Schaffens wechseln zwar mit denen der Reception und Verdauung ab, schließlich indessen erlischt die Schöpferkraft einer Nation und der Nationalgeist verzichtet auf jede Zukunft. Es gibt nur noch Historiker, keine Dichter. Dies Gefühl hatte sich der griechischen Welt nach dem Ausgange der Diadochenkriege bemächtigt. Man kaufte zu Alexandria die große Bibliothek zusammen, die ästhetische und Textkritik begann, gewisse Schriftsteller erschienen nun als die Größten, die man niemals wieder erreichen, geschweige übertreffen könne. Von den Alexandrinern lernten die Römer. Mit Verachtung alles Einheimischen cultivirte man in Rom die griechische Kunst. Man dichtete Tragödien nach Art der athenischen Poeten, ohne zu bedenken, daß sie schlecht in die Heimath der Atellanen und Gladiatorenspiele hineinpaßten. Wie stolz aber waren die Römer gar, als in dieser Nachahmung des Griechischen einige Italiener etwas geradezu Mustergültiges lieferten, wobei es nicht einmal übelgenommen ward, wenn etwa ein gepriesener Lyriker zuweilen griechische Gedichte einfach ins Lateinische übersetzte. Nun konnten auch die Römer den Alexandrinern gegenüber auf ihre lateinischen Classiker hinweisen. Wie standen aber diese Classiker zur Wirklichkeit? Gab es in Alexandrien, in Rom ein Publicum, wie es Aeschylus und Aristophanes besessen, wie es den lyrischen Aufführungen Pindars gelauscht? Vom ethnischen Chaos Alexandrien zu schweigen, so wissen wir zur Genüge, daß die Spiele, welche das römische Publicum verlangte, nicht die Dramen des Pacuvius, des Seneka, die Medea des Ovid waren. Vielmehr die Spiele des Circus und die altgewohnten italischen Possen. Am Meisten aber gefiel auf der Bühne der Mimus, der Cultus zügellosester Sinnlichkeit, der nackte geschlechtliche Reiz, der seine Erfolge durch die Schaustellung einer möglichsten Fülle nackter Gestalten zu erzwingen wußte.

Eines aber hatten die Römer erreicht, einen Vorzug theilten sie mit der übrigen alexandrinisch geschulten Welt. Sie waren „gebildet", „literarisch gebildet". Sie begeisterten sich Morgens an dem Werke eines Classikers und sahen Nachmittags im Theater von einer schönen Tänzerin die Leda tanzen. Die Unsittlichkeit stieg auf einen fabelhaften Grad und die höheren Schichten der Gesellschaft stanken, mit Hamlet zu reden, zum Himmel, — aber „gebildet" war diese Gesellschaft. Hat nicht Nero vortreffliche Verse gemacht? War nicht Petronius, der berühmte arbiter elegantiarum, ein feingebildeter Weltmann? nicht der schweinigelnde Speichellecker Martial ein ausgezeichneter Kopf? Pflegte man nicht die Kunst? Täglich fanden in Rom Conférences statt, Vorlesungen neuer Dichtungen, Seneka's Tragödien sind vermuthlich sämmtlich über die Bühne gegangen und die griechischen und römischen Classiker hielten sich dort nach wie vor. Es war eine gebildete Zeit, und wenn wir in ihre Bücher hineinblicken, dünkt es uns manchmal, als sei, was wir da lesen, nur ziemlich ungeschickt aus dem Modernen ins Antike übersetzt.

Gladiatorenspiele zwar kennen wir Modernen nicht, auch pflegen unsere Schauspielerinnen beim gesungenen, gesprochenen oder getanzten Mimus sich theilweise des wärmenden und schützenden Tricots zu bedienen. Aber den beneidenswerthesten Vorzug jener Jahrhunderte nennen auch wir unser eigen: auch wir sind „literarisch gebildet", auch wir „kennen unsere Classiker" und sind stolz darauf. Und was sollte der deutsche Bildungsmensch dies nicht sein; hat es doch lange genug gedauert, bis er seine Classiker fand. Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften und Künste, seitdem sie von den antiken Classikern gehört, suchten die deutschen Gelehrten und Aesthetiker danach. Erst sahen sie ihr Ideal in den humanistischen Palaestra-Musarum-Männern, dann in Opitz und seinen Jüngern, auch Hoffmannswaldau und

Lohenstein waren nahe daran, zu Classikern befördert zu werden. Indessen kamen die Classiques français zur Welt. Ihr Classicismus bestand im Grunde nur in einer pedantischen Anwendung mißverstandener antiker Kunstregeln, während sie in Wahrheit keine Spur antiken Geistes besaßen und durchaus siècle Louis quatorze waren. Auch hinderte die ihnen gewidmete Verehrung Frankreich nicht, die ungeheure Revolution der Aufklärungsperiode zu beginnen, einen Voltaire und Diderot zu Worte kommen zu lassen. Von Eifersucht gestachelt suchten die deutschen Gelehrten nun doppelt emsig weiter und endlich kam Einer von ihnen, Professor Gottschedt in Leipzig, vor Verzweiflung gar auf den aberwitzigen, trotzdem verzeihlichen Gedanken, am Ende seien er, Gottschedt, seine Frau und allenfalls Beider Freund Hermann von Schönaich die gewünschten Classiker selber.

Inzwischen jedoch wirkte jene revolutionäre Bewegung der Geister aus Frankreich nach Deutschland herüber, zugleich machte sich der englische Einfluß geltend, der vielleicht auch jenseit des Wasgauwaldes den ersten Anstoß zur Umwälzung gegeben. Locke hatte Voltaire gelehrt, seine Fesseln zu sprengen, Shakespeare lange vor Lessing in Frankreich glühende Bewunderer gefunden, die ihm gegenüber keineswegs Voltaires eitle Sprache führten. Der englische Einfluß aber mußte im stammverwandten Deutschland noch nachhaltiger wirken. Bald war der über unserer Heimath liegende Bann gebrochen, das Reich der gelehrten Pedanten wankte in seinen Fugen. Zuerst kam Klopstock und emancipirte das Gefühl, dann Lessing den Verstand. Er vertrat in seiner Nation gleichsam Voltaire, wenn er diesem auch in welthistorischer Bedeutung nicht an die Seite zu stellen ist und die herrliche Consequenz des Voltaireschen Denkens, die so offen im philosophischen Wörterbuche und im Candide, dem „unsterblichen Meisterwerke" (Schopenhauer) zu Tage tritt, nicht mit dem Philosophiren Lessings verglichen werden darf, über dessen eigentliche Ansichten man sich nach seinem Tode noch wüthend streiten konnte.

Die Aufklärung ward in Frankreich zur politischen Revolution. Schon die Regentschaft Philipp's von Orleans war ein Vorspiel zu derselben. In Deutschland war kein Platz für eine Revolution; sollte hier überhaupt wieder Neues entstehen, mußte erst die Ruine des heiligen römischen Reiches durch äußere mechanische Kräfte fortgeschafft werden. Männer, wie Schubart, der Dichter der Fürstengruft, wie der jugendliche Schiller hätten freilich in eine Revolution hineingepaßt. Es war Herder, welcher der Umwälzung der Geister die in Deutschland einzig mögliche Richtung, die ästhetische gab. Damals redete Niemand von Classikern, sondern nur noch von den „Alten". Das Alterthum, die griechische Welt, das hellenische Kunstleben ward in seiner typischen Bedeutung klar erkannt. Goethe und Schiller gelangen zum Abschluß, indem das in ihnen treibende revolutionäre Element gleichsam am Marmor der griechischen Schönheit erkaltet und erstarrt. So sind sie die am Meisten Fertigen, so sind sie die Größten unserer Dichter. War damit wirklich der letzte Abschluß der geistigen Revolution gefunden? Diese selbst verlor sich keineswegs sofort im Sande. In den ersten Anläufen der romantischen Schule flammt sie vielmehr mit erneuerter Lebendigkeit auf. Doch die helle Flamme ward bald zum schwelenden Rauche; Napoleon erdrückte auch diese deutsche Revolution. Mit den Freiheitskriegen trat dann der Wandel des Nationalgeistes zur Politik ein. Anfangs stilles Brüten, dann immer lautere Tagesrufe, bis endlich die nationale Idee in unsern Tagen zur Wirklichkeit ward. Und warum entfaltete die Literatur nach den Freiheitskriegen nicht wieder dieselbe innere Rührigkeit? Vermuthlich weil der Instinkt des Volkes fühlte, daß eine weitere Entwickelung unter den gegenwärtigen Verhältnissen doch unmöglich sei. Sie hatte geleistet, was sie konnte. Aber die Pflanze kam nicht mehr im engen Gefäße der Individualität zur Blüthe; sie mußte umgepflanzt werden. Nur im freien Boden des nationalen Lebens konnte sie neue Lenze erleben.

Diese Zeit der literarischen Ruhe machte sich der gelehrte Pedant zu Nutzen. Noch die beiden Schlegel hatten in der ersten Hälfte des neuen Jahrhunderts in

Goethe den Vordringer und Bahnbrecher verehrt. Der gelehrte Pedant fand nun, daß die Literatur mit jenen Dichtern einen Abschluß erreicht, über den sie augenblicklich nicht hinauskönne. Daß in ihnen typische Gestalten gegeben seien, begriff er nicht. Wie viel dankte Shakespeare seiner Mitwelt, Goethe und Schiller mußten Alles in ihrer Individualität finden. Der Dichter brauchte Poesie im individuellen Leben, wenn Leben in seiner Poesie sein sollte. Daher das Einzige in der Goethe'schen Individualität, die vielleicht nirgends in der Kunstgeschichte ihres Gleichen findet. Diese Individualität kümmerte den Pedanten wenig, er hätte sie auch nicht als Muster brauchen können. Sie interessirte ihn höchstens von ihrer rein realen Seite: im Uebrigen war er glücklich, endlich seine Sehnsucht gestillt zu sehen. Die Classiker waren gefunden. Jene Männer, die nur kraft ihrer Auflehnung gegen die Vergangenheit sie selbst geworden, mußten sich nun selbst als eine Vergangenheit gebrauchen lassen, gegen welche sich Niemand wieder auflehnen dürfe. So ward ein förmlicher Cultus der Classiker, ein unausstehlicher literarischer Pietismus großgezogen, der sich nach und nach zur vollendeten Widerwärtigkeit entwickelte, so daß es an der Zeit scheint, endlich einmal auf das Unumwundenste dagegen zu protestiren. Nicht um die Werthschätzung jener hohen Genien handelt es sich; die allen Jahrhunderten als Typen gelten werden, sind dieses Streites enthoben. Hier handelt es sich nur um das Leben der Kunst selber. Die Kunst aber kann nur leben, wo ihr das öffentliche Interesse entgegenkommt. Das Classicitätsdogma macht ein solches unmöglich.

Nur die Literatur lebt, welche die Gegenwart wirklich erregt, bewegt, ausfüllt. Wer hat nicht in seinem Leben einmal nachgedacht, ob Darwin Recht habe? Wem von allen nicht ganz banausischen Menschen ist nicht einmal das große Problem des Pessimismus aufgegangen! Und wo drei Leute beisammen sind, streiten sie sich über Richard Wagner. Literarische Probleme existiren nicht mehr; man schwatzt allenfalls über ein neu erschienenes Buch, man kritisirt; aber niemals kommt es zu principiellen Erörterungen. Das Princip der Kunst steht einmal fest und weiteres Nachdenken ist verboten. Nur im schlechten Sinne hat die Literatur am Leben Theil. Einmal indem sie reines Gewerbe geworden, zum zweiten, indem sie den nackten, kläglichen Realismus gleichfalls für künstlerisch hält und die todte Camera obscura mit dem unergründlich zarten Organismus des menschlichen Gehirns verwechselt. Die drei Namen Darwin, Schopenhauer, Wagner bezeichnen ein gewaltiges Ringen des Menschengeistes. Die Literatur aber benutzt sie nur als Stoff, in ihrem innersten Kerne wird die Poesie nicht davon berührt. Könnte man sonst immer die abgestandenen ästhetischen Formeln wiederholen? Aber sie sind obligat geworden. Lessing, Goethe, Schiller haben ihnen gehuldigt, und sie umzuwerfen, hieße gegen die Classiker sündigen. Der heilige Buchstabenglaube gestattet dies nicht. Denke auf eigene Weise nach, man wird dich sofort mit Citaten aus Jenen „widerlegen". Sage, daß ein solcher Buchstabenglaube auf einer wahnwitzigen Ueberschätzung beruhe: sofort heißest du Hochverräther an den Fürsten der deutschen Literatur. Freilich findet kaum Jemand den Muth. Wird doch Wolfgang Menzels in ihrer Art einzige Geschichte der deutschen Dichtung vermuthlich nur deshalb nicht gelesen, weil er hier auch seine oft vom gesunden Menschenverstande eingegebenen, oft auch kindischen Angriffe gegen Goethe recapitulirt, während man seine im letzten Greisenalter zusammengesudelten historischen Schriften kauft und liest. Mit welchem pfäffischen Fanatismus — um von einer befreundeten Kunst zu sprechen — fiel man über Wagner her, als dieser die Classiker kritisirte. Er, der Mozart mit den schwärmerischsten Worten gefeiert, sollte gesagt haben, Mozart's Musik (wohlgemerkt: seine ganze Musik, nicht etwa dies oder jenes hingeworfene Stück) sei Tafelmusik. Es muß ja ein gewisser Kitzel für bornirte Geister sein, wenn sie sich zu Advokaten der größten Menschen berufen glauben. Das Anerkannte zu verehren ist leicht, am leichtesten, sich mit einem solchen Dogma für's Leben abzufinden. Wie der italienische Räuber seine Seele gerettet glaubt, wenn er täglich sein Pater noster und sein Ave betet, so meinen

jene Bornirten übermäßig genug ihre geistige Existenz bewiesen zu haben, wenn sie die Classiker verehren. Der Avesprecher bleibt trotzdem ein Spitzbube, und sie bleiben trotzdem Philister.

Nur in einer Zeit, die durch Politik in Beschlag genommen war, wie die unsere, konnte man das Classicitätsdogma zur Nationalreligion machen. Dem gewöhnlichen deutschen Bildungsmenschen besteht die Literatur eigentlich nur aus den Classikern. Es ist schon genug, wenn sie auf der Schule Nathan und Tell gelesen. Und wenn sie Goethens, Schillers, Lessings sämmtliche Werke durchstudirt, mehr Nutzen hätten sie doch nicht davon. Sie „kennten ihre Classiker". Blödes Wissen! Was ist denn der wirkliche Goethe dem heutigen Geschlecht? Es schaudert zwar, wenn es im Menzel über Egmont liest: „Man kann nichts Absurderes erfinden", aber den wahrhaften Goethe tritt es selber mit Füßen. Oder ist jenes erhabene Vorbild vom geringsten Einfluß auf unsere Zeitgenossen? Ist irgendwo jenes Streben nach harmonischer universeller Ausbildung zu finden, das ihm das Höchste? Nur der Fachmensch steht im Ansehen; wer sich in der Welt orientiren und sie mit seinen Gedanken zu umfassen sucht, gilt von vornherein als unbrauchbar. Dies Zeitalter blickt nicht mehr mit den klaren Menschenaugen um sich, dem alle Lichtstrahlen in einen einzigen Glanz zusammenfließen, es glaubt besser fortzukommen, wenn es mit den gefächerten Insektenaugen sich zurecht zu finden sucht. Die selbstgenügsame Philisterei der Fachmenschen steht sich freilich beim Classicitätsdogma am Besten. Ist es doch auch von ihren Geistesverwandten, den gelehrten Pedanten, erfunden. Wie müßten solche Leute auch erschrecken, wenn etwa die gewaltige Gestalt Goethens in ihrer Wahrheit zwischen sie träte, wie müßte sie dieser typischen Individualität gegenüber das klägliche Gefühl eigener beschränkter Persönlichkeit überkommen. So wird dann dafür gesorgt, daß nur die beschränkte Persönlichkeit der großen Verstorbenen sich unter die Lebenden mischen darf. Eine alte Manier: wie der Katholicismus bei seinen Verfolgungen gewiß nicht an den von der Intoleranz gemordeten Christus erinnerte, sondern etwa dessen angebliches Hemde den Gläubigen zur Verehrung darbot. Dieser classische Reliquiencultus hat denn, damit alles hübsch ordentlich bleibe, glücklich ein eigenes Fach gezeitigt, das der Literarhistoriker. Was ist von ihnen an Commentaren geleistet! Nur daran zu denken, macht seekrank. Die Faustcommentare sind wie die Shakespearecommentare eine specielle Manie geworden, die wir merkwürdiger Weise im Griesinger nicht behandelt gefunden haben, aber wohl nur in Folge einer zufälligen Vergeßlichkeit des genialen Irrenarztes. Aber schlimmer als die Commentatoren sind die Biographen und Briefsammler. Bei der Dressur des deutschen Publicums auf den Classikercultus ist dies Fach einträglich und lohnend. So hat man denn hier aus praktischen Gründen sogar eine eigentlich heterodoxe Erweiterung eintreten lassen. Es genügt auch, sich mit einem Zeitgenossen jener großen Dichter zu beschäftigen, ja in den letzten Jahren hat es fast den Anschein, als würde man sich zufrieden geben, wenn nur der Grabstein des betreffenden Schriftstellers ausweist, daß er eine längere Reihe von Jahren schon an seiner Stelle steht, auch sämmtliche Autorrechte erloschen sind. Natürlich bleibt es stets das Erwünschteste, wenn der biographisch oder als Briefschreiber Behandelte in irgend einem Zusammenhange mit Goethe oder Schiller steht, wenn aus seinen Zetteln z. B. zu ersehen, daß irgend eines der vom deutschen Zeus begünstigten Frauenzimmer rothe, und nicht, wie man bisher annahm, schwarze Haare hatte und daß Schiller nicht immer die Milch nach dem Kaffee, sondern manchmal auch vorher in die Tasse goß. Die gleichgültigsten Autographen werden durch den Druck verewigt und beträfen sie nur eine von Goethe erbetene Stange Haarwachspomade*). Schon der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller leidet an diesem Mangel, der mit Recht den Spott A. W. von Schlegels herausgefordert hat:

---

*) Vgl. Goethe's neuerdings von L. Ulrichs herausgegebene Briefe an Johanna Fahlmer.

Gar schön grüßt Goethe Schillers liebe Frau:
Die Gute grüßt; sie grüßt und hört nicht auf zu grüßen,
Dreihundertsechzigmal! Ich zählt' es ganz genau:
Vier Bogen füllt es an, der Käufer muß es büßen.

Unglücklicher Weise hat man auf Erden niemals so viel Briefe geschrieben, als wie zu den Zeiten unserer Classiker. Man war auf die eigene Individualität angewiesen und beschäftigte sich daher fortwährend mit dieser. Es ist gewiß nicht zuviel gesagt, daß man deshalb so oft den objectiven Blick für die eigenen Leistungen verlor und sie nur noch vom persönlichen Standpunkte aus schätzte. So blieb bei Goethe gar vieles Fragment, so bot er, zum Vorbilde einer kleinlichen Nachwelt, selber schon bei Lebzeiten dem Publicum die leersten Pläne und Schemen, die nichtssagendsten Einfälle dar, weil er von diesem verlangte, daß es nicht den objectiven Standpunkt der Kunst einnehme, sondern nur auf ihn selber hinblicke! Wie berührt nun aber dies Unwesen, wenn es nicht mit Männern wie Goethe und Schiller sich zu thun macht, sondern mit Leuten, aus deren Biographie nichts resultirt, als (was Goethe von den „Wahrheiten aus Jean Pauls Leben" behauptete) „daß der Autor ein Philister sei". Aber man wird in Deutschland als Schriftsteller bekannt, wenn man auch nur das Leben irgend einer Person schildert, die in Weimar zur Goethezeit lebte, etwa einer Weimarer Malerin! Man preist Monstra, wie die Strodtmann'sche vierbändige Sammlung der Bürger'schen Briefe — ach, wären es wenigstens nur die Bürger's selbst!

Ein echter und rechter Bildungsdeutscher, wenn er seine Pietät für die Classiker überall thatsächlich beweisen will, behält eigentlich kaum noch Geld übrig, um neue Werke sich anzuschaffen. Ohne Zweifel ist das Classicitätsdogma mit daran schuld, daß die Deutschen so wenig Bücher kaufen. Was sollen sie auch an die zeitbürtige Literatur Geld anwenden, sind die Schriftsteller doch alle Epigonen, besitzen sie doch in den Classikern bereits das A und O ihrer Bildung. So besteht denn die Bibliothek des wohlhabenden Durchschnittsmenschen aus ihren Werken, deren verschossener Einband nebenbei erzählt, daß er sie einst zum Geburtstage oder zu Weihnachten geschenkt bekommen. Die Mehrzahl beschränkt sich natürlich auf die oben erwähnte Schullectüre. Was sie fortan — im „gereiften Alter(!)" — lesen, soll nur dem Amüsement (ich gebrauche das Fremdwort mit Absicht) dienen. Deshalb ist der Roman die „wahrhaft moderne Kunstform", aber nicht aus ästhetischen Gründen. Ohne Zweifel würde der Bildungsmensch in die Schriften Schillers und Goethens kaum einen Blick werfen, wenn sie heutzutage erschienen. Was interessiren ihn Dramen in Versen und dergleichen Zeuges? In der Jugend die Classiker, nachher die Gartenlaube, in welcher es ja nicht an begeisterten Schilderungen aus den goldenen Tagen Weimars fehlt. Zum Unglück wird beim Amüsement das Denken nur wenig angestrengt und so ist es kein Wunder, daß trotz aller Classiker eine gewisse Stupidität immer mehr überhand nimmt. Das eigentliche Publicum, die Masse der wohlhabenden Bürger, die oft genug auch otium cum dignitate genießen, diese Bürger, welche sämmtlich deutsche Bildung genossen, auf der Schule Tell wie Nathan gelesen, auch die ausgewählte Bibliothek aus dem Cotta'schen Verlage ihr eigen nennen, leben in einer erschrecklichen geistigen Oede, in einer, wie man zu sagen pflegt, mit Brettern vernagelten Welt. Höchstens die Musik wirft zuweilen einmal einen Lichtstrahl in dies nüchterne Dasein. Was sollte sie auch aus ihrer Dumpfheit befreien? Nur dann werden sie sich in eine bessere Welt wünschen, wenn sie einen Blick in diese geworfen, nur dann sich über die Schläfrigkeit ihrer Seele entsetzen, wenn sie einmal die Freuden eines wirklichen inneren Lebens gekostet. Eins allein vermöchte dies zu bewirken: das Theater.

Das deutsche Theater aber geht erst recht an dem Autoritätsschwindel zu Grunde. Auf dem Theater herrscht neben dem Classiker nur noch der Hofnarr des modernen Publicums, der dies amüsiren muß, wie der Hofnarr des Mittelalters diese Pflicht seinem fürstlichen Herrn gegenüber hatte. Directoren, Kritiker, Publicum selbst, Alle gestehen es mit cynischer Offenheit, Niemand schämt sich, in dieser Beziehung, mit

Richard Wagner zu sprechen, die „völlige Gemeinheitstendenz“ zuzugeben. Oder ist es nicht wahr, daß „Tragödien dichten“ nahezu anrüchig macht, daß der wahre Schriftsteller der Gegenwart im Stillen denkt, der arme Mensch, der ein ernstes Ziel im Auge hat und dies auf den Brettern zu erreichen hofft, sei entweder so zu sagen ein Geist, der die Studentenzeit nicht los werden könne, oder ein unfruchtbarer Versemacher, der zu Besserem kein Talent hat. Es mag Ausnahmen geben; im Publicum gewiß keine.

Aber nun sprecht demselben Menschen, der Alles auslacht, was den Ernst auf unsern Theatern wieder heimisch machen möchte, von einem „classischen Drama“. Plötzlich legt sich sein Gesetz in scheinheilige Falten; er, der sonst im Theater sich einzig und allein „amüsiren“ will, hat sich dort „erbaut“. Und so erbauungsfähig ist dieses feinfühlige Geschöpf, daß es sich erbaut trotz der ledernsten Darstellung und trotz einer von Johann Ballhorn vorgenommenen Bühneneinrichtung. So theilt sich denn das Repertoire unserer Theater in Erbauungs- und Amüsementsabende. Man macht wohl hie und da schwache Versuche, dem abzuhelfen, man giebt hie und da eine gutgemeinte Novität, allein die Kluft zwischen Dichtung und Theater ist so weit gerissen, daß damit unter den gegenwärtigen Verhältnissen wenig erreicht wird. Publicum wie Direction sind sich bewußt, daß derartige Novitätenabende neben Erbauungs- und Amüsementsabenden nur gleichsam geduldet sind, daß sie zuweilen mit unterlaufen dürfen. Ein anderes Verhältniß ist auch pecuniär unmöglich. Die große Masse ist auf's Mittelmäßige angewiesen und selbst bei bester Disposition ist ihr das Hohe, Ernste nur zuweilen erreichbar. Eine gewisse Zahl jener Amüsementsabende ist daher unerläßlich, wenn die Masse, der Brodherr unseres Theaters, das nöthige Geld hergeben soll. Nun erfordert der Anstand auch eine gewisse Zahl classischer Vorstellungen. Selbstverständlich fehlt es da an Zeit für „Experimente“, diese würden die Amüsementsabende einengen und die Einnahmen zu sehr verringern.

Der trübe Zustand des deutschen Theaters ist allerdings fast allgemein zum Bewußtsein gekommen. Zu träumen aber glaubt man, wenn man die Vorschläge hört, wie demselben abgeholfen werden soll. Die Pflege des classischen Drama's soll dies nämlich thun. Geschieht denn das nicht seit einem halben Jahrhundert oder verlangen diese Classicitätsfanatiker, daß überhaupt nichts Anderes gegeben werden soll? Das Umgekehrte ist richtiger, so parador das klingen mag. Das Theater wird dann, soweit es sich nicht mit dem classischen Drama befaßt, dadurch immer tiefer und tiefer sinken, nebenbei auch die Darstellung jenes classischen Drama's selbst von Tage zu Tage erbärmlicher werden, denn wo sollen die Schauspieler herkommen? Wer sich einbildet, daß das Studium classischer Rollen diese schaffe, irrt sich gewaltig. Auch die Gestalten des größten Dichters erschöpfen sich zuletzt, auch den Schauspieler verdammt das Classicitätsdogma zum langweiligsten Epigonenthume. Wohl hat jenes Drama einst große Schauspieler hervorgebracht: nämlich als es selbst jung und neu war. Nur *neue* große Aufgaben werden anstatt der Verstandeslangenweile wieder das geniale Leben auf der Bühne heimisch, nur neue große Aufgaben das Theater selbst wieder zum Theater machen. Denn für literarisch-classische Erbauung ist das Theater nicht der Ort. Die kann sich Jeder auf seinem Sopha zu Hause verschaffen und durch eine mittelmäßige Darstellung wird eine solche nur beeinträchtigt und aller Kunstsinn ruinirt, alles ästhetische Urtheil von Grund aus verdorben. In rein künstlerischem Sinne repräsentirt jene Darstellung überdies noch in anderer Beziehung den Gegensatz des theatralischen Ideals. Keines der großen Dramen unserer Dichter erscheint auf der Bühne in seiner eigenen Gestalt. Der Individualismus jener Zeit hat es Goethe und Schiller unmöglich gemacht, den Bühnenzwang zur schönen Form zu veredeln. So sehen wir *nie* das, was *wirklich gedichtet* ward, und ist jede classische Aufführung ein Beweis, wie weit unter Umständen wahre Dichtung und Theater auseinanderliegen.

Aus letzterer Betrachtung ist schließlich der Begriff „Buchdrama“ entstanden. Unzählige Dramen werden in Deutschland geschrieben, bei denen der Autor nie an

eine Aufführung denkt, bei denen schon wegen ihrer absurden Länge die Hälfte gestrichen werden muß. Der Autor tröstet sich: „Geht es nicht mit Wallensteins Tod ebenso?" Den Theaterdirectoren aber bezeichnet „Buchdrama" kurzweg jedes Drama, das ihrer abgedroschenen Routine nicht entgegenkommt, das auf eigenen Wegen eine poetische Wirkung erreichen will. Sie haben an diesem Ausdruck ein bequemes Apage für alle noch so aufrichtig gemeinten Versuche, aus dem jetzigen Jammer einen Ausweg zu finden. Stehen sie dem gemeinsten Tagesmachwerk gegenüber, so sagen sie: „Es ist eine eigene Sache mit der theatralischen Wirkung, selbst der routinirteste Bühnenkenner kann sich in seinem Urtheile irren!" Sie riskiren auch bei diesen Machwerken Jahr aus, Jahr ein die unbarmherzigsten Durchfälle. Mit einem ernsten Drama aber wagen sie keinen Versuch, es ist ja nur ein „Buchdrama".

So sehen wir denn das Classicitätsdogma auf unserer geistigen Entwickelung wie einen Alpdruck liegen. Wir sehen, daß sich dieselben Zustände entwickeln, wie sie jene antiken Perioden literarisch-classischer Bildung entehrten. Es kommt darauf an, ob die Jugend Lust hat, ihr eigenes Todesurtheil zu untersiegeln, ob alle folgenden Generationen dazu bestimmt sind, bereits greisenhaft zur Welt zu kommen. Andere Nationen fanden dann den schönsten künstlerischen Ausdruck ihres Wissens und Hoffens, wenn sie den Höhepunkt nationaler Entwickelung erreicht. Athen nach den Perserkriegen, England unter Elisabeth, Spanien, als es die halbe Erde beherrschte, Frankreich unter Ludwig XIV. und in unmittelbarem Anschluß an das Napoleonische Zeitalter. Und die Deutschen sollten durch ihre politischen Fortschritte untauglich werden, sich für die Ideale der Poesie zu interessiren? Ich meinerseits schämte mich, meinen Landsleuten das Zeugniß einer solchen Geistesarmuth auszustellen. Wie, der Engländer, welcher die Armada besiegt, beugte sich vor der Welt auf dem Theater, und dem biedern Deutschen soll das theatralische Spiel keinen Eindruck machen, weil er im Leben selbst ganz andere politische Tragödien und parlamentarische Dramen erlebe? Napoleon, der gewiß manches Drama erlebt und den Kopf voller hat, als unser p. t. Publicum, war der aufrichtigste Verehrer des ernsten Dramas und konnte die Späße des Lustspiels nicht leiden — unser deutscher Philister aber soll so von ernsten Geschäften in Anspruch genommen sein, daß er von der Kunst nur noch Unterhaltung verlangt!

Nicht doch! das Publicum bleibt ewig unmündig und wird dem folgen, der es zu führen weiß. Aber die Künstler selbst müssen sich wieder vornehmen zu *leben*, die *Jugend* muß von *ihren ewigen Rechten Gebrauch machen*. So lange das Classicitätsdogma mit der hergebrachten Bornirtheit aufrecht erhalten wird, kommen wir aus dieser alexandrinischen Epoche nicht heraus, mögen noch so viele Römerthaten nebenbei geschehen. Verwerfen wir den Autoritätsgötzendienst. Bilden wir uns nicht ein, daß der deutsche Geist seine poetische Fähigkeit in jener jammervollen Ausgangszeit des alten Reiches erschöpft habe, sondern lernen wir wieder hoffen, hoffen, daß die Anfangszeit des neuen Reiches nach und nach auch jenes schöne Leben von Neuem entfache, und diesmal im Boden einer starken Wirklichkeit wurzelnd.

Zur Naturgeschichte des Romanes.

Eine Plauderei von Franziska Essenther.

Das Gespräch hatte sich dem literarischen Gebiete zugewendet. In unserer kleinen Gesellschaft geschieht dies häufiger, als es sonst in den modernen Salons der Fall ist.

„Das moderne Epos," sagte Doctor von Faunus, ein durch seine scharfe Feder bekannter Kritiker. „Das moderne Epos — das ist ein schlimmes Wort! — Es compromittirt den Begriff des Epos und die moderne Zeit."

„Ich bestreite Beides, lieber Doctor," rief die Dame vom Hause, eine reizende, lebhafte Frau und warme Verehrerin der neuern Literatur. „Dagegen behaupte ich, daß Sie in gefährlicher Weise blasirt sind. Ich würde Ihnen eine Art literarischer Banting=Cur verordnen! — Lesen Sie ein halbes oder auch ein ganzes Jahr hindurch Nichts, aber gar Nichts als Homer und das Nibelungenlied; ich wette, Sie werden dann unsere neue Literatur, in welcher das ganze, reiche Leben des Jahrhunderts pulsirt, mit anderen Augen betrachten."

„Ich würde mich mit Vergnügen Ihren liebenswürdigen Rathschlägen fügen," erwiederte der Doctor, „aber, wem sonst, als Ihnen, meine gnädige Frau, dürfte ich indessen mein Amt anvertrauen, — und ich bin zu weichherzig, als daß ich Ihnen die Lectüre aller neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Romanliteratur zumuthen sollte!" —

„Seien Sie dann immerhin hartherzig," rief die schöne Frau lebhaft. „Es ist Ihnen dies doch nichts Neues. — Ich wäre als Ihre Stellvertreterin in ganz anderer Beziehung zu bedauern. — Wie viel hätte ich nicht gut zu machen, was Ihre Schärfe und Strenge verbrochen hat. Sie sind maßvoll und besonnen in Ihrem Tadel — wer dürfte das läugnen, aber, verzeihen Sie, lieber Doctor, — Sie unterschätzen doch allzusehr die specifischen Vorzüge unseres Romans. Unser Roman ist es, welcher das gesammte soziale und politische, wissenschaftliche, religiöse und erziehliche Leben unsrer Tage in das Bereich seiner Darstellung zieht, dadurch ein wahrhaftiges Spiegelbild des grandiosen Kämpfens und Ringens des Zeitgeistes abgibt und deshalb, wie mir dünkt, ich wiederhole es, mit vollem Recht das moderne Epos genannt zu werden verdient."

„Ich muß Ihnen leider widersprechen," replicirte Herr von Faunus. „Was Sie eben so warm betonten, ist zwar richtig, aber doch nicht in seinem ganzen Umfange. Jene Zeitfragen pulsieren nur ausnahmsweise voll und unmittelbar in den Adern unseres Romans, sie dringen selten bis zu seinem Ganzen vor. — Sie geben vielmehr nur Stoff zu willkürlich eingestreuten Tischgesprächen und selbstgefälligen Exkursionen, und ich kann ihnen daher — einige schöne und große Ausnahmen abgerechnet, — keine andere Rolle zuerkennen als die einer pikanten, aber nicht immer wohl angewendeten Würze, welche uns das Einerlei der Wassersuppe genießbar machen soll." —

„Sie sind unausstehlich boshaft!“

„Ich bin bereit meine Ansicht zu beweisen, gnädige Frau,“ vertheidigte sich der Doctor, „gerade die Mannigfaltigkeit vermisse ich in unserem Romane. Handlung, Figuren, Scenerie wiederholen sich in einer Weise, daß aus diesen „gemeinsamen Merkmalen“ sich eine ganze Naturgeschichte des modernen Epos ergibt. — Sie erlauben mir einige Beispiele anzuführen. Unser Roman ist in erster Reihe — Liebesroman. Wie wir ihn heute verstehen, liegt ihm immer ein Urproblem zu Grunde, welches man in die bekannte Frage: „Kriegen sie sich oder kriegen sie sich nicht,“ zusammenfassen kann.“

„Daraus läßt sich kein Schluß auf die Armuth der Genres ziehen,“ fiel die schöne Frau ein. „Dieses Urproblem, wie Sie es nennen, wurzelt einfach in unserer Gesellschaft, welche eben der Vereinigung liebender Herzen grausame Hindernisse entgegenstellt. — Unser Liebesroman ist ziemlich eben so alt, wie diese Gesellschaft, wie die Frage des „Kriegens“ überhaupt. Das naive Alterthum kannte freilich die Nöthen liebender Herzen in der Weise, wie wir, noch nicht.“

„Dann wäre anzunehmen,“ erlaubte ich mir beizufügen, „daß jenes unentbehrliche Urproblem sich bei weitem vereinfachen wird, wenn unsere Frauen und Mädchen, durch Arbeit und Bildung selbständiger geworden als heute, den geliebten Gatten auch freier wählen können.

„Hoffentlich wird,“ fuhr der Doctor fort, „zu jenem an sich noch problematischen Zeitpunkt, die große Frage zum Vortheil des Romans an psychologischen Variationen gewinnen. — Heutigen Tages, d. h. in unseren heutigen Romanen, ist der Angelpunkt der großen Frage — Geld und Gut — Rang und Stand — Elternwille — oder im besten Falle — Mißverständniß.“

„Sie urtheilen viel zu engherzig, Doctor,“ rief der weibliche Anwalt der modernen Literatur. „Ich könnte Ihnen dies sofort beweisen.“

„Ausnahmen bestätigen die Regel, meine Gnädige,“ lächelte der Getadelte, „doch will ich gern darauf verzichten, aus den Ehehindernissen der Romanwelt Stoff für meine kleine Naturgeschichte zu holen. — Wenden wir uns zur Scenerie unseres modernen Epos. — Das Liebespaar bedarf zu seinen verabredeten und unerwarteten Zusammenkünften einer poetisch anregenden, stimmungsvollen Umgebung, welche selbstverständlich auf dem Lande besser zu finden ist als in der Stadt. — Die ländliche Hütte freilich, in welcher zwei liebende Herzen glücklich sein können, verträgt die ungebundene Mode nicht gut, und so verbleibt uns nur das Schloß, der Pfarrhof, das Forsthaus. — Der idyllische Pfarrhof mit seinem blonden, schüchternen — das einsame, waldumkränzte Forsthaus mit seinem rehäugigen, schnellfüßigen Töchterlein — wir kennen Beide sehr gut. — Das Schloß aber — es wäre eitles Beginnen, ein solches im Romane nicht betreten zu wollen. — Man könnte die Dichtungen an den Fingern herzählen, in welchen nicht ein Schloß, mit oder ohne alten Thurm — mit oder ohne See — mit oder ohne Ruine — immer aber mit einem schönen, alten Park vorkommt. — Denken Sie sich z. B. die Verlegenheit E. M. Vacano's, wenn er einen Roman ohne spukhaftes Ahnenschloß schreiben sollte.“

„Die Frage könnten Sie auch an Walter Scott richten,“ bemerkte die Dame vom Hause.

„Seine Schlösser sind eben historische,“ fuhr der Redner fort. „Die unseren dagegen besitzen reizende Lieblingsplätzchen für die schöne Heldin, gewöhnlich solche mit schöner Aussicht. Die ausgedehnten Spazierritte derselben (sie ist immer eine kühne Reiterin) geben Anlaß zu sehr wirksamen Begegnungen. — Auch Wasserfahrten haben häufig ein ähnliches Resultat. Eine entscheidende Erklärung wird jedoch in den meisten Fällen durch das furchtbare Unwetter herbeigeführt, welches sich in den meisten Romanen entladet, und unser Liebespaar in eine mehr oder minder aufregende Situation bringt. — Selbstverständlich vermag so ein Gewitter nur auf dem Lande zur Geltung zu kommen, nie in der Stadt, wo man jeden Augenblick einen Fiaker haben kann. — Wo es Schlösser gibt, gibt es auch Grafen und

Barone. Wie nahe bevorstehend die Abschaffung des Adels unseren Demokraten erscheinen mag, im Roman ist davon noch wenig zu bemerken. Es gibt keinen ohne Edelmänner und ein Aussterben dieser Roman-Heldengeschlechter ist um so weniger zu befürchten, als dem Herrn Grafen oder dem Freiherrn auf der letzten Seite stets ein Names- und Stammeserbe geboren wird.

„Versagen Sie indessen der demokratischen Gesinnung unserer Romanschreiber nicht den Tribut," lachte die schöne Frau „anzuerkennen, daß unter diesen adeligen Herren sich nicht wenig hohlköpfige Junker, verlotterte Majoratsherren und doppelzüngige Diplomaten befinden."

„Was ich mit Befriedigung bestätige," fuhr der Doctor heiter fort. „Noch mehr — ich muß hervorheben, daß der hochadelige Erbe in den meisten Fällen ein bürgerliches Mädchen heirathet und umgekehrt, wogegen an dem bürgerlichen Helden ein starker, geistesaristokratischer Zug nicht zu verkennen ist. Er ist in zahllosen Fällen ein begabter Maler, dessen Bild soeben auf der Ausstellung ungeheueres Aufsehen macht; oder auch ein Schriftsteller, dessen Buch ein ähnliches Geschick erlebt. In nächster Reihe ist der junge Gelehrte, dann der begabte Arzt, ferner der Architekt oder Bildhauer romanheldenfähig. Dagegen ist dem Referendar höchstens im engeren Rahmen der Novelle eine Heldenparthie zugedacht und das Geschlecht der Kaufleute, Beamten, der Lehrer (den Hofmeister in einem adeligen, mit einer schönen Tochter ausgestatteten Hause natürlich ausgenommen) geht ganz leer aus. — Seltsamerweise fällt dem Officier im Roman selten mehr, als eine wenig schmeichelhafte Nebenrolle zu, in welcher er lediglich als eitler Geck und Schuldenmacher zu glänzen Gelegenheit hat."

Man lachte. — „Vielleicht eine halb unbewußte Revanche, welche das schriftstellernde Civil an dem, im Ballsaal siegreichen Militär nimmt," sagte die Dame vom Hause heiter.

„Jedenfalls ist unser Held gewöhnlich Civilist," meinte der Doctor, „obgleich er im letzten Band nicht ungern zu den Waffen greift, um das Vaterland zu vertheidigen und die Geliebte mit um so größerem Nimbus heimzuführen. Zu diesen beiden schönen Zwecken hat eine nicht unbeträchtliche Anzahl deutscher Romanhelden den französisch-deutschen Krieg mitgemacht. Es übrigt noch die sonstigen allgemeinen Eigenschaften des Helden zu erwähnen, als: Hoher schlanker Wuchs — schöner Bart und unglaubliche Verachtung des Geldes. Taufnamen wie Peter, Kaspar, Thomas sind verpönt.

„Genug davon," lächelte die Gegnerin — „gehen Sie zur Heldin über — Sie kritisches Ungeheuer."

„Die Heldin ist immer schön, selbst wenn sie häßlich ist," fuhr der Doctor fort. — „Erinnern Sie sich freundlichst an Marlitts „Gisela" und „Heideprinzeßchen". — Ein wildes unscheinbares Ding verdreht sie allen Männern die Köpfe. — Es sind übrigens zwei Grundtypen von Romanheldinnen zu verzeichnen, der heroische und der Wildfang-Typus. — Auch lassen sich an jedem dieser Typen noch einige bestimmte Variationen beobachten. So zerfällt der heroische Typus in die großartig stolze, und die sanftergebene Variation. Der Wildfang variirt nach dem pikant-emanzipirten und dem naiv-kindlichen Genre hin. Selbstredend muß sich unser Heldenpaar auf einem sehr ungewöhnlichen Wege zum ersten Male begegnen. Bekanntlich introducirt „Er" sich sehr glücklich als Lebensretter. Wo sich dazu keine Gelegenheit findet, überrascht er sie in tiefer Waldeseinsamkeit, das Haupt mit Blumen bekränzt; er sieht sie auf schwankendem Kahne; — er befreit sie aus einer fatalen Situation am Bahnhof, im Hochgebirge oder wo sich ein richtiges Romanheldenpaar allenfalls begegnen kann. Die Beiden machen sofort großen Eindruck auf einander, doch tritt die Liebe sehr häufig fast verlarvt auf, um sich erst bei einer passender Katastrophe zu demaskiren. In Frau Marlitts sämmtlichen Romanen dokumentirt sich dieser Pseudo-Haß in sehr ausgiebigen Zänkereien zwischen dem Helden und der Heldin. — Gehört die Letztere dem sanften Genre an, so tritt an die Stelle dieses Scheingrolles das Mißverständniß.

Sie glaubt sich nicht mehr geliebt, Er gibt sich der finstern Befürchtung, daß sie den von den Eltern begünstigten Freier heirathen werde. — Daß Alles gut endet, das ist dabei im Vorhinein selbstverständlich. — Bisweilen arriviert es allerdings, daß die Holde — (doch nur im Falle sie dem rappelköpfischen Genre angehört) — stirbt oder untreu wird; dann ist eine sanfte, blonde Reserve vorhanden, welche den Helden von Anbeginn liebt und mit ihm in den Hafen des Glückes einläuft. Diese Reserve — sie verfügt über sehr viel Geduld und Beständigkeit — wird auch für den Fall bereit gehalten, als der Held eine Andere zu heirathen gezwungen ist, welche Andere glücklicherweise die löbliche Eigenthümlichkeit hat, nach kurzer Ehe zu sterben. (Siehe Byr's „Sphinx" — Spielhagens „Hammer und Amboß" — August Becker's „Verfehmt"). In früheren Zeiten mußte unser Held um die Geliebte ein Duell ausfechten. Jetzt ist er, in Anbetracht des duellfeindlichen Zeitgeistes friedfertiger geworden, was um so mehr zu loben ist, als es ihm ohnehin nicht gestattet ist, im Zweikampf zu fallen, da er doch heirathen muß. Dafür gibt es indeß Emeuten von Fabriks- und Grubenarbeitern, Epidemien, Feuersbrünste und andere erfreuliche Gelegenheiten, sich eine ehrenvolle Wunde zu holen und, was die Hauptsache ist, sich von der Holden pflegen zu lassen. Ganze kleine Kapitel meiner Naturgeschichte würde die fragliche Erbschaft, der drohende Ruin des Gutsherrn oder die gegen den Helden geschleuderten Verleumdungen und andere wichtige und wesentliche Momente liefern. Ein anderes Kapitel könnte man von den Nebenpersonen schreiben, von dem originellen Doctor, dem Medicinalrath, der Gourmand und Lebemann ist, — dem aufdringlichen schwatzhaften Parvenü — dem naturwüchsigen Maler, der koketten Wittwe, der verführerischen Tänzerin. Endlich wäre das reiche Füllhorn zu erwähnen, aus welchem — leider nur auf den Schlußseiten — Liebesglück, Ehren und Glücksgüter, zuletzt auch noch ein bildschöner Junge in ungetrübtem Glanze unserem Heldenpaar zu Theil wird. — Aber das Alles führt mich zu weit — denn meine Gegnerin ist ganz verstummt.

„Ich dachte," erwiederte die schöne Frau, „darüber nach, inwiefern Ihre boshafte Naturgeschichte Recht haben mag. — Sie mag Recht haben, wenn man die Durchschnittseigenschaften des fraglichen Literaturproduktes als Maß erwählt. — Dieses Durchschnittsmaß mag für die Statistik das richtige sein; die Literatur einer Epoche oder einer Gattung darf man aber nur nach ihren besten Erscheinungen beurtheilen. Wenn Sie diesen Standpunkt einnehmen, werden Sie finden, daß in unseren besseren und besten Romanen die Schablone verschwindet und dem echten blühenden Eigenleben weicht. Je vollkommener das Werk, desto fester und deutlicher umgrenzt ist seine Eigenheit. Ich lasse Ihre Naturgeschichte des Romanes nur für die Dutzendwaare unseres Büchermarktes gelten."

„Und vor Ihren bevorzugten Lieblingen, meine Gnädige," lächelte Doctor von Faunus, „jenen Besseren und Besten, — die freilich nicht eben stets die berühmtesten Namen tragen — strecke ich dann mit Vergnügen die Waffen."

Ueber Kleist's „Prinzen Friedrich von Homburg".

Von Hans von Wolzogen.

(Schluß.)

Hohenzollern ahnt dies Schreckliche schon, aber vorsichtig fragt er noch: „Hast Du vielleicht je einen Schritt gethan, sei's wissentlich, sei's unbewußt, der seinem stolzen Geist zu nah getreten?" Er, dem „der Schatten seines Hauptes heilig", wie hätte er dem theuren Fürsten jemals Ursach' geben können sich so unväterlich an ihm zu rächen?! Da wiederholt denn Hohenzollern eine früher schon erwähnte einfache Notiz mit einem eben so einfachen trockenen Zusatze:

> Graf Horn traf, der Gesandte Schwedens, ein,
> Und sein Geschäft geht, wie man hier versichert,
> An die Prinzessin von Oranien.
> Ein Wort, das die Kurfürstin Tante sprach,
> Hat auf's Empfindlichste den Herrn getroffen;
> Man sagt, das Fräulein habe schon gewählt.
> Bist Du auf keine Weise hier im Spiele?

Der Schlag ist gefallen: eine entsetzliche Klarheit breitet sich plötzlich über die ganze furchtbare Begebenheit aus, und in dieser Klarheit sieht Homburg mit der vollen stürmisch vorgreifenden Kraft seiner Phantasie zertrümmert am Boden liegen das herrlichste Ideal seines Lebens, und seines Lebens schönste Hoffnungen darüber hingestreut! Weil seine Liebe ihm das Heiligste, das Höchste, Wichtigste, so bestimmt sie jetzt auch, in seine Lage also plötzlich mit hineingezogen, seinen Glauben an das seinem Herzen Unglaublichste ohne Widerrede. Niedriger politischer Intrigue soll er Heldenruhm und Liebe und Alles, was ihm auf der Schwelle seines Glückes entgegenlacht, nun widerstandslos opfern. Das Sterben für den Fürsten in freier Schlacht erachtete er im glücklichsten Augenblicke für das glücklichste Loos: dies schmachvolle Sterben für einen alle edlen Gefühle beleidigenden diplomatischen Schachzug, unter dem Scheintitel einer entehrenden Strafe, das ist seiner großherzigen Natur geradezu u n m ö g l i c h. Was? der Mann, den er am höchsten verehrt unter allen Menschen der Erde, kann den, der ihm den Sieg erfochten, scheinbar zur Strafe für eben diesen Sieg, der Kugel preisgeben, damit er, Dank seinem Verbrechertode, ungestört die rechte Frucht des Sieges pflücken könne, die ihm, statt aller Siege, aber jetzt erst endgiltig ein widerrechtlich erzwungenes, reinpraktisches Familienbündniß verschaffen muß, ein Bündniß, dem Homburgs junges Heldenglück nicht allein, dem auch Nataliens zartblühendes Liebesglück zum jammervollen Opfer fallen muß. — „Ach was ist Menschengröße, Menschenruhm!" —

Nicht Hohenzollerns nüchternen, für einen Homburg ganz werthlosen Rath: der Prinzessin zu entsagen um sein Leben zu retten, befolgt der verzweifelte Mann, wenn

er nun zur Kurfürstin stürzt, um wirklich noch ein Rettungsmittel zu erflehen. Freilich: alles Irdische hat für ihn bei der schrecklichen Entdeckung dieser schmählichen Niedrigkeit im Herzen seines Fürsten und Vaters Glanz und Würde verloren. Was ist ihm Menschensatzung und Menschensitte, was Stand und Ehre, was Heldenthum, was Liebesglück, wenn solche Täuschung im Edelsten möglich war? Alles ist Lug und Trug und Spiel und Schein, wie diese ganze elende Welt, für deren schönste Blüthen jene gelten wollen! Es gibt keinen Edelsinn, keine Wahrheit, keine Liebe mehr auf Erden! In dieser überschwenglich weltverachtenden Stimmung wirft er sich der Fürstin zu Füßen, um nur sein Leben zu erhalten. Es ist ein trotziges Flehen: der ganze Trotz der Verzweiflung am Leben bittet hier nur um das Leben. Die Welt mit ihrem Glanze und Glücke gilt dem Flehenden nichts mehr; aber für ihre Schändlichkeit, ihre Elendigkeit sich geradezu hinschlachten lassen zu sollen, das verletzt im Tiefsten seinen Menschenstolz, sein Gerechtigkeitsgefühl, seine edelsten Empfindungen. Sein Leben wenigstens will er sich bewahren können: aber frei bewahren von aller Gemeinheit und Ekelhaftigkeit, die es jetzt fesselnd umgeben, und sei es in der traurigsten Oede, in der ärmlichsten Niedrigkeit. Wenn er's nur frei und einsam zu seinem Ende treiben kann, so wie er will, dann wird er glücklicher sein als überhäuft mit allen Schätzen jener Welt, die keine Ideale mehr für ihn hat. Und noch blieb ihm in aller Lebensverzweiflung und Weltverachtung der Glauben an seine eigene Liebe als die eigentlich treibende Kraft seiner unmäßigen Leidenschaftlichkeit mit ihrer vollen, warmen Macht lebendig. Daß ihm die glänzendste Heldenlaufbahn gleich beim Beginnen abgeschnitten werden soll um einer kläglichen politischen Intrigue willen, er könnte selbst das noch ertragen. Aber daß die Liebe zweier Menschenherzen für ein Nichts erachtet wird, für ein Ding, damit man nur so nach Belieben schalten und walten könnte, wie selbst sein sorgender Freund es anzunehmen schien: dies steigert seine Verzweiflung zu jener entsetzlichen Bitterkeit der vernichtenden Ironie, die aus den häufig mißverstandenen Worten spricht:

> Ich gebe jeden Anspruch auf an Glück.
> Nataliens, das vergiß' nicht ihm zu melden,
> Begehr' ich gar nicht mehr, in meinem Busen
> Ist alle Zärtlichkeit für sie verlöscht.
> Frei ist sie, wie das Reh auf Haiden, wieder,
> Mit Hand und Mund, als wär' ich nie gewesen.
> Verschenken kann sie sich, und wenn's Karl Gustav,
> Der Schweden König ist, so lob' ich sie.

Das ist — das kann nicht die Herzensmeinung dieses Mannes sein, wie wir ihn kennen; selbst im unbesonnensten Momente seines Gefühlsüberschwanges konnte er diese Worte nicht verlieren. Spricht er doch unmittelbar darauf ganz andere Worte zu Natalien selbst. Da redet er von nichts weniger als von elender Preisgabe an den schmählichen Gedanken einer herzlosen Diplomatie. Da schickt er sie, die zu lieblosem Bunde gezwungen werden soll, mit rührendem Schmerze um ihr armseliges Geschick, sehr verschieden von der argwöhnischen Herbigkeit Hamlets, in's Kloster, um ihr verlorenes Liebesglück in treuer Liebestrauer zu beweinen. Jene ersten Worte sind lediglich der schroffste Ausdruck seiner Bitterkeit, welche ihm die unmenschliche Meinung des Fürsten erregt: als ob er wirklich seine innigste Liebe, die er ihm selbst in jener Nacht zuerst verrathen, hinzuopfern vermöchte, als ob sich so mit Eins in seinem Busen alle Zärtlichkeit verlöschen ließe, als ob sie, die einmal wahrhaft geliebt, nun jemals völlig frei sich fühlen dürfte, „als wär' er nie gewesen," als ob sie sich wirklich so leichthin verschenken könnte an jeden irgend Beliebigen, der nur dem eigennützigen Fürsten Vortheil brächte, und als ob er sie wie eine freiwillig Handelnde noch gar um solch ein Opfer loben sollte. In diese herbe Bitterkeit ergießt sich der ganze Ueberschwang seiner Verzweiflung, der vorhin kein Ende finden konnte in seinen eignen wilden Uebertreibungen. Die brausende See des

Zornes seiner empörten Menschenwürde ebbt von nun an nieder; und er, der Allem, was er nicht mehr achten kann, entsagt, räth nun in schmerzlichster Bewegung, von tiefstem Mitleid ergriffen, der Geliebten wie einen leise geflüsterten Trost: zu entsagen gleich ihm — um nicht entsagen zu müssen. Das ist die Quintessenz seines so jäh erregten Empfindungstaumels, womit er sich schon der Besonnenheit wieder nähert: nur nicht sich fügen dem Zwange der Gemeinheit, nur frei sich erhalten, und wär's auch zum einsamen Leiden des traurigsten Entbehrens. Auch leidend bleibt doch die Liebe dann rein und „treu wie Gold". Es wird sich keiner von ihnen „je einem Anderen weihen"; und „leuchtet auch die Sonne heut alle ihre Hoffnungen zu Grab," und ist auch aller Glaube an Erdenglück, an Ehre und Ruhm, an Edelsinn und Liebe, ihm geschwunden: die eigene Liebe, die ihm so entsetzlich grausam entrissen werden soll, die Preis zu geben ihm so furchtbar lieblos zugemuthet wird, die eigene Liebe, im tiefsten Leiden bleibt sie ihm heilig, wird sie auch der Geliebten heilig bleiben. Dies spricht so gut schon aus jener bittern Rede zuvor, wie gleich nach dem aus seinen wehmüthigen Trostesworten an die weinende Natalie. Unter ihren Thränen aber hat sie einen andern Glauben wiedergefunden als den an eine nur leidende Liebe. Ihre Liebe fühlt sich noch jetzt so frei, um auch handeln zu können, wie es Homburg freilich verwehrt ist. In ihrer erhabenen seelenstarken Entgegnung erbietet sie sich selbst zur Fürbitterin beim Fürsten. Nicht ihre schöne Ermahnung zur ruhigen, dem Helden geziemenden Betrachtung seines Grabes, als zum Zeichen der Wiedergewinnung seines ganz gebrochen erscheinenden Muthes, übt die mächtige Wirkung auf Homburgs Seele aus; denn dessen bedurfte er nicht. Er hat seinen Muth und Heldensinn niemals verloren: für ihn gilt es nur Besonnenheit wiederzugewinnen; dann wird er auch wissen, was allein ihm geziemt. Aber Das hatte er verloren: den Glauben an die thätige Liebe, und diese tritt ihm nun in der Geliebten entgegen und gibt ihm auch die Hoffnung auf das Leben und den Glauben an das Gute und damit seine Besonnenheit wieder. Nur dies spricht sich auch in seiner frohlockenden Antwort aus: „o Gott, hör' ich auch recht? Du für mich sprechen?" und mit dieser Hoffnung, mit diesem Glauben verläßt er die Frauen, zu denen er in gänzlicher Verzweiflung an aller Hoffnung und an allem Glauben geeilt war. —

Nichts ist falscher als diese Scene, in der Erwartung dadurch den Eindruck der „Feigheit" Homburgs zu mildern, nach Eduard Devrients Art kürzen zu wollen. Gerade die Ueberschwänglichkeit seiner Reden beweist es ja, daß dieser ganze Erguß der Verzweiflung selbst nur ein zum Unnatürlichen getriebener Ueberschwang natürlicher Gefühle in Homburgs Herzen ist. Faßt er sich kürzer, so regelt auch schon Besonnenheit seine Rede, so spricht nicht mehr nur die Leidenschaft, so gibt es keine Entschuldigung mehr für ihn. Das ist die Aufgabe des Schauspielers, sowohl jene maßlose Verzweiflung, wie danach jene herbe Bitterkeit, und dann zuletzt jenes tieftraurige Mitleid und jene selige Hoffnungsfreude zu überzeugend wahrem Ausdrucke zu bringen. Dann kann nach allem Vorhergegangenen kein Zweifel mehr sein, und wäre noch etwas zweifelhaft, so müßte es durch das Folgende völlig aufgeklärt werden. Nichts ist Homburg vorzuwerfen als: daß er ohne Besinnen sich blenden ließ von jenem schrecklichen Lichte, in welchem ihm sein Ideal so plötzlich in den Staub gestürzt erschien, und daß er in der jähen Verzweiflung darüber sich zu Uebertreibungen des Affects hinreißen läßt, die für Jeden, der ihn noch gar nicht kennt, den Schein persönlicher Feigheit auf ihn werfen. Wer ihn aber kennt, wie wir ihn nun kennen, der wird gestehen müssen, daß diese Fehler durchaus nur die natürlichen Folgen seines eigenthümlichen Charakters sind, daß er nicht anders handeln kann, als wie er handelt, und daß er dabei doch stets das edle Menschenherz, der Liebende und der Held bleibt, als was er sich uns gleich darauf im reinsten Glanze wieder zeigen soll, sobald ihm die volle Besonnenheit zurückgekehrt, die ihm vorerst noch mangeln mußte. So bedeutet diese Scene gleichsam die Folie des

Folgenden; sie bereitet gerade die Documentirung des Homburgischen Edelsinnes und Muthes in ihrer schönsten Form vor. Sie gibt aber auch Natalien Gelegenheit ihre Liebe von ihrer stärksten Seite, als handelnde, zu zeigen und spielt dem allzusehr seiner eigenen Klugheit vertrauenden Kurfürsten jenen erwarteten Komödienstreich, wodurch er sich bestraft sehen soll für seine, wenngleich noch so wohlgemeinte, doch gerade für Homburg unsäglich schmerzliche, überstrenge Prüfung. Erst nach dieser kleinen Strafe des Geistes der Komödie wird es dem Leiter der Komödie vergönnt sein Ziel wirklich zu erreichen: zu erfahren, daß er in seinem Lieblinge sich nicht geirrt, daß er sein Glück ihm ohne Sorge für alle Zukunft gönnen darf. —

Nicht nur uns, besonders auch dem Kurfürsten zeigt Natalie in der ersten Scene des vierten Aktes ihre Liebe von der stärksten und schönsten Seite. Gleich ihre ersten Worte sind der überzeugendste, edelste Ausdruck derselben:

Ich will ihn nicht für mich erhalten wissen —
Mein Herz begehrt sein und gesteht es Dir;
Ich will ihn nicht für mich erhalten wissen —
Mag er sich, welchem Weib er will, vermählen;
Ich will nur, daß er da sei, lieber Oheim,
Für sich, selbstständig, frei und unabhängig,
Wie eine Blume, die mir wohlgefällt.

Es sind fast dieselben Worte, wie sie Homburg in seiner Bitterkeit ausgesprochen hatte; aber sie verrathen hier keine Spur jener Bitterkeit, sie sind ganz und gar von Herzen ernst gemeint und bezeugen gerade das innige Verständniß dessen, was auch Homburgs Herz so tief als seine sittliche Nothwendigkeit empfand. War auch der eigentliche Grund seiner Verzweiflung ihr unbekannt geblieben — denn dessen nur andeutend ihr gegenüber zu erwähnen war er selbst in seiner wilden Aufregung zart genug gewesen — so hat doch Natalie den leitenden Gedanken der Entsagung um der Freiheit willen mit aller opferfreudigen Herzensfestigkeit des Weibes aufgenommen; und gerade in diesem weiblichen Entsagen wird ihre Liebe aus einer nur leidenden zur thätigen. Jetzt erst erkennt der Kurfürst, was er Homburg, und was er nicht nur Homburg zu nehmen gedroht mit seinem harten Spruche. Wäre Homburg der Prüfung unterlegen, weil seine Liebe als die gefährliche Nebenbuhlerin seines Heldenthums dem Prüfenden sich werthlos gezeigt, und wäre Nataliens Liebe dem entsprechend kraftlos, ja wäre sie nichts als eine vielleicht schnell entzündete, leicht verglimmende Zufallsneigung gewesen, so blieb dem Fürsten selbst jener diplomatische Plan der Vermählung nicht eine Unmöglichkeit. In Rücksicht darauf mochte er, dem diese Liebe wirklich bisher noch nicht in voller Kraft sich geoffenbart hatte, den verhängnißvollen Gesandtenbesuch nicht ohne einen Gedanken an die Erreichbarkeit seines Zweckes angenommen haben. Nun aber ist dieser Zweck ganz unerreichbar geworden, selbst wenn Homburg wider Erwarten des Fürsten erlag; denn Nataliens Liebe muß dem edlen Herzen ihres väterlichen Freundes heilig sein. Wie heilig sie ihm ist, spricht sich die ganze Scene hindurch in seiner theilnehmendeu echt väterlichen Weise aus. Aber indem ihn so diese aufopfernde Liebe entzückt, stürzt ihn die Nachricht, welche dieselbe Liebe ihm als den Grund ihrer Opferfreudigkeit überbringen muß, aus allen seinen Himmeln. Er ahnt nicht, welchen schmählichen Verdacht Homburg wider ihn zu fassen vermochte; er sieht in seiner Verzweiflung, die Natalie weinend schildert, eben nichts als das „geknickte Heldenherz", und das ist in doppelter Weise schmerzhaft für ihn. Nicht daß er sich überhaupt getäuscht in diesem Heldenherzen, nein, daß er selbst auch vielleicht es am ärgsten geknickt durch seine überstrenge Prüfung: das bereitet ihm den tiefen Schmerz. Es muß ihn ja erfreuen, aus Nataliens, aus der Liebe Munde den Preis jener „lieblichen Gefühle" zu hören, die neben dem Kriegsgesetze walten sollen, und um deren Willen „das Vaterland nicht gleich zerschellt in Trümmern untergehen wird". Denn gerade dies ist es, was er selbst im Herzen trägt: die Ueberzeugung vom Rechte des Gefühles neben dem

Rechte der Gerechtigkeit. Aber was muß er von seiner eigenen Ueberzeugung halten, wenn er nun sieht: die Liebe mag wohl das Liebliche preisen, aber das Heldenthum erträgt die Gerechtigkeit nicht. Selbst als nachher auch Kottwitz, der Krieger, ihm dasselbe als seine Herzensmeinung muthig erklärt, da würde dies ihn nicht beruhigen können, wenn nicht jener Mann, dem beide Mächte in seiner Seele so auffallend neben einander leben, Liebe und Heldensinn, Milde und Kraft, wenn nicht jener selbst zu zeigen vermöchte, daß ihre schadlose Verschmelzung möglich sei, so wie der Kurfürst sie als sein Ideal gesucht und in Homburg zu finden gehofft. Diese Hoffnung ist nun grausam zerstört. „Nein, meine theuerste Natalie, unmöglich in der That! Er fleht um Gnade?" Darin liegt ein nicht geringerer Schmerz bitterer Enttäuschung als wie ihn Homburg zuvor erfuhr. Der Fürst gibt den, der die Prüfung nicht bestand, und nicht allein um seines lieben unglücklichen Kindes willen, nun ohne Weiteres frei, was ein herzloser Anbeter der starren Gesetzeswürde niemals gedurft hätte. Nur den Helden konnte er für seine Prüfung brauchen, nur diesen bis dicht vor die Kugeln führen: dem geknickten Heldenherzen kann er nur das Leben lassen, das ihm das Wichtigste ist. „Die höchste Achtung trägt er im Innersten für sein Gefühl"; auch dieses enttäuschende Gefühl muß er respectiren, so schmerzlich es für ihn ist. Und doch ist immer noch sein Glaube an sein eigenes bisheriges „Gefühl von ihm" nicht ganz verlöscht. Er weiß es nur zu gut, daß man dergeichen nicht mit einem Male verlöschen kann, wie Homburg verblendet gemeint, daß er es von ihm fordern könne. Er wagt noch einen Versuch: in seiner zartsinnigen Freundlichkeit läßt er die Liebende selbst den Begnadigungsbrief dem Geliebten überbringen; aber er fügt in demselben die Klausel hinzu: „wenn er den Spruch für ungerecht kann halten, kassir' ich die Artikel." Mit seiner letzten Hoffnung hat er das Richtige getroffen. Die Scene erfordert keine eingehende Besprechung mehr, in welcher sich Homburg auf diesen Brief hin in voller Besonnenheit zur ganzen Größe eines edlen Heldenherzens wieder aufrichtet, während Natalie, jetzt ganz das liebend besorgte Weib, mit allen Mitteln der Beredsamkeit ihn anfleht sich nur das Leben zu retten, und ihn selbst an jenes Grab abschreckend erinnert, an welches sie ihn zuvor ermahnend erinnert hatte. Homburg zeigt sich schon in seinem Eingangsmonolog als wieder Besonnenen. In der Scene selbst durchschaut er mit solcher Besonnenheit bei wiederholter Lesung jenes Zusatzes klar den wahren, so schmerzlich verloren gewähnten Edelsinn seines Fürsten. In dem Augenblicke, als er ihm selber Recht geben muß zum strengsten Urtheile — denn „Schuld ruht bedeutende mir auf der Brust" — in dem Augenblicke ist ihm auch sein Ideal, des Fürsten wenigstens, aus dem Staube gehoben. Er weiß zwar noch nicht, daß er auch in jener schrecklichsten Annahme sich getäuscht, die ihn daran zuerst verzweifeln ließ; aber wenn auch die Sachen so stehen, wie Hohenzollern damals ihm gesagt: jetzt stehen sie für ihn doch ganz anders. Jetzt, da der Kurfürst sich an ihn selber wendet, ihm selber die Entscheidung in seinem Falle frei stellt, jetzt, wo er wirklich leben kann, wie er will, und bedeutete dies Leben auch nur sein Sterben, jetzt, wo man weder launisch mit ihm spielt, noch diplomatischen Plänen ihn opfern will, jetzt begreift auch er sehr wohl die eventuelle Berechtigtheit solcher Pläne. Denn nur, wenn er der Hand der Prinzessin nicht sich würdig zeigt, darf diese Hand ihm wirklich verweigert werden; und wenn der Fürst nur erst Nataliens wahre Liebe zu ihm erfahren, mußte er die ihm Verweigerte um so mehr auch jedem Anderen verweigern. Als so edel denkend kennt er ja nun wieder das verkannte Herz des Mannes, der ihm den herrlichen Begnadigungsbrief geschrieben. Nicht die Begnadigung, der Zusatz gerade, der ihn dem Tode wiedergibt, dieser ist es, der seine höchste Bewunderung und Achtung sich erzwingt: „mich selber ruft er zur Entscheidung auf! — recht wacker in der That, recht würdig! recht, wie ein großes Herz sich fassen muß!" Man muß eben ein Homburg sein, um gerade von dieser feingefühlten Wendung des Kurfürsten so auf's Tiefste bewegt, so ganz dem Glauben an seine Ideale zurückgegeben, so von aller Verzweiflung und Bitter-

keit befreit werden zu können. So sind denn selbst Nataliens Thränen keine Macht mehr für ihn, der dem Kurfürsten die stolze Antwort schreibt: „Kannst Du mir vergeben nur, wenn ich mit Dir drum streite, so mag ich nichts von Deiner Gnade wissen!" So versteht er zu verfahren, wie er soll, und überläßt es ihm zu handeln, wie er darf. Von seinem traurigen Falle erhebt sich der edle Geist unseres Helden zu seiner vollen Freiheit. Jetzt hat er die Garantie bewährt, die er prophetisch versprochen hatte, als er noch im Wahne war, den Tod des Fürsten rächen und sein Werk vollenden zu sollen. Jetzt im Angesichte des eignen Todes hat er sich durch allen Empfindungstaumel hindurchgekämpft zu der besonnenen Festigkeit des Willens, der keine Schwankung mehr kennt. Er weiß, was er soll: der Liebende weiß auch Held zu sein. — Da aber vollendet auch die Liebe ihr Heldenwerk. Natalie schickt den Grafen Reuß zu Kottwitz: „Das Regiment bricht auf, der Herr befiehlt's; hier, noch vor Mitternacht, erwart' ich es." Denn dies war der wichtige Inhalt der Zwischenscene, der einzigen dieser Art im ganzen Drama: Natalie als Chef des Kottwitz'schen Regimentes hat sich entschlossen, kraft einer früher empfangenen fürstlichen Vollmacht den General aus Arnstein, seinem Hauptquartiere, nach Berlin zu beordern, damit sich dort eine Bittschrift „des ganzen Heeres der Märker" für Homburg ersprießlicher verwerthen lasse. Dieser Entschluß wird für sie sofort zur That, als Homburg selbst sich seiner Begnadigung heroisch widersetzt. Mit dieser That aber wird auch bei ihr die Liebe in fast komischer Weise zum Helden in der Kriegerrüstung, wie sie es so ernstlich bei Homburg wieder geworden. Die Komik liegt jedoch nicht nur in der äußeren Form, sondern mehr noch in der Beziehung und Wirkung auf den Kurfürsten. Dem Manne, der so streng und starr den Militarismus vertreten zu wollen sich den Anschein gab, wird von der Liebe, von dem Weibe auf eben diesem militärischen Gebiete ein Streich gespielt, der ihn in die höchste Verwirrung setzt, zumal er selbst, der starke Mahner an das fürstliche Wort, sein eignes fürstliches Wort, den Auftrag an Natalie, über seine so eifrig betriebene und so ernst gewordene Prüfungskomödie geradezu vergessen hat.

Rasch drängt die Handlung ihrem Ende zu. Der Kurfürst, kaum erst schwer betroffen durch Homburgs seltsam unmännliches Benehmen, wird nun noch heftiger erschreckt durch die vermeintlich eigenmächtige Handlung Kottwitzens und die scheinbar dadurch erregte Rebellion seiner Regimenter. Ist denn in seinem Staate wirklich das Gesetz so schwach geworden, dessen Strenge er eben nur deshalb bis auf's Aeußerste treiben wollen, um künftighin gefahrlos die „lieblichen Gefühle" zu ihrem wohlverstandenen Rechte kommen lassen zu dürfen? Will er doch auch jetzt sogar nur „sich auf märk'sche Weise fassen", durchaus nicht bei diesem viel ärgeren Anlasse jenen Heroen des Gesetzes spielen, sondern, als ein mild besonnener Herzenskenner, seinen übereifrigen alten Krieger still in sein Hauptquartier zurückbefördern. Es hat ihm überall nur gegolten: der leidenschaftlichen Freiheit jener Gefühle die ernste Nothwendigkeit eines festbestehenden Gesetzes vorzuhalten, dann aber auch die abstracte Starrheit dieses geschriebenen Gesetzes mildern zu können durch die besonnen geleiteten natürlichen Gefühle des lebendigen Menschenherzens. In diesem Sinne bekennt er: sein Herz sei in der Mitte derer, die für Homburg zu bitten kommen; in diesem Sinne glaubt er gerade in Homburg denjenigen sehen zu dürfen, der seiner Doppelanlage nach, bei aller Gefährlichkeit derselben, dennoch am Besten vermöchte die rechte Verschmelzung der beiden in ihm mächtigen Triebe sich zu gewinnen; in diesem Sinne klingt ihm aus dem Munde des alten Kottwitz nur seine Herzensmeinung wieder:

Die schlecht
Kurzsicht'ge Staatskunst, die um eines Falles,
Wo die Empfindung sich verderblich zeigt,
Zehn andere vergißt im Lauf der Dinge,
Da die Empfindung einzig retten kann!

Als ihm Kottwitz diese herrliche Rede hält, auf welche er nur mit ironisch lächelndem Ernste erwiedert, da weiß er aber schon durch Homburgs Brief, daß er seinen Helden nicht verloren hat, daß er seiner eigenen Ueberzeugung glauben, seinem eigenen Gefühle volles Recht geben darf, daß er sein Spiel trotz Allem gewonnen hat: und unmittelbar darauf hat er dem schwedischen Gesandten seinen Paß zurückgeschickt. Das Leben ist der Liebe gerettet: sie hat es sich selbst gerettet aus eigener Kraft. Nachdem der beglückte Fürst nun also auch noch seinen humoristischen Irrthum bezüglich der großen Rebellion herzlich erheitert eingesehen, kann er ganz wohlgemuth sich von dem braven alten Krieger seine eigene Gesinnung vorpredigen lassen. Diese Predigt gerade setzt seiner Freude die Krone auf; denn aus dieser Predigt erkennt er denselben in Homburg zu persönlicher Verkörperung gelangten Geist, als den bereits lebendigen, durch diesen Anlaß aber zu vollem Bewußtsein erweckten Geist seines Heeres. Mit Recht darf er deshalb hernach erklären, daß Homburgs Geist im künftigen Kriege vor seinen Fahnen schreiten werde. Er fühlt sich wieder Fürst und Vater und einen glücklichen Menschen, und das gewonnene Spiel hat er auch wieder ganz in der Hand. Das führt er denn in rechter Komödienlaune schnell zum Schluß. Homburg selbst ruft er zum „Zeugen sich auf gegen Kottwitzens Meinung und für sein Richterrecht." Nun dünkt den gutmüthigen Hohenzollern die Zeit gekommen mit seiner veralteten Spätgeburt von Schlauköpfigkeit, mit seinem großen Geheimnisse von der wichtigen Beziehung jener Nacht zum Handschuh, des Handschuhs zur Parole, der Parole zum Unglück des Homburg'schen Sieges u. s. f. hervorzutreten. In wohlgesetzter Rede entwickelt er dem Kurfürsten alle kleinen Aeußerlichkeiten desselben Causalnexus, den der Fürst im Wesentlichen längst schon durchschaut hat. Freilich muß es ihm zum völligen Verständnisse seines Lieblinges, zur gänzlichen Entschuldigung seines Fehlers, auch jeden Nebenumstand zu erfahren lieb sein. Wenn er aber unter Hohenzollern's langer Rede „in Gedanken fällt", so gelten diese bei Weitem weniger der jetzt nur noch nebensächlichen Wichtigkeit des wunderbaren Handschuhs für die Entwicklung der Handlung, als vielmehr der rechten Art und Weise, Homburgs Befreiung und Belohnung so liebenswürdig als möglich, nämlich durch sinnige Wiederholung der Mondnachtscene zu arrangiren, welche er allerdings jetzt erst durch Hohenzollerns Erzählung als von Homburg in ihrer Wirklichkeit erkannt weiß. Aber noch immer sind die Ueberraschungen für ihn nicht zu Ende, freilich die freudigen nur! Als Homburg so heldenmüthig vor Allen erklärt hat: er gebe selbst der harten Macht der Gerechtigkeit ihr volles Recht, da erbittet er als letzte Gnade vom Fürsten statt seines Lebens dennoch eine Berücksichtigung auch jener „lieblichen Gefühle", nur nicht für sich, sondern für Natalie:

> Erkauf' o Herr, mit deiner Nichte Hand,
> Von Gustav Karl den Frieden nicht! Hinweg
> Mit diesem Unterhändler aus dem Lager,
> Der solchen Antrag ehrlos dir gemacht:
> Mit Kettenkugeln schreib' die Antwort ihm!

Jetzt erst versteht der Fürst den eigentlichen Grund der erschreckenden Verzweiflung Homburgs. Er erkennt, daß es mit nichten sterbensbange Muthlosigkeit gewesen, aus welcher sein Liebling sich zum Helden erst wieder emporraffen müssen. Er fühlt es, daß Homburg, edler noch als er gedacht, durch allzu strenge Strafe in seinen zartesten Gefühlen verletzt, durch ihn selber allzu schmerzlich über ihn getäuscht worden, so daß er nun wirklich eine Schuld gegen ihn zu sühnen hat. Da küßt er ihm die Stirn mit den bedeutsamen Worten: „Prinz Homburgs Braut sei sie, werd' ich ihm schreiben, der Fehrbellins halb dem Gesetz verfiel." Und nun hat auch Homburg alles wiedergewonnen, was er je verloren gewähnt: Braut, Fürsten und Vater; und in diesem Gewinne erkennt er sein wahres Leben, wenn er mit dem Ausrufe: „Nun sieh, jetzt schenktest Du das Leben mir!" freudig zum Tode geht. Doch er geht nicht zum Tode. Mit kurzen trockenen Worten, als wäre die ganze

erregende Handlung ein Kinderspiel gewesen und alles im Grunde längst fraglos entschieden, erklärt der Kurfürst den Krieg für wieder begonnen und:

> Ja urtheilt selbst, ihr Herrn! Der Prinz von Homburg
> Hat im verflossenen Jahr durch Trotz und Leichtsinn
> Um zwei der schönsten Siege mich gebracht;
> Den dritten auch hat er mir schwer gekränkt.
> Die Schule dieser Tage durchgegangen,
> Wollt ihr's zum vierten Male mit ihm wagen?

Damit zerreißt er das Todesurtheil unter dem Jubel seiner Getreuen; und nun endigt das ganze Stück mit der gleichen Scene, mit welcher es begonnen. Wie jene sofort am Anfange, so weist auch diese mit ihrer refrainartigen Poesie zuletzt noch gleichsam symbolisch darauf hin: daß wir es mit keinem historischen Drama großen ernsten Stiles, sondern mit einem geschickten poetischen Spiele zu thun haben, dem der Name einer „Liebeskomödie" gebührt. Nicht in den Banden des Nachtwandelns, sondern in der Binde des Todesganges tritt Homburg in den Kreis derselben geliebten Personen, deren glückverheißende Erscheinung ihn damals entzückte. Die Binde fällt und nun wird ihm auch als einem Lebenden Alles zu eigen, was er in jener Nacht als traumhaft verkörperten Wunsch erschaut, und was er von der Schlacht des nächsten Tages als schönsten Preis ersehnt hat. Jungfrau und Lorbeerkranz sind sein, und den sittlich bewährten „Sieger in der Schlacht bei Fehrbellin" begrüßen die lauten Freudenrufe derer, die der beglückte Held im neuen Kampfe zu neuen Siegen glücklich führen soll!

Wäre das Homburg-Drama wirklich nur ein „Schauspiel", die dramatische Darstellung einer bedeutenden Begebenheit ohne tragischen Ausgang und ohne komisches Spiel, so hätte es bei der Wichtigkeit des geschichtlichen Hintergrundes auch nur ein historisches Schauspiel sein können, als welches wir es nun aber durchaus nicht erkennen konnten. Vielmehr ist sein eigentlicher Stoff eine Liebesgeschichte und sein eigentlicher Zweck die reale und die sittliche Ermöglichung eines Liebesbundes. Die letztere fällt zusammen mit der Entwicklung eines Menschencharakters, dessen Schwächen und Fehler eine Prüfung nöthig erscheinen lassen, während zugleich das Ziel der Prüfung die reine Entwicklung des Starken und Guten aus diesen selben Schwächen und Fehlern ist. Eine solche Prüfung unternimmt als ein wohlgemeintes Intriguenspiel wiederum eine einzelne Persönlichkeit, welche jedoch selbst nicht dem ironischen Rückschlage ihrer eigenen Prüfung entgeht. Dies Alles ist für mich komödienartig, wie denn auch der Charakter des Spiels und ein gewisser ironisch-humoristischer Ton der ganzen Dichtung eigen ist. Daß es eines unserer besten Lustspiele sei, falls es ein Lustspiel ist, das erhellt gerade aus dem sittlichen Ernste und der poetischen Würde, die bei aller Lustspielart dem Drama inne wohnen, aus dem höheren psychologischen Werthe der Handlung und aus der tieferen Anlage der handelnden Charaktere, sowie endlich aus der innigen Verwebung mit der großen historischen Begebenheit, die es trotzdem reines Kunstwerk, reine Komödie bleiben ließ. Liegt aber schon in dieser historischen Begebenheit für uns die Berechtigung, es für ein im besonderen Sinne deutsches Drama zu erklären, so findet man dazu noch ein größeres Recht bei einer weitergehenden Betrachtung des Ganzen als einer Art Symbolik des deutschen Volkscharakters. Es ist echt deutsches Wesen: jene Vermischung von „Heldenthum und Liebe", von Kraft und Milde, von Besonnenheit und Empfindung. Wie für Homburg so ist es auch die eigenthümliche Aufgabe für unser Volk, die rechte Ausgleichung dieser oft in üblem Mißverhältnisse sich findenden beiden Mächte mit Bewußtsein durchzuführen. Ja, der Gewinn seiner „geistigen Freiheit" aus dem vielbesprochenen „Culturkampfe" scheint mir zumeist in dem Gewinne eben dieser Ausgleichung bestehen zu sollen. In diesem Sinne dürfte uns das Kleist'sche Drama auch als poetische Symbolisirung unseres nationalen Zukunftszieles, zum Ausdrucke unserer heiligsten Hoffnung dienen.

Wenn aber diese festliche Stimmung von Dank und Hoffnung mich selber, einem Homburg ähnlich, in meiner Betrachtung öfters zum Schwärmer gemacht, wenn ich meiner Empfindung freieren Lauf gelassen, als es sich in einer kritischen Betrachtung etwa geziemte, so hoffe ich doch, daß ihre Leser dafür die nöthige Besonnenheit haben werden, aus ihrer ehrlichen Vergleichung mit der besprochenen Dichtung selbst die Wahrheit, für welche ich gläubig mich derart ereiferte, herauszufinden und anzuerkennen. Denn es ist nicht wahr, daß, wer sich ereifert, auch unwahr werden müßte. Die schöne Möglichkeit, sich für eine Wahrheit zu ereifern, wird freilich nur allzuoft verkannt und verleugnet und verlästert. Nachdem ich aber nun seit sieben Jahren von der Richtigkeit meiner Auffassung des Kleist'schen Dramas überzeugt bin und bei jeder neuen Beschäftigung mit ihm mich auch von Neuem habe davon überzeugen müssen, mag man es gütig mir verzeihen, wenn meine Empfindung von dieser Wahrheit und für diese Dichtung mich in besonderen Eifer trieb, als endlich jetzt einmal die Fehrbelliner Jubelfeier mir passende Gelegenheit geboten hatte, mich öffentlich darüber auszusprechen.

Kritische Rundblicke.

Victor Hugo als Redner.

Victor Hugo ist in Deutschland wegen seiner bombastischen Redeweise, seiner überschwenglichen Phraseologie in übelm Rufe. Nicht als ob man diesseits der Vogesen ein tugendhaftes Grauen vor jeder hohlen Phrase empfände; wohl aber liebt man sie in andrem Aufputz. Eine hochtrabende aber nichtssagende Phrase wird bei uns am freundlichsten aufgenommen, wenn sie durch ein paar schwerfällige philosophisch klingende Redensarten ungenießbar und unverständlich geworden ist. Victor Hugo dagegen liebt die sonoren Phrasen, einfach und grob, für die kaum ein Mund groß genug erscheint. Zudem ist er unwissend, und hat die Schwäche, gerade dann um so lauter zu schreien, je weniger er weiß.

Das sind Eigenschaften, welche in den letzten Jahren bei V. Hugo ganz besonders hervorgetreten sind, und die ihn bei seinen Landsleuten, die Geschmack besitzen, ebenso in Verruf gebracht haben, wie in Deutschland. Diese Verirrung ist bei ihm um so bedauerlicher, als er in seinen früheren Werken wirkliche dichterische Kraft bewiesen hat, und er in seiner besten Zeit zwar auch die Antithese cultivirte, aber doch nicht wie heute völlig in ihr aufging.

Es wäre unnöthig, auf Victor Hugo zurückzukommen, wenn es nur gälte, an einem neuen Werk den alten Fehler nachzuweisen. Allein eine andre Veranlassung führt uns heute zu ihm, der erste Band einer Auto-Biographie, die er veröffentlicht. Unter dem Titel: „Actes et paroles; avant l'exil 1841—1851“ gibt er eine Sammlung Reden aus früherer Zeit, an welche sich noch zwei weitere Bände „Pendant l'exil“ und „Depuis l'exil“ anschließen sollen. In dem Band, der uns vorliegt, tritt uns — wenn wir von der Einleitung absehen — der Victor Hugo der früheren besseren Zeit entgegen, eine Erscheinung, die wir gern begrüßen. Seit dem letzten Krieg ist Victor Hugo von blindem Haß gegen Deutschland erfüllt, und seine jüngsten Declamationen können füglich unbeachtet bleiben. Wenn wir aber seine früheren Reden prüfen und finden, wie er damals in seiner Weise einfacher, verständiger und größer war, so dürfen wir darauf hinweisen und an seinem Beispiel zeigen, welch verderblichen Einfluß einestheils das Exil auf jeden Menschen ausüben muß, und ferner, welch ein böser Rathgeber der Chauvinismus ist.

Dichter haben den Ruf, herzlich schlechte Politiker zu sein, fast noch schlechtere, als die Advocaten, die von den Oppositionsbänken plötzlich zur Herrschaft gelangen. Frankreich kann nun allerdings von Dichtern und Advocaten erzählen, die als Staatsmänner seine Geschicke gelenkt haben, aber es wird nicht behaupten können, daß es unter ihnen am schlechtesten gefahren ist. Auch Victor Hugo hat sich mit Politik befaßt. Ein gütiges Geschick hat ihm zwar erspart, Minister oder gar Regent zu werden, aber er war doch Pair von Frankreich und später Mitglied der Nationalversammlung, und die Reden, die er als Pair und Abgeordneter gehalten, zeichnen sich durch Gedanken und Form vortheilhaft vor seinen heutigen Schriften aus. Natürlich bleibt er immer Victor Hugo, der Mann, dem die Phrase mitunter den Kopf verdreht, und dem man dann verzeihen muß, da er nicht mehr weiß, was er spricht. Aber daneben findet sich viel Schönes und edel Gedachtes, und ein Blick auf den Victor Hugo vor fünf und zwanzig Jahren wird den Victor Hugo von heute milder beurtheilen lassen.

Imperialist, Royalist, schließlich Republikaner, rühmt sich Hugo einmal, daß er in seinen Gesinnungen nie gewechselt habe. Und so paradox das klingen mag, hat er im Grunde doch Recht. „Seit zwanzig Jahren bin ich Demokrat!“ ruft er aus, und diesen bei ihm etwas mystisch angehauchten demokratischen Geist sucht er in jeder Regierungsform zu beleben. Freiheitsliebe, Streben nach Wahrheit und besonders eine ideale Auffassung aller höheren Fragen zeichnen

ihn von jeher aus. Ein feuriger unerschütterlicher Glaube beseelt ihn, wenn es auch nicht der strenge Kirchenglaube ist. E erhebt sich gegen den Geist des Zweifels und der Forschung, spricht von „Voltaire'scher Corruption", und verlangt, man solle gleich den Kindern und Frauen blindlings an Gott glauben. „Es genügt nicht, zu denken, man muß auch glauben!" sagte er in einer akademischen Rede im Jahr 1845. Und ist er heute anders? Derselbe unerschütterliche Glaube, derselbe Hang nach dem geheimnißvoll Unbegreiflichen belebt ihn noch, nur daß der Gegenstand der Schwärmerei sich etwas geändert hat. Aber sein Glaubenseifer ist nicht tyrannisch; er ist ihm nur ein Herzensbedürfniß, eine Aeußerung seiner dichterischen Begeisterung. Zeloten verurtheilen ihre Zeit; er aber bewahrt sich die Liebe zu seinem Land und zu seinen Mitmenschen. „Ich bewundere mein Vaterland und ich liebe meine Zeit . . Ich glaube an die Menschheit und vertraue fest auf mein Jahrhundert," sagte er gelegentlich seiner Aufnahme in die Akademie.

Die vorliegende Sammlung seiner Reden zerfällt in drei Hauptabtheilungen; es sind theils akademische, theils politische, theils Gedächtnißreden.

Die akademischen Reden geben ihrer Natur nach am wenigsten Aufschluß über den Redner selbst. Pietätvolle Worte der Erinnerung an einen geschiedenen Collegen oder ermunternde und lobende Begrüßung eines neu eintretenden Mitglieds, das sind die immer wiederkehrenden Aufgaben dieser Art von Beredsamkeit. Sie zeigen uns nur, wie schnell der Ruhm vergeht, und wie bald der, dessen Werth eben erst in feierlichen Worten der Welt verkündet wurde, zu den Vergessenen gehört. Aus den akademischen Leistungen Victor Hugo's wäre die Begrüßungsrede an Saint-Marc-Girardin hervorzuheben, da er in ihr ein ideales Bild von der Arbeit und dem Leben der Akademie entwirft, und begeistert von der Aufgabe der Schriftsteller überhaupt redet, welche nur in hohem Ernst, in heiligem Streben nach Wahrheit, Schönheit und sittlicher Reinheit gelöst werden kann.

Deutlicher noch tritt Hugo's Charakter und Denkweise in seinen politischen Reden zu Tage. Grade weil er kein Politiker von Fach ist, weil er an die wichtigen von ihm behandelten Fragen mit demselben Geist der Idealität herantritt, wird uns sein Charakter um so klarer. Gewiß, er gehörte nie zu der Klasse der Realpolitiker, und betonte das selbst mehr als einmal. „Seit fünfzehn Jahren behandelte man diese Empfindungen mit einer Art von Verachtung und Ironie: man machte die Begeisterung lächerlich: — „Poesie!" hieß es, und man verspottete, was man eine sentimentale und romantische Staatskunst nannte. Damit aber hat man auch in den Gemüthern die ewigen Ideen des Schönen, Wahren und Gerechten abgeschwächt, und hat die Rücksicht auf Nutzen und Gewinn vorwalten, die Männer der Praxis, die materiellen Interessen herrschen lassen. Sie wissen, wohin uns das geführt hat." (Rede v. 14. Juni 1847 für die Familie Bonaparte.)

Diese schnell auflodernde Begeisterung und das Vertrauen auf die allseitige gedeihliche Entwickelung ließ ihn denn auch im Jahre 1846 den neugewählten Papst Pius mit Jubel begrüßen. Pius IX. wird den Königen und Völkern, den Staatsmännern und Philosophen den richtigen Weg zeigen. Was braucht es noch ferner der Verfassungen, das Evangelium enthält sie alle. Das Auftreten des neuen Papstes ist ein ungeheures Ereigniß. Eine neue Epoche der Civilisation wird damit beginnen. Solches waren die Gedanken seiner Rede, die er im Januar 1848 in der Pairskammer bei Gelegenheit der Adreßdebatte hielt.

Seine Hoffnungen sind nicht in Erfüllung gegangen, wohl aber die Prophezeiung, die er daran knüpfte, daß ein neues einiges Italien erstehen werde. Victor Hugo gehörte zu den wenigen Franzosen, welche neidlos eine Erstarkung der Halbinsel wünschten, welche die Secularisation des Papstthums anriethen. Mag man es ihm auch vielleicht als Schwärmerei anrechnen, daß er an die Möglichkeit glaubt, mit der Zeit das Elend aus der Welt schaffen zu können, solche Ideen ehren ihn, und gewinnen ihm die Zuneigung der Leser. Denn es sind bei ihm keine hohlen Phrasen, die nur darauf ausgehen, bei den Massen Eindruck zu machen und um wohlfeilen Preis nach Popularität zu haschen. Victor Hugo bewies dies, als er sich offen gegen die Nationalwerkstätten aussprach, die Louis Blanc im Frühjahr 1848 ins Leben gerufen, als er „ein einfacher Soldat der Ordnung und der Civilisation" in der Junischlacht in den Straßen mitfocht. Er bewies ferner, daß ein idealer Sinn sehr wohl das Rechte treffen, auch in praktischen Dingen das Verständige erkennen kann. Victor Hugo's Reden in der Zeit vor dem Staatsstreich sind alle besonnen, klar und voll Einsicht. Mit Recht erhebt er sich gegen die von der Majorität geplante Verkürzung

des allgemeinen Stimmrechts, da er voraussah, welche furchtbare Waffe man damit den Gegnern der Republik in die Hand drücke. „Ihr seid Revolutionäre!“ ruft er der Rechten zu. So spricht er denn auch gegen die Errichtung des Kaiserthums, das Frankreich auf abenteuerliche Bahnen führen werde. Er prophezeit einen furchtbaren Kampf, in dem Imperialismus, Legitimismus, Recht der Gewalt und göttliches Recht, mit einander verbündet, das einfache Menschenrecht bekämpfen und ein finsteres Dunkel sich über Frankreich breiten werde. „Wie lang diese Verfinsterung dauern wird, weiß ich nicht; wohl aber weiß ich es, und verkünde es als gewiß: untergehen wird das Recht nicht.“ (Ueber die Revision der Verfassung, 17. Juli 1851.)

Von besonderem Interesse ist Hugo's Rede über das Unterrichtsgesetz, das damals von Hrn. von Falloux eingebracht wurde. Nicht so monstruös, als das, welches jetzt in Frankreich angenommen worden ist, hatte es doch dieselben Tendenzen. Es strebte zunächst darnach, die Mittelschulen in die Hände der Jesuiten zu bringen, und Hugo charakterisirte es trefflich als ein „strategisches“ Gesetz, als „ein Gesetz, über die Freiheit, nicht zu lehren.“ Er sah nur zu wahr. Das diesjährige Gesetz über die Hochschulen ist nur eine logische Consequenz der früher geschaffenen Verhältnisse.

Doch Victor Hugo ist kein Politiker. So suchen wir in seinen Reden auch am liebsten nach den Stellen, die uns seinen Charakter enthüllen, die uns seine dichterische Begabung beleuchten. Aussprüche, wie derjenige, daß er immer die höhere Seite einer Frage ins Auge fasse (S. 134), geben uns Aufschluß über Manches. Dazu kam eine bedeutende rhetorische Kraft: er war nicht leicht zu verblüffen, sondern hatte auf jeden Zuruf eine schlagende Antwort. Daß er in dem voll austönenden Schlußwort sich gefiel, braucht kaum gesagt zu werden. Leider gerieth er immer tiefer in die Abhängigkeit von der Phrase, und besonders so oft er auf Frankreich zu reden kommt. In dem Punkt sind sie alle schuldig, die zum Volk gesprochen haben; sie haben alle dasselbe Thema von der Größe und unnahbaren Hoheit ihres Landes variirt, bis diese Anschauung dem Volk zu seinem größten Schaden unausrottbar eingeprägt war und es für die wirklichen Verhältnisse blind machte.

Denn nicht immer herrschte der Chauvinismus in dieser Macht in Frankreich. Die Sache ist allerdings älter als das Wort, das erst unter Napoleon aufkam. Das Gefühl der Selbstüberhebung und Vergötterung stammt vielmehr, wie so vieles Ueble, aus der Zeit Ludwigs XIV. Früher im Bewußtsein ihrer Abhängigkeit von Spanien und Italien in Allem, was Wissenschaft und Literatur, Kunst und Mode betraf, ja sogar mit besonderer Achtung vor der kriegerischen Tüchtigkeit der Spanier erfüllt, fanden die Franzosen das Gefühl der Superiorität erst, als Ludwig XIV., die Früchte der Politik früherer Staatsmänner erntend, die Grenzen des Landes rasch erweiterte. Man kann in den Briefen der Sévigné die Aeußerungen der Besorgniß während der ersten Feldzüge, dann des wachsenden Selbstvertrauens, endlich der unerschütterlichen Siegesgewißheit genau verfolgen, und ihre Worte sind bei dem vertraulichen Charakter ihrer Briefe ein zuverlässigeres Zeugniß als die Verse schmeichelnder Dichter, die allerdings schon früher ihre Könige mit Alexander dem Großen und Cäsar gleichzustellen gewohnt waren. Das achtzehnte Jahrhundert, das in so vielen Punkten vernünftig war, war es auch in dieser Hinsicht. Die Franzosen wendeten sich damals von der Kriegspolitik ab, und wenn sie auch mit vollem Recht auf die Weltherrschaft ihrer Sprache stolz waren, so überhoben sie sich doch nicht in der blöden Weise, wie dies ihre Enkel thaten. Erst die Revolution und in deren Gefolge die Idee, daß Frankreich den andern Völkern als der Apostel der Freiheit erscheine, dann besonders die Siegeszüge Napoleons blendeten die sonst so klare Einsicht des französischen Volkes, und seine Dichter und Geschichtsschreiber thaten ihr Mögliches, den für das Land selbst so verhängnißvollen Wahn zu befestigen. Es ist bemerkenswerth, daß der Chauvinismus und die Vorliebe für politische und nationale Phrasen in demselben Maße wuchsen, in welchem die politischen Verhältnisse des Landes ins Schwanken geriethen, und daß jede Umwälzung Frankreich zugleich schwächte und ihm einen stärkeren Glauben an seine Kraft einflößte.

Ferdinand Lotheißen.

Die Poesie der Bibel.

Die Poesie der Bibel. Von Albert Werfer. (Tübingen 1875, G. Lauff'sche Buchhandlung.)

Ist es gemeinsames Verhängniß aller Menschen, dem Niemand entgehen kann, den Splitter im Auge des Nachbars zu bemerken und des Balkens im eigenen nicht gewahr zu werden? Wir zucken mitleidig die Achseln über das Opfer der Vernunft, welches die Ultramontanen dem

Papst darbringen, wenn sie seiner Unfehlbarkeit in Sachen der Sitte und des Glaubens zustimmen, aber wir nehmen es übel, wenn man uns nachweist, daß wir um nichts besser und klüger sind als sie, wenn man uns zeigt, daß auch wir die Vernunft opfern, daß wir nicht selten leere Wortverbindungen für himmlische Weisheit gelten lassen.

Das Buch, welches diese Bemerkung hervorlockt, die Poesie der Bibel von Albert Werfer, ist sonst so harmlos, wie Tausende von Verherrlichungen der beiden sogenannten Testamente. Der vielfache Unfug, der mit diesen höchst werthvollen Ueberlieferungen getrieben worden, hat ihrer Bedeutung keinen Eintrag gethan. Die vermeintliche Göttlichkeit hat dem gewaltigen Menschengeist, der sich in der Bibel ausspricht, nichts geschadet, — und indem Werfer die Poesie der Bibel sammelt, verrichtet er eine prosaische Arbeit, er verrichtet sie gut, und in dieser Hinsicht rechten wir nicht mit ihm. Weß Standes er ist, sagt er nicht, doch man wird schwerlich irren, wenn man ihn zu den lehrhaften Männern rechnet. Wer sonst ließe wohl drucken (nur ein paar Beispiele aus der Masse): „das Herz der Wittwen macht' ich jubeln," und erklärte dann: „Ich unterstützte und beschützte die Wittwen, so daß ihr trauriges Loos ein heiteres wurde." Oder:

„Er faßt in seine Wolken die Gewässer,
Nicht berstet unter ihnen das Gewölk,"

und fügte, um Mißverständnissen vorzubeugen, hinzu: „Hier werden die Wolken als Gefäße, Schläuche dargestellt, in denen das Regenwasser gesammelt wird. Diese zarten, luftigen Gebilde bersten nicht unter der Last des Wassers. Gott hält sie." Dienstfertige Erläuterungen, wo sich alles von selbst versteht, und beredtes Schweigen, wo wirkliche Schwierigkeiten auftreten, verrathen das Fach des Autors, und der ausgesprochene Zweck des Ganzen: die biblischen Bilder zusammen zu stellen, um dem Prediger den passendsten und schönsten Schmuck der christlichen Rede zu liefern, erhebt die Vermuthung fast zur Gewißheit.

Das Werk ist umsichtig geordnet, mit einem alphabetischen Register versehen, und gewiß höchst brauchbar für Jeden, der christlichen Redeschmuck sucht, aber es verlangt das sacrifizio del intellecto mit einer so heiteren Naivetät, es schwebt über die fragwürdigsten Punkte mit einer so unbefangenen Leichtigkeit hinweg, daß es der Mühe wohl lohnen dürfte, einmal darauf hinzuweisen, weshalb einige Sterbliche dem würdigen Verfasser und seinen Kollegen unmöglich folgen können.

Wenn sich die Herren damit begnügten, den poetischen Werth der biblischen Darstellung der Schöpfung hoch über die Kosmogonien der Alten zu stellen, so würde alle Welt ihnen beipflichten; wenn sie jedoch Geschichte aus diesem Phantasiegemälde machen, wenn sie der Jugend als wahr und wahrhaftig, als Gottes Wort vortragen, was erdichtet ist, so laden sie eine schwere Schuld auf sich. Aber sie glauben vielleicht aufrichtig an die Wahrheit des in der Bibel Erzählten? Nun, dann müssen sie der Kritik Rede stehen und ihren Glauben vor der Vernunft rechtfertigen. Unser Autor berichtet, daß die ersten Menschen eine Prüfung bestehen sollten. Da sie Geschöpfe Gottes waren, so prüfte Gott sein eigenes Machwerk, und wenn es nichts taugte, hatte er sich selbst Vorwürfe zu machen und nicht dem Werk. Statt dessen strafte er das völlig unschuldige Werk, — wie soll man solch ein Verfahren bezeichnen? Der arme, zu schwach gerathene Mensch muß den Fehler, den er nicht begangen hat, in alle Ewigkeit büßen, er wird mit einem bösen Fluch aus dem Paradiese ins Elend gestoßen, nachdem Gott vorher alles sehr gut befunden, was er geschaffen hat — Kinder hören das gedankenlos staunend mit offenem Munde, Erwachsene werfen Leuten, die so etwas als Wahrheit, als historische Wahrheit lehren, einen fragenden Blick zu.

Als ob nichts Unerhörtes passirt wäre, fährt der Verfasser gelassen fort: „Ein Mißton ist eingeklungen in die von Gott ursprünglich gewollte und gesetzte Harmonie, und wie und daß dies hat geschehen können, daß die göttliche Absicht durch das ganz von ihm abhängige Sein vereitelt wurde, ist das Urgeheimniß Gottes und der eigentliche Inhalt der Offenbarung, und ohne sie schlechthin unbegreiflich." Sehen wir uns diese wunderliche Anhäufung von Worten etwas genauer an. Das Urgeheimniß Gottes ist eine Ueberraschung, die ihm zu Theil wird. Er will Harmonie, er setzt Harmonie und plötzlich gellt ihm ein Mißton herein, er weiß nicht woher; es bläst Jemand neben ihm falsch. Doch fort mit der Bildersprache. Das Urgeheimniß Gottes soll darin bestehen, daß das ganz von Gott abhängige Sein die göttliche Absicht vereitelt. Aber warum nennen Sie das „Urgeheimniß Gottes", lieber Herr Werfer, da es doch einfach menschlicher Unsinn ist? Die ganze Abhängigkeit des Menschen von Gott verträgt sich nicht mit der Fähigkeit des Menschen, Gottes Absichten zu durchkreuzen. Entweder der Mensch ist nur halb abhängig von

Gott, oder Gottes Absichten werden durch die Handlungen des Menschen nicht gestört; entweder Gott ist nicht der Schöpfer des Menschen, oder Gott will auch das, was uns Sünde heißt. Die Herren, welche das Dilemma stellen, haben zu wählen; das Urgeheimniß entpuppt sich als ein vollkommener Widerspruch, von dem die Vernunft entscheidet: jeder Theil für sich kann wahr sein, die Verbindung der beiden Theile gibt keinen Sinn, und wer sie dennoch verlangt, — der verlangt „das Opfer der Vernunft".

Allein Herr Werfer begnügt sich nicht damit, den klaren Widerspruch zum Urgeheimniß Gottes zu stempeln, er schließt seinen Satz mit der angeblichen Lösung des Räthsels; ihm ist dieses Urgeheimniß „der eigentliche Inhalt der Offenbarung und ohne sie schlechthin unbegreiflich." Also mit ihr nicht unbegreiflich? Nun denn, wie lautet die Lösung? Wo steht sie? Wird da nicht wieder das Opfer der Vernunft in Anspruch genommen? Wer zuerst die Bibel „Offenbarung" nannte, der hat die gelungenste aller Mystifikationen zu Stande gebracht. Unzählige Millionen haben ihm gläubig die Worte nachgebetet, und was haben sie dabei gedacht? Was ist ihnen offenbart worden? Offenbar gar nichts, denn sonst würde Einer von den Vielen doch etwas verrathen haben.

Wer in der Erfahrung die einzige Quelle des Wissens, und in unserer Vernunft das einzige Schöpfmittel sieht, der gesteht freimüthig, daß ihm in allem Sein ein Mysterium übrig bleibt. Dieses Mysterium zu einer Mystifikation zu benutzen, zu thun, als ob er mehr wisse, als er in der That weiß, zu thun als ob er die Welt und das Leid in ihr erklären könne, fällt ihm nicht ein, aber die Herren, welche vorgeben, ihre Weisheit aus einer besseren Quelle zu beziehen, und mit einem vorzüglicheren Werkzeuge zu schöpfen, aus der Offenbarung mit Hilfe göttlicher Eingebung, mögen ihm gütigst verzeihen, wenn er ihnen genau auf die Finger guckt und argwöhnisch prüft, ob er Wasser des Lebens erhält oder ein Gebräu, auf das er, im Interesse seiner Gesundheit, lieber Verzicht leistet.

Ueber den „heiligen Stuhl" ist der Protestantismus hinaus, aber die „heilige Schrift" hält er als eine heilige noch fest. Herr Werfer sagt: „Die moderne Wissenschaft erklärt die Bibel mit ungeheurer Verkennung des Wesens der Geschichte, als ein Buch von Mythen und Märchen und ist bemüht, an die Stelle des alten Edelsteins, den Christus gelegt, einen neuen, selbstgemeißelten, negativen, rein auf die Vernunft basirten zu legen, allein" . . . u. s. w. Negativer Edelstein ist gut, in seiner Art beinahe so gut wie Polonius' schlotterichte Königin, aber die Sache verhält sich doch anders, und da es nicht immerBöswilligkeit ist, welche die verkehrten Behauptungen aufstellt, so möge zu Nutz und Frommen Derer, die nicht Zeter schreien, sondern begreifen wollen, noch folgende Andeutung hier Platz finden.

Die moderne Wissenschaft läßt Alles stehen, was solide steht, sie ehrt und achtet die Phantasie, und ist nur unerbittlich streng gegen unwahres Gethue, gegen Scheinweisheit, gegen bewußtes und unbewußtes Gauklerthum. Die kritische Vernunft weiß den Werth aller Mythen und Märchen sehr wohl zu schätzen. Dem tiefen Sinn im Märchen vom Baum der Erkenntniß z. B. wird die kritische Vernunft viel gerechter als der unkritische Glaube, aber die Vernunft läßt sich nicht gefallen, daß man ihr menschlichen Tiefsinn für göttliche Offenbarung auftischen will. Eine göttliche Offenbarung, über deren Inhalt der Mensch noch streiten, ein Ruf des Schöpfers an sein Geschöpf, den das Geschöpf noch mißverstehen kann, — das ist für die Vernunft ein Hohn gegen Gott, der Vorwurf der Undeutlichkeit gegen den Allerhöchsten, eine Verbindung von Worten, der kein Sinn entspricht. Die Vernunft sucht ihre Schranken zu bestimmen und kennt sie zum großen Theil bereits. Innerhalb derselben gilt das Wissen, das offene Geständniß des Nichtwissens und die Einsicht in die Unhaltbarkeit gewisser Glaubensversicherungen, nämlich derjenigen, die gegen die Naturgesetze verstoßen, und derjenigen, die Widersprüche enthalten, aber die Vernunft weiß, daß jenseits ihrer Grenzen ein Gebiet sich befindet, in das ihr kein Zutritt verstattet ist. Da bewegt sich der Glaube mit vollem Recht, und da wird ihn die Vernunft nicht antasten, nur zweierlei muß er sich gesagt sein lassen: er kann nichts beweisen und kann also von Niemand unbedingte Zustimmung fordern, und zweitens: er ist nie etwas allgemein Giltiges, sondern stets subjektiver Natur, und darf also nie gegen Andersgläubige mit Zwangsmaßregeln auftreten.

Unlösbare Widersprüche sind die unausbleibliche Folge jeder Vermenschlichung des Unaussprechlichen. So lange die Lehrer der Jugend sich noch als Ebenbilder Gottes betrachten, und nicht einsehen, daß sie nur dem Geiste gleichen, den sie begreifen, so lange wird das

Opfer der Vernunft allgemeine Landessitte bleiben. Was schiert es die Weltordnung, ob der Mensch vom Apfel oder vom Schwein oder Fleisch am Fasttag genießt! Wir sind es, die den Unterschied von gut und böse bestimmen, wir sind es, die unter dem Bösen leiden und durch das Gute gedeihen; halten wir uns an uns selber, gebrauchen wir unsere Vernunft, statt sie zu opfern, und es wird vielleicht besser werden; mit dem bisherigen religiösen und moralischen Treiben haben wir es nicht eben weit gebracht. Nach bald zweitausendjähriger Wirksamkeit so klägliche Resultate, — das liegt entweder an einer falschen Doktrin, oder an einer hoffnungslosen Erbärmlichkeit der menschlichen Natur. Hoffen wir, daß nicht die letztere Alternative die Schuld trägt.

O. S. Seemann.

Kleine Bücherschau.

Wolf Graf Baudissin, dieser unermüdliche literarische Eroberer, hat uns neuerdings durch die Uebersetzung der „Dramatischen Sprüchwörter von Carmontel und Leclercq“ (2 Bde., Leipzig, S. Hirzel) eine sehr fröhliche Bekanntschaft vermittelt. Das Proverbe der Franzosen ist ein ganz eigenartiges Literaturgeschöpf, das in seiner ursprünglichen Gestalt mit dem Drama nur die Form der dialogischen Mittheilung gemein hat. Besonders bei Carmontel, den Saint Beuve den „Vater des Proverbe“ nennt, fehlt jede dramatische Bewegung und Entwickelung, während Leclercq schon den Versuch macht, in seine reizenden satirischen Zeitschilderungen einen leisen comödiengemäßen Zusammenhang hineinzuweben. Die harmlose Schelmerei, die attische Würze der Sprache, und eine gewisse liebenswürdige Bosheit in der Beobachtung der menschlichen Schwächen geben den vom Grafen Baudissin ausgewählten Stücken einen zarten Reiz; ja, in einzelnen finden wir Dialog-Wendungen und Situationspointen von großer, selbst bühnlicher Drastik. Die Uebersetzung ist — bis auf einige Gallicismen (z. B. „ich bin mir viel erwartend“ S. 115 oder „die Gräfin findet Sie einen unausstehlichen Gesellen“ S. 171) — tadellos zu nennen, und die Ausstattung zeigt auch diesmal jenen splendor Hirzelianus, der auf dem deutschen Büchermarkt so vortheilhaft hervorsticht.

Unter dem Titel: „Aus Nestroy“ ist bei L. Rosner in Wien eine Blumenlese aphoristischer Einfälle aus Nestroys Possen erschienen. Viele davon sind von elektrisirender Schlagkraft, andere ergötzen durch die unnachahmliche Drolligkeit ihrer Accente, z. B.: „Es ist so edel, wenn man seine Hand einem Menschen in die Hand legt, dem man's von Rechtswegen in's G'sicht legen sollt'!“ — „Das Licht hat die größte G'schwindigkeit in der ganzen Natur; d'rum hat auch das üble Licht, das auf ein Wesen fällt, so eine schnelle Verbreitung.“ — „Es gibt noch Leute, die den Selbstmord für eine Feigheit erklären; sie sollen's erst probiren . . . nachher sollen's reden.“ — In den heutigen Possen sucht man vergebens nach einer solchen humoristischen Lebensphilosophie.

Die eine Enthüllung des Hermannsdenkmals wurde von vielen Enthüllungen des poetischen Unvermögens begleitet. Vortheilhaft unterscheidet sich von diesen eine epische Schilderung der Hermannsschlacht von M. Ewers, die bei Schmorl und von Seefeld in Hannover erschienen ist. In Strophen von trotziger Sprachkraft sucht der Dichter den wilden zermalmenden Rachegeist des Teutoburgkampfes wiederzuspiegeln — muskelstark und gepanzert, wie ein cheruskischer Krieger, poltert die Klanggestalt hervor, die er aus Reim und Alliteration zusammenschmiedet — und nicht mit Unrecht bezeichnet er in dem Widmungssonett an Ernst von Bandel die Dichtung als einen „Nachhall seiner Hammerschläge“:

> Ja, das war ein Waltag
> Nach harter Geduld!
> Ein Zins- und Zahltag
> Für Schande und Schuld!
> Der langen Jahre Joch
> Brach eine halbe Woch'!
> Wie der mahlende Mühlstein schwingend sich dreht
> Und malmet die Körner zu Kleie:
> So drehten der Tage sich dreie —
> Dann waren die Römer zerschroten, zerweht! —

Das ist noch eine der sanftesten Strophen. Ohne Zweifel ist der Verfasser in seinem Kraftstreben viel zu weit gegangen. Wenn er aufhören wird, Felsblöcke und Cyclopenmauern zu dichten, so dürfen wir von ihm Gutes erwarten.

Von Anna Löhn ist ein Roman: „Zwei alte Apotheken“ erschienen, dessen Widmung Fürst Bismarck angenommen hat. Wir erblicken in diesem Umstand nur einen neuen Beweis für die große Klugheit des Kanzlers: denn es geht daraus deutlich hervor, daß er den Roman nicht gelesen hat!

O. Bl.

Miscellen.

Friedrich Bodenstedt arbeitet gegenwärtig an einem Lustspiel, das er unserer Zeitschrift zur ersten Veröffentlichung zu überlassen gedenkt.

*

Auch den begnadeten Schriftsteller führt bisweilen die Vorliebe für eine möglichst üppige Wortfülle zu erheiternden Mißgriffen! — Adolf Strodtmann schließt die Vorrede zu seiner Ausgabe von Bürgers Briefen mit der Bemerkung, daß ohne die bereitwillige Hilfe vieler Freunde sein Werk „ein verstümmelter Torso geblieben wäre, dem manche der schönsten Glieder gefehlt hätten". Das ist offenbar dreifache Courage.

*

Ein fünfaktiges Trauerspiel „Königsmark" von Hermann Riotte ist am 3. August im alten Leipziger Stadttheater vor einem eingeladenen Publicum von Künstlern und Kunstjüngern mit großem Erfolg aufgeführt und von der Kritik sehr beifällig begrüßt worden. Nachdem der Dichter so Gelegenheit hatte, die unmittelbare Bühnenwirksamkeit seines Dramas zu erproben, wird er es nunmehr an die Theater versenden.

*

Beim Heimgang Andersens dürfte der Hinweis am Platze sein, daß die einzige deutsche Gesammtausgabe seiner Werke im Verlag von Johann Friedrich Hartknoch in Leipzig erschienen ist.

*

Ueber die im Mai-Hefte abgedruckte Erzählung von Sacher-Masoch: „Der neue Leander" sind uns mancherlei anerkennende Briefe zugegangen; nur das Schwimm-Abenteuer des Helden wurde allgemein angefochten. Gerade dies aber ist, wie uns der Dichter mittheilt, historisch. Er verweist auf seine Quelle: „Der Herzog von Marlborough, von Archibald Alison" (in deutscher Uebersetzung erschienen bei Lorck in Leipzig 1852) S. 224 und 225.

*

Mückenstiche.

Von Oskar Blumenthal.

Zur Physiognomik.

Der weise Schopenhauer spricht —
Und gern betret' ich seine Spur:
„Ein jedes Menschen-Angesicht
Ist ein Gedanke der Natur."
Es folgt daraus das Eine nur,
Wenn man dem Worte Glauben schenkt:
Daß auch die ewige Natur
Mehr Dummes als Gescheidtes denkt!

Einem Weltschmerzdichter.

Ja, du hast die Welt gerichtet!
Kläglich ist's mit ihr bestellt!
Und das Buch, das du gedichtet,
Ist ein treues Bild der Welt.

Meinen Kritikern.

Sie zollten mir manchen Tadelsspruch
Und Niemand hörte mich klagen,
Und als sie verketzert mein frohes Buch,
Ich hab' es mit Lachen ertragen.
Doch stets geräth mein Schmerz in Fluß,
Sobald sie Witze machen:
Der Witz eines deutschen Kritikus —
Darüber ist nicht zu lachen!

Vergeltung.

„Wo lebt ein Autor, mehr als ich geplagt?
Zum Helikon beflügelt mich mein Streben.
Was hilft es aber, wenn die Armuth nagt?
Denn von der Dichtkunst kann ich, ach! nicht leben."
So hat sein Leid ein Dichter jüngst geklagt,
Worauf ein Freund zur Antwort ihm gegeben:
„Dein Schmerz ist herb, doch sei's zum Trost gesagt —
Die Dichtkunst könnte auch von Dir nicht leben!"

Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die Redaction der „Neuen Monatshefte" sind an Herrn Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W., 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.

Aus dem Roman „Aspasia“.

Von Robert Hamerling.

Am Kephissosufer.

Wenn man in mitternächtiger Richtung die alte Stadt Athen verließ, etwas zur Linken gewandt den äußeren Kerameikos durchschritt, über die Gärten und Platanengänge der „Akademie“ hinaus seinen Weg fortsetzte, dann noch eine Strecke mitternachtwärts im Freien auf besonnter Straße zurücklegte, so erreichte man das anmuthige, hold umschattete Kephissosthal.

Man hatte beim Eintritt in dieses Thal sofort einen flüsternden, üppig grünenden Olivenwald zur Linken. Er erstreckte wie ein grüner Wall sich weithin immer zur Seite des Weges. Baumhoch sproßte dazwischen der Keuschlammstrauch, dessen blaue Blüthen gegen das sanfte Grün der schmalen Blätter angenehm abstachen. Epheuranken hingen von den Aesten überall herab; auch Taxusbäume wuchsen den Abhang empor und bedeckten ihn dergestalt, daß man nichts als Grünes sah.

Zur anderen Seite des Weges aber, zur Rechten, kamen die kristallklaren Murmelwellen des Kephissos aus dem Inneren des Thales über blitzend weiße Kiesel dem Wanderer entgegengerieselt, hie und da in Rosenlorbeer- und Keuschlammbüschen sich bergend.

Jenseits des Kephissos sah man aus einiger Entfernung den nicht minder lieblich umlaubten, sagenreichen Hügel Kolonos herüberwinken.

Ging man, nachdem man das Thal betreten, eine kurze Strecke zwischen dem Olivenhain und dem fließenden Gewässer hin, so sah man am jenseitigen Ufer des Kephissos, auf wiesigem, sanft ansteigendem Boden einen anmuthigen Weiler im Schein der Sonne glänzen, umgrünt von einzelnen uralten, hochgewipfelten Cypressen, Platanen und Pinien, und von einem Garten, der fast bis an den Kephissos herüberreichte. Aber nicht blos von dieser Seite erstreckte sich jenes Gartengelände bis an's Ufer des Flusses; sondern dieser, seinen Weg aus dem Innern des Thales gegen den Eingang desselben fortsetzend, machte eine Krümmung nach der rechten Seite hin, und bespülte sonach auch dort die Gründe, in welche der Frucht- und Blumengarten, der das Landhaus umgab, nach jener Seite hin auslief. Nur daß dort der Boden des Gartens einigermaßen sich abdachte, und der Bach in seiner Vertiefung zwischen höherem, von den Strahlen der Sonne durchblitztem und von Nachtigallen durchtöntem Gebüsch um so traulicher plätschernd dahinfloß.

In der Mitte des weiten Raumes zwischen diesem sich abdachenden Kephissos-ufer und dem Wohnhause stand ein von Rosen umbüschtes Gartenhäuschen. An den Ecken des Gartens trat Lorbeer-, Myrthen- und Rosengebüsch zu dichten, traulich-verschwiegenen Lauben zusammen. Auch die Scharlachblüthe des Granatbaums fehlte nicht. Doppelreihen von Oliven-, Feigen- und anderen Fruchtbäumen umsäumten, von einer dieser Lauben zur anderen führend, den Garten. Wo der Boden gegen den Kolonoshügel hin sanft anstieg, da bräunten sich an sonnigen Hängen die Trauben. Das ländliche Wohnhaus selbst umschlangen Rebengewinde, ja selbst an den Bäumen wanden sie in üppiger Fülle sich empor. Mit ihnen wetteiferte wuchernd der Epheu, dessen große schwarze Dolden von Wänden und Baumstämmen, nicht minder Trauben ähnlich, herunterhingen, und dessen üppiges Geblätter, sich fortschlängelnd, selbst das Gefild der thauigen Wiese besäumte.

Zwischen den blühenden Hecken und freien Rasenplätzen waren kleine Beete von Blumen angelegt. Wenig hatte von den schöntraubigen Narzissen, vom goldenen Schmelz des Krokos, von den Lilien, Irisblumen und Veilchen die vorgerückte Jahres-zeit und die kranzwindende Lust des Atheners übrig gelassen, aber unzählig flammten die Rosen überall, von Violen umsäumt, in purpurn lachenden Fluren auf dem Boden hin sich verbreitend, oder auf hohen Sträuchern prunkend, niemals angeweht von rauhen Winden, und allmorgendlich erfrischt vom reinsten Thaue.

Leicht erscheint es, so der Dinge, die hier zu schauen waren, Namen und äußere Gestalt mit Worten anzugeben; unmöglich aber ist es, den heiteren und glücklichen Frieden zu schildern, welcher über diesem üppig grünen, waldumsäumten, von den Wassern des Kephissos bethauten, von Nachtigallen durchschwärmten Thalgrunde ver-breitet lag. Es war, als müsse der ländliche Gott Pan hier aus schattendunkler Waldstille treten, eine Najade dort unter helllaubigem Schattendach aus dem Bade der Kephissoswellen steigen. Weiter innen in der lauschigen Tiefe des Hains tum-melten sich gewiß bocksfüßge Satyrn, und man konnte das Gekicher vollbusiger, weich-gelockter, reigenschlingender, oder auf grünem Laube zur Ruhe hingelagerter Hama-dryaden vernehmen. Zuweilen ging ein Schauer durch die Kronen der Bäume, die in der reinsten Bläue des hellenischen Himmels zitterten; wie ein Wonneahnungs-schauer einherwehend vor dem Schritt des Freudengottes Dionysos. Will er etwa vom Thalgewässer des Kephissos erobernd hinaufstürmen gegen den von ernsten Kun-den der Vorwelt umflüsterten Eumenidenhain auf dem Hügel Kolonos?

Aber auch der Reigen apollinischer Gefährtinnen war diesem Orte nicht fern. Hier hauste ja der Musenliebling Sophokles. Dies hier war seine heimische Stätte, wie er sie von der Höhe der Akropolis dem Perikles und der Aspasia lobpreisend aus der Ferne gewiesen. Hier war er geboren, und hier lebte er. Unter den weißen, von Epheu und Blumen überwucherten Denksteinen, welche hie und da aus dem Grün des Gartens und der Büsche hervorblinkten, schliefen seine Väter.

Eben saß er, umsäuselt von den Lüften des Morgens, in einer Rosenlaube, und hatte vor sich Wachstäfelchen auf den Knieen liegen, auf deren Fläche er zuweilen einige Verse mit einem spitzen Griffel einritzte, mehrmals mit des Griffels stumpfem Ende das Wachs wieder glättend und das Geschriebene austilgend, wenn die erste Eingebung der Muse ihn nicht völlig befriedigte.

Zwischendurch einen Blick nach dem Thalwege hinüberwerfend, sah er einen stattlichen Mann leichten, behenden Fußes das Thal durchschreiten.

„Wer ist der Frühwache,“ dachte er bei sich, „der da schier beflügelt wie Hermes, der Götterbote, heranschreitet?“

Bald war der Wanderer näher gekommen, und der Dichter erkannte den liebsten seiner Freunde. Er ging ihm freudig erregt bis zum Eingange des Gartens entgegen.

Perikles schüttelte ihm die Hand. „Ich folge Deiner Einladung,“ sagte er; „ich bin für heute Dein Gast, dem Lärm und Getreibe der Stadt und allen Staatsgeschäften entflohen. Auch der Zitherspieler aus Milet*) — Du erinnerst Dich seiner ohne Zweifel — wird kommen und den Tag mit uns zubringen, wenn Du es gestattest. Ich habe Vieles mit ihm zu besprechen, und weiß keinen Ort, wo ich es ungestört thun könnte.“

„Der schöne Zitherspieler aus Milet also wird kommen?“ rief Sophokles freudig. „Dacht' ich's doch, daß es etwas sehr Begeisterndes sein müsse, was Dich herführte, als ich Dich so feurig und erregt des Weges kommen sah. Da war nicht viel zu sehen von der ruhigen Würde des Redners auf der Pnyx; ich erkannte Dich kaum, so warfst Du das Haupt und die Hüften hin und her, mich schier an den bekannten edlen Renner beim Homeros gemahnend, von welchem es heißt, daß er die Halfter in seinem Stalle zerreißt, und hochgehobenen Hauptes mit fliegenden Mähnen dahineilt zur Weide der . . .“

„Schweig!“ rief Perikles; und schloß dem Freunde mit der Hand den Mund. „Es waren die würzigen Lüfte des Kephissosthals, die so vollbeseelend in der Morgenfrische auf mich wirkten!“

„Warum nicht auch das Verlangen die Milesierin zu sehen?“ sagte Sophokles; „ist sie nicht das reizendste aller Weiber?“

„Sie ist zart wie eine Lyderin, würdevoll wie eine Athenerin, stark wie eine Lakonerin!“ sagte Perikles.

„Du brauchst den Ion um die blonde, lilienwangige Chrysilla nicht mehr zu beneiden!“ bemerkte Sophokles mit schalkhaftem Lächeln.

„Laß die Chrysilla,“ rief Perikles. „Aspasia ist unvergleichlich! Man weiß nicht, ob sie mehr von einer Muse oder von einer Charis an sich hat.“

„Auch Parze ist sie Dir vielleicht,“ sagte Sophokles; „sie kann Dir Gutes und Böses in den Lebensfaden spinnen!“

„Warum nicht gar auch Lamia und Empuse?“ rief Perikles. „Und wäre sie's — wir haben reichliches Blut in den Adern, und ein Schwert an der Seite, um es, wie Held Odysseus, jeder Kirke gegenüber im rechten Augenblick aus der Scheide reißen zu können. — Ich komme zu Dir als ein müde Gehetzter,“ fuhr Perikles fort, sich den Schweiß des sommerlichen Weges von der Stirne trocknend; „ich habe mich den unzähligen Sorgen und Mühen meiner unzähligen Aemter und Würden einmal entrissen, um einen Tag der schönen Muße und ihrem liebsten Pflegekind, der Liebe, zu leben.“

„Du thust wohl,“ sagte Sophokles, „wenn Du die Muße suchst, um zu lieben.

---

*) Die verkleidete Aspasia.

Zur heißen Sommerszeit soll man entweder nicht lieben, oder nichts Anderes thun als lieben."

„Ich glaube, Du selber sündigst gegen diesen Ausspruch," bemerkte Perikles; „die Wachstäfelchen da in Deiner Hand beweisen, daß Du fleißig Vers an Verse reihst; das hindert Dich aber nicht, wie man erzählt, die schöne Ephesierin Philainion in jenen verschwiegenen Myrthen- und Rosengehegen zu bewirthen."

„Ist Poesie Arbeit?" fragte Sophokles; „ich wußte das nicht. Wenn die heiße Stirn den Dichter macht, so ist wohl die Poesie ein klingendes Ausathmen all' des schönen Lichts und all' des göttlichen Feuers, das man so mit seinen Sinnen aus dem himmlischen Aether in sich trinkt. Licht verwandelt sich in Klang. Und so möchte ich auch die Liebe am Sommertag nicht missen; denn da ist sie am feurigsten und am meisten des Gottes voll. Und am wenigsten möchte ich sie missen während ich dichte. Da fließt so schön eine Gluth in die andere: von apollinischen Flammen erhitzt, suchst Du Erfrischung im Wonnehauch der Liebe, und kehrst mit wunschloser, schön befriedigter, harmonisch gestimmter Seele zur Muse zurück. Zuletzt vertauschen Eros und die Muse gar die Rollen: die Muse wird zur Kupplerin der Liebesgluth, und der Geliebten Auge oder Busen beschenkt Dich mit den schönsten Dichtergedanken."

„Ich glaube, man ist niemals so müde," sagte Perikles, „daß die Liebe nicht Erholung wäre. Wir alle, von einem Thaten- oder Schaffensdrange mächtig Befeuerten wissen das!" —

So unterredeten sich die beiden warmbeseelten, in des Lebens reifer Vollblüthe stehenden Männer.

Jetzt hielt eine Sänfte vor dem Hause des Sophokles.

Aus derselben stieg Aspasia. Sie war in Frauengewändern. Sophokles begrüßte sie und führte sie zu Perikles in's reichbebüschte Gehege des duftigen Gartens.

Geborgen vor unberufenen Späheraugen schlug sie den Schleier zurück, ließ das Himation, das über das Hinterhaupt heraufgezogen war, vom Haupte und von den Schultern gleiten, und stand nun da im farbenhellen, schmuckreich geränderten Frauen-Chiton, das krause, goldbraune Haar in breiten Wellen gescheitelt, und auf dem Haupte als einzige Zier eine breite, purpurne Haarbinde tragend, die von der oberen Fläche des Scheitels nach hinten ringartig um das reiche Gelock zusammenlief. In der Hand trug sie einen kleinen, überaus zierlich gestalteten Schirm gegen die Strahlen der Sonne, und im Gürtel, der ihr Gewand in der Mitte des Leibes zusammenhielt, stack ein nicht weniger anmuthiger, blattförmig gestalteter, buntbemalter Fächer.

Sophokles sah Aspasia jetzt zum erstenmal in Frauengewändern. Ein Ausruf der Bewunderung entfuhr ihm. Die Milesierin fiel in die Idylle des Kephissosthales als ein fast allzu blendendes, bestechendes Wunder hinein. Sie erschien fremdartig in dieser ländlichen Stille. Sie brachte ein Arom mit sich, ein berauschendes Arom von Schönheit und Jugend, das alle Duftwürze des Hains, und den Odem aller Blüthen des Gartens in den Hintergrund zu drängen schien.

„Laß Dir genügen, Aspasia," sagte Sophokles, indem er die Schöne mit ihrem Freunde einen durch reichbelaubte Ranken verhangenen Gang entlang führte, „laß Dir genügen an dem, was die Natur für diesen Ort gethan. Die Gartenkunst der Athener zu bewundern, wirst Du keinen Anlaß haben. Ich weiß sehr wohl, daß ihr asiatischen Hellenen es besser versteht als wir diesseits des Meeres,

anmuthige Lustgärten kunstreich anzulegen, mit Labyrinthen, Siedeleien und Grotten. Ihr habt ja dort des Persers weitgedehnte, großartig angelegte Paradeise als Muster vor Augen. Wir Athener glauben, daß die schöne Natur, wie eine schöne Frau, auch ungeschmückt schön ist.“

„Laß nur Aspasia eine kurze Zeit in diesem Gehege wandeln,“ sagte Perikles, „und Du wirst bald mit der ungeschmückten Natur nicht mehr zufrieden sein. Sie wird Dich bald sammt Deinem Garten verzaubern und verwandeln. Das ist so ihre Art. Wo sie hintritt, da sproßt es unter ihren Füßen. Den Menschen weiß sie unvermerkt einen Stachel in's Herz zu pflanzen, und wenn sie ein paar Worte über Deinen Garten fallen läßt, so wirst Du nicht früher zur Ruhe kommen, als bis Du etwas hergestellt, was mit dem Fruchthain der Hesperiden, oder dem Garten des Phoibos an der äußersten Meeresgrenze, oder den kyrenäischen Gärten des Zeus und der Aphrodite, oder den Gärten des Midas mit ihren hundertblättrigen Rosen zu vergleichen, oder wenigstens mit der Gartenkunst des homerischen Phäakenfürsten Alkinoos auf Scheria sich messen kann.“

„Wohl weiß ich,“ entgegnete Sophokles, „daß dieses Frauenwesen Unruhe zaubert in der Menschen Gemüther. Habe Mitleid, schöne Zauberin, und laß mich und meinen Garten hier unverwandelt! Ich bin so zufrieden und so glücklich hier. Glänzt Phoibos am Himmelszelte, so freue ich mich, daß meine Oliven, meine Feigen, meine Granatäpfel reifen; regnet Zeus, so danke ich ihm, weil meine Wiesen grünen. Ich begnüge mich mit dem, was da zu finden ist: Blumen im Frühling, Schatten im Sommer, Fruchtfülle im Herbst, erfrischender Lufthauch und musengesegnete Stille im Winter. Vor Allem aber, mächtige Aspasia, besprich und verwandle mir nicht durch eine Zauberformel das, was mir durch Gewöhnung das Liebste geworden, und was dem Liebenden und dem Dichter immer das Erwünschteste: die trauliche Heimlichkeit dieser Lorbeerbüsche, dieser Myrthen- und Rosenlauben!“

„Sollte in der That,“ warf Aspasia ein, „die lorbeer-umschattete Einsamkeit das Zuträglichste für den Dichter sein? Sollte er nicht lieber, um völlig zu reifen, aus dem stillen Schatten hinaustreten in's volle Licht der Welt und des Lebens?“

„Man glaubt so lange,“ erwiderte Sophokles, „daß es die Sonne ist und nur die Sonne, welche die Beere des Weinstocks reift, bis man entdeckt, daß gerade die größten, die üppigsten, die farbigsten Trauben verborgen unter dem Schatten der dichtesten Blätter hängen. Und wenn Du bezweifelst, daß diese Einsamkeit dem Dichter nützt, so wirst Du doch gestehen, daß sie dem Liebenden willkommen ist? Hier könnt ihr, so ihr wollt, Euch Tage lang derselben erfreuen, nur gestört von zwitschernden Vögeln oder rieselnden Wellen. Kein Sklave betritt diesen Garten jemals ungerufen. Wollt ihr aber die traulichste, von den Musen und den Charitinnen am Meisten gesegnete Stelle kennen lernen, so kommt!“

Perikles und Aspasia folgten dem Dichter. Er führte sie hinab bis dorthin, wo, wie schon erwähnt, der Kephissos, eine Krümmung machend, das Gartengelände auch von der anderen Seite begrenzte. Hier dachte sich der Boden gegen den Bach hin ab, der in etwas vertiefterem Grunde dahinfloß. Aber nicht steil fiel das Ufer unmittelbar in das Gewässer ab, sondern es war zwischen dem Bache und der ansteigenden Fläche ein von Bäumen und Büschen überaus lieblicher Raum gelassen, der eben breit genug war, daß zwei Menschen, traulich gesellt, unter grünem, von

spielenden Sonnenstrahlen durchblitztem Laubdache den Bach entlang zu wandeln vermochten.

Der Dichter führte seine Gäste diesen reizenden Pfad. Hier erklang das Geplätscher und Geriesel der Wellen am Lieblichsten, hier trillerten und flöteten die Vögel am Süßesten, hier spielten wie neckische Geister die Schatten und Lichter auf den Wellen und zwischen den Aesten. Hie und da fand sich ein üppiger Rasenplatz, wo man zur Rast sich hinstrecken, und die erfrischende Kühle des Schattens ruhend und träumend genießen konnte. Auch eine Felsgrotte war hier zu finden, von außen halb verhangen durch blumiges Gerank, das Innere mit Sitzen und Kissen zur Einkehr in den heißesten Tagesstunden einladend ausgestattet.

Aspasia war beim Anblicke dieses holden Ruheplatzes entzückt und folgte gerne der Aufforderung des Freundes, sich niederzulassen. Perikles und der Dichter selbst folgten ihrem Beispiel. Man sah auf die klaren Wellen des Bachs, der hier in einem natürlichen Felsbecken sich ein wenig staute, hinunter. Farbig schimmernde Libellen schwebten und tanzten wie sonnetrunken über den Uferblumen und ein prächtiges Paar schadloser Wassernattern beschrieb, sich ungesehen wähnend, in der Kristallfluth lautlos sich schlängelnd, seine behenden, reizvollen Windungen. Rasch aber huschten sie, als ihre Betrachter durch ein leises Geräusch sich verriethen, unter das buschige Kräuticht, das üppig wuchernd vom Ufer in das Gewässer des Bachs hinunterhing.

„Ein bräutlich Paar,“ sagte Sophokles; „ich belausche sie hier oft. Sie sind unzertrennlich.“

„Schwer ist's,“ begann Perikles nach einer kleinen Pause, während welcher Alle sich dem Anhauch der sie umathmenden Natur unbewußt hingaben — „Schwer ist's, aus dieser friedlichen Welt sich wieder im Geiste zurückzuversetzen zu den Menschen und Dingen, welchen man eben entflohen, welche man weit hinter sich zurückgelassen. Und doch würde der Zweck unserer heutigen Wanderung, Aspasia, nur halb erreicht werden, wenn wir jener Menschen und Dinge, vor welchen wir hieher geflüchtet, gar nicht gedächten. Wir müssen im Gegentheil uns mit ihnen zuerst und vor allem Andern beschäftigen, denn nicht blos Du hast von den Ereignissen der letzten Tage mir Vieles mitzutheilen, sondern ich selbst auch habe Dich über Manches, was Dir räthselhaft geblieben, aufzuklären. Hier schweben über den Wassern anmuthig die Libellen, und aalglatte behende Schlänglein ziehen in der Fluth ihre reizenden Kreise, aber nicht dieser dürfen wir zunächst achten, sondern von Thieren ganz verschiedener Art habe ich zu sprechen, von unseligen Vögeln, die mir und Dir gestern verhängnißvoll geworden: von den verwünschten Pfauen des Pyrilampes. Durch des Hipponikos Verrath ward einer jener Vögel, der zum Geschenke für Dich bestimmt war, in mein Haus gebracht, und fiel in die Hände der Herrin Telesippe.“

„Und was war dort des Fremdlings Loos?“ fragte Aspasia.

„O frage mich nicht nach meinem und seinem Schicksal an jenem Tage!“ rief lächelnd Perikles. „Stelle Dir den Mann vor, dem man, wie die Sage berichtet, seine Kinder, lecker zubereitet, zum Mahle vorsetzte; seines Gemüthes Staunen und Entsetzen weiß ich erst zu ermessen, seit mir das zwar nicht ganz so Grausenhafte, aber kaum minder Verblüffende widerfuhr, den prächtigen Vogel, von dem ich glaubte, daß er soeben sein herrliches Gefieder vor der entzückten Aspasia entfalte, und daß sie einen Argus in ihm erblicke, von dem Geliebten ihr zugesendet, um sie an seiner

Statt mit hundert Augen der Liebe zu bewachen — daß ich diesen Vogel todt, entfiedert, zu formloser, schnöde gebräunter Masse entstellt, auf meinem Teller erblickte!“

Heiter lachte bei dieser Erzählung Sophokles. „Du hast Dich versündigt,“ sagte er, „indem Du diesen der Ehegöttin Hera geweihten Vogel verwendetest im Dienste ihrer Widersacherin, der goldenen Aphrodite.“

„Weit ärger als über Dich und Deinen Pfau, o Perikles,“ sagte Aspasia, „hat der Zorn der Götter am selben Tage über mein Haupt sich entladen. Wisse, daß ich am selben Morgen verkleidet in Deinem Hause Dich aufsuchte, daß auch ich, wie jener Pfau, in die Hände Telesippens fiel, und daß ich, wenn auch nicht geschlachtet, wie der Vogel, doch einen kaum weniger tückischen und grausamen Empfang als er gefunden. Bei den Göttern, Telesippe wünschte blos, ich hätte hundert Augen, wie der Pfau, um sie mir alle auskratzen zu können! In der Gesellschaft Deiner tobenden Gattin war ein betagtes, lächerliches Frauenwesen, Elpinike geheißen. Diese Matrone entbrannte in heller Liebesbrunst für den jungen Zitherspieler, und verfiel in einen unbeschreiblichen Aerger, als sie entdeckte, daß er ein Weib war. Ich wurde besudelt von diesen beiden Harpyen, mit Schmähungen überhäuft, aus dem Hause gestoßen! „Ich stehe als Herrin an dieses Hauses Herd!“ rief Telesippe, „Du aber bist eine Hergelaufene, eine Buhlerin! ich befehle Dir, von hinnen zu weichen!“ Sie fügte hinzu, auf Dein Herz wolle sie verzichten, aber Deinen Herd sei sie nicht gesonnen preiszugeben. Willig gönn' ich ihr Deinen Herd, o Perikles; aber gedenkst Du dem Weibe, welches an Deinem Herde waltet, das Recht zuzuerkennen, über das Weib, welches Dein Herz besitzt, mit Schmähungen und wilden Drohungen herzufallen?“

„Was vermag ich zu thun?“ versetzte Perikles. „Der athenischen Frauen Rechte sind gering. Aber diejenigen, die sie nun einmal haben, müssen wir achten. Reichen sie doch nur bis an die Schwelle des Hauses. . .“

„Es scheint also,“ erwiderte Aspasia, „daß ihr Männer von Athen nicht Herren im Hause, sondern blos außer dem Hause seid. . . Wie sonderbar! ihr macht das Weib zur Sklavin, und dann erklärt ihr euch selbst wieder zu Sklaven dieser Sklavinnen!“

„Das ist die Ehe!“ sagte Perikles achselzuckend.

„Wenn dies die Ehe ist!“ erwiderte Aspasia, „so wäre es vielleicht besser, es gäbe keine Ehe in der Welt.“

„Den Freudenbund der Herzen schließt die Liebe,“ sagte Perikles; „zur Gattin aber und zur Herrin des Hauses wird das Weib durch das Gesetz“ —

„Durch das Gesetz?“ entgegnete Aspasia, „ich meinte immer, es sei eigentlich nur die Mutterschaft, durch welche ein geliebtes Weib zur Gattin würde, und die Ehe beginne, so zu sagen, erst mit dem Kinde“ —

„Nicht nach athenischem Bürgergesetz!“ wendete Perikles ein.

„So ändert euer Bürgergesetz,“ rief Aspasia, „denn es taugt nichts!“

„Frommer Götterliebling Sophokles,“ rief Perikles, zu dem Freunde sich wendend, „hilf mir doch diese zürnende Schöne zur Besonnenheit zurückführen, damit sie uns nicht mit ihrer kleinen weißen Hand das gesammte Staatswesen der Athenäer über den Haufen werfe!“

„Wie könnte ich glauben," sagte der Dichter, „daß unserer hochgesinnten Aspasia des Menschen und seines Glückes bester Theil, die Besonnenheit, verloren gehen könne? — Sie weiß es so gut, daß sie es uns wieder lehren könnte, wenn wir es je vergäßen, daß ein Leben ohne Lust kein Leben ist, daß aber, um des Lebens Lust in schöner Heiterkeit zu genießen, wir uns vor Allem hüten müssen, die finstere Göttin Ate, die Göttin der Verblendung und des blindhastigen, leidenschaftlichen Vorwärtsstürmens, wider uns zu erregen; daß wir das rechte schöne Maß in allen Dingen niemals aus den Augen verlieren dürfen, daß frohes Behagen unmöglich ist ohne Selbstbeherrschung; daß wir die Menschen lieben sollen, denn sie sind die Gespielen unserer Lust, und die Götter ehren, denn sie sind nicht leere Namen, sondern bezeichnen die Schranken unserer Kraft, und stehen mächtig waltend auf der Grenze zwischen unserem Eigenwillen und dem Verhängniß, zwischen der Freiheit und der ewigen Nothwendigkeit; daß wir —"

„Genug!" fiel lächelnd Aspasia dem Dichter hier in's Wort; „ich fürchte sonst, daß wir aus dem heiteren Aether des reinen Gedankens, in welchen uns Deine weisen und schönen Worte emportragen, den Weg nicht wieder zurückfinden zu den kleinlichen, aber greifbaren Dingen, von welchen wir in unserer Unterredung ausgegangen. Wenn es aber erlaubt ist, allgemein Gesagtes auf Besonderes anzuwenden, so scheint es mir, o Sophokles, Du habest sagen wollen, daß die ausländischen Vögel und die ausländischen Frauen zu Athen sich darein ergeben sollen, gerupft und gezauſt zu werden, und daß sie, in frommer Scheu sich fügend, nicht ankämpfen sollen gegen Landesgesetze, welche sie rechtlos machen. . ."

„Unserem Freunde hier," fügte Perikles zu dem, was Aspasia gesprochen, hinzu, auf Sophokles weisend, „fällt es freilich leicht, für menschliches Thun und Lassen, insonderheit der Ehemänner, weise Regeln aufzustellen, und ebenso leicht sie zu befolgen. Sein Leben fließt ohne Widerstreit dahin; denn er lebt unvermählt, und keine Telesippe tritt seinen Aspasien mit einem vom Herde des Hauses gerissenen Feuerbrande drohend entgegen." —

„So ergeht es stets den Vermittlern," erwiderte Sophokles lächelnd, „und Allen, welche sich, wenn auch aufgefordert, in die Angelegenheiten der Liebenden mischen. Ich werde nun verspottet und fast gescholten, weil ich, Besinnung predigend, selbst so unbesonnen war, Verliebten Rath ertheilen zu wollen. Dafür will ich mich selbst nun strafen, indem ich Euch sofort ganz Eurer eigenen Weisheit überlasse, und von Euch für eine kurze Zeit Abschied nehme, damit Ihr Eure Angelegenheiten unter Euch in's Reine bringt. Ich gehe, um dafür zu sorgen, daß Ihr den Tag über hier nicht ohne Labung durch Trank und Speise bleibt. Und wenn ich nebenbei, während Ihr den Gegenstand Eurer Erörterung erledigt, ein wenig in jenen Lorbeergebüschen säume, so wisset, daß dort keine Aspasia mich erwartet, sondern daß ich in jener Schattendämmerung, die Täfelchen auf den Knieen und den Griffel in der Hand, die Klageseufzer der edlen Oedipustochter belausche." —

„Du bist also," sagte Aspasia, „jenes dichterischen Planes, dessen Du auf der Akropolis Erwähnung thatest, eingedenk geblieben?"

„Schon ist des Werkes Hälfte vollendet," erwiderte Sophokles, „und ein Sklave sitzt Tag für Tag mit dem schwarzbefeuchteten Schilfrohrkiel in Händen, um das Vollendete und Gefeilte von den Wachstäfelchen auf den Papyros zu übertragen."

„Wirst Du uns nichts davon zum Vorgenusse bescheeren?" fragte Perikles.

„Eure Zeit ist zu kostbar!" erwiderte der Dichter und entfernte sich.

Nachdem in solcher Weise Perikles und Aspasia allein geblieben, kamen sie auf die Gegenstände der Unterredung zurück, welche sich in Gegenwart des vertrauten Freundes entsponnen hatte.

Aber es geschah, was bei den Gesprächen der Liebenden gewöhnlich ist: sie irrten häufig von ihrem Gegenstande ab, sie strebten nicht nach strenger Folgerichtigkeit der Erörterung, weil in ihr Denken sich zu vieles Empfinden mischte, und sie erlaubten sich viele Unterbrechungen. Sie horchten auf den Gesang eines Vogels in den Zweigen, athmeten den würzigen Duft der Wiesen mit besonderem Wohlbehagen in sich, nahmen hie und da eine lockende Beere aus einer fruchtschwer niederhängenden Traube, oder eine rothwangige, saftige Frucht vom Baume. Aspasia biß einen Apfel an und reichte ihn dem Perikles, und dieser dankte mit dem Lächeln des Glücklichen, denn es war ihm nicht unbekannt, was das Geschenk eines angebissenen Apfels in der Zeichensprache der Liebe bedeute. Auch blieben Gelegenheiten, Liebesorakel zu befragen, nicht ungenützt. Aspasia flocht während des Gesprächs einen Kranz, gab ihn dann dem Perikles zu tragen, und lachte, wenn demselben Blätter entfielen, denn dies wurde stets auf große Liebesgluth im Herzen des Kranzträgers gedeutet. Perikles dagegen pflückte solche Blüthen, deren Kelche die Eigenschaft hatten, wenn man sie zwischen den Fingern zusammendrückte, mit einem kleinen Knall zu zerplatzen, und er verschmähte nicht, aus der Stärke dieses Knalls ein Orakel in Betreff des schier zum Zerbersten von Liebesfülle geschwellten Herzens der Geliebten zu schöpfen.

Aber wie sehr auch die Liebesgluth des Perikles ausströmend den Kranz, den er in der Hand trug, zum Welken und zum Entfallen der Blätter bringen, und die Liebesfülle im Herzen Aspasias dem klatschenden Blumenorakel Ehre machen mochte, beide versuchten doch immer wieder auf ein besonnenes Gespräch zurückzukommen. Viele Fragen wurden aufgeworfen; aber freilich nur wenige erledigt. Es wurde erwogen, wie Aspasia mit Hilfe des Perikles ihr neues Hauswesen am besten einrichten könne, ferner wie sie ihren Verkehr so ungestört als möglich fortsetzen könnten, und da Liebende von nichts lieber plaudern, als von der Geschichte ihrer ersten Begegnung, so kamen auch Perikles und Aspasia auf die ihrige im Hause des Pheidias zurück, und Perikles erwähnte, was in Folge jener ersten Begegnung seither sich ereignet, wie seit jenem Tage so Großes begonnen worden, wie er damals gegen die Vorwürfe der Freunde sich vertheidigen mußte, zuletzt aber Alle befriedigt hinweggingen, bis auf des Sophroniskos Sohn, den Wahrheitsucher, welcher durchaus noch die Frage erörtert sehen wollte, ob die Pflege des Schönen die Pflege des Sittlichen entbehrlich mache?

Diese Frage war damals fallen gelassen und seither geradezu vergessen worden. Da aber Aspasia bei der Wiedererinnerung an dieselbe sogleich sehr entschieden wieder ihre Lieblingsbehauptung hinwarf, die Forderung des Schönen sei in der Welt ebenso berechtigt, oder noch berechtigter als die Forderung des Sittlichen, und ein Pfau soviel werth, wie eine Ente, obgleich letztere vielleicht gebraten besser schmecke — und Perikles nicht gleich wußte, ob er ihr so viel zugestehen dürfe, so wurde das lustwandelnde

Liebespaar im Garten des Sophokles durch das Wiedererscheinen des Dichters gerade zur rechten Zeit unterbrochen.

Dieser kam, um sie zu einem kleinen Morgenimbisse einzuladen. Er führte sie in das Gartenhäuschen, welches in des Gartenraumes Mitte gelegen war. Sie fanden das Innere desselben anmuthig ausgeschmückt, beinahe weichlich eingerichtet für bequeme Rast, und in diesem Augenblicke in ein zierliches Speisegemach verwandelt. Bereit standen Pfühle jener Art, auf welche zu Zweien gelagert die Tischgenossen, den emporgerichteten Oberleib auf den linken Arm gestützt, ihr Mahl einzunehmen pflegten. Vor den Pfühlen aber standen die Tischchen mit den Speisen, für jeden Pfühl ein besonderes.

Perikles und Aspasia lagerten sich, der Einladung des Sophokles folgend, und streckten die Hände nach den dargebotenen Erfrischungen aus. Es gab da Geflügel, Kuchen, sikelischen Käse, Feigen, Mandeln, Nüsse, Trauben, und dazu köstlichen Feuerwein von den Inseln.

„Ich hoffe, frommer Sophokles," scherzte Aspasia, „daß Du uns keine gebratenen heimischen Nachtigallen vorsetzest, obgleich in einer Stadt, wo man Pfaue zu braten sich nicht scheut, auch Nachtigallen der Bratpfanne verfallen können."

„Schmähe nicht um der einen Frevlerin willen das gesammte Athenervolk!" bat Sophokles.

„Ein Weib," rief Aspasia neuerdings aufwallend, „welches fähig war einen Pfau zu schlachten, ihm sein schönes Gefieder auszurupfen, und ihn selbst mitleidslos in die Pfanne zu werfen, verdiente mit Ruthen aus Hellas hinausgepeitscht zu werden. Wenn über irgend einen Frevler, muß über sie der Zorn der Griechengötter kommen; denn sie hat sich versündigt am Heiligsten, was es gibt, am Schönen!"

„Wenn wir unserer schönen und weisen Aspasia glauben dürfen," fiel Perikles ein, zu Sophokles gewendet, „so ist Schönheit das oberste Gesetz des Lebens, und, die Seele wie den Leib durchdringend, aller Tugenden erste und letzte."

„Der Gedanke spricht mich lieblich an," sagte der Dichter, „ob ich gleich nicht weiß, was Anaxagoras, und jener bekannte Steinmetz des Pheidias und die anderen weisen Männer davon urtheilen würden. Aber auch von diesen wird keiner die hohe Macht der Schönheit, und dessen, was durch sie in den Herzen der Menschen bewirkt wird, der Liebe, bestreiten. Ich habe an eben diesem Morgen, ganz Deinem Wunsche gemäß, Aspasia, um die unüberwindliche Gewalt der Liebe zu zeigen, meinem Werke eine Scene eingefügt, in welcher ich den Hämon, des Königs Kreon Sohn, freiwillig in den Hades hinabsteigen lasse, um seiner geliebten Braut Antigone dahin zu folgen."

„Das ist zu viel, o Sophokles!" erwiderte Aspasia dem einigermaßen verblüfften Dichter, der es ihr doch zu Danke gemacht zu haben glaubte. „Von so düsterer Seite soll der Griffel des Poeten die Liebe nicht zeigen. Die Liebe ist heiter in ihrem Wesen, und soll eher sich selbst als ihre Heiterkeit aufgeben. Sie soll es nicht sein, die eine menschliche Seele in den Hades hinabführt. Sie soll die Menschen nur mit dem Leben, nicht mit dem Tode befreunden. Düstre, schwärmerische Leidenschaft sollte unter Hellenen nicht mit dem Namen der Liebe bezeichnet werden. Sie ist Krankheit, sie ist Sklaverei. . ."

„Du hast Recht, Aspasia!" gab Sophokles zurück. „Die Regel, die Du da aussprichst, ist einleuchtend; und Du, und Perikles und ich, wir werden gewiß immer

nur der schönen, freien, heitern Liebe huldigen; und wir wollen, wenn es Dir genehm ist, noch heute den Göttern ein Opfer bringen, damit sie uns das holde Feuer im Busen niemals zu tod- und verderbenschwangerer Gluth entfachen. Aber in der Dicht- und Bildkunst drängt der Geist die Poeten und die Bildner, daß sie das, was sie ausdrücken wollen, auf eine scharfe, eindringliche Spitze hinaustreiben. Mir galt es zu zeigen, daß Eros ein mächtiger Gott sei; aber ich wünsche von Herzen, daß er die ganze Schärfe seiner Macht niemals wieder in solcher Art gegen einen Hellenen kehre. Möge er nur vor Allem die Herzen der Schönen mild und willfährig stimmen; denn wer anders als die Schönheit verschuldet die Uebel und das Ungemach der Liebe in der Welt? In der That, die Schönheit ist eine verhängnißvolle, vielfach entscheidende, bestimmende Macht im Leben der Sterblichen. Sie sitzt, wenn es so mich auszudrücken erlaubt ist, mitrathend im Rath höchster Gewalten.“

„Schönheit sitzt mitrathend im Rath höchster Gewalten!“ wiederholte Aspasia. „Dieser Ausspruch verdiente, meines Erachtens, den Sprüchen der Weisen von Hellas beigesellt zu werden.“

„Wenn Du Wohlgefallen an demselben hast,“ versetzte der Dichter, so will ich ihn vor ganz Hellas laut wiederholen, und ihn einem Chorgesange auf den Eros in meiner Tragödie einflechten. Wann könnte ich dieses Chorlied auf den Eros unter besserer Vorbedeutung vollenden, als während Dein Fuß noch auf diesem Gartenplane wandelt? Ihr dürfet von hier nicht scheiden, bevor ich den Hymnus niedergeschrieben und Ihr Euer Urtheil darüber abgegeben.“

„Kein schöneres Gastgeschenk könntest Du uns bescheeren!“ erwiderte Perikles.

„Für jetzt verzeihet,“ hub Sophokles wieder an, wenn ich Euch so gar nichts biete, womit man sonst einen Imbiß zu würzen pflegt. Ich führe Euch keine Tänzerin und keine Flötenbläserin vor; denn heute sind, wie mich dünkt, meine Gäste sich selbst genug; und überdies, wer möchte vor dem schönen „Zitherspieler aus Milet“ mit der Zither sich vernehmen lassen, und es wagen gleichsam in einen Wettstreit mit einem solchen Kunstgenossen einzugehen?“

„Vor Allen Du selbst!“ rief Perikles. „Du bist uns den Wettkampf sogar schuldig, denn Du hast uns ja auf der Akropolis etwas dergleichen versprochen. Hole nur Dein Saitenspiel herbei, o Sophokles, und bringe auch ein zweites für Aspasia, und dann beginnt in der Art sikelischer Hirten mit Spiel und Gesang zu wetteifern, gewärtig meines unparteiischen Spruches — denn daß Ihr mich als Kampfrichter gelten lasset, versteht sich wohl von selbst, da Ihr außer mir keinen Zuhörer vor Euch habt!“ —

„Das Vergnügen, Aspasia's Gesang und Saitenspiel zu vernehmen,“ erwiderte Sophokles, „wird für mich um den Preis einer Niederlage nicht zu theuer erkauft sein.“

Er entfernte sich, brachte nach kurzer Zeit zwei schön verzierte Saitenspiele, und bat Aspasia, sich eines davon auszuwählen.

Prüfend streifte die Schöne mit den Fingern die Saiten und ein liebliches Tongeriesel entstob sogleich, wie Funken der Esse, dem beseelten Tonwerkzeug.

Und nun begannen der Dichter und die schöne Milesierin, erwärmt vom süßen Feuer des Inselweines, zum Klange der Saiten Liederchen von Anakreon und Sappho zu singen, und Skolien und geflügelte Distichen, darunter auch Neues und eigen Gedachtes in rascher Erfindung.

Einer der kleinen Wettsänge des Sophokles lautete, wie folgt:

Was heißt Leben und Lust, wenn die lächelnde Kypria mangelt?
Möcht' ich nur sterben, sobald wonniger Reize Genuß
Nimmer das Herz mir erfreut und ergötzliche Huld und Umarmung:
Blüthen der Jugend, wie schnell mäht euch die Sense der Zeit!"

Feurig erwiderte Aspasia:

„Kurz wohl ist sie, die Zeit für den Sterblichen; aber es ladet
Bacchos, ladet der Tanz, und der blühende Kranz und die Liebe!
Dies, nur dies heißt Leben: nur Lust ist Leben — Hinweg denn
Sorgen! genieße das Heut, denn das Morgende liegt im Verborg'nen!"

Mit leuchtendem Blick auf Aspasia sang der Dichter:

„Süß ist, süß, beim Pan, dem arkadischen, was Du zur Laute
Singst, Aspasia! süß tönet der holde Gesang!
Könnt' ich entflieh'n? Umlagert mich nicht die Macht der Eroten
In der Sirene Gestalt, die mir die Seele bestrickt?"

Mit bezauberndem Lächeln auf den Lippen sang jetzt Aspasia:

„Scherzend ergötzte sich jüngst mit Neära der Freund. Um die Hüften
Schlang ihr Kypris ein Band, bunt und von Blumen gewebt.
Goldene Schrift umgab es. Sie lautete: Liebe mich immer,
Aber betrübe Dich nicht, wenn mich ein Andrer besitzt!"

„Wie lange willst Du noch säumen, o Perikles," sagte der Dichter, „Aspasien den Kranz des Sieges zuzuerkennen?" —

„Reiche ihn dem Dichter, o Perikles," sagte Aspasia; „aber stelle ihm vorher noch eine Bedingung: er soll uns noch ein Distichon auf die schöne Philainion singen!"

„Hörst Du, was Aspasia verlangt," sagte Perikles zu dem Dichter; „Du sollst Philainion besingen, die schöne Ephesierin, welche jetzt, wie man erzählt, die Genossin Deiner schönsten Stunden ist, und welche wir beiden fremden Gäste vielleicht für diesen Tag, zu Deiner heimlichen Qual, aus diesem reizenden Orte verdrängt haben!"

„Die Bedingung ist nicht ohne geheime Tücke und Grausamkeit," erwiderte Sophokles lächelnd; „aber ich will sie nicht unerfüllt lassen."

Und er sang:

„Klein zwar ist und schwärzlich Philainion, aber der Eppich
Ist nicht krauser und nicht zarter die Blüthe des Mohns.
Mehr als Kypriens Gürtel bestrickt ihr holdes Geschwätz mich,
Was sie gewährt, das gewährt lächelnd von Herzen sie stets.
Traun, Philainion lieb' ich, die reizende, bis mir die gold'ne
Kypris Eine beschert, welche noch reizender ist!" —

„Bist Du zufrieden, Aspasia?" fragte Perikles, und als diese lächelnd nickte, wandte er sich zu Sophokles und reichte ihm den Preis des Wettkampfes mit den Worten:

„Empfange den Kranz, gastfreundlicher Sänger!"

„Nicht wär' ich dies," entgegnete Sophokles, „wollte ich nicht schließen mit dem Lobe der Schönsten:

Kypriens Schönheit hast Du, der Peitho Lippen, der Horen
Frühlingsblüthe dazu und der Kalliope Ton,
Themis' sittliches Maß, und der Pallas Sinn, und der Charis
Lächelnden Reiz, mit dem Ernst sinnender Muse vereint!" —

„Das heißt uns beschämen," sagte Aspasia, „und uns zu größerem Danke verpflichten, als wir jemals entrichten können!" —

So endete der Wettsang. Der Dichter und die Milesierin erörterten dann noch Manches über die Tonkunst, und Aspasia sprach dabei so gelehrt von dorischen, phrygischen, lydischen, hypodorischen, hypophrygischen Tonarten, von den feinen Unterschieden derselben und von den Vorzügen der einen vor der andern, daß Perikles erstaunte und zuletzt ausrief:

„Sage mir doch, Aspasia, wie hieß der Mann, der sich rühmen darf, Dein erstes aufsprossendes Alter in diese schwierigen Künste eingeweiht und eingeübt zu haben?"

„Du wirst es erfahren," entgegnete Aspasia, „wenn ich Dir einmal die Geschichte meiner ersten Jugend erzähle."

„Warum thatest Du es noch nie?" gab Perikles zurück. „Wie lange willst Du es verschieben? Thu' es heute noch! Die Gelegenheit ist günstig, und Sophokles ist so sehr unser vertrauter Freund, und so verschwiegen, daß Du Dich nicht zu scheuen brauchtest, ihn zum Zeugen und Mithörer Deiner Erzählung zu machen."

„Nein!" sagte Sophokles; „so anmuthend ich mir auch Aspasias Jugendgeschichte vorstelle, muß ich doch fürchten, daß, wenn Du das Vergnügen, sie zu hören, mit einem Andern theilen mußt, die Erzählung nicht halb so lang ausfallen wird, als wenn Du sie allein vernimmst. Ueberdies erinnere Dich, daß ich gelobt, Euch nicht zu entlassen, als bis ich Aspasia durch einen Chorgesang auf den Eros wieder völlig versöhnt habe, und so muß ich wohl neuerdings meine Einsamkeit aufsuchen, Euch aber der Eurigen, nicht minder erwünschten, überlassen. Indem ich an demselben Tage, an welchem ich für mein tragisches Werk einen Lobgesang auf den Eros dichte, ein liebend Paar, wie Ihr seid, in meinem Asyl beherberge, glaube ich mir ein so großes Verdienst um den Liebesgott zu erwerben, daß es mich nicht wundern sollte, wenn mir das schönste Lied als Götterdank dafür gelänge."

Mit diesen Worten entfernte sich der Dichter.

Scherzend rief dem Abgehenden Aspasia nach, er solle nicht zurückkehren, ohne die reizende, krausgelockte Philainion mitzubringen.

Perikles und Aspasia waren nun wieder in den traulichen, stillverschwiegenen, duftschwülen Gartenräumen sich selbst überlassen.

Noch angeregt von dem heiteren Gespräch bei Becherklang und Saitenspiel, und doch in einer Art von sanfter Abspannung brachten sie, jetzt lustwandelnd, jetzt ruhend, die nächste Zeit in jenem süßen träumerischen Zustande hin, welcher das Gemüth namentlich im Walde, auf der Flur, oder in duftigen, schattigen Gärten befängt, in den Stunden des Mittags, wenn Pan schläft und seine Geister herrenlos in den einsamen Gründen ihr neckendes Spiel treiben. —

Die fettglänzende Frucht der Olive funkelte in der Mittagssonne. Keine Lerche mit buschiger Krone schwärmte mehr umher, die Eidechslein lagen schlummernd in den Hecken. Nur die Baumgrille begann hie und da leise und melodisch auf den Aesten zu zirpen.

So erwärmt, so angeregt, so durchtränkt von Sonnenschein und Würzeduft ist in solchen Momenten des Lustwandelnden Natur, daß, wenn er zur Rast sich hinstreckt auf beschatteten Rasen unter säuselnden Bäumen, seine Lebensgeister nicht wissen,

ob es ein süßes Ermatten ist, was sie durchzittert, oder das ungenützte Uebermaß ihrer Schwungkraft.

Die beiden Liebenden fanden sich zuletzt wieder an jenem epheuverhangenen Ruheorte zusammen, wo die Wellen des Kephissos unter durchsonnten Zweigen plätscherten, und wo in schwüler Mittagsstille das schadlose Paar von Wassernattern, von gaukelnden Libellen überschwebt, sacht hingleitend in der Kristallfluth seine Kreise zu beschreiben pflegte. —

Aus dem Halbschlummer einer träumerischen und wonnigen Siesta erwachend, wiederholte Perikles seine Bitte an Aspasia, das traute Beisammensein dieses Tages durch die lang versprochene Erzählung der ersten Schicksale ihrer Jugend zu krönen.

Aber es ist ein eigen Ding um eine Erzählerin, deren Lippen fein, reichgeschwellt und würzigsüß sind wie die Lippen Aspasia's waren. Perikles gestand, daß er nicht wisse, ob er begieriger sei nach ihren Küssen oder nach ihrer Erzählung . . .

Endlich kam sie zu Worte.

„Du weißt," sagte sie lächelnd, „ich bin nicht alt genug, um Dich mit einer langen, abenteuerlichen und bunten Erzählung ergötzen zu können. Aber Du hast ein Recht, nach meiner Herkunft zu fragen, und zu erkunden, von welcher Art mein Geschick war, bevor es mit dem Deinigen sich verknüpfte.

Philammon hieß der Mann, nach welchem Du zuvor gefragt, welchem ich meine Kenntnisse in der Tonkunst und in den anderen Künsten und überhaupt Alles verdanke, was ein Mensch dem andern danken mag, und was freilich zuletzt, wie ich glaube, nicht allzuviel sein mag; denn das Meiste entscheidet ja doch bei dem Menschenkinde, insonderheit bei dem Weibe, der Boden, auf welchem es emporgesproßt, und der Heimathäther, den es in sich geathmet, und der Dinge Gestalt, die es früh um sich gesehen, vor Allem aber die eingeborene Sendung, und das Verhängniß, und der Stern, unter dem es geboren worden.

Der gute Philammon! ich glaube nicht, daß ich jemals wieder mit einem Manne in so glücklichem Frieden zusammenleben werde als mit ihm; denn er machte keine Ansprüche mehr an mein Geschlecht und ich noch keine an das seinige. Er zählte achtzig Jahre, und ich zehn. Freilich erschien er um den vierten Theil seiner Jahre jünger und ich um den vierten Theil der meinigen älter.

Nach meines Vaters Axiochos und meiner Mutter Tode zu Milet war ich von ihm als väterlichem Freunde und Vormunde in sein Haus aufgenommen worden. Er war der gelehrteste, weiseste, beredteste und zugleich heiterste Greis im heiteren Milet, der liebenswürdigste Greis vielleicht, den seit Anakreon die Erde getragen. Ich weiß nicht, ob sich irgend etwas schöner befreundet als ein jugendlicher Greis und ein frühreifes weibliches Kind. Die schönsten Gegensätze des Lebens suchen und berühren sich da auf's Sinnigste. Ich war bis zur Leidenschaft entflammt in des Philammon schneeweißen, lang hinabwallenden Bart, in seine hellen Augen, aus welchen mir alles Wissenslicht der Welt zu leuchten schien, in seine Lyren und Zithern, in seine Bücherrollen, in die Erz- und Marmorbilder seines Hauses, und in den herrlichen Blumenflor seines Gartens. Was ihn betrifft, schien er an mir nicht weniger Freude zu haben: von der Stunde an, wo ich in sein Haus gebracht worden, trug er ein Lächeln auf den Lippen, wie ich es nie wieder so schön bei einem Glücklichen gesehen, und das zuletzt nicht einmal der Tod auf denselben völlig aus-

zulöschen vermochte. Fünf Jahre lang lebte ich im Dufte der Rosen, mit welchen dieser göttliche Greis seine Becher umkränzte, trank die Weisheit seiner wissenshellen Augen und seiner von Beredsamkeit überströmenden Lippen, spielte auf seinen Lyren und Zithern, entfaltete mit entflammten Wangen seine Bücherrollen, betrachtete seine Erz- und Marmorbilder, und pflegte die Blumen seines Gartens. Die Welt der Poesie, der Töne und des Frühlings war für ihn selbst auf's Neue lebendig geworden, indem er sie noch einmal mit dem Kinde durchgenoß. Er sagte, er sei achtzig Jahre alt geworden, und er verstehe manche seine Bücherrollen erst, seit ich, das Kind, sie ihm vorgelesen.

Als er todt war, nannten mich die Milesier das schönste Mädchen der jonischen Gestade, und ich sah zum ersten mal in einen Spiegel. Das Leben der reichen Stadt, wo früh der Hellenengeist an Asia's Sonne zur üppigen Milde gereift ist, begann mich mit rauschenden Wellen zu umdrängen.

Aber ich war unzufrieden.

Bei Philammons Bücherrollen und Marmorbildern war ich heiter gewesen; im rauschenden Reigen der Freude, von Huldigungen umgeben, wurde ich ernst, nachdenklich, eigenwillig, launenhaft, anspruchsvoll. Ich vermißte etwas.

Die Männer von Milet erschienen mir geckenhaft. Sie umwarben mich; ich verachtete sie.

Ich stand nach des Philammon Tode verwaist, jung, arm, unerfahren in der Welt.

Da sah mich ein persischer Satrap, und faßte sofort den Plan, das vielgepriesene jonische Mädchen nach Persepolis zu bringen, sie dem großen König zuzuführen. Meine thörichte Mädchenseele ward entflammt. Ich dachte an Rhodopis, welche den Aegypterkönig, an meine Landsmännin Thargelia, welche den Thessalerkönig zum Gemahl gewann. Der Perserkönig selbst aber, der Mächtigste der Erde, schwebte meiner Seele vor als der Inbegriff alles männlich Schönen, Erhabenen, Liebenswerthen und geistig Gewaltigen. Als Kind bei Philammon war ich altklug gewesen; jetzt, als heranreifende Jungfrau, ward ich thöricht. Zu Persepolis angelangt, wurde ich auf's Reichste geschmückt, und sodann in die mit blendender Pracht ausgestattete Königsburg geführt. Inmitten dieser Pracht saß der Perserkönig, nicht minder prunkvoll behängt, aber mit dem Antlitz eines gewöhnlichen Menschen. Er glotzte mich mit matten Despotenaugen an. Zuletzt begann er nach mir die Hand wie nach einer Waare prüfend auszustrecken. Das empörte mich; Thränen des Unmuths traten mir in die Augen. Dem Perser aber gefiel das, und er lächelte mit schlaffen Zügen. Er schonte meiner sogar seit jenem Augenblicke und sagte, der Stolz der Griechinnen gefalle ihm besser als die sklavische Willenlosigkeit der anderen Weiber. Nach wenigen Wochen war des Despoten Herz für mich entflammt. Mich aber befiel eine Angst; ich versank in Schwermuth. Fremd, einförmig, ernst erschien mir das Leben um mich her. Diese Menschen ließen nicht auf sich wirken. Dumpf lebten sie hin in ihren, von erschlaffenden Aromen durchwürzten Prunkgemächern. Fremdartig und beängstigend starrte des Morgenlandes Prunk mich an, und rasch war der Zauber gewichen, mit welchem er anfangs meine Phantasie gefangen nahm. Ein kühler Schauer ergriff mich vor den Tempeln und Götzen der Fremde; ich sehnte mich zurück zu den Göttern von Hellas.

Ich floh nach kurzer Zeit. Hoch athmete ich auf, als ich den jonischen Boden wieder betrat, als ich das griechische Meer, neues und schöneres Glück verheißend, wieder an's Gestade branden sah. Im Geleit einer einzigen treuen Sklavin suchte ich im Hafen von Milet ein Schiff, das mich nach Hellas bringen konnte. Ich fand einen megarischen Kauffahrer, welcher bereit war, mich nach Megara zu bringen. Von dort konnte ich rasch das nahe, stolzaufblühende Athen, nach welchem meine Seele längst sich gesehnt, erreichen. Zu Megara mit meiner Sklavin angekommen, stand ich für den Augenblick allein und rathlos da. Der betagte Schiffsherr, der mich von Milet auf seinem Fahrzeug mit herübergebracht, lud mich in sein Haus, und versprach, mich in den nächsten Tagen nach Athen zu entsenden. Ich folgte seiner Einladung. Er aber verzögerte von Tag zu Tag die Vorbereitungen meiner Entsendung, und zuletzt merkte ich, daß er die Absicht habe, in seinem Hause mich festzuhalten. Bald aber sah ich zugleich mit dem Vater den heranwachsenden Sohn in Leidenschaft entbrannt, und, im Hause wie eine Gefangene zurückgehalten, ward ich zu meiner Qual verfolgt von doppelter Liebeswerbung. Für sie, meinten jene Thoren, hätte ich, dem Perserkönig unverletzt entflohen, mich aufgespart! Als ich nun spröde blieb und Alles that, um die Fesseln, die man tückisch mir angelegt, zu sprengen, da brach der Groll jener Beiden in helle Flammen aus. Des Schiffsherrn Gattin aber hatte von Anfang an die jugendliche Fremde mit argwöhnischem Auge gesehen; und da nun diese, während die beiden Männer mir grollten und unter sich um meinetwillen grimmig haderten, von wilder Eifersucht ergriffen wurde, so sah ich mich wie von Furien umgeben, und schwer bedroht von den Leidenschaften aller dieser Erregten. Dem Weibe kam der Gedanke, die Megarer gegen mich als fremde Bethörerin, als Störerin des Friedens aufzuhetzen, und da die beiden Männer durch meine Sprödigkeit und die Unmöglichkeit, mich länger zu halten, auf's Aeußerste erbittert waren, so unterstützten sie aus Rachedurst das Beginnen des Weibes. Ihr Bemühen war nicht erfolglos. War ich doch in Megara, unter Leuten dorischen Stammes; unter Leuten, welche, mitten unter umwohnenden Joniern, losgetrennt von ihren Stammesgenossen im Peloponnesos, dem mächtig drohenden Athen so nahe, nur um so bewußter ihr dorisches Wesen hervorzukehren, nur um so sklavischer mit Spartersitte liebäugeln zu müssen vermeinen. Streng und männlich in ihrem Thun wollen sie scheinen, aber sie sind doppelt zügellos, wenn die Leidenschaft sie ergreift, denn ihr Gemüth ist roh, gemein ihr Sinn. Ihr heftiges Empfinden ist fremd der Sänftigung, welche über die Gemüther anderer Menschen verbreitet wird vom Hauche der Anmuth.

Auf mein dringendes Verlangen, gab man sich endlich den Anschein, mich ruhig ziehen zu lassen. Ein Maulthier stand bereit für meine Habe, eine Sänfte für mich und meine Sklavin. Als ich aber aus dem Hause des Megarers trat, fand ich das gegen mich aufgehetzte Volk auf der Straße versammelt, sah mich mit spottenden und schmähenden Worten empfangen. Dem Megarervolke hatte es genügt zu hören, daß ich eine Milesierin sei, um mich zu hassen, und mich in blinder Wuth zu verfolgen. Ich weiß nicht, was mit solchem Muthe, mit solchem Stolz mich beseelte, als ich diesen Dorer-Pöbel grinsend, schreiend, drohend um mich versammelt sah. Mit erhobenem Haupte durchschritt ich die Menge, hinter mir die zitternde Sklavin. Die Vordersten, welche ein wenig vor mir zurückwichen, wurden von denjenigen, welche

hinter ihnen standen, neuerdings gegen mich gedrängt: ich sah mich im Knäuel der Verwirrung festgehalten, gestoßen, und da ich aufglühend ein Wort des Zornes gegen die Menge schleuderte, so faßten Einige mit frecher Bedrohung mich an den Armen und am Gewande.

In diesem Augenblicke kam ein von Rossen bespanntes Reisegefährt des Weges. In dem Gefährte saß ein Mann, ansehnlich und begütert, wie es schien, von Sklaven umgeben.

Als dieser Mann mich erblickte, inmitten des bedrohlichen Getümmels, während Einige der Verwegensten schon Hand an mich legten, ließ er halten, befahl den Seinigen, mich und meine Sklavin in den geräumigen Reisewagen zu heben, und nachdem dies geschehen, sah ich in wenigen Augenblicken, durch das Gespann des Fremden mich der unvergeßlichen Schmach, die mich bedrohte, und dem für immer verwünschten Megara entführt.“ — —

„Ich begreife nun, o Aspasia,“ fiel hier Perikles ein, „warum Du, Deinem sonst so maßvollen Wesen zuwider, so feindlich entflammt Dich zeigst, sobald der Dorer und dorischen Wesens gedacht wird!“

„Ich läugne es nicht,“ erwiderte Aspasia, „ich habe seit jenem Tage von Megara allen Dorern Feindschaft und Rache geschworen für immer!“

„Jener Mann, der Dich rettend entführte,“ sagte Perikles, „war ohne Zweifel kein Anderer, als Hipponikos?“

„Er war es!“ erwiderte Aspasia.

„Du hast,“ fuhr Perikles fort, „des jonischen Wesens üppigste Blüthe zu Milet, und des dorischen plumpes Uebermaß zu Megara kennen gelernt. Auf dem Boden Athens angelangt, fühlst Du Dich, wie ich hoffe, in jener schönen und glücklichen Mitte, welche die Versöhnung und die Harmonie der Gegensätze in sich schließt.“ —

„Es war mir sogleich ein gutes Zeichen,“ gab Aspasia zur Antwort, „daß, nachdem ich den Boden Athens betreten, der Zufall mich mit jener Stätte in Berührung brachte, in welcher des neuen athenischen Geistes lebendigste Funken sprühen — der Werkstätte des Pheidias!“ —

„Und dort,“ fiel Perikles ein, „dort fandest Du die Männer, die Du am Hofe des Persers vermißtest, die Regsamen, Empfänglichen, auf welche Du wirken konntest — dort fandest Du den feurigen, blühenden Alkamenes . . .“

„Und den grübelnden, nicht feurigen, noch blühenden Sohn des Sophroniskos,“ versetzte Aspasia; „und beiden strebte ich das zu bieten, wessen sie mir für ihr eigenstes Wesen zu bedürfen schienen. Dem Bildner zeigte ich, daß er nicht blos von Meister Pheidias lernen könne, und die falsche Bescheidenheit des Wahrheitsuchers, der alle Welt mit seinen grübelnden Fragen quält, gelang es mir zum Theil in eine wirkliche umzuwandeln. Aber noch fehlte der Mann, dem ich nicht blos Dieses und Jenes, dem ich Alles, dem ich mein ganzes Selbst darzubringen nicht zurückschreckte. Endlich fand ich ihn. Seitdem bin ich der Esse, wo des neuen hellenischen Geistes und Lebens ureigenste Funken sprühen, noch näher gekommen, als in der Werkstätte des Pheidias.“ —

„Und wo war dies?“ fragte Perikles.

„Am Herzen des Gemahls der Pfauenschlächterin Telesippe!“ erwiderte lächelnd

Aspasia, und lehnte ihr schönumlocktes Haupt mit bedeutungsvoller Geberde an die Brust des herrlichen Mannes.

Dieser neigte sich mit einem Kusse zu ihr hinab und erwiderte:

„Mancher von diesen Lebensfunken des hellenischen Geistes schliefe vielleicht unerweckt in dieser Brust, o Aspasia, wenn Du Dein schönes Haupt niemals an dasselbe gelehnt hättest!" —

In solchen Gesprächen verfloß dem glücklichen Paare der Tag in den Gärten des Sophokles.

Der Abend begann zu dämmern, die Büsche dufteten stärker, die Nachtigallen begannen ihr Lied in den Zweigen, und als wollten sie mit diesen wetteifern, erhoben ihre hellen Stimmen im Grase die Cicaden; Glühwürmer leuchteten aus dem tieferen Dunkel der Büsche, und Hesperus sprühte Funken am Abendhimmel.

Jetzt erschien der Dichter wieder, um seine Gäste zum Mahle zu laden. Wieder führte er sie in jenes trauliche, lieblich ausgeschmückte Gartenhaus.

„Du hast mir," sagte Sophokles zu Aspasia gewendet, „als ich von euch schied, einen Befehl mit auf den Weg gegeben. Und wer möchte säumen, Dir zu gehorchen in Allem, was Du wünschen magst?"

Damit deutete er nach dem Hintergrund des Gemaches, aus welchem lächelnd Philainion hervortrat.

Perikles und Aspasia waren angenehm überrascht. Philainion war klein, aber von bezauberndem Ebenmaß der Gestalt; dabei kräftig an Gliedern, aber voll Anmuth in den Bewegungen. Sie hatte die schwärzesten Augen, und über der etwas niedrigen Stirne das schwärzeste Kraushaar, das man sehen konnte.

Aspasia dankte dem Dichter in anmuthigen Worten für seinen Gehorsam und küßte Philainion auf die Stirne. Fröhlich lagerte man sich dann zum Mahle. Viel der süßen Labe ward geboten, und wieder floß der feurige Chierwein unter heiterem, geistbeflügeltem Gespräch und Gelächter.

Dann las Sophokles den Gästen seinen versprochenen Lobgesang auf den Eros, das unsterbliche Chorlied auf den „Allsieger im Kampfe".

Berauscht von schöner Begeisterung begannen Aspasia und der Dichter das Lied sogleich auch zum Klange der Saiten zu singen. Die Melodie dazu floß wie von selbst von ihren Lippen: sie erfanden dieselbe gemeinsam. —

Philainion, von der gleichen Trunkenheit ergriffen, stimmte ein, und vom Liede so wie vom feurigen Chier begeistert, fing sie bald auch an, den Gesang mit den reizendsten, ausdrucksvollsten Tanzbewegungen zu begleiten.

Wer vermöchte das Glück dieser begnadeten Menschen zu schildern? Sie waren heiter-selig wie die olympischen Götter.

Als Perikles mit Aspasia den Gartenraum durchschritt in später Stunde der Heimkehr, dufteten die Rosen berauschend; die scharlachrothe, geheimnißvoll flammende Blüthe der Lichtnelke wetterleuchtete im Dunkeln.

Und niemals schmetterten die Nachtigallen am Kephissosufer lauter als in jener Nacht.

„Weißt Du, was sie singen?“ sagte Perikles zur lächelnden, an seiner Seite wandelnden Aspasia. „Sie singen alle das Chorlied des Sophokles an den Eros; sie singen alle:

„Eros, Du Allsieger im Kampf,
Du ruhest auf zarten Wangen
Des Mädchens und übernachtest —“

Sie singen alle:

„Siegenden Zauber spielt
Die göttliche Schaumgeborne!“

Sie singen alle:

„Strahlender Schönheit Reiz
Siegt mitrathend im Rath
Höchster Gewalten!“ — —

Auf einem anderen Stern.

Von Gerhard Busch.

Es war ein Traum, ein wunderlicher Traum,
Da schuf der Sehnsucht Drang mir starke Flügel,
Daß ich mich aufschwang in den luft'gen Raum
Wie Sturmeswehen über Thal und Hügel.
Ich spürte nichts, als nur des Willens Zug,
Mich loszureißen von der Heimath Herde;
Und höher, immer höher ging mein Flug,
Und tiefer unter mir entsank die Erde.

Der Menschen Städte schrumpften nach und nach,
Und schwach und schwächer scholl ihr wirr Gelärme;
Des Tages Leuchte selber schwand gemach,
Das Licht erlosch und es erstarb die Wärme,
Bis Alles still und Alles todt und leer,
Von schwarzer, kalter Nacht ich rings umgeben . . .
Da traf Erstarrung meiner Sinne Leben,
Ich sah und hörte und empfand nicht mehr.

Ich sinne nicht, wie lang' des Schlummers Macht
Das Wesen der Empfindung hielt gebunden;
Ist doch, wo schöpferisch kein Auge wacht,
Das Maß der Zeit vernichtet und verschwunden.
Ich sinne, wie auf's Neu' die tiefe Nacht
Von Dämm'rung ward, von Helle überwunden,
Der Wärme Strom belebend mich durchschoß
Und eine Welt in meine Seele floß.

Als nun Erwartung mir erhob die Lider,
Entrollt' sich unter mir ein reiches Land.
Des Meeres Fluth bedrängte seinen Strand,
Und sanften Fluges senkt' ich leicht mich nieder.
Doch nicht die Erde war's, die jetzt ich wieder
Nach kurzer Flucht vergeb'ner Mühe fand;
Zu einem fremden Stern war ich gekommen:
Und fühlte schon mich von ihm aufgenommen.

Wie trieb's mich da, nach kaum gegönnter Rast,
Die Welt, die neuerschloss'ne, zu durchstreifen;
Wie ließ den Blick ich voll Verlangen schweifen,
Voranzueilen meines Fluges Hast;
Und wie gemahnte mich's, den fremden Gast,
So vielgestaltig an der Heimath Scenen:
Aufthürmten wald'ge Berge ihre Last,
Und durch die Felder ging der Ströme Sehnen.

Und rings und tausendfach hieß die Natur
In Kampf und Spiel erstehn ein reiches Leben,
Die Fluth durchziehn, durchrennen Wald und Flur
Und leichtbeschwingt in's Reich der Wolken schweben.
Doch mit dem Reiz der Neuheit gönnte mir
Die Welt zu dringen in ihr tiefstes Sein;
Der Schleier des Gewohnten hüllte hier
Noch nicht die Dinge augentäuschend ein.

Und wie ein Buch, erschließend seine Welt,
Von Blatt zu Blatt heißt deine Seele wandern,
So klar sich sondernd, Eines nach dem Andern,
Ward der Erscheinung Fülle mir erhellt.
Mit jedem Zug, dem frühern zugesellt,
Erwuchs des Bildes reichere Entfaltung.
Schon führten Städte und bebautes Feld
Mich in des Lebens mächtigste Gestaltung.

So hauste hier auch ein erlauchtes Thier
Geräthekundig vor den andern Wesen?
Vielleicht zu gleich gewalt'gem Rang erlesen?
Vielleicht gediehn zu höh'rem noch denn wir?! . . .
Schon schwoll es brandend um mich her; ich stand
Auf dem bewegten Markte ihres Lebens
Und blickte, wie von einem sich'ren Strand,
In ein Gedränge nothbeseelten Strebens.

Die Wesen glichen Menschen an Gestalt, . . .
Nicht sag' ich, auch an eigenstem Gehalt:
Möcht' ich doch schlechten Dank mir wohl verdienen,
Ließ ich sie wirklich sein, was sie nur schienen.
Es war, wie menschlich ihres Leibes Form,
So seltsam, so befremdend ihr Gebahren,
Daß insgesammt nach des Verstandes Norm
Sie nur ein Volk von irren Thoren waren.

Wem künd' ich's, was ich dachte und empfand,
Der ich in solche Welt mich herverloren!
Wer wägt das Schauspiel, wie die blinden Thoren
Hier sorglos tanzten an des Kraters Rand;
Wie dort ihr Sehnen sich ein Nichts erkoren,
Es opferschwersten Ringens würdig fand! . . .
Ein Schauspiel war's, den Mund der Schwermuth lachen,
Des Frohsinns Auge schmerzlich thaun zu machen!

Wen ließe stutzen nicht der Ungedanke,
Des Eigendünkels ungeheurer Wahn,
Daß diese Wesen ihrer Thierheit Schranke,
Ihr mikroskopisch Leben übersahn!
Sie träumten, über der Natur zu thronen
Und frei in ihrer Regung Drang zu sein:
Das Universum selbst mit seinen Millionen
Von Sonnen kreiste nur für sie allein!

In dieser Selbstsucht gränzenlosem Walten,
Von blinder Furcht und eitlem Stolz erregt,
Versenkte sich ihr Herz in Traumgestalten
Und sah durch sie das große All bewegt;
So lebten sie dem eigenen Gedanken,
So flehten sie voll Scheu — sich selber an;
Ein Jeder brannte, preisend sich zu danken,
Daß er — sich selbst vor Allen wohlgethan!

Und Jeder glaubte, mit dem Traumgebild,
Das er verehrte, — mit des Traumes Namen
Den Inbegriff der Weisheit zu umrahmen,
Ein Kraut entdeckt, das alle Schmerzen stillt!
Und die zu andren Namen etwa schworen,
Erschienen von Vernunft und Recht verlassen!
Er mußt' belächeln sie als blöde Thoren
Und mußte sie als Frevler tödtlich hassen.

Da ballten sich gewaltige Parteien,
Entbrannt für diesen oder jenen Namen,
Die oft voll Ingrimm geneinanderkamen,
Sich gegenseits dem blut'gen Tod zu weihen.
Doch ob nun dieses — jenes Wortes Klang
Begeisternder zu Eines Herzen drang
Und ihn den Mordstahl wetzen hieß zum Kriege,
Entschied sich — nach dem Flecken seiner Wiege.

So trieb des Wahnsinns Wuth die Wesen an,
In des Verderbens Schlund sich zu versenken,
Die sich, verschwindend Wen'ger nicht zu denken,
Noch nie gesehn zuvor und weh gethan.
Sie mochten selbst den Wunsch, den glüh'nden, hegen
Des Friedens Blüthen fort und fort zu pflegen:
War doch Verarmung, Pest, der Sitten Rohheit
Des Kriegs Gefolg, auch für des Siegers Hoheit. . .

Doch ob auch selbst die Mehrheit so empfand,
Des Friedens Regung mußte doch verstummen,
Nur weil mit anderm Schall sie sich genannt,
Weil anders die Bezeichnung ihrer Summen.
Und wo es Einem wohl gethan erschien,
Dem Wirbel sich und Andre zu entziehn:
Er galt als Frevler an der „heil'gen“ Sache,
Und Weib und Kind selbst weihten ihn der Rache.

„Wir heißen Rechtler, wie die Väter hießen,
Weil sie sich rechts dem Flusse niederließen;
Es schwillt uns stolz das Herz, nun Gut und Leben
Für dieses Namens Ruhm dahinzugeben!“
So rief es hier, und dort gab es sich kund:
„Wir heißen Linkler — was auch sei der Grund,
Ein Name, mehr denn alle Welt, zu achten!“ —
So kamen sie zu Hauf, sich abzuschlachten.

In solchem Schlachten ließ ein jeglich Heer,
Ein seltsam Widerspiel des Strebens walten;
Die Einen sah bemüht ich ernst und schwer,
Um möglichst viele Köpfe zu zerspalten;
Die Andren wiederum in zarter Cur
Zu flicken, die noch irgend zu erhalten;
Und dieses Dienstes Wohlthat widerfuhr
Dem Gegner auch, nicht dem Genossen nur.

Wenn nun gesiegt das eine Summenzeichen,
Zerstampft die Saaten, blutbedüngt das Land,
Erhob man gegenseits zum Schwur die Hand,
Nunmehr vom Pfad des Friedens nie zu weichen.
Zu diesem Zweck pries man beglückt die Leichen
Als Sporn der Rache, als des Ruhmes Pfand;
— Zu diesem Zwecke schärfte man in Eile
Die stumpfen Messer wieder und die Beile.

Des Kampfs gewärtig, stets gekrümmt zum Sprunge,
Lobsangen sie — dem Glück der Friedlichkeit;
Und als ich forschte, was der Widerstreit —
(Man hieß ihn Eintracht) — zwischen Hand und Zunge
Denn frommen sollte, — da doch klar genug
Man gegenseits sein Possenspiel durchblickte: —
Erkannt' in ihm ich eines Netzes Zug,
Darein ihr Dasein närrisch sich verstrickte.

Wie sich dem Leben auf gehobnen Stufen
Die Ehrlichkeit zu ungelenk erwies
Und vor der List, die auf den Thron berufen,
Die rauhe Kraft der Arme sinken ließ;
Da ward auch mälig der Verstellung Weben,
Das klardurchschaute selbst, der Mode Ziel:
Wohin das Auge sah, in allem Streben
Behagte dem Geschlecht der Bühne Spiel.

Mit einer Larve das Gesicht verdeckt
Erschien die Lust, erschien der Schmerz sogar.
Und wo ein Geist, ein selt'ner, sich erkeckt,
Sich selbst und jedes Ding der Hülle bar
Zu zeigen, wie es eben wirkt und war,
Ward in's Gefängniß er sogleich gesteckt;
Und war's ihm gänzlich fremd, bewußt zu lügen,
So mußt' er sich — in's Irrenhaus verfügen.

Nun mein' ich nicht, daß des Geschlechtes Kern
Als Ideal der Güte war zu feiern;
Die Bestie stand der Schönheit wahrlich fern,
Und das war Grund genug, sich zu verschleiern.
Doch meist so lächerlich und abgeschmackt
Erschien der Masken Tand, den sie erlesen,
Daß mir das Thier in seiner Selbstsucht nackt
Noch lieber als die Fratze wär' gewesen.

Wohl war es anzuschauen gar possierlich,
Wie all der Mummenschanz zu Markte kam,
Wie das Rhinoceros sich schlank und zierlich,
Und Leu als Lamm, und Lamm als Leu benahm;
Wie steif und puppenhaft sich zu bewegen,
Im Eise warm zu sein, im Feuer kalt,
Des Lebens dürftigsten Gehalt zu hegen
In reichstem Formgepräng — für edel galt.

Da drückten Feinde herzlich sich die Hand
Und plauderten, wie gute Freunde pflegen;
Da traten Mann und Weib sich fremd entgegen,
Die sich verzehrten in der Liebe Brand;
Da prahlte laut von seinen fetten Schmäusen
Der Sclav des Elends, halb verhungert schon,
Und der es hörte, pries die offnen Schleusen
Des Glücks mit Ehrfurcht und — verkapptem Hohn.

Wer sich ein vielersehntes Gut errungen
Durch seines Strebens Ernst und Redlichkeit,
Der machte gern sich in dem Schimmer breit,
Daß es ihm wie im Schlummer aufgedrungen:
Und wer von selber seinem Haupte nah
Den Baum des Glücks die Zweige senken sah
Und nur die Hand erhob, die Frucht zu brechen, —
Der säumte nicht, von seinen Müh'n zu sprechen.

Denn eigen war's, wie brünstig Jung und Alt
Des Glückes Laune als Verdienst verehrte, —
Und dem Verdienste stolz den Rücken kehrte
Und es entrüstet Ueberhebung schalt.
Ihm ward's vergönnt, der Reichthum, Rang und Macht
Sein eigen nannte durch das Glück der Ahnen;
Doch sah den Neid an Ungebühr sich mahnen,
Wer sich durch Thatkraft selbst emporgebracht.

Und Ehrfurcht grüßte reichbegabte Geister,
Die träg die Wartung der entkeimten Kraft
Versäumten und in Kunst und Wissenschaft
Sich regten, roher Werke läss'ge Meister;
Doch wer mit eh'rnem Fleiß sich aufgerafft
Und nur durch Fleiß ein gleichgewalt'ger Leister,
Fast mit Beschämung wurde sein gedacht,
Weil er sein mäßig Pfund getreu bewacht.

Begreiflich, daß bei solchem Sinn für Recht
Und Pflicht mich kaum Verwund'rung noch ereilte,
Als ich die Art erwog, wie dies Geschlecht
Ums Leben rang und sich die Beute theilte.
Da war Verachtung und des Hungers Noth
Bei schwerster Arbeit Last und Theil der Massen,
Indeß ein winzig Häuflein, unbedroht
Von all' dem Elend, mochte müßig prassen.

Und die sich hungrig mühten' schienen doch
Vor Allem nicht etwa sich aufzuraffen,
Zu brechen ihrer Noth beseufztes Joch
Mit Karst und Pflug, des Segens schlichten Waffen;
Sie regten sich in unfruchtbarem Schaffen
So tausendfach voll Qual und träumten noch,
Daß aus dem Born, wenn sie ihn zu verschließen
Bedacht, Erquickung müsse reichlich fließen.

Da rangen Millionen hohlen Blicks,
Hervorzubringen einen seltnen Tand,
An dessen Glanz ein Günstling des Geschicks
Ein kindisch flüchtiges Gefallen fand;
Und Millionen übten schwer und heiß
Im Tödten ihre Kunst, — mit emſ'gem Fleiß
Erschwerend noch des Daseins Märterthum . . .
Für ihrer Summenzeichen Glanz und Ruhm!

Die große Menge, mochte Einer nun
Schmarotzend an dem Mark der Brüder zehren,
Mocht' ihm ein Anderer das Gleiche thun:
Sie bog das Knie, den heil'gen Brauch zu ehren —
Nur ihm sein Opfer bringend, ihrem Gott,
Dem Keiner straflos sich genaht mit Spott!
Sie köpfte Diesen und hieß Jenen leben,
Für gleiches Thun ihn auf den Schild zu heben.

Sie glich dem Roß, das seine Kraft nicht kennt,
Das einen Knaben fürchtend fortgetrieben
Und blutend unter dessen Geißelhieben
Zu dem ihm unbekannten Ziele rennt;
Sie glich dem Knaben, der des Rosses Reiter,
Der, seiner Schwäche unbewußt, nicht fragt,
Warum er denn des stärk'ren Thieres Leiter:
Nein, stumpf dressirt wie dies, es peitscht und jagt.

Wohl fehlt' es nicht an Solchen, deren Kraft
Sie über die befang'ne Menge stellte
Und den Genossen in der Narrheit Haft
Sie hell'ren Blickes als Führer zugesellte.
Sie trieben mit den Thoren keck ihr Spiel
Wie Laune, Hang und Gier es nur gefiel;
Weshalb sie sich mit Recht die Klugen nannten,
Geheim auch wohl als Schurken sich bekannten.

Da sah ich Manchen nach der Selbstsucht Maß
Unzähl'ge Schaaren in's Verderben jagen
Zu nicht'gem Vortheil und zu schalem Spaß,
Doch zittern auch vor des Bewußtseins Tagen
In dem gefoppten und gequälten Vieh:
Zu sehr entging es ihnen, daß auch sie
Sich in den Wirrwarr wied'rum selbst verloren
Als eine auserles'ne Art von Thoren.

Auch fehlt' es nicht an einer kleinen Schaar,
Die diesen gleich durchschaut der Menge Narrheit
Und von dem hohen Sinn getragen war,
Sie zu erlösen aus des Geistes Starrheit.
Sie jagten einem Schatten nach und träumten,
Die Braut, die lebenswarme, zu umfahn;
Sie wußten nicht, was strebend sie versäumten,
Wie sehr sie selbst der Thorheit unterthan.

Sie wußten nicht, die Thoren zu bethören,
Verschmähten starr und stolz der Klugheit Rath,
Daß nichts die Narren kann so sehr empören,
Als wenn sie Einer nicht zum Narren hat.
Das Volk, aus seiner Trägheit aufgeschreckt
Und durch der Schurken Wort zur Wuth erweckt,
Ließ, die sich ihm geweiht, in Noth verderben,
In Ketten schmieden und am Kreuze sterben.

Nur Wen'ge dieser stellten sich mir dar,
Erstarkt genug, sich selbst auch zu durchschauen.
Sie wußten, daß es gründlich thöricht war,
Der Weisheit Licht den Blinden zu vertrauen;
Daß dieses Leben nur ein Kampf voll Grauen,
Ein tragisch Possenspiel, des Zieles bar,
Und daß es Wahnsinn, drin noch auszuharren:
. . . Sie lebten weiter als bewußte Narren.

Zu einem dieser selt'nen Art von Thoren
Fühlt' ich mich hingezogen mit Gewalt
Und stand in seinem Anblick starr verloren:
Es wandelte sich mälig die Gestalt,
Die erst mir fremde ward der meinen gleich
In jedem Zug! Sie sah mich an so bleich
Und schmerzbewegt, daß es mich beben machte;
Ein Schrei entrang sich mir und — ich erwachte.

Es war ein Traum, ein wunderlicher Traum,
Nicht wahr, ihr Lieben? wie ihn toller kaum
Im Wein-, im Fieberrausch ein Hirn gesponnen;
Wie war ich froh, daß er in Nichts zerronnen!
Wie froh der Heimath, der es doch so fern,
Um Thoren oder Schurken gar zu kreisen.
Nicht wahr, ihr Lieben? unsrer Erde Stern
Wird nur bewohnt von Redlichen und Weisen!

Verfehltes Leben.

Skizze von Ada Christen.

Der Student kam aus der Schenke und wollte in sein Haus hinein.

Er läutete, doch die Klingel gab keinen Ton. Da meinte er, der Draht sei gerissen, und trommelte mit seinen schweren Fäusten an das Thor. Als sich auch da nichts rührte, rüttelte, schob und hob er die schweren Thorflügel und würde sie gewiß aus den Angeln gehoben haben, wenn sich nicht in dem Hause gegenüber ein Fenster geöffnet hätte.

Eine dünne, piepsende Mädchenstimme rief ihm halb mitleidig, halb erbost zu, er möge die anständigen Bürgersleute zu nachtschlafender Zeit in ihrer Ruhe lassen; das Thor, an dem er poltere, werde nicht geöffnet, denn das Haus sei nicht mehr das seine.

Der junge Nachtschwärmer hatte sich, als er die Worte von drüben vernahm, rasch umgewendet, und frug jetzt mit lachendem Staunen, wie das Haus nicht mehr sein Haus sein sollte, er sei nicht betrunken und könne doch die Nummer lesen, die an der Thür stände. Ein räthselhaftes Schweigen von oben machte ihn noch lustiger, und als es nun wieder ein wenig piepste und flüsterte, stellte er sich mitten in die Straße und rief drohend-hastig zu dem dunklen Fenster hinauf:

„In Dreiteufelsnamen, ich will wissen, warum mein Haus nicht mehr mein Haus ist?!"

Und wieder zischelte es oben, und dann grollte eine fette, brutale Männerstimme:

„Weil ich als der Meistbietende es gestern erstanden habe."

Dem lustigen Studenten gab es einen Ruck, er streckte den Krauskopf vor, um den Sprecher oben zu sehen, doch half es ihm nichts. Das Fenster war in tiefe Schatten gehüllt. Jetzt aber regte es sich wieder oben, die schwächere Stimme flüsterte etwas Abwehrendes, und gleich darauf erwiderte es pustend und protzig:

„Ei was da, ich habe die Barake ehrlich bezahlt, mein ist mein!"

Das Fenster klirrte ein wenig: „Und daß Sie es wissen, den Hans, den Bärenhäuter, das Faulthier, habe ich gleich davon gejagt; es ist außer den Ratten und Mäusen keine lebende Seele in der Barake. Sie brauchen wohl jetzt keinen Bedienten."

Nach dieser athemlosen Rede tönte etwas wie ein unterdrücktes dünnes Kichern herab — dann flog der zweite Fensterflügel zu, und es war stille in der Gasse.

Der einsame Mann unten, der immer noch zu dem Fenster hinaufstarrte, las jetzt gedankenlos die großen, weißen Buchstaben eines Schildes, das dicht nebenbei hing. Er trat ganz nahe hin, um deutlicher zu sehen, und als besänne er sich plötzlich durch den Namen wieder auf den Mann, dem dieser angehörte, so ironisch respectvoll riß er den Hut von seinem krausen, blonden Kopfe, verbeugte sich tief vor den leeren Fenstern und rief lachend, daß es in der lautlosen Gasse widerhallte:

„Aha! der ehrsame Zunft- und Bäckermeister Brand, der einstige Kutscher meines Alten, hat die Bude gekauft. — So — so—.“

Auf seinen Knotenstock gestützt, ging er zurück und lehnte sich mit dem Rücken an das Thor des Hauses, welches gestern noch sein Besitzthum war. . . .

Der Mond stieg mälig höher und höher und schaute ihm nun schnurgerade in sein frohes, rothwangiges Gesicht. Jetzt fuhr er mit der Hand durch die krausen Haare, schnellte dann nachdenklich mit dem Daumen und Mittelfinger ein Federchen von seinem Schlapphut, und dabei suchte er sich klar zu machen, wie das Alles so unerwartet gekommen sei.

Immer mehr unsichtbare Federchen schnellte er von seinem Hut und immer mehr besann er sich darauf, daß er in den letzten Monden so manches Schreiben des hohen Stadtgerichtes sammt dem großen rothen Siegel uneröffnet in den Ofen geworfen hatte. Lachend dachte er daran, wie oft der wunderliche alte Gerichtsvogt ihm feierliche Mittheilungen machte, die immer damit endigten, daß wieder ein Gläubiger bezahlt sein wolle, daß die Milde der Gerichtsherren erschöpft sei, daß Schuldhaft und gerichtlicher Verkauf seiner ganzen Habe das Ende des lockern Studienlebens sein werde.

Jetzt wußte der blonde Friedel fast genau, wie oft er bei solchen Vorträgen eingeschlafen war, oder wie oft er ruhig weiter studirte und den Alten fort reden ließ, ohne mehr darauf hinzuhören, als auf das Gezwitscher der Schwalben, die unter seinem Vorsprungsfenster nisteten.

Einmal waren fremde flotte Burschenschafter schon drei Tage bei ihm zu Besuch; als damals auch der ehrwürdige Vertreter des Stadtgerichtes kam, sangen sie ihm das Gaudeamus so lange vor, bis er halbtaub davonging, ohne auch nur zu einem Worte gekommen zu sein. Ein andermal wurde dem feierlichen Boten eine Antwort für die Gerichtsherren in spottschlechten Hexametern mitgegeben. — Der Pole, ein verbummelter alter Student, raffte sich aus seiner elegischen Weise auf und schrieb sie.

Und das Letztemal!

„Ha, ha, ha! würdiges altes Haus!“ unterbrach der Student lautauflachend seinen Gedankengang; denn das Letztemal vor etwa acht Tagen oder noch länger betraf ihn der Vogt dabei, als er den ersten Liebesbrief schrieb.

Der Alte kam mit der ganzen Würde seiner Sendung, und er redete milde und eindringlich wie immer eine lange Zeit, aber der Student kümmerte sich nicht um den väterlichen Ton, um die wohlmeinenden Worte, er reichte ihm nur, ohne aufzusehen, mit der linken Hand das volle Deckelglas hin; der Vogt nahm es, hielt es gegen das Licht, blinzelte mit einem Auge durch — seufzte tief auf — und stellte das leere Glas in einen Winkel. Im Vorübergehen hielt er hinter dem Krauskopf still und las über seine Schulter:

„Liebe Lore! Bringen Sie mir sehr viel Tabak, freilich müssen Sie mir noch

borgen, bis ich Doctor bin. — Und dann, liebe Lore, besinnen Sie sich, ob ich Ihnen nicht lieber wäre, als Ihr alter, kranker Mann? Was meinen Sie? Sie gefallen mir besser, als Alle, die ich kenne, und ich bin ein guter Kerl, und werde bald Doctor." —

So weit hatte der Vogt gelesen, als sein mühsam unterdrücktes Lachen ihn verrieth. Ein unvorhergesehener Nasenstüber war der Anfang jener überraschend schnellen Hinabbeförderung, über deren Art und Weise der Beamte noch am Fuße der so rasch erreichten Treppe nachgrübelte.

An diese verhängnißvolle letzte Scene dachte der leichtlebige Student jetzt am meisten, denn er begriff, daß der Vogt seine väterlich schützende Hand damals von seinem Haupte gezogen und daß er ihn der Gewalt des Gerichtes überlassen hatte, ohne in seiner gutmüthig würdevollen Art die Gerichtsherren und die Gläubiger auf das „Doctorwerden" Friedel's weiter zu vertrösten.

Auch das Bild der schönen Lore flog leichthin durch den krausen Kopf, und dabei stemmte Friedel seine mächtig breiten Schultern an das alte Haus, als ob er es stützen wollte.

Der Mond schaute ihm noch in sein munteres Gesicht und beleuchtete die Seite, wo er lehnte, tageshell, während die Häuserreihe ihm gegenüber in tiefem Schatten lag. Der einsame Mann bog den Kopf zurück und sah an der Mauer seines Hauses hinan, auf das vorspringende ausgewölbte Fenster geradeüber dem Hausthor. Ganz leise, traumhaft hörte er das Zwitschern der jungen Schwalben — und durch die kleinen Scheiben des Vorsprunges hatte er als Knabe immer Papierstückchen niederflattern lassen, und noch vor acht Tagen, als er zum Letztenmal da oben daheim war — hatte er durch die kleine Scheibe dem unten harrenden Polen einen Krug Wasser über sein sentimentales Antlitz gegossen.

Wie er jetzt so hinaufsah, schauten aus dem Fenster zwei gute alte Gesichter nieder, die Mutter mit der breiten Faltennachthaube, der Vater mit der weißen Zipfelmütze; sie warteten oben seiner, und er konnte nicht hinauf.

Er rieb sich die Augen, schaute wieder empor. Freilich, das bestaubte Fensterkissen ist es, das solche sonderbare Falten hat. — Die beiden alten Leute, die einst da oben wohnten, hatten ihm ja das Haus hinterlassen, sie lagen längst friedlich nebeneinander auf dem Kirchhof und wußten nichts von der Thorheit ihres einzigen Kindes.

Alle die Gedanken kamen ihm, weil er da an dem Hausthor lehnte; die alte Katze schob sich durch die ausgetrocknete Schwelle, strich um seine Füße und schnurrte laut, — er sah und hörte sie nicht, er fühlte nur, daß ihm ein Frösteln durch die Glieder lief, als er die leere Gasse entlang schaute. Noch einmal faßte er die schwere Thorklinke, schüttelte sie tüchtig, wie man die Hand eines alten Freundes zum Abschied schüttelt, — dann schwenkte er seinen Hut um das Haupt, hinauf dem bestaubten Fensterkissen zu, und dann ging er hastig ein paar Schritte rechts, blieb stehen — wandte sich um — ging langsam ein paar Schritte links — blieb wieder stehen, — sah scheu zu dem Hause des Bäckers hinüber — drehte seinen Ziegenhainer in der Faust wie ein echter Klopffechter — und schritt dann eilig, ohne sich wieder umzuwenden, an den bekannten Häusern vorbei — immer weiter hinauf — immer auf der Seite, wo die tiefen Schatten seine Gestalt und sein gesenktes Haupt verbargen.

Fast am Ende der Gasse, in einem niederen Hause, schlug eine Nachtigall; er blieb stehen und lauschte betroffen — und dann schritt er hastig aus und ging ruhelos durch die Gassen und Gäßchen.

Die Häuser wurden seltener und kleiner; nur niedere Gartenhäuschen, umgeben von langen Gärten, lagen jetzt neben seinem Wege. Er schaute nicht rechts noch links — nur als eine kühle Luftwelle an sein Gesicht flog, erhob er sein Haupt und suchte den Mond, der längst untergegangen war. Ein Paar verbleichende Sterne zuckten noch an dem dunkelgrauen Himmel. Es wurde kühl und öde ringsum. Friedel aber ging weiter durch hohes, raschelndes Gras, durch kleine Gebüsche und junges Gehölz, immer tiefer hinein, bis in den sachte rauschenden Wald. — Als er sich dort auf den Boden warf und sein bleiches Gesicht an die feuchte Erde preßte, da wurde es plötzlich theilnahmsvoll lebendig in den flüsternden Blättern. Ein dünner Morgenwind zog durch die Bäume — das dunkle Grau, das über den Wipfeln lag, wurde heller und heller — zuletzt schwebten nur noch fast farblose Nebelflocken in den höchsten Zweigen. Durch die feuchten Blätter rieselte ein rosenrothes Licht, schwamm über dem nassen Boden und glitt auch über den fröstelnden, schwerathmenden Mann. Hörbar fiel der Thau aus den Büschen herab auf ein blondes Haupt, auf zwei weit über den Kopf geworfene Arme mit gefalteten Händen — aber Niemand hörte, was ein junger Menschenmund der alten Erde zuflüsterte als Antwort für ihre tröstenden Stimmen.

Unten im Felde jubelte die erste Lerche auf, und als ob sie Langschläfer wachgerufen hätte, ertönte allmälig aus den Zweigen ein schüchternes, verschlafenes Zwitschern, und es wurde lauter, vielstimmiger, fröhlicher und schwoll an zu einem süßen, lebensfreudigen Singen. Der Einsame erhob müde sein Haupt, und über das weiche, fahle Gesicht rann der Morgenthau.

— —

Seit jenem Tag hauste der Student bei seinem Freunde, bei dem Polen. Er ging aus dem Walde geraden Weges zu ihm, und es wurde ihm ganz seltsam zu Muthe, als er dem Cumpan sagen mußte, daß er ohne Dach und ohne Geld sei. Er wolle das Leben anders anfassen, als er es bis nun gethan hätte, sagte er verdüstert, und erschrak dann über seine eigenen Worte. Denn sie waren ja ein absichtsloser Vorwurf für den Polen.

Der fahlblonde, knochenweiche Geselle hieß ihn willkommen, räumte ihm seinen Platz an dem schiefen Schreibtisch ein, zuckte gleichgültig die Achseln ob der guten Vorsätze und trollte sich in die Kneipe, den Krauskopf bei seinen Büchern zurücklassend.

Der alte polnische Student lag Jahr für Jahr in den Hörsälen und in der Schenke herum. „Das Unglück seiner Nation ließe ihm nicht Kopf genug, um fertig zu werden," jammerte er Jedem vor, aus dessen Beutel er lebte. Alle Schenkwirthe und Geldverleiher kannten ihn; er lieferte ihnen die Füchse, die mit vollen Taschen einrückten, an das Messer. Auch den lustigen blonden Friedel schleppte er öfter und öfter aus dem Hörsaal in die Kneipe, und der sorglose Krauskopf borgte zum Erstenmal bei einem Geldverleiher für seinen Freund, den Polen. Als er nicht zur bestimmten Zeit zurückzahlte, ging es dann rasch abwärts, er borgte und borgte, bis das Vaterhaus, während eines flotten Ausfluges — der acht Tage dauerte — verkauft wurde.

„Der Pole hat schon wieder Einen mit Haut und Haar gefressen!“ lachten die Geldverleiher, als Friedel's Elternhaus losgeschlagen war.

In der schmutzigen, wüsten Stube dieses sonderbaren Freundes saß nun der junge Student, zermarterte seinen hübschen Kopf und dachte nur daran, recht bald Doctor zu werden. Als der Pole Abends verdrossen heimkam und weinerlich erzählte, daß der Schenkwirth Bier, Wein und Schnaps unerträglich wässere, daß er keinen rothen Heller in der Tasche und kein Stäubchen Tabak in der Pfeife habe, da langte Friedel rasch in die Tasche, aber siedheiß rann es ihm über den Rücken, als er sich besann, daß er nichts, auch gar nichts mehr besitze. So gern er sonst in der rauchigen Stube da herumlungerte, jetzt überkam ihn ein unbehagliches Gefühl, eine kindische Sehnsucht nach dem saubern eigenen Heim; so gern er früher mit dem Polen herumzog und einen offenen Beutel für ihn hatte, so fremd und lästig war ihm jetzt der Mensch, dessen Gastfreundschaft er genoß. Die gerötheten verschwommenen Augen, das aufgedunsene graublasse Gesicht war ihm so widerwärtig, wie das süße Lächeln. Mechanisch suchte er immer wieder in seinen Taschen; er hätte den wimmernden Gesellen, dessen Stube er theilen mußte, lieber in der Schenke gewußt.

Wie der Pole aus dem Halbdunkel ein Paar sentimentale Phrasen näselte und sich auf dem knarrenden Stuhl hin- und herschaukelte, daß Friedel nur ab und zu das blasse Gesicht auftauchen sah, klopfte es laut an die Thür, fast zugleich aber trat eine schlanke braune Frau in die Stube, schaute rasch in alle Ecken und nickte, als sie Friedel sah.

„Tabak, Frau Lore? Tabak!?“ jubelte der Pole, sprang auf und schob sich geschmeidig zu dem Korb der Frau, während er seinen Arm um ihre Hüfte legen wollte.

Die Frau stieß ihn fort, wie man ein Thier wegschleudert, dabei aber schaute sie ihm fest in die unsteten grauen Augen.

„Ich komme nicht zu Ihnen und bringe nichts für Sie, ich suche den dort!“ — und sie wies nach dem Studenten.

Friedel hatte die Frau, seit er ihr jenen ersten und einzigen Liebesbrief gab, nicht wiedergesehen, — das Blut stieg ihm zu Kopfe, denn er wußte, sie war ein braves Weib und sein Brief sei eine Beschimpfung gewesen. Draußen im Walde kam ihm das so in den Sinn.

„Ob sie wohl kommt, um mir dasselbe zu sagen, weil ich jetzt arm bin?“ dachte er, und schaute trotzig vor sich hin und wartete.

Sie ging auch wahrhaftig auf ihn zu, blieb knapp vor ihm stehen und frug herbe: „Hat der Tanz jetzt ein Ende, junger Herr?“

„Ja, Frau Lore,“ sagte er kurz und derb.

„Und was nun? Wollen Sie, ehrlicher Bürgersleute Kind, so herumzigeunern und in solcher Kameradschaft weiterleben?“ Sie zeigte mit dem Daumen und mit einem halben Zurückneigen des Kopfes über die Schulter geringschätzend nach dem Polen.

„Aber! schöne Frau Lore,“ schmeichelte dieser.

„Ihre Eltern drehen sich im Grabe um, aus lauter Jammer, ja, ja, das thun sie. Was wollen Sie denn eigentlich jetzt anfangen, Herr Friedel?“

„In kurzer Zeit bin ich Doctor, wenn ich jetzt fleißig nachhole.“

„Und dann?“ frug sie mit leichtem Spott.

„Kommen Kranke.“

„Wohin? daher?!“

Frau Lore nahm bei diesen Worten ihre weißen Röcke sorgfältig zusammen und ließ den Blick über die beschmutzte Diele gleiten.

„Wohin?“ stotterte Friedel, verschüchtert nach dem Polen sehend, „wohin — ja, hm — warum nicht hierher?“

Lore strich mit der Hand über einen dichtbestaubten Stuhl, rüttelte ein wenig an dem schiefen Schreibtisch, blies die langen Fäden eines Spinngewebes, das von der Decke niederhing, hinauf in die Luft und sagte dann gleichgültig:

„Weil“ — sie schaute ihre bestaubten Finger an — „blind sind die Leute doch nicht? Und — Sie, wie Sie selber schon aussehen, so verwildert, wissen Sie?“

„Was soll ich aber beginnen?“ seufzte Friedel rathlos geworden durch die hübsche Frau.

Lore fegte mit ihrer Schürze den Stuhl ganz rein, setzte sich dann, nahm ihren Korb auf die Knie, schlang die Hände darüber ineinander, schaute eine Weile nachdenklich vor sich hin, dann athmete sie recht tief.

„Ich habe es mir so zurecht gelegt — und ich sehe, es geht nicht anders. Kommen Sie in Gottes Namen zu uns; ich habe eine helle, saubere Stube, dort können Sie auf den Doctor fertig studiren. Und wenn Sie Doctor sind und einmal zu curiren anfangen, können dahin schon Kranke kommen. Vor Allem aber müssen Sie sich von Ihrem liederlichen Elend und von der spottschlechten Gesellschaft erholen!“

Der Pole, den ihr voller Blick traf, machte ihr eine tiefe Verbeugung und fing das Päckchen Tabak auf, das sie aus ihrem Korb genommen und ihm zugeworfen hatte.

„Wie soll ich Sie aber bezahlen, Frau Lore?“ lächelte Friedel voll leichtfertigen Selbstgefühls. Er fuhr sich mit allen Fingern durch die krausen Locken und schaute dem braunen Weibe starr in die dunklen Augen. „Ich habe nichts, gar nichts mehr!“

„Das wußte ich früher als Sie,“ erwiderte Lore, einen verächtlichen Seitenblick auf den Polen werfend, der mit häßlicher Gespanntheit hinhorchte auf die Reden der Beiden, seinen Schnurrbart an den Enden zog und drehte und egoistisch-blinzelnd hinüber lachte. „Ich borge Ihnen, bis Ihnen die ersten Kranken Geld bringen; derweilen curiren Sie an meinem Mann herum; vielleicht will es Gott, daß gerade Sie ihm helfen. Und dann — Sie, Herr Friedel — da — da haben Sie Ihren Brief wieder, das Siegel brach nur zufällig so in meiner Kleidertasche. — Ich weiß nicht, was drinnen steht,“ sagte sie halblaut mit belegter Stimme; „wissen Sie, ich kann nicht lesen und schreiben auch nicht, thun Sie mir darum nimmermehr schreiben, ich bitt' Sie“ . . . . .

— —

Der Pole sagte wieder einmal, er müsse seinem bedrängten Vaterland zu Hülfe eilen; seinen Gläubigern flüsterte er geheimnißvoll die Worte „Verschwörung“ und „Nationalfonds“ in's Ohr und rüstete sich zur Abreise. Zuweilen tauchte er noch in Friedel's ruhiger Stube auf, um immer bei dem Kommen und Gehen ein paar scharfe Worte Lore's zu hören, die es nun einmal nicht sehen mochte, wenn ihr fleißiger Schützling mit dem alten Studenten rauchte und trank.

„Ich kann es gar nicht begreifen, daß Sie den Menschen auch nur sehen mögen, redet so krauses Zeug und riecht immer nach Schnaps — der —“ sagte sie gereizt, die Stube lüftend, wenn er wieder draußen war.

Zu Lore's Freude wurden seine Besuche immer seltener, und endlich kam er wirklich nimmer. Er war aus der Stadt verschwunden. Friedel studirte ungestört weiter, saß nur noch manchmal die halbe Nacht in einer Schenke mit seinen Studiengenossen, und dann vermied er am Morgen die vorwurfsvollen Augen der jungen Frau. Der Winter ging so hin, und der Frühling überraschte den Krauskopf mit bleichen Wangen; er hatte seine Sache gar ernst genommen und wurde fast krank über den Büchern. Aber alle Mühe war vergessen, als er einmal Abends heimkam, ein sauberes Papier mit bunten Schnörkeln vor Lore hinlegte, ihr beide Hände schüttelte und ihr sagte:

„So, jetzt bin ich Doctor! Alles ist gut gegangen — nun kann ich Ihnen bald heimzahlen, was Sie Liebes an mir gethan.“

Die Lore nahm das Papier sorgsam mit den Fingerspitzen und legte es auf die Bettdecke ihres Mannes.

„Lies mir einmal das vor,“ sagte sie, beugte sich zu dem Kranken nieder und fuhr mit dem Finger von einem Worte zum andern.

„Ja, Weib,“ lachte er nach einem mühevollen Buchstabiren, „das ist die lateinische Sprache, die kann ich nicht lesen; das ist so eine Schrift, die Einer kriegen thut, wenn er was wird.“

Friedel war etwas geworden. Gleich am nächsten Tag hing sein neues großes Doctorschild unter dem Stubenfenster, und es dauerte nicht lange, so trieb die Neugierde manchen alten Bekannten von Vaterszeit her, den jungen Doctor in leichten Fällen rufen zu lassen. Bald kamen auch Kranke zu ihm, jene Aufgegebenen, an welchen mancher junge Arzt sein Heil versucht; dann die Geizigen und Armen, die wissen, daß ein rufloser Anfänger bescheiden ist in seinen Anforderungen, und überall bewies sich Friedel klug und tüchtig und ging mit Ernst und Eifer zu Werke. „Ist etwas Rechtes aus ihm geworden, hätte es nie geglaubt,“ sagte der Braumeister mürrisch; „aber laßt ihn nur wieder in liederliche Gesellschaft kommen, und er hängt den Doctor auf den Nagel und liegt in der Kneipe wie früher.“

Der Zunft- und Bäckermeister aber erwiderte ablehnend, daß man leichtsinnige Studentenstreiche vergeben und vergessen müsse, der Bursche sei jetzt ein ganzer Mann. Er freute sich auch wirklich ob der geretteten Seele, denn seine dünnstimmige, bleichsüchtige Tochter meinte in ihrer weinerlichen Weise:

„Die ganze Gasse ist so todt und leer, seit der Friedel nimmer drüben in seinem Elternhaus wohnt und manchmal doch aus dem Fenster schaut. Gar keine Freude soll ich haben. Es wäre besser gewesen, wenn der Herr Vater das Haus nicht verkauft hätte.“

Der dicke Bäcker schmunzelte breit, tätschelte die große Hand seines Kindes und erwiderte pfiffig:

„Ich lasse die alte Barake da zusammenreißen, baue ein schönes Haus hin, da schaust Du dann selber zum Fenster heraus und ein Anderer, wenn er Dich verdient, dann ebenso neben Dir! He, Hanne?“

Friedel that wirklich gut — er hatte Glück mit seinen Curen, nur bei dem Mann seiner Hauswirthin wollte es ihm nicht gelingen.

„Die Gicht kommt immer höher hinauf, von den Füßen bis in sein gutes altes Herz!" klagte Lore.

Es half keine Pflege und kein Mittel mehr, wie sich auch Friedel Mühe gab, das flackernde Leben anzufachen, es erlosch dennoch, und vier Männer trugen den schlichten Sarg hinaus, dem zunächst gleich Lore und Friedel gingen und nun alle die Nachbarn, die sich darob verwunderten, daß der alte Mann jetzt erst gestorben war.

Die Stuben, die eigentlich klein waren, wurden ihnen nun fast zu groß, seit Lore's Mann begraben war; allüberall fehlte ihnen das gutmüthige Gesicht und das freundliche, geduldige Lächeln des Todten. Manche Stunde, die Friedel sonst bei seinem Bette verbracht hatte, wußte er jetzt nicht auszufüllen; er ging fast widerwillig in die Schenke, oder in eines jener Bürgerhäuser, wo dralle junge Mädchen über seine lustigen Reden kicherten, und wenn er wieder fort war, sich neckten, welche von ihnen „Frau Doctor" wird. Der Krauskopf dachte aber an keine — nicht einmal mehr an seine hübsche Hauswirthin, wenn er sie auch zuweilen ganz verwundert ansah. —

Lore hatte sich, seit manche schwere Sorge von ihr genommen war, recht verändert; sie war nicht mehr so bleich und schmal, die blauen Ränder um ihre schönen Augen waren fort, seit sie nicht mehr die Nächte am Krankenbette durchwachen mußte; die schlanke Frau wurde ganz frisch und üppig, sie blühte unter Friedel's Augen auf, und darüber verwunderte er sich im Stillen und mußte sie immer und immer wieder ansehen.

Wenn sie so schweigend in ihrem Hause waltete, so folgten ihr bald ein paar lustige blaue Augen überall hin, und allmälig ging auch Der hinter ihr her, dem sie angehörten, und er war so schmuck und vornehm, daß es die Lore kaum glauben mochte, als in einer Dämmerstunde plötzlich seine Lippen auf den ihren brannten und als er ihr sagte, daß er sie jetzt viel, viel lieber habe als damals, wo er ihr den albern-kecken Brief geschrieben.

Lore dachte nie daran, daß sie Friedel aus der schmutzigen Stube des verbummelten Polen geholt und für ihn gethan hatte, was sie vermochte; wie er aber jetzt so vor ihr stand, war er ganz der vornehme Bürgerssohn, der verwöhnte, gehätschelte Liebling seiner Mutter, der lebensfreudige lustige Mann. Sie schaute zu ihm hinauf und fragte sich in ihren Gedanken, was er an ihr fände, an ihr, dem Kind und Weib eines Arbeiters, das nie höher hinauswollte. Seine Liebe fiel ihr wie vom Himmel, und sie hielt ihr Kleid über der Brust verwirrt zusammen, als könnte sie ihr Herz zuhalten. Nur in den Augen der Frau lag die leidenschaftliche, überselige Antwort auf seine fiebernden, glühenden Fragen. Er schaute aber nicht in die treuen Augen, er hielt nur das Weib in seinen Armen fest.

Etwa ein Jahr später kam ein kleiner krausköpfiger Bube auf die Welt, und Friedel sprang deckenhoch in seinem ersten Freudentaumel; doch Lore schaute den Kleinen lange an, küßte seine blonden Löckchen und weinte bitterlich.

Recht ernstlich böse wurde Friedel, als sie ihn bat, er möge in ein anderes

Stadtviertel mit ihr und dem Kleinen übersiedeln, denn sie wußte, wie die Leute seit Langem die Köpfe zusammensteckten, und nun wagte sie sich kaum auf die Straße.

Er gab ihren Bitten nicht nach, und als er sich ausgetrotzt hatte, küßte er die braune Frau und sagte keck:

„Laß sie zischeln und schimpfen; unsern schönen blonden Buben schimpfen sie doch nicht mehr weg; einmal werden sie schon schweigen, dummes Philistervolk, das.“

Sie schwiegen nun freilich nicht so schnell, wie der obenhindenkende junge Vater meinte; sie schwatzten und schlugen die Hände zusammen, als ob das kleine Kind die ganze ehrsame Bürgerschaft um ihr Ansehen brächte. Auch Friedel mußte bald an den Einfluß seines Söhnchens glauben, denn er wurde erst in Einem und im Verlauf eines Jahres in all' den Häusern ausbezahlt, wo es heirathsfähige Töchter gab. —

Nur der Bäckermeister, welcher zu jener Zeit das alte Haus niederreißen ließ, sprach in der Schenke ganz laut seine Ansicht über die Sache aus, so laut, daß es Friedel bis in die zweite Stube hinüberhören konnte. Er redete wie ein echter Lebemann, und als ihm die Zunftgenossen verwundert zuhörten, wurde er beinahe frivol.

„Pah!“ pustete er und lachte leichtfertig mit dem ganzen runden, fetten Gesicht, „pah, was ist es denn weiter? — Der Friedel ist ledig und frei — er miethet eine andere Stube — bezahlt der Lore seine Rechnung — und geht!“ —

Der Krauskopf drinnen horchte auf.

„Ha! waren wir Alle nicht auch einmal jung? — Solche Vögel wie der“ — er zeigte lachend auf die Stubenthüre — „geben unter den Augen eines erfahrenen Schwiegervaters heute oder morgen die besten Ehemänner.“

Langsam schritt der so Vertheidigte aus der andern Stube heraus, ging frei an dem Tisch vorbei, zog höflich seinen Hut und nickte dem blutleeren Bäckertöchterlein, das dem Vater für seine unternehmende Rede dankbar=entzückt zulächelte und mit den weiß=blonden Augenwimpern verlegen zwinkerte und blinzelte, als Friedel vor= überging.

„Warum seufzt die Hanne?“ frug der Gevatter Brauer mürrisch wie immer.

„Wird bald lachen!“ schmunzelte der Bäcker selbstbewußt . . . .

Monat um Monat verging, der kleine Bube tollte schon im Hause herum, und sein Vater machte noch immer nicht Miene, sich eine andere Stube zu miethen. Lore hatte sich daran gewöhnt, daß man von ihr Uebles redete; Sorgen kamen auch wieder, aber so knapp es auch manchmal zureichte, so konnte Friedel doch für sie und den Kleinen sorgen, und sie mußte nicht so wie bei Lebzeiten ihres Mannes Alles erfassen, womit sie redlich Geld verdiente.

Die Bürger hatten sich immer mehr von dem „unverbesserlichen Burschen“, wie sie den Jungen wieder nannten, zurückgezogen, und als der zweit, krausköpfige Bube geboren wurde, da zuckte selbst der humane Bäckermeister die Achseln, wenn von Friedel gesprochen wurde, und schlug ein Kreuz in die Luft über die verlorene Sache.

Lore hatte oft rothgeweinte Augen. Das konnte Friedel dann so wild machen, daß er wieder öfter in die Schenke ging, aber er kam immer voll dumpfen Grolls bald heim, denn er hatte dort nur harmlos=spitze Fragen um Weib und Kind schweigend hinnehmen, oder feigversteckte Schmähungen über Lore äußerlich=ruhig abwehren müssen. Zuweilen lief er noch stundenlang durch die einsamsten Gassen, damit er nicht

mit dem frischen Grimm in der Brust ihr Gesicht wiedersehen mußte. Er fühlte es mit Zorn über sich selbst, wie die Schmähungen in ihm haften blieben.

An einem Abend, als der dicke Bäckermeister so über den Tisch hinüber, an Friedel vorbei dem Gevatter Brauer zurief, daß bald ein neues Haus an der Stelle „der alten Barake“ stehen wird, ein Haus, das die Mitgift seiner Hanne sei, nebst manchem harten Thaler, an einem solchen Abend wurde es dem jungen Doctor ängstlich und enge in der Schenke. Er fühlte, daß er Jeden niederschlagen würde, der es wagte, zu schmähen oder zu spotten über seine armen Kinder, über sein Weib.

Sein Weib?!

Das fette Gesicht des Bäckers, der mit dem Silber in der Tasche klimperte, glotzte ihn dumm-frech an; er rief laut nach dem Schenkwirth, warf laut seine Zeche auf den Tisch, rief überlaut sein „Gut' Nacht“ und ging mit erhobenem Kopf, hart den Boden tretend, durch die Schenkstube; draußen in der Finsterniß, in der kalten Luft, ließ er den Kopf wieder sinken, und wie in jener Nacht vor Jahren, ging er langsam hinaus in den rauschenden Wald. — Er suchte die Stelle auf, wo ihm einst so viele gute Gedanken gekommen waren. Er warf sich auf den Boden hin wie damals als die Stimmen des Waldes und der Nacht so tröstend zu ihm sprachen, aber der Wald blieb stumm. — In ihm aber redete eine seltsame Stimme so mahnend und warnend, sie redete immer dringlicher und lauter, doch es war etwas gar hoffnungslos Vernichtendes, was er sich selbst zur Antwort gab . . .

Er schlenderte zurück und kam auf dem Heimweg an seinem Elternhause vorbei. Die Rückwand war schon abgebrochen, das Thor ausgehoben, das Dach abgetragen, und an dem Vorsprungfenster fehlten die kleinen Scheiben. Als er hinaufstieg in seine dachlose Stube, da schauten die ewigen Sterne ruhig hinein in das zerstörte Haus und in die zerstörte Menschenseele . . . .

Nun aber eilte er hastig heim zu Frau Lore, er küßte die schlafenden Krausköpfe inbrünstig und sagte zu der verschüchterten Frau, ohne sie anzusehen, aber mit einem mitleidigen Ton in der Stimme:

„Lore, richte Dich, in vierzehn Tagen ist Hochzeit.“

Geräuschlos zog er die Thür seiner Stube hinter sich zu, ohne den Kopf nach dem bebenden Weibe umzuwenden; doch als er allein war, preßte er die Schläfen mit den flachen Händen zusammen und sagte zu der lauten, mahnenden Stimme in sich:

„Ich thue meine Pflicht, ich thue meine Pflicht.“ —

Nach der stillen, vielverlästerten Hochzeit kümmerte sich Niemand mehr um die Beiden. Selten wurde Friedel zu einem Kranken gerufen, noch seltener kam Einer zu ihm. Er las viel und lag die langen Tage auf seinem Bette, rauchend und vor sich hinbrütend. Lore hielt die Kinder in der Küche um sich, damit sie den Vater nicht störten. Er wolle sich vorbereiten für Amerika — er wolle auswandern mit den Seinen — sagte er Jedem, der es hören mochte. Seit man seine Pläne kannte, warf man ihn vollständig zu Jenen, welche der sichere Bürger Gesindel nennt.

Frau Lore sah sehr übel aus. Ohne krank zu sein, war sie doch so, als ob ihr jedes Glied am Leibe zu schwer würde; und ihr braunes Gesicht war ganz schmal geworden. Sie wurde auch immer wortkarger gegen die Leute und immer schüchtern-demüthiger gegen ihren Mann; mit jedem Blick bat sie ihn gleichsam um Verzeihung, daß sie sein Weib geworden und so viel Mißgeschick dadurch heraufbeschworen.

„Ich that es nicht um mich, glaub' mir das, nur der Buben wegen" — sagte sie einmal zitternd zu dem schweigsamen, launischen Friedel.

Es war ein fröhlicher Tag für den jungen Ehemann, als ihm mit Einemmale der Pole in sein Haus fiel. Er trug den linken Arm in einer Schlinge, hatte eine rothe Nase bekommen und dafür die letzten Haare verloren. Wild warf er sich dem aufjauchzenden Friedel um den Hals, schluchzte „Finis Poloniae" und begehrte Wein.

Den ganzen Tag hindurch saßen nun die Beiden beisammen in Friedel's Stube und tranken, plauderten und lachten ob ihrer einstigen Studentenstreiche. Als es dämmerte, schlichen die Buben zaghaft hinein „Gut' Nacht" wünschen und huschten beängstigt wieder hinaus, als der Vater sagte, sie sollten auch den Kahlkopf küssen, der sie so weichlich anfaßte, als ob sie Puppen wären.

Das erzählten sie draußen in der großen Stube der Mutter, die sie flüsternd zu Bette brachte und dann mit zwei Weinkrügen gehorsam wie eine Magd in die Schenke ging.

Friedel öffnete behutsam die Stubenthür, schaute sich vorsorglich mit raschem Blick um und setzte sich dann wieder zu seinem Zechgenossen. Nun erst, da die Kinder schliefen und Lore fort war, fühlten sich die Beiden unbeengt. Sie sprachen von alten Tagen, von Plänen, die sie nie ernst genommen hatten, von Hoffnungen und Träumen, die sie nur in schwülen Sommernächten einst träumten —.

In der kleinen Stube lag eine schwere, heiße Luft, die krausen Locken Friedel's klebten aufgerollt an seiner Stirn, und immer wieder trocknete er sich die Hände und die feuchte Brust mit seinem Tuche. Er sah aus, als ob etwas Schweres auf ihm läge, er redete hastig, der Pole nickte schwermüthig und zog seine Schnurrbartenden. — Beide wurden immer trübseliger und lauter.

„Ich bin ein Pole, ein Sohn der unseligsten Nation, ein geistverdumpfter, verbummelter Kerl! — Aber Du! Daß Du Dich so fallen läßt, thut mir weh, sehr weh, steckte viel in Dir, thut mir sehr weh!" wimmerte in seiner abgestandenen Weise zärtlich der Pole.

„Fallen läßt? — Da kann sich der Teufel halten!" stieß Friedel hervor. „Verdummt — versumpft — verschüttet — durch dieses Volk in diesem Nest, aus dem ich nicht hinauswollte und endlich — nicht mehr konnte. — Und sie! ein braves Weib, eine gute Mutter — aber —"

„Zu alt für Dich!"

„Das wäre es noch nicht, aber" — er trank sein Glas bis auf die Neige leer, stützte sich weit in den Tisch hinein auf die Ellenbogen, schloß die Augen und sagte eintönig-langsam wie im Traum, „Wo blieben die Ideale?" — Plötzlich lachte er auf, schlug den Polen derb auf das Knie und schrie lachend: „Kerl, he? wo?! — die lehrtest Du mich über Bord werfen vor langen Tagen schon!"

Der Pole zog den Kopf zwischen die Schultern, duckte sich und seufzte gerührt.

„Auch gut!" fuhr Friedel fort; „aber, aber — aller geistige Gehalt, aller seelische Austausch, aller Gedankenflug — Alles, was über den Sumpf der Materie trägt — verstehst Du mich, Bruderherz?!"

„Verstehe Dich — oh ich verstehe Dich," klagte der Pole mit verschwommenen Augen. „Sehe ja selbst. — Schaue sie an, höre sie an. Lesen kann sie nicht, schreiben kann sie nicht, was kann sie? Lieben, ja! sie liebt Dich und ist ein gutes Weib,

ja ja. Wen hat sie vor Dir geliebt? Das junge, schöne Weib den alten Krüppel? Niemand? — Unsinn, ich weiß, was ich weiß. Du! wenn die Welt irgendwem einen Fußtritt gibt, so hat sie nie ganz Unrecht, — nie — nie! sage ich."

Die Beiden winkten einander pathetisch=verständnißvoll zu und tranken rasch.

„Ich habe meine Pflicht erfüllt? was will sie mehr —" grollte Friedel und stieß fragend mit dem Polen an, daß sein Glas zersplittert zu Boden fiel; er schaute auf den Scherben in seiner Hand, dann in das schläfrige Gesicht des Andern, dann lachte er leer vor sich hin; keiner von den Beiden hörte aber, wie die Stube draußen ein tiefer Wehlaut füllte, wie sich etwas an der Wand hinaustastete und dann jäh hin=fiel auf den Steinboden; kein menschliches Wesen sah das blutende Haupt und das blutende Herz des armen, ohnmächtigen Weibes.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Paar Kisten und Koffer standen auf einem Lastwagen, welcher in der Morgen=dämmerung langsam durch die Straßen fuhr. Hinter dem Fuhrmann, eng neben=einander, hockten Friedel und seine Buben, ein Stück rückwärts das braune, hagere Weib mit einem welken Säugling an ihrer Brust.

Immer heller wurde es, und als sie an einem hohen neuen Hause vorüberrollten, spiegelten sich die ersten rosig gefärbten Wolken in den Scheiben.

„Das ist freilich schöner, als meine alte Barake!" grollte Friedel in sich hinein und warf einen bösen Blick auf Lore.

Auch sie schaute auf das Haus und flüchtig zu ihrem Mann hinüber, aber dann drückte sie ihr Gesicht an die schmalen Wangen ihres kleinen Kindes.

Der Fuhrmann hieb in die Pferde, der schwere Wagen kroch knirschend und knarrend weiter durch die erwachende Stadt — hoffnung= und glücklos fuhren die Menschen einer Zukunft entgegen, die ihnen nichts mehr bringen konnte, als Brod für ihre Kinder. — Sie schieden ohne Leid und Freud' von der Heimath und zogen in die neue Welt. Keine Kundschaft kam herüber; sie sind vergessen daheim, ver=gessen wohl auch in der Fremde.

Donna Blanca.

Von Hieronymus Lorm.

Der Ritter Don Ramiglio
Hat einen Ring in seiner Huth,
Der soll vom Tod erlösen,
Wenn er am Leichenfinger ruht.

Der Ritter Don Ramiglio
Hat eine Frau, an Schönheit reich,
Es ist in Andalusien
Kein ander Weib dem seinen gleich.

Die schöne Donna Blanca,
Des Ritters Don Ramiglio Frau,
Nimmt's auch mit heißen Schwüren,
Mit Lieb' und Treue sehr genau.

Sie wird nicht müd' zu schwören,
Bis in den Tod ihm treu zu sein,
Ihr Herz ihm zu bewahren,
Bis einst es liegt im schmalen Schrein.

Die Treue zu erproben,
Hat, ach! die Arme wenig Zeit.
Bald ist sie hingeschieden,
Dem armen Mann zu großem Leid.

Doch denkt er seines Ringes!
Und schleicht zur Gruft um Mitternacht,
Und, wie's versprach der Zauber,
Hat er zum Leben sie gebracht.

Er schwelgt in neuen Wonnen
Und preist sein überirdisch Loos.
Sie ruh'n am Meeresstrande,
Er legt das Haupt in ihren Schooß.

Und wie er schläft, da bringen
Ein prächtig Schiff die Wellen her,
Don Guzman kömmt gezogen,
Der schönste Mann zu Land und Meer.

„O süße Donna Blanca,
Ich lieb' Dich heiß und ewiglich,
Verlaß den blöden Schläfer
Und flieh mit mir, beglücke mich!"

Sie sieht den jungen Ritter,
Sie hört sein Fleh'n, es reißt sie hin!
Er trägt auf seinen Armen
In's Schiff die Andalusierin.

Die schöne Donna Blanca,
Des Ritters Don Ramiglio Frau,
Nimmt's auch mit heißen Schwüren,
Mit Lieb' und Treue sehr genau.

Wie oft hat sie geschworen,
Bis in den Tod ihm treu zu sein,
Ihr Herz ihm zu bewahren,
Bis einst es liegt im schmalen Schrein.

O Ritter Don Ramiglio,
Du wirst kein Zauberwerk mehr thun!
Ist Dir ein Weib gestorben,
So klage sehr — und laß es ruh'n.

Eine Geschichte aus Kentucky.

Lustspiel in zwei Acten von Wilhelm Marr.

(Vielfach mit Erfolg aufgeführt. — Alle Rechte vorbehalten.)

Personen.

Der Minister.
Gutberg, Justizrath.
Johanna, seine Tochter.
Friederike von Wrede, eine junge Wittwe, Johanna's Freundin.
Albert Fromme, Ingenieur } Gutberg's Neffen.
Robert Rasch, Ingenieur }
Der englische Gesandte.
Kellner in einem Hôtel-Garni in der Residenz.
Ein Diener des Ministers.

Ort der Handlung: Eine deutsche Residenz.

Erster Act.

(Privatsalon in einem Hôtel-Garni in der Residenz. Rechts und links je zwei Thüren, ebenso im Hintergrund. Die Thüren links führen zu den Zimmern von Johanna und Frau v. Wrede; die rechts zu denen von Rasch und Fromme. Die Thür links im Hintergrund zum Zimmer des Justizraths. — Rechts vom Zuschauer Tisch mit Schreibmaterialien, links vorn ein Trümeau. Ein Clavier im Hintergrund.) Im Uebrigen Hôtelmeublement.

Erste Scene.

Johanna. — Rasch.

Rasch. Also Sie wollen mich wirklich nicht heirathen, Cousinchen? — Bitte, sagen Sie mir das noch einmal!

Johanna. Zum dritten und letzten Male denn antworte ich Ihnen mit einem lauten vernehmlichen „Nein", Vetter.

Rasch. Das thut mir leid, — Ihretwegen.

Johanna. Wie so — meinetwegen?

Rasch. Weil ich denn doch ein ganz charmanter Mann bin.

Johanna. Sie sind ein Geck!

Rasch. Danke! — weil ich direct zur Sache komme? das nennt man in Amerika „smart" sein.

Johanna. Wir sind nicht in Amerika.

Rasch. Nein, wir sind in Deutschland, wo Sie zwei Vettern haben, und Ihr Vater, mein werther Onkel, es gern sähe, wenn seine Tochter einen dieser beiden Vettern heirathete. Der Eine, nämlich ich, ist, wie gesagt ein charmanter Mann, der Andere ein guter Junge, aber ein Duckmäuser. —

Johanna. Jetzt werden Sie ungezogen!

Rasch. Ist Fromme etwa kein Duckmäuser?

Johanna. Fromme ist ein ernsthafter Mann, der Etwas gelernt hat!

Rasch. Und ich bin ein Windbeutel, meinen Sie! der aber in Amerika doch schon zwei Eisenbahnen gebaut hat.

Johanna. Sie werden darnach sein!

Rasch. In drei Monaten erst zehn Entgleisungen und drei Zusammenstöße. Das ist nicht meine Schuld. Man sagt, so Etwas passirt in Deutschland auch.

Johanna. Haben Sie mir sonst noch Etwas zu sagen?

Rasch. Sehr viel. Aber ich werde mich kurz fassen. Time is money, Zeit ist Geld. Sehen Sie, auf unserer Schweizerreise, die wir, Sie, Ihr Vater, Ihre Freundin Friederike, wollte sagen: Frau von Wrede, Fromme und ich zusammenmachten, waren wir auf dem Rigi. Die Sonne ging unter. Sie, die untergehende Sonne und zwei Flaschen Bordeaux hatten Ihren Vater sentimental gestimmt. — Jungens, sprach er zu uns, seinen Neffen, ich wollte, daß

Einer von Euch mein Schwiegersohn würde. Nota bene, setzte er hinzu, er müßte erst eine Anstellung und einen Titel haben. Ich lachte, Fromme seufzte und darüber war die Sonne untergegangen. Sie aber, Cousinchen, wurden roth wie der Abendhimmel! — —

Johanna. Sind Sie bald zu Ende, Vetter?

Rasch. Noch nicht, aber gleich. Ihr Erröthen nun sagte mir, daß Sie Einen von uns liebten. Ich wollte wissen, welchen? Und da Sie mich nicht wollen, so habe ich dem Onkel gegenüber meine Schuldigkeit gethan und bin froh, Ihnen nun mittheilen zu können, daß ich — in Frau von Wrede bis an die Schultern verliebt bin!

Johanna (lachend). Also nicht einmal „bis über die Ohren?"

Rasch. Nein, den Kopf muß ich frei behalten für's praktische Leben. Und nun wollte ich Ihnen den Vorschlag machen, ich will ein gutes Wort beim Onkel für Fromme einlegen —

Johanna (unwillig). Vetter! —

Rasch (fortfahrend). Und Sie ebnen mir den Weg, — planiren mir das Terrain, bei Frau von Wrede.

Johanna. Sie segeln schnell, Vetter! Meine Freundin denkt in diesem Punkte ernst. Nur ein Mann, der eine feste Stellung hat, und ihr eine Stellung in der Gesellschaft bieten kann —

Rasch. Das ist eine Kleinigkeit! Wissen Sie denn, — im Vertrauen! — ich bin zu heute Mittag um 1 Uhr zur Audienz beim Minister angenommen. Ein lange in Vergessenheit gerathenes Project, den großen Brückenbau bei Gelsdorf, habe ich wieder angeregt. (Johanna erschrickt.) An der Ausführung ist gar nicht zu zweifeln. Sie ist eine Nothwendigkeit geworden. Damit ist für den Leiter und Unternehmer des Bau's die feste Anstellung als Baurath verbunden und hieraus folgt, daß Frau von Wrede, die mir, en passant gesagt, wenigstens nicht feindlich zu sein scheint, jeden Augenblick Frau Bauräthin werden kann. Quod erat demonstrandum. Was zu beweisen war.

Johanna (rasch). Wissen Sie denn aber auch, daß Fromme heute Morgen, und zwar schon um 12 Uhr, ganz in derselben Angelegenheit zu einer Audienz beim Minister bestellt ist? Und Sie werden mir doch zugeben, Fromme ist ein Mann, dessen Kenntnisse — —

Rasch. Den meinigen bei Weitem überlegen sind. Natürlich! — Da wären wir also Concurrenten geworden.

Johanna. Vetter! Sie sollten einmal verständig sein und von der Sache zurücktreten. — — — Ich will mit meiner Freundin reden!

Rasch. Welche Ihnen antworten wird: „Ich will nur einen Mann, der mir eine Stellung in der Gesellschaft bieten kann!" Nein, Cousine, ich nehme die Concurrenz mit Fromme auf!

Johanna. Sie sind abscheulich!

Rasch. Möglich!

Johanna (piquirt). Sie vergessen nur, daß Fromme die erste Audienz hat und daß Sie zu spät kommen dürften.

Rasch. Dann schlage ich eine Concurrenzbrücke vor.

Johanna. Und die Bewilligung der Regierung?

Rasch. Ich baue einen Tunnel. — Zu strategischen Zwecken. — Dazu sagt die Regierung niemals Nein. Das kommt auf's Militairbudget.

Johanna. Bauen Sie den Tunnel nur ja wasserdicht!

Rasch. Wasserdicht und bombenfest! Ich baue meinen Tunnel gerade unter Fromme's Brücke! Stürzt mein Tunnel ein, fällt seine Brücke mit. Ueber die Brücke habe ich meine Gedanken kurz und klar zu Papier gebracht und zwar gedruckt. (Zieht eine Flugschrift aus der Tasche.) Hier ist — — Nein! das ist eine „Dissertation über die akademische Bedeutung des Härings", welche der Minister als Student in Göttingen geschrieben hat! (Holt eine andere Broschüre aus der Tasche.) Aber hier ist sie! Noch dazu in französischer Sprache! Das imponirt!

Johanna (etwas eingeschüchtert). Vetter! ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen.

Rasch. Lassen Sie hören!

Johanna. Können Sie die Brücke nicht in Compagnie bauen mit Fromme? Ich will mit Friederike reden. Sie werden — Vicebaurath. Ueberlegen Sie sich's! Fromme's Kenntnisse! — Er hat die erste Audienz beim Minister! Verwirren Sie die Sache nicht zu Ihrem eigenen Schaden! Ueberlegen Sie sich's. Ich will indessen nachsehen, ob Papa schon aufgestanden ist.

(Ab.)

Zweite Scene.

Rasch (nachrufend). „Vicebaurath?" — Fräulein Naseweis! Und der Duckmäuser hat mir auf der ganzen Reise und hier kein Wort von seinem Plan gesagt! — Freilich! ich hab's ebenso gemacht. — — Ah! Frau von Wrede!

Dritte Scene.

Rasch. Friederike (in Promenadentoilette).

Rasch. Schöne Frau, schon so früh mobil zum Ausmarsch?

Friederike. Wenn man die Nacht nicht schlafen konnte, ist das beste Mittel, um nicht müde zu werden, früh aufzustehen. Haben Sie nichts von dem Lärm gehört?

Rasch. Nein, unsere Fenster gehen nach dem Hofe hinaus.

Friederike. Ein Bischof aus der Provinz gab gestern Abend hier im Hôtel ein Fastensouper.

Rasch. Ah so! Und das Menû bestand sicher nicht in Heuschrecken und wildem Honig!

Friederike. Jedenfalls beschränkte sich das Getränk nicht auf Wasser. Der Justizrath, ein alter Studienfreund des Bischofs, war auch dabei. Ich hörte ihn so gegen 4 Uhr Morgens — — sein Zimmer suchen! — doch ich muß fort. Eine Commission hier in der Nähe — —.

Rasch. Sie verschmähen meine Begleitung nicht, gnädige Frau? Auch ich habe eine Commission, — hier ganz in der Nähe. —

Friederike. Sie können mich begleiten und mir sogar behülflich sein in der Auswahl eines Stickmusters zu einem Paar Pantoffeln.

Rasch. Doch nicht für Ihren künftigen Sklaven und Gemahl? —

Friederike. Nein, für den Justizrath.

Rasch. Well! Gehen wir! — (Beide gehen bis an die Thür.)

Rasch (einhaltend). Wissen Sie, eigentlich ist es Schade, daß die Pantoffeln nicht für Ihren künftigen Herrn Gemahl bestimmt sind, (öffnet die Thür und läßt Friederike vorangehen, ihr nachfolgend:) welcher natürlich „ein solider Mann mit einer festen socialen Stellung sein müßte."

(Beide ab. Gleichzeitig von rechts.)

Vierte Scene.

Fromme (im schwarzen Anzug, weißer Cravatte und eine große Mappe mit Karten, Plänen und sonstigen Papieren im Arm. Nach der Uhr sehend.)

Noch ¾ Stunden. — — Ich glaube, mir pocht doch das Herz. — — Weshalb? — der Minister schrieb mir gestern auf meine Anfrage: (lief't ein Billet.) „Es wird mir zum besonderen Vergnügen gereichen, Sie morgen Mittag um 12 Uhr confidentiell empfangen zu können." Zum „besonderen Vergnügen". — — Das klingt doch wohlwollend. — — Und ich bin ja auch über meine Angelegenheit im Klaren! — Zeichnungen, Pläne, Berechnungen, — — Alles bis in's Kleinste ausgeführt. Hier auf dem Papier und hier im Kopf hab' ich's! (Erblickt den Trümeau.) Ah! (Ahmt den Eintritt in's Cabinet des Ministers vor dem Spiegel nach mit Verbeugung). Der Minister deutet auf einen Stuhl. Ich setze mich. (Setzt sich an den Spiegel.) Er fragt mich nach seiner Gewohnheit: Stark oder leicht? Ich rauche zwar gar nicht. — „Stark, Excellenz." — Sonst würde er auch nicht rauchen und verstimmt werden. (Räuspert sich; sehr langsam:) Excellenz! Bereits unter der Regierung Sr. Majestät des hochseligen Königs wurde in der Landtagssitzung vom 23. Mai 1846 die Frage angeregt, welche nach vorgängiger Berathung im Bauausschuß, und laut der protocollarischen Berichte desselben vom 14. Februar 1845 mit einer Majorität von 9 gegen 2 Stimmen, Zustimmung gefunden hatte und — —

Fünfte Scene.

Fromme. — Johanna (welche während der Rede eingetreten ist).

Johanna. Vetter! was treiben Sie denn da vor dem Spiegel? —

Fromme (verlegen aufspringend und die Mappe fallen lassend, deren Inhalt sich zum größten Theil auf den Boden zerstreut). Cousine! — ich — ich — Sie wissen ja — (sammelt die Papiere wieder auf) ich bin zum Minister bestellt.

Johanna. Und da repetiren Sie die Positionen aus den Tanzstunden. Hahahaha!

Fromme (während er seine Papiere sorgfältig ordnet). Es ist nicht hübsch von Ihnen, Cousine, daß Sie noch spotten! Sie wissen doch selbst, wie viel von diesem Gang für uns Beide abhängt.

Johanna (ihm die Hand reichend). In der That, Vetter, beinahe hätte ich es vergessen. Aber wenn Sie so schüchtern und weitschweifig auftreten, wie Sie eben probirten, da fürchte ich — —

Fromme. Die Sache, Cousine, und meine gründlichen, eingehenden Arbeiten sprechen für sich selber. — Wollen Sie meinen Hauptgrundriß sehen?

Johanna. Was verstehe ich, ein Mädchen, von Euren Winkeln und Linien? (rasch.) Sie haben einen Concurrenten für Ihren Plan!

Fromme (ungläubig). Das ist nicht möglich. Das ganze Project hat über 30 Jahre lang geschlafen.

Johanna. Sie haben einen Concurrenten, sage ich Ihnen, und zwar in der Person unseres Vetters Rasch!

Fromme (erschrickt leicht, faßt sich aber wieder;

lächelnd). Rasch war mehrere Jahre in Amerika, dann beim Mont-Cenistunnel angestellt. Wie hätte der auf die Idee kommen können, und — wenn er darauf gekommen wäre, wie hätte er Zeit zu den nöthigen Vorarbeiten (auf seine Mappe deutend) finden können?

Johanna. Er ist darauf gekommen. Und noch mehr! In derselben Angelegenheit hat er auch heute um 1 Uhr eine Audienz beim Minister!

Fromme. Das ist mir unerklärlich!

Johanna. Zwei Worte genügen zur Erklärung: Amerikanischer Leichtsinn!

Fromme. Cousine! — Sie machen mir — — ich wollte sagen: Sie bringen mich in eine Stimmung — —

Johanna. Sie haben den Vortritt. Benutzen Sie diesen Vortheil mit Energie und Zuversicht!

Fromme. Ja, wie kann ich aber in einer kurzen Stunde Se. Excellenz gründlich überzeugen, daß — —

Johanna. Das riskirt Rasch, verlassen Sie sich darauf.

Fromme. Mein Gott! da müßte ich ja einen Auszug aus allen diesen Papieren machen, und das dauerte wenigstens, — wenigstens einen Tag!

Johanna. Danach fragt Rasch nicht. Er will meine Freundin Friederike von Wrede heirathen und sich zu diesem Ende den Bauraths-titel und eine Anstellung verschaffen. Alles Andere ist ihm Nebensache. Er hat gegen Ihre Brücke sogar einen Tunnel in petto!

Fromme (docirend). Ein Tunnel ist bei dem Fluß unmöglich. Erstens: weil das Flußbett aus porösem Tuffstein besteht, welcher a) eine Verdichtung — —

Johanna. Schweigen Sie mit Ihren Auseinandersetzungen, die bis zum jüngsten Tage dauern könnten! Wenn ich Ihnen rathen soll, so associiren Sie sich mit Rasch. Sie haben mehr Kenntnisse als er; er aber hat zehnmal mehr Energie als Sie!

Fromme (verwirrt). Das kommt aber so unerwartet! — da müßte doch vorgängig der Entwurf eines Societätsvertrages aufgesetzt werden.

Sechste Scene.

Vorige. Rasch, Friederike (welche sich dagegen sträubt, fast auf den Armen tragend).

Rasch. Um Gottes Willen! — schnell! — schnell! — Wasser! — Eau de Cologne!

Friederike (sich losreißend). Herr Rasch! was soll diese Excentricität?! — Ich bin keine nervenschwache Närrin!! — —

Rasch. Sie täuschen sich, gnädige Frau! Ich sah Sie erbleichen, schwanken, als die beiden Wagenpferde an der Ecke scheuten, auf das Trottoir stürmten und Sie Gefahr liefen, zertreten zu werden!

Friederike. Sie schlugen die Thiere mit dem Stock an den Kopf und da gingen sie wieder vom Trottoir hinunter.

Rasch. Zwingen Sie mich nicht zu einer Mißachtung der Gefahr, die man von einer Dame nicht verlangen kann. Auf der Treppe hier im Hause noch drohten Sie umzusinken!

Friederike. Hahahaha! Ich glitt auf einer Stufe aus und hätte mir den Hals nicht gebrochen, wenn ich gefallen wäre!

Rasch (den Beleidigten spielend). Gnädige Frau! mich trieb die Stimme meines — Herzens!

(Will rasch ab.)

Friederike (erzürnt). Herr Rasch!!

Rasch (an der Thür sich umwendend). Gleich bin ich wieder hier! Ich muß nur ein Brausepulver auf — meinen Schreck nehmen. (Schnell ab.)

Siebente Scene.

Vorige, ohne **Rasch.**

Friederike. Wäre Dein Vetter nicht so gutherzig, Johanna, man könnte ihn einen insolenten Narren nennen!

Johanna (zu Fromme). Da sehen Sie's, Fromme, Unser Vetter kennt den Werth der Zeit und des Zufalls! (zu Friederike). Die Liebeserklärung ist Dir vor zwei Zeugen gemacht worden!

Friederike (lachend). Sie wird nicht ernster gewesen sein, als die Wildheit der angeblich scheugewordenen Pferde. Hahahaha! — Aber was machen Sie für eine Leichenbittermiene, Herr Fromme?

Fromme (welcher während des Vorigen in Gesten und murmelnd seinen Vortrag beim Minister memorirte). Verzeihung! — — eine wichtige Berechnung! — —

Johanna. Liebe Friederike, Dein Beistand kann uns hier von Nutzen sein. Meine beiden Vettern wollen Jeder eine Brücke bauen. Einer kann den Bau nur erhalten und ich möchte, daß sie ihn Beide erhielten.

Friederike. Nichts ist einfacher! warum associiren sie sich nicht?

Johanna. Das habe ich auch gesagt. Hier, Fromme ist dazu bereit; Rasch sollst Du versuchen für die Association zu gewinnen. (Zu Fromme, welcher näher getreten ist.) Memoriren Sie nur weiter, daß Sie beim Minister nicht stecken blei-

ben. (Fromme geht an den Tisch und studirt seine Papiere.)

Johanna (halblaut fortfahrend zu Friederike). Du zweifelst selbst nicht, daß Rasch Deine Hand wünscht. Er wird um Dich in aller Form anhalten, sobald er eine feste Stellung hat und Dir einen Titel bieten kann. Vermögend ist er, wie Du weißt.

Friederike. Weißt Du denn, ob ich ihn will?

Johanna (Friederike in's Ohr). Du hast ihm wenigstens die Augen nicht ausgekratzt, als er Dich die Treppe hinauftrug!

Friederike. Ich traute ihm zu, daß er sich wehren würde!

Johanna. Das hätte er sicher gethan!

Fromme (halblaut memorirend). „Und wenn mir Ew. Excellenz zur weitern Ausführung meiner Ansichten noch eine zweite Audienz bewilligen wollen — — — —"

Johanna (welche währenddem leise mit Friederike weiter gesprochen hat). Also Du befürwortest die Association, die Bildung der „Firma" Fromme und Rasch? —

Achte Scene.

Vorige. Gutberg, mit Tuch um den Kopf, aus seinem Zimmer links im Hintergrunde. Gleichzeitig Rasch von rechts.

Rasch. Da bin ich wieder! Guten Morgen! Onkel! — Schlecht geschlafen? — (Geht auf Friederike zu und unterhält sich mit ihr.)

Gutberg. Oh! — Uff! — in meinem ganzen Leben faste ich nicht wieder Mahlzeit! Wenn mein Bischof das „Fasten" nennt, wie mag er im Carneval zu essen und trinken gewohnt sein!

Johanna. Willst Du vielleicht eine Tasse Bouillon, Väterchen?

Gutberg. Schweig mir von Bouillon! (zu Fromme.) Du, Neffe! verstehst Du Dich auf Cranologie?

Fromme. Nein, Onkel.

Gutberg. Dann weißt Du auch nicht, was ein „Brummschädel" ist.

Friederike (lächelnd). Herr Justizrath schien zu haben, was der Franzose Mal aux cheveux nennt.

Rasch. Auf deutsch heißt's „Kater!"

Gutberg. Mein Neffe spricht aus Erfahrung. Nein, Kinder, das leidige Gesundheittrinken ist Schuld. Nicht Jeder hat so einen Bombenkesselmagen, wie ihn der Minister hat.

Rasch (schnell). War der Minister auch dabei?!

Gutberg. Ja wohl. — Erst ward natürlich auf das Wohl Sr. Majestät getrunken. — Dann der Gäste, dann des Bischofs, — dann des Ministers, — dann der Armee; — dann der Kirche, — dann der Schule — — Nein, ich irre mich; auf die Schule wurde nicht getoastet. Aber selbst der Minister fiel zuletzt ab und wurde —

Alle. Nun?

Gutberg. Heiser — — von vielem Sprechen.

Rasch (näher tretend). Theilen Sie uns doch das Menû mit, Onkel!

Gutberg (hustet ärgerlich). Schweig' mir vom Essen! Eine Fastenmahlzeit!

Rasch. Also Karpfen!

Gutberg. Ja, schweig nur!

Rasch. Viel Leber und Rögen, — dreierlei Sauce dazu?

Gutberg (setzt sich und stützt den Kopf). Ja! ja! ja!

Rasch. Austernpastete?

(Gutberg macht eine ärgerliche Bewegung und antwortet nicht.)

Rasch. Trüffeln in Burgunder!

Gutberg. Ich wollte, Du hättest Dir den Magen daran verdorben!

Rasch. Waren die kleinen, recht fett in Butter gebackenen Croquettes mit Haschê von Champignons und Krebsschwänzen auch dabei? — Dessert: Nesselrode? — oder Demi Glace? — Chocoladencrême in Eis?

Johanna. Sie hören ja, Vetter, Papa will nicht vom Essen sprechen.

Rasch (ohne sich irre machen zu lassen). War der Pousse-Café gut? Chartreuse oder Benedictin?

Gutberg. Der Liqueur war niederträchtig. Auch der Café abscheulich! Aber ennuyire mich jetzt nicht weiter!

Rasch. Ich will Ihnen als Cur eine Anekdote erzählen, Onkel, die Sie aufheitern wird. Zum todtlachen! — Im Staate Kentucky, in der Grafschaft —

Gutberg (springt im höchsten Grade ärgerlich vom Stuhle auf). In Kukuks Namen! scheere Dich, sammt Deiner Anekdote selbst in den Staat Kentucky!

Rasch (für sich). Das genügt! (An den Schreibtisch gehend, wo Fromme steht.) Erlaube, Vetter! (Setzt sich und schreibt während des Folgenden ein Billet.)

Fromme (nach der Uhr sehend). Bald halb Zwölf!

Johanna (zu Friederike). Wollen wir die Compagnieschaft jetzt gründen? Es ist die höchste Zeit!

Friederike (zu Rasch). Hören Sie, Herr Rasch! ich wollte — —

Rasch (schreibend). — — „mir daher erlauben, ein kurzes, gedrucktes Exposé beizufügen." (Zu Friederike.) Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, schöne Frau! (Schreibt weiter.)

Friederike (zu Gutberg). Was meinen Sie zu der Idee, Herr Justizrath, wenn sich Ihre Herren Neffen bei dem Gelsdorfer Brückenbau associirten? —

Gutberg (verdrießlich). Liebste, kleine Frau! meine Neffen können thun, was sie wollen. Wenn Rasch Baurath wird, kann er Johanna heirathen.

Johanna. Ich mag ihn nicht, Vater!

Rasch (am Schreibtisch). Ich mag sie auch nicht!

Gutberg. Na! dann kann sie Fromme heiheirathen, wenn er Baurath wird. Verschont mich heute Morgen nur mit Euren Affairen! Ich habe — —

Friederike. Kopfschmerzen! —

Rasch (halblaut vom Tisch aus.) Miau!! — (Steht auf). So! jetzt bin ich fertig! (Zu Fromme.) Höre, ich gehe nicht zur Audienz. Aber als Dein Concurrent will ich so ehrlich sein, als wenn wir Compagnons wären, und Dir rathen: gehe auch Du nicht hin!

Fromme (mißtrauisch). Also ich soll auf meinen Vortheil des Vortritts verzichten? —

Rasch. Sieh' den Onkel an!

Fromme. Nun? —

Rasch. Dann siehst Du, in welcher Verfassung der Minister heute Morgen ist.

Gutberg. Monsieur! sprech' Er denn doch mit Etwas mehr Respect von Excellenz!

Rasch. Wenn Sie meine Anekdote aus Kentucky nicht hören wollen, so prüfen Sie wenigstens die Pläne und Zeichnungen Fromme's. — Zeig' mal her, Fromme!!

Gutberg. Wollt Ihr mich jetzt in Ruhe lassen?!

Johanna (unwillig zu Rasch). Vetter, was soll das Alles?!

Rasch. Was das soll?! Seht Ihr denn nicht ein, daß Fromme sich und mir die ganze Geschichte verdirbt! — Vetter?! laßt uns meinetwegen halbpart machen! — Gehe nicht hin! — Erbitte Dir die Audienz auf morgen.

Friederike (spöttelnd zu Rasch). Herr Rasch! dictirt in Amerika vielleicht eine Karpfenmahlzeit die Entschlüsse des Präsidenten?

Rasch (lebhaft). Nicht die Mahlzeit! Aber unterschätzen Sie den Einfluß des Magens nicht! Er macht Arbeiter rebellisch und Minister kann er — confus machen! Vetter! laß wenigstens mich statt Deiner, zuerst hingehen.

Fromme (piquirt.) Dein Eifer verstimmt mich. (Nach der Uhr sehend.) Es ist die höchste Zeit!

Johanna (zu Fromme). Courage denn, Vetter!

Fromme. Die Sache spricht für sich selbst. Und hier — meine gründlichen Arbeiten. (Ab.)

Neunte Scene.

Vorige ohne Fromme.

Rasch (Fromme nachrufend).
Die Götter wollen Dein Verderben!
Hier bleib' ich, nicht mit Dir zu sterben!

Johanna. Sie sind ein Intriguant, Vetter!

Friederike. Schön war dieses Intermezzo nicht von Ihnen, Herr Rasch!

Gutberg. Er kennt das Sprichwort: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst." Du hast keinen guten Charakter, Neffe. Wenn Fromme Baurath wird, so wird er Johanna's Mann.

Rasch. Meinen Segen dazu, wenn er's wird! Aber er wird's nicht. Heute wenigstens gewiß nicht! (Zu Friederike.) Es giebt Parkette, auf welchen man nicht straucheln darf, gnädige Frau. Es giebt Audienzen, die man nur annehmen darf, wenn man des Erfolges sich gewiß fühlt. (Zu Johanna.) Wir wären alle Beide Bauräthe geworden, jetzt werden wir alle Beide nicht einmal (mit Beziehung) „Vicebauräthe", Cousine! (Geht an den Schreibtisch.) Einerlei! ich will meine Schuldigkeit thun. (Nimmt eine Broschüre aus der Tasche, steckt sie in das Couvert zu dem Billet, das er vorhin geschrieben und klingelt.) Hier, dieses Packet zum Minister! (Kellner ab.)

Johanna. Was soll das wieder heißen?

Rasch. Das heißt, daß ich eine Zahnoperation zu bestehen habe und dem Minister unter Beifügung meines Exposés über den Brückenbau anzeige, ich würde mich heute Abend um 8 Uhr bei ihm einfinden.

Friederike. Welche Excentricität!

Gutberg. Sagen Sie, Dummheit! Schreibt man dem Minister die Audienzstunden vor?!

Rasch (fortfahrend). Wo ich mir beim Portier Bescheid holen würde, ob es Sr. Excellenz genehm sei, mich zu empfangen? (Zu Friederike.) Gnädige Frau, ohne Umschweife! Ich liebe Sie. Wenn ich Baurath werde, darf ich hoffen — —

Friederike. Nein, mein Herr, Sie wollten gegen Ihren Vetter in einer Weise handeln, die ich nicht billigen kann.

Rasch. Sie nehmen die Sache zu ernst! Ich schwöre Ihnen, meine Absicht war gut. Ich wollte ja uns Beide zu Bauräthen machen!

Friederike (kalt). So machen Sie sich Beide zu Bauräthen und dann fragen Sie wieder an. (Ab.)

Zehnte Scene.

Vorige ohne Friederike.

Johanna. Ich habe Sie für leichtsinnig gehalten, Vetter, aber nicht für schlecht. Wenn

Fromme die Stelle erhält, so bestehe ich darauf, daß er Sie nicht zum Associé nimmt.

Rasch (affectirt betrübt). Also nicht einmal „Vicebaurath" soll ich werden, Frau Bauräthin? (Johanna geht, ohne ihm zu antworten.)

Elfte Scene.

Vorige ohne Fromme.

Gutberg (tritt vor Rasch hin). Ich sage Dir, daß Du einfach ein Narr bist.

Rasch. Lieber Onkel, wollen Sie jetzt meine Geschichte aus Kentucky hören? — —

Gutberg. Ein Narr bist Du! (Ab.)

Zwölfte Scene.

Rasch (allein). Hahahaha! — Hahahaha! — — Ob ich Baurath werde, weiß ich freilich nicht. Aber daß es mein Herr Vetter durch sich selbst nicht wird, ist sicher. Mein gedrucktes Exposé von 12 Seiten mag nicht so gut sein als seine Pläne und Berechnungen. Aber ein guter Reiter kommt mit einem lahmen Gaul oft weiter als ein schlechter mit einem Vollblutspferd. Lies't der Minister mein Exposé, — und er empfängt mich, — Nota bene, wenn ihm der Schädel nicht mehr brummt! — dann sitze ich im Sattel. Und dann kann ich auch reiten. Ich nehme Dich mit auf, Herr Vetter! „Der Ritter hinten, Trudchen vorn!" Behalten wir nur gleich den Frack an und ziehen den Paletot darüber. Ich werde außer dem Hause essen, um die brummigen und — in einer Stunde gewiß sehr langen Gesichter hier nicht zu sehen, und dann direct nach dem Diner zum Minister gehen. — Vogue ma galère! (Ab.)

Verwandlung.

Cabinet des Ministers. Ein freistehender doppelter Schreibtisch mit Sessel an jeder Seite. Auf einem Nebentische ein kaltes Frühstück. Im Hintergrund Thür zum Vorzimmer.

Dreizehnte Scene.

Der Minister von links aus seinem Zimmer. Der Diener folgt ihm.

Minister. Nehmen Sie die Sardellen nur wieder fort. Ich habe keinen Appetit. Ein Glas Sodawasser!

(Diener geht an ein kleines Buffet und schenkt aus einem Syphon ein Glas ein. Minister trinkt.)

Minister. Ah! — Von den vorgemerkten Audienzen finden nur die ersten drei Statt. Ich lasse die andern Herren bitten, sich morgen um diese Zeit wieder herzubemühen. Für die letzten beiden der heutigen Audienzen — jede fünf Minuten, Sie wissen — —

Diener. Verstehe! Excellenz werden dann im Kriegsministerium erwartet. (Ab in's Vorzimmer.)

Vierzehnte Scene.

Minister. Fffff! — Zum Glück nur einen wichtigen Gegenstand heute. Der englische Gesandte. Eine Nothlüge hilft schon. Die beiden Ingenieure sind nicht von Belang.

Fünfzehnte Scene.

Minister, Diener, gleich darauf Lord Staffield.

Diener (meldend). Mylord Staffield. (Ab.)

Minister. Bitte Platz zu nehmen, Mylord!

Staffield. Ehe wir zu unsern Geschäften kommen, lieber Herr Graf, die nicht officielle Anzeige, daß ich direct aus Havanna eine Sendung der feinsten Prenzados erhalten habe. Die Hälfte steht zu Ihrer Verfügung. Wollen Sie probiren? — (Reicht ihm sein Etui.)

Minister (indem er eine Cigarre nimmt und bei Seite legt). Ich werde sie später rauchen, Mylord; ich habe fürchterliche Kopfschmerzen heute Morgen.

Staffield. Sie erschrecken mich. Doch nicht ernstlich unwohl?

Minister. O nein! Nur nach einem Souper, noch bis heute Morgen um fünf gearbeitet. Und plenus venter non studet libenter!

Staffield. Machen wir also unsere Sache kurz ab. Sie haben den Vertrag geprüft?

Minister. Vollkommen. Wir sind mit Allem einverstanden, bis auf § 32, der einer unwesentlichen Modification des Wortlauts bedürfte. Rein redactionell. Das Referat darüber erhalte ich heute Abend 7 Uhr. Kein Hinderniß. Sie wissen ja aber, wir Deutsche sind Pedanten.

Staffield (aufstehend). Also diesen Abend —

Minister (aufstehend). Punkt 7 Uhr.

Staffield. Ich wünsche Ew. Excellenz von ganzem Herzen — —

Minister. Merci, Mylord, Merci! (Staffield ab.) (Minister holt tief Athem und setzt sich wieder an seinen Schreibtisch.)

Sechszehnte Scene.

Minister. Diener, gleich darauf Fromme.

Diener (meldend). Der Ingenieur Herr Fromme. (Ab.)

Fromme (macht in der Thür eine tiefe Verbeugung, tritt näher und macht eine zweite Verbeugung). Ew. Excellenz waren so gnädig — —

Minister (für sich). Der scheint langweilig (laut). Nehmen Sie Platz. (Deutet auf den Stuhl am Tisch, ihm vis-à-vis.)

Fromme (setzt sich in einiger Entfernung vom Minister auf einen freistehenden Sessel). Ew. Excellenz wissen, unter der Regierung Sr. Majestät des hochseeligen Königs in der Landtagssitzung vom 23. Mai des Jahres Ein Tausend acht hundert und sechs und vierzig, anläßlich des Berichtes der Baucommission über den projectirten Brückenbau bei Gelsdorf, laut Protocoll der genannten Commission vom 14. Februar des Jahres Ein Tausend acht hundert fünf und vierzig. —

Minister. Ich weiß! Kommen Sie nur zur Sache!

Fromme (bereits halb aus dem Concept). — — Wie dieses, seiner Zeit allgemein als nothwendig anerkannte Project vertagt wurde, weil Erstens von dem Nachbarstaate als Vorbedingung zur Mitgenehmigung die Stromregulirung oberhalb des Städtchens Mei — —

Minister (gähnend). Zur Sache! zur Sache, lieber Herr Fromme; die Sache selbst ist die Hauptsache!

Fromme (ängstlich). So werde ich mir denn erlauben, Ew. Excellenz ganz gütige Aufmerksamkeit (er öffnet die Mappe) zuerst auf diese Specialkarte, welche ich selbst von der Umgegend von Gelsdorf aufgenommen habe, zu lenken. (Der Minister rückt unruhig auf seinem Sessel.) Ew. Excellenz geruhen gefälligst zu bemerken, wenn Sie einen Blick auf Nr. 2, (holt eine zweite Karte aus der Mappe) den Formationsplan werfen wollen, daß die Schenkel des schiefen Winkels von C nach F, welche correspondiren mit den Ortschaften Aufeld und Seefeld, ein Terrain durchschneiden, welches, ohne grade morastig zu sein, dennoch (nimmt eine dritte Karte aus der Mappe) wie aus dieser gleichfalls von mir entworfenen topographischen Karte erhellt — — —

Minister (barsch-ironisch). Sagen Sie mal, wachsen auf dem Terrain auch Zwetschgenbäume?

Fromme (verdutzt). Zwetschgenbäume? Excellenz —

Minister. Oder Mohnblumen? —

Fromme (stotternd). Excellenz! — ich — ich —

Minister. Bester Herr! Ich bin kein Professor der Geologie oder der Topographie — —

Fromme (völlig außer Fassung, nimmt ein voluminöses Manuscript aus der Mappe. Etwas lebhafter). Diese Abhandlung wird Ew. Excellenz vollständig au fait setzen. Gestatten mir Ew. Excellenz die rasche Lectüre derselben.

Minister (b. S.) Unerträglicher Pedant!

Fromme (beginnt in seiner Verlegenheit furchtbar schnell vorzulesen). „Die Gegend, in welcher das heutige Dorf Gelsdorf liegt, war schon zur Zeit der großen Völkerwanderung — — —"

Minister. Lieber Herr Fromme, so leid es mir thut, so bedaure ich doch, Ihnen mittheilen zu müssen, daß die Ausführung des Gelsdorfer Brückenbaues höchst wahrscheinlich, mit Ausschluß aller Privatbetheiligung, von der Regierung selbst in die Hand genommen werden wird. Ich will damit keinen Tadel Ihrer Arbeiten ausgesprochen haben. Dieselben werden vielleicht in einer spätern Zeit als schätzbares Material für — für — andere Brückenbauten willkommen sein. (Macht eine Bewegung, um anzudeuten, daß die Audienz zu Ende sei.)

Fromme (völlig eingeschüchtert). Wenn Ew. Excellenz nur noch die hohe Gnade haben wollten —

Siebzehnte Scene.

Vorige. — Diener.

Diener. Der Herr Kriegsminister lassen Excellenz ersuchen, unverzüglich — —

Minister (steht auf). Ach! ich habe ganz vergessen! — Man erwartet mich im Kriegsministerium. Also, Herr Fromme, es war mir sehr angenehm — —

Fromme (mit einem letzten verzweifelten Versuch.) Excellenz! die Brücke ist aber doch eine so zwingende Nothwendigkeit, daß die Gerechtigkeit eine unbefangene Prüfung auch meiner Pläne — — wenigstens des Situationsplans — —

Minister (kalt-vornehm.) Herr Fromme, meine Zeit gehört nicht mir. Adieu! —

(Fromme verbeugt sich und schwankt linkisch fort.)

Minister. Sie vergessen Ihre Papiere!

(Der Diener reicht Fromme die Mappe und Karten, mit welchen dieser, ohne sie wieder zu ordnen, das Cabinet verläßt.)

Minister (unwirrsch). Lassen Sie jetzt den andern Ingenieur auch eintreten! Sagen Sie ihm aber gleich, ich hätte nur 5 Minuten Zeit. Es ist ein Abmachen. Dann bin ich sie Beide los.

Diener. Herr Rasch ist nicht da. Dieses Schreiben ist angekommen. Es steht „dringend" und „Selbst" auf dem Couvert. —

Minister (erbricht das Couvert und lies't das Billet). Von Robert Rasch, Ingenieur. — Bittet auf heute Abend um 8 Uhr um Audienz. — Fügt das gedruckte Exposé des Bauplanes bei. (Nimmt die Broschüre.) Was ist das?! — — das ist zu toll!! (Zum Diener.) Sagen sie dem Portier, Herr Robert Rasch wird ein- und vorgelassen. (Scharf.) Es sei mir sehr angenehm! (Schnell ab in sein Zimmer).

(Vorhang fällt.)

Zweiter Act.

Das Cabinet des Ministers, wie am Schluß des ersten Actes. Abend.

Erste Scene.

Minister. — Staffield. (Beide rauchend.)

Minister (in bester Stimmung). Sie werden mit mir zufrieden sein, Mylord.

Staffield. Vollkommen. Und Sie mit uns. Der Vertrag läßt für beide Theile Nichts zu wünschen übrig. Die redactionelle Aenderung des § 32 war so unwesentlich, daß ich nicht einmal begreife, wie man deshalb noch referiren zu lassen brauchte, so „pedantisch" man auch in Deutschland ist. — Ich gebrauche die Worte Ew. Excellenz! — —

Minister. Offen gesagt, Mylord, — ich allein bin schuld an der kurzen Verzögerung. Sie haben bemerkt, daß mir heute Morgen keine Cigarre schmecken wollte! — —

Staffield (lächelnd). Ah so! — — Je comprends!

Minister (eben so). Ganz recht! Und wenn — — mir die Cigarre nicht schmeckt, absolvire ich grundsätzlich keine Geschäfte definitiv. Sie werden das in Downing Street auch so machen.

Staffield. Gewiß! allein man gesteht es nicht so offen ein!

Minister. Warum nicht? Die Dummen glauben es uns doch nicht, daß wir Diplomaten Menschen sind wie Andere, und die Gescheidten richten sich danach und kommen uns nicht mal à propos. Ich habe gestern bei einem Bischof soupirt.

Staffield (erstaunt). Was, Excellenz! Sie bei einem Bischof? —

Minister. O! wenn Alles bei den Herrschaften so gut wäre, wie Keller und Küche, wir wären die besten Freunde von der Welt! Uebrigens das verpflichtet zu Nichts. Jetzt habe ich mich wieder vollständig erholt. Aber heute Morgen! Ich war ein Brummbär. Hatte aber auch Ursache. Gleich nach Ihnen kommt da ein Ingenieur, dem ich arglos eine erbetene Audienz bewilligt hatte. Er wollte eine Staatsbrücke bauen. O! ein Mensch, — gewiß eine ganze Fachbibliothek auf zwei Beinen, — aber so gründlich langweilig wie eine Reise von hier nach dem Monde sein muß. Wenigstens drohte sein Bericht so lang zu werden, wie der Schweif eines Kometen.

Staffield. Projectenmacher sind immer langweilig.

Minister. Heute Abend überfällt mich ein zweiter Projectenmacher in derselben Sache.

Staffield. Und Sie haben ihn nicht abgewiesen?

Minister. Nein, denn dieser wird mich wenigstens nicht ennuyiren. Im Gegentheil! Apropos, Mylord, Sie sind ein Freund von einem Scherz. Haben Sie nichts Besseres vor, so bleiben Sie heute Abend hier. Sie sollen zugegen sein, wie ich den zweiten selbst über das Geländer seiner Brücke springen lasse.

Staffield. Wird das angehen? Eine Privataudienz!

Minister. A bah! ich mache weniger Umstände mit Nr. 2 als mit Nr. 1. Sie bleiben incognito. Sie sind ein englischer Architekt.

Staffield. Excellenz! das ist grausam!

Minister. Das werden Sie nicht mehr sagen, wenn Sie gesehen haben, weß Geistes Kind Nr. 2 ist.

(Eine Pendule schlägt acht.)

Zweite Scene.

Vorige. — Diener.

Diener (meldend). Herr Ingenieur Rasch.

Minister. Eintreten lassen! (Diener ab.) Das ist Nr. 2!

Dritte Scene.

Vorige. — Rasch.

Rasch (tritt ungezwungen ein, verbeugt sich respectvoll aber nicht kriechend vor dem Minister und richtet eine halbe Verbeugung an Staffield). Ew. Excellenz zuvor meinen Dank für die Güte, mit welcher Sie mir zu ungewöhnlicher Zeit eine Audienz bewilligt haben. Die Entschuldigung für die Kühnheit meiner Bitte von heute Morgen — —

Minister (fixirt ihn). Sie waren unwohl; das entschuldigt. (Deutet auf den Sessel.)

Rasch (mit einem Blick auf Staffield). Doch —

Excellenz sind beschäftigt, meine Audienz, zwar kurz, ist technischer Natur. —

Minister. Vor dem Herrn brauchen wir uns nicht zu genieren. Er ist halb von Ihrem Métier, — Architekt. (Staffield vorstellend.) Herr Wilson aus London.

Rasch. Ew. Excellenz haben das Exposé der Durchsicht gewürdigt?

Minister. Ja wohl! — — Kennen Sie den Verfasser? —

Rasch (verdutzt). Den „Verfasser?" —

Minister. Ja. — Der Name des Autors war auf dem Titelblatt nicht angeführt.

Rasch (gekränkt). Mein Exposé, Excellenz, war nicht für das große Publikum bestimmt; — nicht für den Buchhandel.

Minister. Also: „Manuscript für Freunde?" Und Sie sind der Verfasser?

Rasch (erstaunt und etwas piquirt). Ich glaube mein Bedauern ausdrücken zu dürfen, daß Ew. Excellenz die kleine Schrift vielleicht nicht einmal der Durchsicht würdig befunden haben.

Minister. Nicht? — Und ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß ich sie auswendig weiß!

Rasch (verwundert). So habe ich nur wenige Worte hinzuzufügen: Wie fällt Ew. Excellenz Urtheil aus?

Minister. Mein Urtheil? — Hm! — Sachverständige, welche die Schrift auch bereits gelesen haben, machten ihr das Compliment, daß sie — eben so harmlos als drollig sei.

Rasch (erstaunt und mühsam seinen Aerger niederkämpfend). Drollig? — harmlos? — Excellenz, ich verstehe nicht — — —

Minister (die Broschüre Staffield hinreichend). Hr — — Herr Wilson, bitte, lesen Sie uns das erste Kapitel noch einmal vor.

Staffield (lies't). Der Titel lautet: „Dissertation über die akademische Bedeutung des Härings". Caput Eins — —

Rasch (schnellt vom Stuhle in die Höhe, bezwingt sich aber rasch, setzt sich wieder, für sich:) Ich bin verloren! Ich habe mich vergriffen!

Minister (scharf ironisch). Der Titel ist versprechend, Herr Rasch!

Rasch (für sich). Jetzt Courage! (Laut und ohne aus der Fassung zu scheinen.) Der Inhalt rechtfertigt den Titel, Excellenz. Er ist so überwältigend, von so gesundem Humor und dabei so gutherzig, daß nur ein unheilbarer Hypochonder dem zürnen kann, der trotz der ernstesten Studien dies kleine Schriftchen bei sich trägt und dem es also leicht passiren kann, daß er es verwechselt mit Schriften, welche vielleicht praktisch wichtiger, — aber jedenfalls mit weniger Geist und Humor und mit weniger elegantem Styl geschrieben sind. (Ueberreicht dem Minister sein wirkliches Exposé.)

Minister. Nicht übel aus der Affaire gezogen? Was meinen Sie, Herr Wilson?

Rasch (zu Staffield). Der Herr College muß nämlich wissen, daß ich heute Morgen aus Versehen in der Eile statt meines Exposés über einen Brückenbau, diese unvergleichliche Humoreske in das Couvert steckte. Beide Schriftchen haben leider nur das Format mit einander gemein. Die Hauptschuld, Herr College, trägt aber immerhin der geistreiche Verfasser der Dissertation über den Häring. Und dennoch hat mein Exposé einen Vorzug.

Minister (heiter). Welchen?

Rasch. Ich brauchte 6 Seiten weniger, um meinen Gegenstand zu erschöpfen.

Minister (Minister auf das Exposé blickend). In diesen 12 Seiten absolviren Sie wirklich das ganze Project? —

Rasch. Mit Ew. Excellenz Erlaubniß — — wer über seinen Gegenstand nicht so mit sich im Klaren ist, daß er das Wesentliche in der Kürze Andern klar zu machen im Stande ist, der kann immerhin ein ganz vortrefflicher Fachmann, er kann ein großer Parlamentsredner, ein non plus ultra für den Katheder eines Professors sein, aber — —

Minister. Nun? —

Rasch. Er muß warten, bis man ihn aufsucht, und vor Allem in einer für ihn persönlich wichtigen Angelegenheit auf jede Audienz bei einem vielbeschäftigten Staatsmanne verzichten, dessen Ja oder Nein in einer solchen Audienz entscheidet.

Minister (rasch). Ja wohl! da haben Sie Recht! vollständig Recht! Ich werde Ihre Schrift lesen.

Rasch. Ich habe noch eine Bitte.

Minister. Lassen Sie hören!

Staffield (die Dissertation lesend). Excellenz! das Kapitel von den Bücklingen ist brillant!

Rasch. Ich habe verdientermaßen fast eine Viertelstunde auf dem Moquierstuhl gesessen. Setzen sich Ew. Excellenz jetzt auf den Richterstuhl. Es sind nur 12 Seiten!

Minister. Ohne Karten und Pläne?

Rasch. Aber Zahlen, für deren Richtigkeit ich bürge und — das ist das Wichtigste — Bürgschaft stellen kann.

Minister. Es sei! — Rauchen Sie stark, oder leicht?

Rasch (verbeugt sich). Stark, Excellenz!

Minister (reicht ihm ein Kistchen Cigarren hin). Sans gêne, hier ist Feuer. (Er beginnt in dem Exposé zu lesen.)

(Pause.)

Minister. Bitte, meine Herren, plaudern Sie nur mit einander; mich genirt das nicht

(Pause.)

Rasch (zu Staffield nicht zu laut). Sagen Sie, Herr College, wie steht's bei Ihnen in England mit dem Project des Tunnels unter dem Canal nach Frankreich?

Staffield (etwas steif vornehm). That's out of my line.

Rasch. Das Project ist ein Nonsens!

Minister (lesend). Ganz vortrefflich!

Rasch. Ew Excellenz finden auf der letzten Seite Alles kurz recapitulirt. Ich muß nur um Verzeihung für die Dreistigkeit bitten, mit welcher ich auch die militairische, strategische Bedeutung des Baues betont habe!

Minister (rasch). Das ist bei uns kein Fehler!

Rasch (zu Staffield). Ich sage ein Nonsens, Herr College. Weil es unmöglich ist, ein solches Werk unter internationalen Schutz zu stellen.

Staffield (vornehm). Und den Suezcanal!

Rasch. Hahaha! Wenn die Kanonen einmal im Rothen und Mittelländischen Meere donnern, fragen die Kugeln nicht mehr danach, ob sie auch in den Canal von Suez abgeschossen werden dürfen!

Minister. Herr Rasch! ich mache Ihnen mein Compliment! (Lies't weiter.)

Rasch. Das Compliment gebührt der Nothwendigkeit des Baues, Excellenz! Diese in Zahlen und Worte zu kleiden, war die Aufgabe des Ingenieurs.

Staffield. Ich gratulire Ihnen, Herr Rasch!

Rasch. Danke, Herr College! Aber reden Sie Ihren Landsleuten die tolle Idee des Canaltunnels aus.

Minister. Ihre letzte Seite, Herr Rasch, ist überzeugend! In 40 Zeilen sagen und beweisen Sie mehr als ein College von Ihnen heute Morgen mit einer ganzen — Kameelladung von Beweismaterialien. — Sie erhalten den Brückenbau, mein Wort darauf, — Herr Baurath Rasch! (Zu Staffield.) Mylord? Das Exposé müssen Sie lesen!

Rasch. „Mylord?!" —

Minister (zu Staffield fortfahrend). Wenn Ihre Regierung mir ein gutes Wort giebt, so leihe ich Ihnen vorkommenden Falls unsern neuen Baurath.

Rasch. „Mylord?"

Minister. Ja, lieber Herr Rasch — Baurath! Lord Staffield, der englische Gesandte, der Zeuge sein sollte Ihrer Niederlage und der mir das Zeugniß geben wird, daß ich das praktische Talent zu schätzen weiß, — trotz aller — „Dissertationen über akademische Häringe".

Staffield (zu Rasch). Sr. Excellenz Ausspruch ist maßgebend. Wenn Sie einmal Deutschland nicht mehr mögen, Herr Baurath, und Lust haben, in England — — mein Einfluß — — You speak English, Sir?

Rasch. Of course, Mylord! For eight years I lived in the United States. I have built two railroads and one channel there.

Minister (aufstehend, die Andern ebenfalls). Sie sind angestellt, Herr Baurath, Ihre Bedingungen acceptirt die Regierung.

Rasch (etwas zögernd). Ich habe gleichwohl noch eine Bedingung vergessen.

Minister. Welche?

Rasch (halblaut). Es ist eine discrete Bedingung, Excellenz.

Minister. Bleiben Sie, Mylord! Und Sie, Herr Baurath, bleiben Sie auch. Es ist heute Herrenabend bei mir. Eine Anzahl Parlamentsmitglieder, einige Beamte, Offiziere, Gelehrte 2c. Wir sind entre nous. In meinem Salon können Sie mir die Bedingung mittheilen, welche keine conditio sine qua non sein wird, wie ich hoffe. Gehen wir. (Alle Drei gehen zur Thür.)

Minister (zu Staffield). Après vous, Mylord!

(Staffield ab.)

Vierte Scene.

Vorige ohne Staffield.

Minister (an der Thür). Welches ist Ihre Bedingung?

Rasch (entschlossen und bescheiden fest). Die Mitanstellung eben jenes Ingenieurs, welcher heute

14*

Morgen so unglücklich war, Ew. Excellenz zu mißfallen.

Minister. Den langweiligen Schulmeister?! — Ich interessire mich aufrichtig für das Project und scheue keine Arbeit es zu studiren. Aber der Herr Fromme —

Rasch (bestimmt). Excellenz! Fromme ist ein Mann von ganz eminentem Wissen, dem ich selbst Viel verdanke. Ich kenne seine Pläne. Sie sind entsetzlich weitschweifig, aber (im langsamen Abgehen mit dem Minister) wenn ich die Praxis repräsentire — —

Minister. So repräsentirt er die Theorie? Das ist ganz gut, jedoch — lassen Sie uns im Salon weiter darüber reden! (Beide ab.)

Verwandlung.

Fünfte Scene.

(Dieselbe Decoration wie im ersten Act. Fromme am Schreibtisch über einem Buche, den Kopf gestützt mit einer Jammermiene. — Johanna unweit von ihm mit einer Handarbeit beschäftigt. Links Gutberg und Friederike, beim Damenspiel. Fromme seufzt.)

Gutberg. Es geht auf Zwölf! Eigentlich doch ein langweiliges Spiel dieses Dame. — Ich bin müde. — Wo nur Rasch bleiben mag! (Er gähnt.)

(Fromme seufzt.)

Friederike. Vielleicht ist er noch beim Minister.

Johanna. Er sitzt vielmehr in einer Restauration und vertrinkt seinen Aerger!

Fromme (nach einem tiefen Seufzer). Alle meine Monate lange Mühe und Arbeit umsonst! Aber so sind diese Großen!!

Gutberg. Endlich thut er den Mund einmal zum Sprechen auf! Wie war's denn Neffe? — Daß Du durchgefallen bist, wissen wir. — Wie ging's aber zu? —

Fromme. O, es ist zum rasend werden!

Gutberg. Na, dann genire Dich nicht; werde einmal rasend und schieß los!

Fromme. Ich biete der Regierung die Realisirung eines Projectes an, welches seit Decennien gewünscht wird. Ich zeige bis in die kleinsten Details, wie dieses Projekt ausgeführt werden muß. Ich lege dem Minister die Specialkarte, die topographische Karte, die geologischen Tabellen, die Situationspläne, die ausführliche Abhandlung, die ich dazu geschrieben, vor. — Nichts da! — Nicht einmal ansehen wollte er's! Grob ist er sogar gewesen!

Gutberg. Ja, das kann er zuweilen werden.

Friederike (theilnehmend). Herr Fromme, vielleicht trafen Sie nicht den richtigen Ton, waren nicht prägnant genug in Ihrer Ausdrucksweise.

Fromme (erstaunt). Gnädige Frau! ich nicht prägnant genug?! — Der Minister ließ mich aber bei keiner Rubrik auch nur die ersten Grundzüge entwickeln!

Johanna. Fassen Sie Muth, Vetter! Lassen Sie Ihre Arbeit drucken und die öffentliche Meinung tritt für Sie in die Schranken!

Friederike. Wenn bis dahin der Minister nicht schon entschieden hat.

Johanna. Für wen sollte er sich entschieden haben?

Friederike. Wenn es doch für Rasch wäre?

Fromme. Nein, gnädige Frau! das ist nicht möglich. Der Minister sagte mir, die Regierung würde ganz allein die Sache in die Hand nehmen. Hätte er mir das nur gleich gesagt! Rasch erhält den Bau so wenig, wie ich ihn erhalten habe.

Gutberg (gähnend). Kinder! ich bin aber wirklich sehr, sehr müde. Die Neugierde, was der Windbeutel ausgerichtet hat, hielt mich jetzt wach. Er kann doch nicht 4 Stunden beim Minister sein.

Johanna. Verlaß Dich darauf, Vater, er schämt sich, nach Hause zu kommen und schimpft bei der Flasche auf die Regierung. Eine gute Nachricht hätte er längst gebracht.

Fromme. Sie können suchen, bis sie einen finden, der ihnen einen solchen Situationsplan macht! (Nimmt den Plan aus der Mappe.) Sehen Sie, lieber Onkel! sogar ein Jurist kann sich daraus vernehmen!

Gutberg. Kommt der mir Mitternacht nun noch mit seinen Situationsplänen! Die „Situation" ist, daß Du durchgefallen bist, und das sieht man sogar ein, wenn man kein Jurist ist! Gute Nacht, Kinder!

Friederike. Warten wir doch noch ein Viertelstündchen.

Gutberg. Keine Minute mehr! Gute Nacht!

(Ab.)

Sechste Scene.

Vorige ohne Gutberg.

Fromme. Meine Damen, ich leiste Ihnen Gesellschaft, wenn Sie noch aufbleiben wollen. Die Kränkung war zu stark! (Zu Friederike.) Es erleichtert, wenn man sich aussprechen kann. Sie sollen selbst urtheilen. (Greift zur Mappe.) Sehen Sie z. B. nur meine Specialkarte an!

Friederike. Um Gottes Willen, Herr Fromme! Es ist Nacht! Ich bin auch müde! Kurzsichtig dazu!

Fromme. Ja, kurzsichtig dürfen Sie nicht sein, sonst entgehen Ihnen die vielen wichtigen Einzelheiten auf der Karte.

Friederike. So erlauben Sie mir, daß ich morgen Ihre Schülerin sein darf. Gute Nacht, Herr Fromme. Komm, Johanna! (Ab.)

Siebente Scene.

Vorige ohne Friederike.

Fromme (melancholisch). Cousine!

Johanna (traurig). Vetter!

Fromme (zerknirscht). Cousine!!

Johanna (herzlich). Was wollen Sie, Vetter?

Fromme (tritt näher, breitet die Arme aus, als ob er Johanna umarmen wollte und erschrickt vor seiner eigenen Kühnheit. In Verzweiflung). Gute Nacht, Cousine!!! (Stürzt ab.)

Achte Scene.

Johanna (allein). Der arme Mensch! Ich würde ihn auch heirathen, ohne daß er Baurath wäre. Eins nur freut mich, daß der garstige, arrogante Rasch mit seiner Großmäuligkeit auch durchgefallen ist! (Löscht die Lampen, nachdem sie sich ein Licht angezündet.)

Neunte Scene.

Rasch. Kellner mit einem Licht.

Rasch (in leichter, aber nicht auffallender Weinlaune). So! Jetzt, Jüngling, zünden Sie die Lampen erst wieder an. — Und dann halten Sie vor der Thür bereit — Sie wissen!

Kellner. Ja wohl, Herr Rasch. — Die Herrschaften müssen erst eben zur Ruhe gegangen sein. Die Lampengläser sind noch ganz heiß. — (Ab.)

Zehnte Scene.

Rasch (allein geht auf und ab). Was liegt denn da? Ah so! die Pläne meines Vetters Fromme! (Besieht sie.) Vortrefflich! der Situationsplan ist excellent! — Geologische Karte? Bah! überwundener Standpunkt, wenn Geld da ist! — Specialkarte? — Die Schraffirungen könnten stärker sein. Aber Alles genau und — sehr „gründlich!“ — Doch ich muß die Gesellschaft aus den Federn trommeln. (Setzt sich an's Clavier und spielt eine selbstgemachte Phantasie als Variationen über Weber's „dernière pensée“, die er successive in die schnörkelhaftesten Triller einkleidet.)

Elfte Scene.

Rasch. Johanna.

Johanna. Welcher Lärm! — dacht' ich's doch! — Sie sind's, Vetter. Ich verstehe! (Singt spottend zu Rasch's Spiel.)

„Giebt's denn gar ka Weg,
Giebt's denn gar ka Steg!
Der mir außi führet aus der Welt!“

(Gutmüthig.) Obgleich Sie Ihr Schicksal verdient haben, thun Sie mir doch leid, Vetter. —

Rasch. Wecken Sie den Onkel, Cousine! (Er spielt wilder weiter.)

Johanna. Sie haben ihn schon selbst geweckt! das ist Papa!

Zwölfte Scene.

Vorige. Gutberg mit Nachtmütze und im Schlafrock aus seinem Zimmer.

Gutberg (ärgerlich). Natürlich! das Getrommel rührt von dem Patron da her! Hör' auf mit Deinem Geklapper, Junge! 's ist Nachtschlafenszeit. (Rasch spielt unbeirrt weiter.)

Johanna. Vetter!

Rasch. Wecken Sie Fromme, Cousine!

Johanna. Sie sind toll! — Ach! — — wahrhaftig! es ist so! Er hat zu tief in's Glas gesehen!!

Dreizehnte Scene.

Vorige. Fromme, noch angekleidet, aber ebenfalls eine Nachtmütze auf dem Kopf, die er beim Anblick Johanna's rasch abnimmt und einsteckt.

Vierzehnte Scene.

Vorige. Friederike.

Friederike. Was geht hier vor?

Gutberg. Mein Neffe ist verrückt geworden. Wirst Du jetzt aufhören oder es soll gleich — —

Rasch (aufspringend). Ein Donnerwetter drein

schlagen. Nur zu! Ich fürchte mich weder vor Blitz noch Donner mehr!

Friederike. Herr Rasch, Sie scheinen in einer Stimmung —

Fromme. Welche gehoben ist!

Johanna (zu Friedrike). Wie ich Dir sagte! (Deutet auf die Stirne und macht Pantomime des Berauschtseins.)

Gutberg (ärgerlich zu Rasch). Du bist durchgefallen! das wissen wir längst! Wirst Du jetzt so gut sein und ein vernünftiges Wort sprechen, wenn Du noch gerade auf Deinen Beinen stehen kannst!

Rasch (in strammer Haltung). Kerzengrade!

Johanna. Sagen Sie einmal, Cousin, wo kommen Sie her? Aber aufrichtig!

Rasch. Woher ich komme? — Vom Minister!

Friederike (ironisch). Direct, Herr Rasch? —

Rasch. Directissime! das heißt, ich habe erst einen Bekannten nach dem Hôtel Royal begleitet. Den englischen Gesandten.

Fromme. Er rappelt, oder er ist — —

Gutberg. Wirst Du jetzt vernünftig reden? Kannst Du es überhaupt noch? — Weshalb hast Du uns Alle wieder wach getrommelt. —

Rasch. Um — Ihnen meine Geschichte aus Kentucky zu erzählen!

Gutberg (will ab). Gute Nacht?

Rasch (versperrt ihm den Weg). Hier bleiben! sonst rufe ich „Feuer!"

Fromme (ängstlich zu Gutberg). Wahrhaftig, Onkel! er hat den Verstand verloren! Reizen Sie ihn nicht!

Gutberg. Nun, so erzähle uns Deine Geschichte aus Kentucky!

Rasch. In der Grafschaft Go-ahead im Staate Kentucky lebte ein Onkel, welcher zwei Neffen hatte. Der eine Neffe, ein Kerl ungefähr wie ich. Der andere ein Prachtexemplar, ungefähr wie der da! (auf Fromme deutend). Beide Neffen waren — — Schornsteinfegermeister.

Gutberg. Und was war der Onkel?

Rasch. Der Onkel war — Vater einer hübschen Tochter.

Gutberg. Sonst Nichts?

Rasch. Ist das nicht genug? — Ich will Ihnen beweisen, wie wichtig das ist. Wenn man als Vater eine schöne Tochter hat, so ist man erstens: —

Gutberg. Fahre nur in Deiner Geschichte fort; (zu Friederike) der arme Junge, er rappelt!

Rasch. Jetzt war in einem großen Hôtel die Arbeit des Kaminfegers zu vergeben. Ah! das ist eine Sinecure! Beide Neffen bewarben sich darum und der Onkel hatte seine Tochter dem Prachtexemplar versprochen, das ungefähr so aussah, wie Fromme.

Friederike (leise zu Gutberg). Herr Justizrath, ich glaube, er rappelt doch nicht! —

Rasch. Wenn nämlich das Prachtexemplar die Arbeit erhalten würde. Prachtexemplar geht hin, findet den Hôtelwirth — — ungefähr so, wie Sie heute Morgen waren, Onkel, als Sie meine Geschichte aus Kentucky nicht hören wollten. Blitzt ab. Aber ich sage Ihnen, mit Glanz! — Der andere Neffe geht 8 Stunden später hin, wo der Hôtelwirth schon wieder für etwas Anderes Sinn hat als für Sodawasser und saure Häringe. Er erhält die Caminfegerei. Der Hôtelwirth behält ihn zu Gast bei sich. Sie essen und trinken und rauchen zusammen.

Fromme. Also doch!!
Johanna. Ist es möglich!
Friederike. Herr Rasch!
} Fast zugleich.

Gutberg. Komm' zu Ende!

Rasch (lebhaft). Da benutzt der Begünstigte die gute Stimmung des Hôtelwirths und sagt: Excellenz! um die Kamine gründlich zu fegen, bedarf ich eines Mitarbeiters, auf den ich mich verlassen kann. Eines tüchtigen Kerls, wenn er auch etwas linkisch erscheint. Er ist zu meiner Ergänzung so nothwendig, wie — der Brückenbau von Gelsdorf selbst. Und somit bringe ich, — Robert Rasch, ohne Schornsteinfeger zu sein — zwei Bauräthe mit! — (Fromme die Hand schüttelnd.) Gratulire, Herr Baurath!

Johanna. Vetter, das hättest Du gethan?! (Umarmt ihn.)

Rasch. Na! warum denn nicht? Doch meine Geschichte ist noch nicht zu Ende. Der vom Glück begünstigte Neffe hatte damit zugleich einen Befehl einer schönen Dame ausgeführt und — denken Sie sich — er nähert sich dieser Dame (geht galant auf Friederike zu) und fragt sie, indem er ihr die Hand küßt: Gnädige Frau! wären Sie jetzt nicht abgeneigt, — Frau — Schornsteinfegermeisterin zu werden? —

Friederike. Von ganzem Herzen, Herr Baurath!

Gutberg (hin und her gehend, dann vor Rasch stehen bleibend). Sag' mal! kann man Dir glauben? Hast Du etwas Schriftliches mitgebracht? —

Rasch. Zwei Baurathsdiplome, Onkel.

Gutberg. Laß einmal sehen?

Rasch (zieht die Broschüre aus der Tasche). Hier!

Gutberg. Was?! (Lies't den Titel.) „Dissertation über die akademische Bedeutung des Härings?!"

Rasch. Bitte die Rückseite zu beachten, Onkel!

Gutberg. Handschrift und Unterschrift des Ministers?! „Den Herren Bauräthen Rasch und Fromme zur Erinnerung vom Verfasser?" Junge, kannst Du hexen? was bedeutet das wieder?

Rasch. Ein unglücklicher Zufall ließ mich diese Broschüre, deren Verfasser, wie Sie wissen, der Minister selbst ist — sie datirt aus seiner Studienzeit! — statt meines Exposés einsenden. Ein glücklicher Zufall stimmte den Minister ob dieses Mißgriffs heiter. Von beiden Zufällen habe ich Nutzen gezogen. Morgen erzähle ich Euch ausführlich, wie der Minister mir meinen Wunsch erfüllte, zur Entschädigung für die ausgestandenen Angststunden uns Beiden die verhängnißvoll gewordene Dissertation zu schenken. Sie enthält die zwei Baurathsdiplome. Jetzt aber will ich meine Geschichte aus Kentucky zu Ende bringen.

Alle. Ist sie denn noch nicht zu Ende?!

Rasch (klingelt; der Kellner kommt mit Champagner u. Gläsern. Rasch nimmt eine Flasche und läßt den Pfropfen knallen). Nein! es fehlt noch der Champagner zur Verlobung!!

(Der Vorhang fällt rasch.)

Edouard Plouvier und das französische Volkslied.

Von Friedrich Carl Petersen.

Hochbedeutend ist in Frankreich noch immer der Einfluß des Liedes in Bezug auf das Wesen, den Charakter, die Ansichten und Meinungen des Volkes, die Strömungen, welche unter den Massen zur Geltung gelangen können, das Auftreten dieser Massen in guten und in bösen Tagen. Und auch als Spiegelbild der französischen Gesellschaft, ihrer lichten und dunklen Seiten, ihres Seins am häuslichen Heerde, auf der Werkstatt, im Salon 2c. 2c. hat das Lied noch stets seine Bedeutung. Das Chansongebiet umfaßt Alles, was auf der großen Gesellschaftsbühne in Scene gehen kann: den Humor und die Satire, Witz und Esprit, Triviales und Erhabenes, Heiteres und Ernstes, die Freude und den Schmerz. Leicht, zierlich, schimmernd soll das Gewand der Chanson sein; aber das hübsche Wortgewand schließt selbst einen philosophischen Kern nicht aus. Das Volkslied ist im wahren Sinne des Wortes die Stimme des Volkes. Es ertönt denn auch auf allen bewohnten Punkten im Lande, in Stadt und Dorf, im Bürgerhause wie in der Bauernhütte. Tausende und aber Tausende von Jüngern des Gesanges sorgen von Paris, dem großen Centralherde aus für seine Verbreitung. Die Opern- und Operettenbühnen, die Singspielhallen (cafés-concerts), der vom Regiment heimkehrende Soldat, der wandernde Handwerker, der Geschäftsreisende, der fahrende Sänger — Alle sind sie dem Volksliede und seinem Einflusse dienstbar. Einzelne Liedertext-Verleger, Vieullot z. B., hat das Volkslied zu vermögenden Leuten gemacht. Ihr Absatz beziffert sich nach Hunderttausenden von Bogenexemplaren, denn bogenweis zusammengestellt wandern die Lieder in Zwei-Sousheften durch's Land. Urtheile man darnach, welche Verbreitung sie erlangen müssen. Besondere Pflanzstätten des Volksliedes sind die Pariser Chansonniervereine — „Caneau" und „Lice", welche im Laufe der Jahre die hervorragendsten Liederdichter, Désaugiers, Béranger u. a., zu ihren Mitgliedern zählten. Außerdem sind zahlreiche Chansonniers für die Singspielhallen thätig. Singen lernt das Volk seine Lieder eben in diesen Singspielhallen, ferner im Opernhause und auf der Straße, wo es gern umherziehenden Liedersängern, sog. chanseurs ambulants zuhört.

Nächst Béranger, diesem berühmtesten aller Chansonniers, der in seinen Liedern sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt, leider aber dem Volke, für das er gedichtet, neben dem Borne des Reinmenschlichen, Sittlichveredelnden auch einen Liederborn erschlossen, der dasselbe auf das Glatteis des Chauvinismus und des Bonapartismus führen mußte, sind von Frankreichs modernen Liederdichtern in erster Linie Gustave Nadaud, Pierre Dupont, Charles Vincent, Louis Colmance und besonders auch Edouard Plouvier zu nennen. Nadaud's Liedermuse bewegt sich mit gleicher Gewandtheit in allen Sphären der Gesellschaft. Sie ist im Salon wie in der Mansarde, im

Palast wie in der Hütte zu Hause. Der Dichter verfügt über eine reiche Witzesader, seinen Wortgewändern ist ein hoher Grad von Eleganz eigen, und selbst Zweideutiges und Schlüpfriges weiß er so darzustellen, daß der für Sprachschönheiten nur in Etwas eingenommene Sittenrichter dem Verwegenen kaum gram zu werden vermag. Dupont (†) that sich namentlich durch seine chansons rustiques, seine drastischen Schilderungen vom Lande hervor, und bahnte damit in der Liederwelt eine neue Richtung an. Aber auch dem Leben des Volkes in der großen Stadt, dessen Leiden und Freuden schenkte er nach Gebühr Beachtung. Und in herrlichen Accorden erklang seine reichbesaitete Leier für die höchsten, die edelsten Güter der Menschheit. Ihm reiht sich würdig mit seinen Volksliedern Vincent an, der als Chansonnier vornehmlich im Arbeiteratelier ein gern gesehener Gast geworden und seit Kurzem als Meistersänger im „Caveau" thätig ist. Der eigentliche chansonnier des rues war Colmance (†), der mit unverwüstlichem Humor in alle Winkel des Pariser Volkslebens hineinleuchtete, aber auch satirisch zu geißeln, das Lob des Schönen und Guten zu singen verstand.

Eine Sonderstellung nimmt der Dichter ein, dem unsere heutige Betrachtung gewidmet ist.

An Jean Paul Edouard Plouvier dürfen wir eine der interessantesten und originellsten Dichterpersönlichkeiten erblicken. Sein Talent verzweigt sich in mehrere Adern, die sämmtlich eine ungewöhnliche schöpferische Kraft verrathen. Er ist als Bühnendichter, als Romanschriftsteller, als Lyriker, als Chansonnier aufgetreten, und Allem, was er geschaffen, sieht man das Naturkräftige des Bornes an, aus dem es entquollen. Seine Landsleute stellen in ihm den Bühnendichter über den Lyriker; den Lyriker über den Chansonnier. Das kann für den Poeten nur schmeichelhaft sein, uns aber nicht abhalten, der Wahrheit gemäß zu constatiren, daß Plouvier als Liederdichter seine schönsten Triumphe feierte, und nicht etwa nur in den mittleren und höheren Gesellschaftsschichten, sondern auch und besonders in jenen Kreisen, welche mit seinem Wesen und Thun das eigentliche Volk begreifen. Freilich ist er im Gegensatze zu Charles Vincent, der mit Vorliebe das altfranzösische Lied cultivirt und in seinen Liedern hier und da auch das epische Element vorwalten läßt, als Chansonnier vorwiegend Lyriker im deutschen Sinne. Und eben das, die Verwandtschaft seiner Chansons mit den Erzeugnissen unserer Lyrik, dem deutschen Liede, das darin zu Tage tretende warme lyrische Empfinden der Dichterseele können wir als die Ursache der ungemeinen Beliebtheit betrachten, die den Schöpfungen der Plouvier'schen Liedermuse in Frankreich zu Theil geworden ist. Das warme lyrische Empfinden hat Plouvier vor den meisten Chansonniers voraus, und er bringt es in entsprechender Form zum Ausdruck. Was der Liederdichter empfunden, empfindet nach ihm das seine Lieder genießende Volk, und daher der immergrüne Lorbeer, womit dieses Volk seine Schläfe bekränzt. Uebrigens ist Plouvier, gleich Colmance, gleich Dupont und Vincent, ein Sprosse aus dem Volke, und wenn er zu diesem in andern Tönen gesungen als Jene, wenn das Colorit seiner Lieder vornehmlich vom Herzen, weniger vom Geiste bedingt wird, so ist der Grund davon nur sein individuelles Wesen und nicht etwa seine plebejische Vergangenheit. Zwar, Chansonnier ist auch er durch seine Beziehungen zu dem Volke, durch seine Arbeiterstellung, die ihm gestattete, mit allen weltlichen Verhältnissen sich vertraut zu machen, geworden, und die politischen Ereignisse, welche das Jahr 1848 kennzeichneten, sind dem Hervortreten des Liederdichters ebenfalls förderlich gewesen. Wie glänzend Plouvier, der Arbeiter, als Dichter sich Bahn gebrochen, wie wacker er aus dunkler Tiefe sich emporgerungen zu lichter Ruhmeshöhe, das bemessen wir am besten an seiner Laufbahn.

Arras im Departement Pas-de-Calais, die Vaterstadt Robespierre's, ist auch die Edouard Plouvier's. Dort ward er am 2. August 1821 geboren. Seine Eltern zählten nicht zu den begüterten Leuten; sein Vater, ein charakterfester, rechtschaffener Mann, war Postconducteur. Frühzeitig durfte denn auch bezüglich des Sohnes an's Geldverdienen gedacht werden. Noch nicht über die Schuljahre hinaus, ging

der Knabe Edouard (1832) schon mit nach Paris, wo er bald nachher zu einem Lederbereiter in die Lehre kam. Das Werkstattleben mit seiner Aeußerung des Arbeitersanges rief in der Brust des Knaben die schlummernden Dichterkeime wach. Und als aus dem Knaben ein Jüngling, aus dem Lehrling ein Geselle geworden, sproßte es auf dem jungen, noch unbestellten Dichterfelde schon lustig empor. In jener Zeit entstanden die Erstlingsfrüchte der Muse unseres Chansonniers. Auf Grund des Selbstbewußtseins und jenes dunkeln innern Dranges, der den Berufenen der Sphäre, in die ihn Verhältnisse gebannt, mehr und mehr entfremdet, klopfte Plouvier als Lyriker und Feuilletonist bei der Redaction des „Musée des Familles“ an, und siehe da, es ward ihm aufgethan. Fortan widmete er seine Mußezeit ganz dem Studium und dem literarischen Schaffen. Nicht lange, so zog er durch seine Arbeiten die Aufmerksamkeit verschiedener Autoritäten auf sich, mit denen er dann auch in nähere Berührung kam. Baron Taylor, Alexandre Dumas und Andere ermangelten nicht, ihm aufmunternde Winke zu ertheilen, und 22 Jahre alt, sagte Plouvier der Werkstatt Valet, um in Zukunft ganz der Dichtkunst und der Schriftstellerei zu leben. Wohl ihm, daß er den Schritt gethan, daß er sich im entscheidenden Momente nicht von den Sorgen um den andern Morgen bedrücken ließ und, auf seine Kräfte fest vertrauend, entschlossen den Kampf um die Dichter- und Schriftsteller-Existenz aufnahm! Er hat ihn glorreich bestanden. Erstaunlich war seine Fruchtbarkeit. Nachdem er durch längere Zeit für die genannte Zeitschrift thätig gewesen, gewann ihn der „Corsaire“, ein republikanisches Unterhaltungsblatt im Genre des „Figaro“, aber durchaus gesinnungstüchtig, zum Mitarbeiter. Zahlreiche Aufsätze und Sonette aus seiner Feder bezeugten in den Spalten des Blattes sein unverdrossenes Vorgehen auf der betretenen Bahn wie seinen eisernen Fleiß. Endlich ward er Mitarbeiter der Kunstzeitung „l'Artiste“. Und dann legte er sich mit Eifer auf den Anbau des Dramas. In den Revolutionsjahren 1848 und 49 seiner patriotischen Lieder wegen mehrfach mit einem Preise ausgezeichnet, debutirte er 1850 als Lustspieldichter im Théâtre-Francais mit einem zweiactigen Stücke: „Une Discrétion“, das einen glänzenden Erfolg erzielte. Im folgenden Jahre ging im Ambigu sein Drama „Die Rächer“ in Scene, und der Tag war noch insofern wichtig für ihn, als er an ihm die Actrice Lucie Martin, von dem erwähnten Theater, als seine Gattin heimführte. Seitdem kamen auf den meisten Pariser Bühnen Lustspiele und Dramen von ihm zur Aufführung. Verschiedene Romane aus seiner Feder erschienen im Buchhandel. Und trotz des von dieser Thätigkeit bedingten Zeitaufwandes blieb sein fruchtbarstes Feld das der Liederdichtung. Seine Chansons und Romanzen zählen nach Hunderten. Es ist kein Pariser Musikalienverleger, dessen Verlag nicht Lieder von Edouard Plouvier begreift. Mehrere seiner Dichtungen zur Verherrlichung Gottes in der Natur erschienen, gesammelt und von dem populären Darcier in Musik gesetzt, 1855 in einer Prachtausgabe*) und wurden von Vornehm und Gering mit enthusiastischem Beifall aufgenommen. Für den Werth dieser Lieder zeugt wohl nichts schlagender als die Thatsache, daß im französischen Theater durch lange Zeit keine Festvorstellung gegeben ward, bei der nicht Liederstrophen aus dem Plouvier'schen „Buch vom lieben Gotte“ zum Vortrag kamen. Ingleichen findet in der Geburtsstadt des Liederdichters kein Preissingen statt, das er nicht mit einem Liede verherrlicht. Auch zu Festlichkeiten der Volkspartei sattelte Plouvier häufig den Pegasus. Und das mag für seine demokratische Gesinnungstüchtigkeit zeugen, die ihm Der und Jener hat absprechen können, da er unter dem zweiten Kaiserreich auf den Vorschlag des Pariser Bühnenschriftstellervereins als Dramen- und Lustspieldichter zum Ritter der Ehrenlegion ernannt ward und aus Rücksicht gegen seine Vereinsgenossen den Orden nicht von der Hand wies. 1856 erschienen in einem Bande fünfzig „Sonn-

*) Le Livre du Bon Dieu. Paroles de M. Edouard Plouvier, musique de M. Darcier. Paris, Hengel.

tagslieder" *) von ihm und seinem Freunde Charles Vincent. Zahlreiche hervorragende und populäre Tondichter schufen Melodien zu Plouvier'schen Liedertexten. So liegt mehreren von Flotow componirten Musikstücken ein von unserem Chansonnier gedichteter Text zu Grunde. Auch in Compagnieschaft mit Heinrich Litolff dichtete Plouvier mehrfach. Von den übrigen Componisten, die für seine Muse thätig gewesen, nenne ich Clapisson (†), Hippolyte Monyou (†), Joseph Darcier, Jacob Offenbach, E. Arnaud. Es ist hervorzuheben, daß das deutsche Gemüth, wie es in manchem von Plouvier gedichteten Liede zu Tage tritt, ebenfalls in den dazu gesetzten Melodien sich offenbart. Was beweist dies, wenn nicht die Macht des Geistes in ihrer logisch zündenden Wirkung? Doppelt, in Weise und Text, wirkt dann diese Macht im Munde des Sängers.

Mannichfach sind, wie der kurze Rückblick auf seine Dichterlaufbahn lehrt, die dem Chansonnier zu Theil gewordenen Anregungen. Im Elternhause ward der Grund zu seinem Dichterwesen durch eine Erziehung gelegt, die eine fromme, biedere, geradsinnige Anschauungsweise leitete. Die Pietät, welche die Frucht der Erziehung war, vermochte kein Erlebniß in dem wechselvollen Leben des Chansonniers zu schwächen. Seine Lebensschule war nächst dem Vaterhause das Atelier, das Theater, der Salon. Im Verkehr mit der Arbeiterwelt lernte er den Werth der persönlichen Unabhängigkeit kennen und schätzen, schärfte sich sein Beobachterblick, ward sein Herz empfänglicher für Eindrücke, wie wir sie aus dem Volksleben in uns aufnehmen, löste sich in dem Maße, als sein Blick heller, sein Selbstbewußtsein klarer wurde, das Band seiner Chansonnierzunge. Geistes- und Herzensbildung gewann er später im Umgang mit gebildeten, hervorragenden Persönlichkeiten in der Künstler- und Gelehrtenwelt. Die Gemüthsbewegung, die der Triumph auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, bedingt, hat, anregend und stählend, sicherlich nicht wenig zur Entwickelung seines Dichterseins beigetragen. Und wie hätte mit seinen heiteren und düsteren Scenen nicht auch das Familienleben in der Geschichte des Liederdichters eine Rolle gespielt? Hohes Glück ward ihm in einer zärtlichen Gattin beschieden; aber der Tod raubte ihm das Glück. Ob er in einer andern Verbindung für den Verlust Ersatz gefunden? . . . Jedenfalls blieb der Wechsel von Glück und Unglück nicht ohne Einfluß auf seine Gedankenrichtung, seine lyrische Thätigkeit. Manches seiner Lieder kennzeichnet ein elegischer Zug. Die grelle Heiterkeit gewisser Trinkliederdichter geht ihm völlig ab. Lieblicher tönen seinem Dichterohre die Saiten der Schwermuth als die der Freude. Aber den Ernst des Lebens, die Menschenwürde, welche im Erkennen und Lösen unserer Aufgabe, menschenwürdig zu leben, begründet ist, schätzt er über Alles. Auch in seinem Busen lodert drum die Fackel der Vaterlands- und Freiheitsliebe; an Anregungen hat es ihm in der Hinsicht wahrlich nicht gefehlt.

Selten kam gleichwohl die Saite der Freiheitsliebe auf seiner Leier voll zum Tönen. Das Lied „Masaniello" durchweht in der Mittelstrophe ein elegischer Hauch, den der Abschied des Fischers vom Gestade, dessen Trennung von der geliebten See bedingt. Hart kommt es den Fischersmann an, sein Boot mit einem Thronsitze zu vertauschen. Arm und froh hantierte er unter blauem Himmel, auf der tiefen See, und nun soll er um des eiteln Herrscherrangs willen die theure Stätte verlassen, nicht mehr bei Nacht auf der dunklen Fluth dahinrudern, nicht mehr das Netz auswerfen, erwartungsvoll das schwerbelastete emporziehen aus der Tiefe? . . . Aber er erinnert sich seiner Aufgabe, und energisch tönt der Refrain: Freudig bringe ich als Erretter dir, Neapel, meinem Vaterlande, mein Leben zum Opfer dar.

Gelungener und schwungvoller als das Masaniellolied, dem es an dramatischem Feuer und Klangschöne im Versmaße gebricht, ist das ungemein populär gewordene Lied „Polens Seele". Jedes biedere Volk empfing aus der Hand des Gottes der

*) Les Refrains du Dimanche. Cinquante chansons. Par Edouard Plouvier et Charles Vincent. Paris, librairie de Coplon-Pineau.

Wahrheit ein freies Herz, dessen Stimme es vernimmt, wenn seiner Freiheit Gefahr droht. Zu allen Herzen redet dann die Stimme, in Aller Herzen ruft sie von Neuem die Hoffnung wach. So höre denn, Polen! — —

Des Vaterlandes Glauben bin ich,
Sein Recht und seine Tugend bin ich,
Sein Genius, und seeleninnig
Hoff' ich zu Gott, sagt man: Es stirbt!
Das wundgedrückte Polen bin ich,
Und die verrath'ne Freiheit bin ich,

Des Vaterlandes Seele bin ich,
Die bin ich, welche nimmer stirbt.
Des Vaterlandes Glauben bin ich,
Sein Recht und seine Tugend bin ich,
Sein Genius, seine Seele bin ich,
Die bin ich, welche nimmer stirbt.

Als jüngst in hoffnungsvollen Tagen der Aar seine Fahnen wehen ließ, da befruchtete Gott mit Deinem und Frankreichs Blute den Boden einer neuen Zeit. Heldenmüthig standen, zu neuer Hoffnung erwachend, die Völker. Und wie einst zu Lazarus, dem Entschlummerten, so sprach Gott zu Polen: Stehe auf! Brüder sollen nach dem Willen Gottes des Vaters die Völker sein. Eines und das andere wählte Gott zur Schildwacht. „Qui vive?" ruft es von Weitem den Volksbedrückern zu. Heute ist die Schildwacht Frankreich, jenes große, von der Ehre so heiß geliebte Land, von dem ein Brudervolk immer Befreiung erhoffen darf. Polnische Märtyrer, Frankreich hört uns. — Freilich hörte Frankreich die Polen. Aber Frankreich selbst lag in Banden, und seine Befreiung vom Joche des Napoleoniden war Deutschland vorbehalten. Wer das dem Liederdichter, der, wie wir sehen, zeitweise auch in Etwas dem Chauvinismus huldigen kann, damals prophezeit hätte! —

Ein reizender Ausdruck des warm empfindenden, von der Liebe zum Vaterlande durchdrungenen Dichterherzens ist das Lied „Verbannung und Heimkehr". Plouvier schildert darin das Beseligende der Regungen, welche der Verbanntgewesene auf dem Rückwege nach der theuern Heimath empfindet. Kleine Verstöße wider die Regeln der Reimkunst wiegt das Liebliche der Sprache auf. Und so anmuthig das Wortgewand, die Form, so angenehm ist die von Hippolyte Monpou dazu gedichtete Weise. Selten ist denn auch in Frankreich ein Lied bei Hoch und Niedrig einer solchen Beliebtheit theilhaftig geworden, wie dieses von Plouvier geschaffene. Ich bilde es unter Beibehaltung des Versmaßes nach.

Heimwärts, nach Frankreichs Strande,
Laßt singend uns ziehn,
Munter segelnd uns ziehn;
Wie sind
Die Winde so lind!
Heimath, du Land der Lande,
Gestade voll Glück,
Auf deinen Port den Blick!
Uns führt ein guter Gott zurück.

Fern von deinem Herde,
Theure Muttererde,
Schmachteten verbannt
Wir im fremden Land —

Seit der bösen Stunde,
Da aus unserm Munde
Drang des Rufes Weh':
Vaterland, ade! —

Ja! —
Heimwärts, nach Frankreichs Strande,
Laßt singend uns ziehn,
Munter segelnd uns ziehn,
Wie sind
Die Winde so lind!
Heimath, du Land der Lande,
Gestade voll Glück,
Auf deinen Port den Blick!
Uns führt ein guter Gott zurück.

Klarer hüpft die Welle,
Munt'rer von der Stelle,
Tiefer blaut der Dom
Gottes über'm Strom.

Froher tönen wieder
Unsre frohen Lieder.
Aeolus, steh' treu
Den Verbannten bei!

Ja! —
Heimwärts, nach Frankreichs Strande,
Laßt singend uns ziehn,
Munter segelnd uns ziehn;
Wie sind
Die Winde so lind!
Heimath, du Land der Lande,
Gestade voll Glück,
Auf deinen Port den Blick!
Uns führt ein guter Gott zurück.

Laue Winde schüren
Leis die Fluth und führen
Durch die blaue Luft
Würz'gen Meeresduft. —

Land!! — Seht dort es schäumen!
Nein, das ist kein Träumen:
Hoffnung, Herzensruh,
Heimath, das bist du!

Ja! —
Land, Land!... Längs Frankreichs Strande
Laßt jubelnd uns ziehn,
Munter segelnd uns ziehn!
Wie sind
Die Winde so lind!
Heimath, Du Land der Lande,
Gestade voll Glück,
Auf Deinen Port den Blick!
In ihn führt heut' uns Gott zurück.

Der Hauch einer gläubigen Zuversicht, wie sie nur auf Grund einer streng-religiösen Erziehung sich geltend zu machen pflegt, durchweht das Lied „Der Weise aus dem Morgenlande". — Seht Ihr den Stern, Brüder, am Firmament? Ihm laßt uns folgen; er zeigt uns den Weg. Und hemmt unsere Schritte am hohen Tage die Sonnengluth, dann — auf die Kniee nieder, Ihn, Gott, zu preisen, der, die Welt zu erlösen, ihr den Sohn schenkte, auf daß er für sie leide, sie liebe und segne! — Stärker noch tritt die christliche Glaubensrichtung des Chansonniers in dem Liede „die junge Märtyrerin" hervor. Das schwärmerische Himmelsverlangen der in den Banden des Katholizismus Befangenen ist darin trefflich veranschaulicht. Aber der „süße Jesus" der jungen Märtyrerin kommt doch etwas allzu häufig in dem Stücke vor, und ihr heißes Sehnen bezüglich der Märtyrerkrone erklärt ihren Todesmuth zur Genüge. Der Liederdichter mag selber nicht daran gedacht haben; aber seine Darstellung ist nichts Anderes als eine Verherrlichung des religiösen Fanatismus. Zu seinem Glücke gerieth er auf solche Abwege nicht häufig.

Mit Vergnügen folgen wir dem Chansonnier auf den von ihm oft betretenen Boden der Weltweisheit. Die Frage, wer auf Erden am glücklichsten sei, löst er auf seine Art in dem Liede „Die drei Vögel". Im Dickicht entspinnt sich über die Glücksfrage zwischen dem Adler, dem Papagei und dem Sperling ein Streit. Der Papagei meint, er sei der Glücklichste, weil sein Gefieder und sein Geplauder im Gesellschaftszimmer die Bewunderung Aller erregen. Der Adler pocht auf die Höhe seines Felsensitzes, auf sein scharfes Auge, die Kühnheit seines Fluges. Der Spatz fühlt sich glücklich, weil er mit aller Welt in Frieden lebt, weil er frei umherflattern kann unter Blumen und Blättern, auf den Aeckern mit dem wogenden Erntesegen. Und Jeder hat mit seiner Glücksmeinung Recht, singt der Dichter. Sich glücklich wähnen ist glücklich. Doch aber gäbe er, wäre die Seelenwanderung kein Wahn, und müßte er sterbend eine Verwandlung erleiden, dem Sperlingssein den Vorzug.

Das Lied „Großvaters Rathschläge" enthält in gefälliger Chansonform die Lehren, welche der Großpapa mit Bezug auf die Fallstricke im Leben der hübschen Enkelin ertheilen darf. Magst Dich in Acht nehmen, Hannchen. Bist jetzt ein großes Kind, und hübsch dazu. Lange werden die Hofmacher nicht auf sich warten lassen, das glaube mir. Traue ja ihren gleisnerischen Worten nicht! Sei grausam, wehre Dich, weise sie stolz zurück! Wahre Dein freies Herz! Der Eine wird Dir in Thränen sein

Leid klagen, der Andere wird für Dich sterben wollen, ein Dritter Dein Lob in Versen singen, ein vierter Dir das Universum zu Füßen legen. Nun ja, sei grausam, wehre Dich, weise sie stolz zurück; wahre Dein freies Herz! Die Verliebten, Beste, sind gar so gefährlich nicht, so wüthig sie auch thun. Die Schmerzen der röchelnden Liebesmärtyrer wiegen federleicht. Und sollte einmal einer zu Deinen Füßen sterben wollen, so sprich nur: stirb! und Du sollst sehen, wie munter er nachher lebt. Kurz und gut, sei grausam, wehre Dich, weise sie stolz zurück. — Wahre Dein freies Herz! —

Die Freude am Lebensgenuß findet einen classisch heitern Ausdruck in der Chanson „Sagen und Thun". Alle Güter des Lebens will der Dichter besingen; aber auch genießen will er sie. Welch' erhebende Genüsse bietet uns auf dem Lebenswege, dem nicht immer mit Rosen bestreuten, die Kunst, die heitere, dar! Und haben wir nicht am Tage des Unmuths, nach vollbrachtem, mühseligem Tagewerk den Sorgenbrecher, den die Rebe uns spendet, das köstliche Blut der Traube? Und können wir in Stunden der Trübsal nicht einem wahren Freunde unser Herz erschließen, der Freud' und Leid mit uns theilt? Und dürfen wir uns des Andenkens an unsere großen Männer, unserer Liebe zum Vaterlande nicht freuen? Und gingen wir auch aller Lebensgüter verlustig, würde uns die Liebe, die beseligende, nicht bleiben?

Würdig reiht sich dieser Chanson das Lied von der Trunkenheit, eine sinnige Schilderung des wahren Lebensgenusses, an. Verschmähen wir es nicht, uns des Lebens zu freuen; aber halten wir in Allem Maß und Ziel! Wohl dürfen wir Fortunen nicht abhold sein: selig ist es, Gutes zu thun, und wer theilte seinen Ueberfluß nicht gern mit Freuden! Aber hüten wir uns vor der Gütertrunkenheit, welche das Herz tödtet, mit einer starren Eisrinde umgiebt! Willensstark laßt uns das Allzuviel des Genießens meiden! In der Tiefe des Weines bleibe die Hefe! Gewahrt bleibe immer die Menschenwürde, gewahrt der Anstand, der echte Frohsinn! Winkt aber der Born des Geistes, der Wahrheit uns, dann frisch geschöpft, selbst bis zur Trunkenheit! Nicht an den Wünschen des Ehrsüchtigen wollen wir uns berauschen, der blindlings nach einem hochgesteckten Ziele jagt, einen Namen anstrebt, über den die Nachwelt sich lustig macht, seine Zeit vergeudet im Ringen um eitle Macht, um eines Bändchens, eines Wörtchens willen sich zum Speichellecker, zum Sclaven herabwürdigt! . . .

Laßt, Freunde, doch den wahren Ruhm uns feiern.
Den dem Bescheidenen die Zeit gewährt;
Laßt Béranger's Gedächtniß uns erneuern,
Die lieben uns, die mit dem scharfen Schwert
Der Wahrheit kämpfen für des Volkes Herd!
Spricht eine hehre Seite ihres Lebens
Zu unserm Herzen: Eile, hülfbereit! —
Dann aus der Tugendquelle ihres Strebens
Nur frisch geschöpft, selbst bis zur Trunkenheit!

Entsteht beim Ländertheilen zwischen Fürsten,
Die, nicht bedenkend, daß das Sonnenlicht
Für Alle da ist, stets nach Größ'rem dürsten,
Ein Zwist, gönnt Etwas Paul dem Peter nicht,
So mahnt man uns an unsre Kriegerpflicht
Trotz Weib und Kind. Und dennoch rühmt der arme
Verblendet eitle Mensch des Krieges Herrlichkeit,
Den Rausch, den das vergoss'ne Blut, das warme,
Erzeugt. Fluch, Freunde, solcher Trunkenheit!

Die höchste Wonne, die das Erdenwallen
Uns beut, bedingt der hehren Liebe Reich;
Gott schenkte sie in seiner Weisheit Allen,
Indem er sprach: Seid fruchtbar, mehret Euch!
Und Nichts kommt ihrer Macht, zu trösten, gleich.
Wenn Mund an Mund und Herz an Herz sich findet,
Zwei Seelen sich vermählt in Seligkeit,
Dem heitern Blick das Weh der Welt entschwindet, —
Sagt, Freunde, was gleicht solcher Trunkenheit? . . .

Die Fabel von dem Luftschlösser bauenden Milchmädchen, das ein Straucheln um den ganzen rosigen Zukunftstraum bringt, vermehrte Plouvier mit Glück in der Chanson „Perrette." Ein Jeder von uns hat irgend ein schönes Project in petto. Aber indeß die Augen den Himmelsraum bemessen, straucheln die Füße, und — fahre wohl, Traum! Eine sinnige Würdigung der im Stillen unscheinbar wirkenden Kraft

ist das Lied „Die Seidenraupen". Stolz mögt Ihr sein, ruft der Dichter den kleinen Spinnerinnen zu, denn die Frucht Eures Fleißes, die Seide, sichert Tausenden von Arbeitern ihr täglich Brot. Geht sie gewebt aus der dunkeln Werkstatt hervor, welche Freude gewährt sie dann den Frauen! Arbeitet, spinnt — Schleier für die Kirche, Fahnen für's Vaterland! — Das Glück in der Arbeit, im stillen bescheidenen Wirken, in der Genügsamkeit besingt unser Chansonnier in „Rosens Mansarde". Das Glück sei ein leeres Wort, ein schöner Traum, meint ihr? So sucht doch dort oben, unter dem Dache, wo die Schwalbe ihr Nest baut, über dem der Himmel weitet, die Sonne strahlt! Dort lebt und waltet im stillen Kämmerlein Rosa, die Arbeiterin; in ihr erkennt das Glück!

Das Verzweifeln des Denkers und Forschers, der auf allen Lebensgenuß verzichtet, ernstem Studium stät seine Zeit gewidmet, nur im Ergründen der Gottheit das Glück gesucht hat, schildert in etwas düster gehaltenen Strophen die dem Schriftsteller Jules Janin zugeeignete Chanson „Manfred".

Ich lernte Alles, habe kühn gerungen,
Bin forschend mit dem Geiste vorgedrungen,
Die Welt und Gott zu kennen, und, bezwungen,
Muß ich nun doch gestehn, daß ich Nichts weiß.

Ich knickte meiner holden Jugend Blüthen,
Verscheuchte, die sich liebend um mich mühten,
Beschwor auf mich herab des Alters Wüthen,
Und steh' nun da — ein lebensmüder Greis.

Nun veranschaulicht der Dichter das Empfinden des Forschers bei dem Blick in das Grabesdüster.

Was birgst du, Ewigkeit, in deinem Schooße?
Licht oder Nacht? vielleicht den Richterstab?

Gott, den so oft im Stillen ich als bloße
Idee gehöhnt, o sprich!... Stumm ist das Grab.

In andern Liedern schildert unser Chansonnier den Kampf, den mit dem Geistesdunkel siegreich der gläubige Forscher, der Jünger des Wissens besteht. („Galilei," „Christoph Columbus.") Sicher und frank wie in dem Gedichte „Galilei," einer Verherrlichung des berühmten Sternkundigen, tritt der Liederdichter in dem schwungvollen Lobgesange auf, den er dem kühnen Landentdecker gewidmet. Der ganze Jubel, die ganze Seligkeit der endlich an's heißersehnte Ziel Gelangten liegt in dem Liede ausgedrückt.

Sei gegrüßet uns, herrlicher Strand,
Mit den Matten so grün, mit dem Himmel so hehr!
Uns, uns ein neues Land,
Und Gott die Ehr'!

Das frohe Genießen dessen, was die Natur uns bietet, würdigt der Dichter mit echt lyrischem Feuer. In glänzenden Farben strahlt das Bild, welches er in der Chanson „l'Ami Soleil" von der Sonne entwirft. Wer könnte ihr, der herrlichen, widerstehen, wenn sie von Liebe zu uns redet? Welcher Bekümmerte schöpfte aus ihren heitern Blicken nicht Trost, welcher Schwache nicht Kraft, welcher Verzagende nicht Muth! Ihre Strahlen erheitern Alles, Alle. Im Schloßsaale verjüngen sie die alten Bilder, im Dachstübchen singen bei ihrem Leuchten Kinder und Vögel. Ihr, der Wärmespenderin, verdankt die Jugend ihre Freiheitsbegeisterung, verdankt das Alter den Wein, das Wohlsein, die Freude. Wie traurig schaut, verhüllt sie ihr heiteres Antlitz, der Himmel drein! Und wie froh blickt zu ihr der Genesende, der Kranke empor! Und stirbt der Kranke, und hat ihn der Sensenmann gebettet in den kühlen Schoß der Erde, so kommt die Sonne und zaubert dem Grabe den Blumenschmuck an. Wie glücklich macht ihr stärkender Kuß die Blumen! Liebeathmend erschließen sich ihren Blicken die Kronen. Und badet sie strahlend das Rebengelände am Hügel mit den reifenden Trauben, wie lieblich golden färbt sie dann die köstliche Frucht!... Eine anmuthige Offenbarung des naturfreudigen Dichtergemüthes ist ferner Plouvier's „Mailied". Ganz durchduftet steigt vom entzückten Himmel der Mai nieder zur Erde. Er stillt die Thränen, füllt mit Blumen und Licht Gärten und Herzen. Wer erweckt im Walde, auf der Flur die Vögelein, die Kinder zu frohem Gesange? Wer läßt die blauen Lüfte kosen mit der springenden

Knospe? Die Sonne am Himmel. Und wenn Gott das Blau dort tiefer färbt, in rosige Tinten den Horizont hüllt, wenn in frischem Glanze uns das Bild der Hoffnung erscheint, — wer führt den schnellen, den reizenden Wechsel herbei? wer läßt dann uns Alles bewundern mit Thränen im Aug'? bringt in uns einen so lieblichen Mai zum Blühen? Die Sonne im Herzen, die Liebe. — Die Natur als Geberin des Weines, dieses Frohsinnspenders und Launenwenders, besingt Plouvier in dem Liede „Keine Bösen mehr". Aber er verwerthete den dankbaren Stoff just nicht glücklich. Das ängstliche Warnen vor der Genußklippe, an der das Verstandesschiff scheitern könnte, ist ein Mißton, der nur Temperenzlern und Traktätchenfreunden behagen kann. Frank und voll läßt dagegen der Dichter den Born der Freude in dem von ihm seinem Vater dedicirten Nachtischliede quellen.

Wozu von dem Wechsel träumen,
Wozu neue Welten suchen,
So lang' volle Becher schäumen?

Wie herrlich ist's im Dickicht, unter dem lachenden Himmel, mit dem Sonnenblick im Blättergrün! — —

Gönn' uns Deine Strahlen, hehre Sonne,
Laß die gold'nen täglich unser sein;
Schenke uns der Liebe Feuerwonne,
Und die Liebe schenke uns im Wein,
Schenke uns die Liebe und den Wein!

Und wie hätte der Chansonnier als Verehrer der Natur den Gesang nicht besungen! . . . Den göttlichen Born des Gesanges, den inneren, natürlichen Trieb zum Singen veranschaulicht er drastisch in dem Liede „Die Schwester der Nachtigallen". — —

Ich singe wie der Vogel singt, Ich singe wie die Quelle springt,
Und singe wie die Sonne glüht, Und singe wie die Rose blüht.

Aus dem Quell der Natur, dem ewig frischen, ewig jungen, schöpfte der Dichter den Stoff zu seinen reizendsten Liebesliedern. In den idyllischen Strophen „Die Klage der Rose" tritt die ganze Innigkeit und Reinheit der ersten Liebe zu Tage. Bebend steht auf dem Beete die Rose. O, pflücke nicht mich, spricht sie zu dem Blumen pflückenden Jüngling. Vernimm, wer ich bin, und sei gnädig! In meinem goldenen Kelche lebt die Seele eines Kindes, das im Lebensfrühling die Zeit dahinraffte. Ich liebte und wurde geliebt, welch' hohes Glück! Froh schaute ich in die rosige Zukunft. Allein mit seinem düsteren Fittich berührte mich der Todesengel. Thränen netzten mein erstarrtes Antlitz, die Thränen des Geliebten. Und in diese Blume bannte die Seele Gott. Nun harre ich seiner, einsam trauernd. Er, der Geliebte, der mich beweint, soll mich brechen. Ihm mein berauschender Duft! Verwelken werde ich. Dann erinnere ich ihn: An Dein Herz lege mich; dort laß mich glücklich sein und sterben! — —

Und weiter ziehen wir an der Hand des Liederdichters weiter durch die Gefilde der Liebe. Einmal treten wir mit ihm in einen hellerleuchteten Saal. („Die gebrochene Blume".) Im Blätter= und Blumenschmucke prangen rings die Wände. Balsamische Wohlgerüche sättigen die Luft. Und hingerissen von den verlockenden Klängen der Musik, drehen sich die Paare stürmisch im Kreise. Es ist der Ausdruck des berauschenden Genießens. Und auch Jenny, die zarte Jungfrau mit dem liebewarmen Herzen, auch sie stürzt sich in den Strudel der Lust. Umfängt sie doch mit starkem Arm der Geliebte, fühlt sie sich doch so überglücklich. Ach, nicht lange soll ihr Glück währen. Einer Andern leiht der Treulose den Arm. Und gebrochenen Herzens wankt Jenny von dannen. Mit dem Dichter treten wir an ihr Schmerzenslager. Jenny stirbt, und im Sterben noch gedenkt sie in Liebe Dessen, der sie schnöde verrathen. Ein andermal stellt uns der Chansonnier eine liebliche Landmaid vor. („Madeline".) Das Lied ist von ergreifender Wirkung. Voll offenbart sich darin ein charakteristischer Zug unseres Liederdichters, sein Hang zur Wehmuth. —

Den grünenden Hügel ersteigend,
Sah ich sie zum ersten Mal.

Wie reizend war Madeline! wie allerliebst stand ihr die Sonntagshaube, saß ihr der weiße Brustlatz, das hübsche Kleid! Vollgeregnet war der Graben am Hügel. Da hob ich sie lächelnd auf und trug sie hinüber, und lächelnd ließ sie es geschehen.

Im Walde, beim Scheiden der Sonne
Sah' ich sie zum andern Mal.

Das war am Tage, an dem die fröhlichen Winzer ihr Erntefest begingen. Wie klopfte mir das Herz, als die Liebliche mir die Hand reichte zum Tanz! . . . Ach, wie kurz sollte die Freude sein! . . . In wehmuthsvollen Klängen tönt wieder und wieder in den Herzensjubel der Refrain:

Das Glück ist Schaum,
Ein Traum.

Und der Dichter fährt fort:

Als sterbend das Kreuz sie küßte,
Sah ich sie zum letzten Mal.

Einer geknickten Lilie gleich ruhte sie auf dem Lager. Und als der Morgen kam und das rosige Frühlicht am Himmel die schlummernden Rosen weckte, da hörte ich schluchzend ihr letztes Gebet. — —

Das Glück ist Schaum,
Ein Traum.

Wie elegisch rein muthet uns dann aus dem Liede „Geknickter Stengel“ die Wehklage des betrübt liebenden Herzens an! Verwelkt ist die Blume, entflohn die Seele, verhaucht der Duft des lieblichen Kelches. Einst warst Du, reizend, frisch, duftig, ein stiller Zeuge des Glückes, das nunmehr verschwunden auf immer. Ueber Dir bete ich, welke Rose. Doch vergebens netzen Thränen mein Aug'. Geknickt bist Du, Blume; kein Thau, kein Sonnenstrahl erweckt Dich wieder zum Leben.

Mit einem Sonnenblicke in das verzagende Herz der liebenden Jungfrau schließt das Lied von Jeanne, der schönen Spitzenmacherin. Draußen im Dorfe herrscht ein munteres Kirmeßtreiben. Fröhlich ziehen die Paare zum Tanze auf grüner Matte. Im stillen Kämmerlein aber sitzt Jeanne über der Arbeit mit bangender Seele, und die Thränen perlen, perlen. — — Was sinnt nun die Betrübte? Bange Zweifel, ach, quälen Jeanne. Er hat ihr ewige Treue geschworen, und doch — — Hätte er sie verlassen? — Nein, nein! Nun weine Freudenthränen, Jeanne! Horch, hörst Du den leichten, festen Tritt, den frischen fröhlichen Sang auf der Stiege? Er ist's, Jeanne!

Hübsche, das Liebesleben in der Natur besingende Bilder enthält das Lied „der scheidende Tag“.

Im wallenden Nebel, dem fernen,
Geht langsam die Sonne zur Ruh';
Schon schließen die Blumen im Grase
Lichttrunken die Aeuglein zu.
Verstummt bereits ist Grasmückchen,
Nur Nachtigall flötet noch leis;
Es funkeln auf goldene Ernten
Die Sternchen nieder im Kreis.

Von unsern Thälern schied der Tag,
Von unsern Thälern schied, ja schied der Tag.

Bald findet zur liebenden Seele
Die liebende Seele sich ein,
Wo einsam, balsamischen Hauches
Die Weste durchsäuseln den Hain.
Rasch eilet die emsige Biene,
Die letzte, davon mit dem Preis;
Es funkeln auf goldene Ernten
Die Sterne hernieder im Kreis.

Von unsern Thälern schied der Tag,
Von unsern Thälern schied, ja schied der Tag.

Und stille wird's, stiller im Raume,
Wie rein ist der Himmel, wie mild!
Uns leuchtet in freundlichem Glanze
Des Mondes erhabenes Bild.
Vom Ufer — o komm! — laß uns stoßen,
Gott giebt uns den Winden nicht preis;
Es funkeln auf goldene Ernten
Die Sterne hernieder im Kreis.

Von unsern Thälern schied der Tag.
Von unsern Thälern schied, ja schied der Tag.

Mit dem naiven Empfinden des den Weg der Minne wandelnden Dorfjünglings macht uns Plouvier in „Toinettens Hochzeit“ vertraut. Das ist eine echte, gesunde, derbe Landkost, wie sie gleichwol auch dem Gaumen des Städters behagt. Es würzt dieselbe ein naturwüchsiger Humor. Die Drastik der Darstellung ist unvergleichlich. Toinette soll einen Andern heirathen, und unser Dorfjüngling hat sie so sehr geliebt! Das Herz ist ihm ganz wund davon, und doch soll er vergnügt dreinsehen. Dies der Refrain. In fünf Couplets erzählt Simon uns von seiner und Toniettens Vergangenheit. Beim Ticktack der Dorfmühle sind sie zusammen aufgewachsen. Seine Mutter hat sie, ihr Vater ihn über der Taufe gehalten. Alle Welt nannte das Pärchen Weiblein und Männlein. Und jetzt — o weh! — soll Alles aus sein. Sie heirathet den reichen Pächter Pierre, denn Simon ist arm, blutarm. Aber doch hofft Simon, sie werde zu Pierre recht oft „Simon“ sagen, aus alter Liebe. Mit ihr tanzen? O, nicht doch; er würde ja in die Kniee sinken. Wie oft hat er sie des Morgens geweckt, mit ihr im Gehölz Vogelnester zu suchen oder Haselnüsse zu pflücken! Jetzt mag er selbst zu einem Feste nicht mehr früh aufstehen; fehlt ihm nicht Toinette? . . . Beide haben vor einem Kamine das Königsfest gefeiert, sind in einem Jahre zum ersten Male zum Abendmahle gegangen. Und wie oft hat Simon Nettchen geneckt, indem er ihre Holzschuhe versteckte! Wie oft hat er die Eingeschlafene des Abends auf dem Rücken heimgetragen! Und Simon schließt:

All' das weint mir im Gedächtniß;
Nettchen, es ist schlecht von Dir! . . .

Noch kann ich nicht glauben, daß Du ohne mich heirathen willst. Steh' ja nun allein da auf der Welt. Den Heimweg finde ich heut nicht. Was soll nun aus mir werden? Was fang' ich an bis morgen? — —

Das Empfinden des Herzens im Kindes-, im Jünglings-, im Mannes-, im Greisenalter schildert Plouvier auf gefällige Art in dem der Gattin des Liederdichters Charles Vincent zugeeigneten Liede „der ewige Verliebte“. Die Bilder sind bezeichnend in Bezug auf gewisse in Frankreich gäng und gäbe Ansichten vom Leben. Achtzig Sommer zählt der Held des Liedes, und noch immer ist seinem Herzen die Liebe nicht untreu geworden. Als Knabe liebte er das reifende Obst, den Schmetterling, die Vögel und Blumen auf dem Felde, das Säuseln des Windes im Baumgezweig, das Johanniswürmchen im Grase, die Sterne am Himmel. Das Herz des Jünglings berückte Gott Amor, die Vaterlandsliebe, die Freundschaft, und dann schwärmte der Jüngling für alle Frauen, für alle Künste, für Alles, was erhaben und groß. Und als der Jüngling zum Manne herangereift war, da stellte sich jene ernstere, Allen, selbst dem Liebesgotte heilige Liebe ein, die man vor Gotte nebst seinem Namen mit offener Stirn und biederem Herzen auf ewig schenkt. Dem Manne wurden Kinder geboren, gute und schöne, liebe Kinder. Aber als sie groß geworden, verließen sie ihn. Die Liebe hatte sie ihm gegeben, die Liebe hat sie ihm genommen. Nun ist er achtzig Jahr alt, ein Greis, und noch betet er seine Frau an. Die „schöne Zeit der jungen Liebe“ genießt er neu beim Anblick seiner Kinder und Kindeskinder. Einer gläubigen Zuversicht voll schaut der alte Wanderer in die Zukunft, auf das gelobte Land der Hoffnung. Seine Liebe zu dem weiten Reiche der Gottesnatur macht ihm das Scheiden leicht.

In dem Liede „Ich sage es nicht wieder“ schlägt Plouvier einen süßlichen, nach Pommade und Patchouli duftenden Salonton an, der mir durchaus nicht behagen will. An die Stelle des traulichen „toi“ tritt das kalte „vous“ und wem fielen dabei Heine's Spottworte nicht ein: „Madam', ich liebe Sie!“ — Zum Glück hat unser Chansonnier nicht oft sich auf den Salonweg verirrt. Lieber singt er wie er seine „Philomele“ singen läßt: wie der Fink im Dickicht, wie die Lerche in der Luft. Zu schönster Blüthe entfaltet sich das Talent des Liederdichters nur auf der Spur der Göttlichen, welche im freien Werden zu freiem Schaffen begeistert. Die Zwangsjacke der Etikette darf seine volksthümliche Muse perhorresciren.

So ziehn wir denn mit dem Chansonnier in Lisettens Dachstübchen hinauf. („Das Vergessen“.) Er erinnert sich der guten Zeit, da unter dem Scepter des Zeus noch Alle aus dem Lethestrom Vergessenheit schöpfen konnten. Aber auch er hat einen Lethestrom entdeckt, und das ist Lisettens treue Liebe. Ein Kuß von der Reizenden, und er vergißt Alles, was ihn betrüben, verstimmen kann. Gestern hat er beim vollen Becher den Jahrestag von Marengo festlich begehen wollen. Längst hatte er zu dem Feste ein Dutzend Flaschen Alten auf die Seite gelegt. Als er aber im Keller das Nest ausnehmen will, ist es leer. Geschwind ein Küßchen, reizende Lisette! ruft der Dichter. Ewig will er an die Freundschaft glauben. Gleichwohl hat ein treuloser Freund seinen Glauben erschüttert. Und: Geschwind ein Küßchen, reizende Liesette! spricht der Dichter. — Nun lassen wir uns von dem Chasonnier die Rosenstöcke des hochbetagten Dorfpfarrers zeigen. („Les amours de M. le curé.“) Den greisen Seelenhirten ergötzt der Anblick der Rose, seiner Lieblingsblume, über die Maßen. Aber er erinnert sich auch der Bedeutung der Lieblichen: wo in seinem Wirkungskreise gelockerte Liebesbande den häuslichen Frieden gefährden, da tritt er versöhnend und vermittelnd auf, ein Ehepaar, das auf Trennung sinnt, führt er in seinen Rosengarten, und nie verlassen Mann und Frau das Pfarrhaus unversöhnt.

Auch nach Spanien und Griechenland führt uns Plouvier. Nun zeigt er uns Ines, die Kastilianerin mit dem Sonnenaug', die Geliebte des Chulo, die Alt und Jung, Vornehm und Gering mit ihren Feuerblicken und ihrem Sirenengesange berückt, vor deren Netzen selbst der König nicht sicher ist. („Spanisches Lied.“) Dann führt er uns den spanischen Wildschützen vor, der mit der Büchse sich aufmacht, seine heißgeliebte Frasquetta dem verhaßten Hidalgo zu entreißen. („Mein Nutzen.“) Endlich vermissen wir die am Meeresufer auf Lesbos ihren Schwanengesang singende verzweifelnde Anbeterin des schönen Jüngling Phaon unter den von unserm Liederdichter besungenen Schönen nicht. („Sappho.“) Seinen Chasonnierruhm hat freilich keines dieser exotischen Lieder gehoben.

In lauteren Klängen der Wehmuth offenbart sich in dem Liede „Ein Traum“, der Schmerz des enttäuschten Dichterherzens. Er meinte, es gefunden zu haben, das Glück der Liebe, an das liebende Herz ein liebendes Herz gefesselt zu haben, und ach, schon muß er den süßen Wahn in Thränen büßen. Für die ewige Flamme hielt er ein mattes Flämmchen, für einen Engel eine Evatochter. Nicht länger als einen Tag währte die Seligkeit. Wieder allein, mutterseelenallein steht er da. — — Aber winkt ihm nicht noch immer die Liedermuse? Sie soll ihm eine sanfte Trösterin sein.

Beim Anblick der weißen Wolke im Dunstkreis giebt der Dichter sich wehmüthigen Betrachtungen hin. („Die Wolke.“) Das Ungewisse, Düstere der Zukunft, das Unbeständige des Menschenglückes erblickt er in der wechselvollen. — —

Hast Du nicht, weiße Wolke,
Die Thränen in Dir vereint,
Die ob dem Erdenjammer
Die Menschenwelt geweint?

Aber auch den Sonnenschein nach trüben Tagen verkündet die Wolke. Und an die Muse des geschiedenen Altmeisters erinnert sie den Chansonnier.

Ziehst Du nicht an das Ufer,
Wo Béranger jetzt weilt?
O frage, schöne Wolke,
Ihn, wenn Du hingeeilt,
Ob seine Leier zertrümmert,
Verstummt sein Sängermund?
Und spende Thau den Blumen
In seinem Gartengrund.

Das Furchtbare der Gewissensfolter schildert Plouvier mit dramatischem Feuer in seinem Kainliede. — —

Ich habe ihn in finstrer Wuth erschlagen,
Mich hat die Hölle selbst versucht;
Ich ließ vom Neide mich in Fesseln schlagen,
Und bin verflucht, und bin verflucht.

Indessen, die Sprache der Gewissenspein redet der Dichter nicht oft. Die Seelennacht des Verzweifelnden hat etwas Beängstigendes, Beklemmendes für ihn. Immer wieder zieht ihn das magische Halbdunkel des wehmüthigen Empfindens an. Gern schwelgt er denn auch in Erinnerungen, und zagend nur richtet er den Blick in die

Zukunft. („Verwelkte Blumen.") Mit Thränen in den Augen nimmt er Abschied von der Mansarde, in der er seine Jugendzeit verlebt, in der ihm so oft der Engel der Hoffnung gelächelt, zum ersten Male die Flamme des Ruhmes und der Liebe geleuchtet. Und selbst indem er jenen heitern Winkel im Tuilerieengarten uns zeigt, in dem zwischen prachtvollen Blumenbeeten und herrlichen Steinbildern eine muntere Kinderschaar sich tummelt, die Jugend der Hoffnung, das Alter der Erinnerung lebt, ist seine Sprache nicht frei von jener elegischen Weichheit, die dem Menschenherzen die Wehmuth verleiht. („La petite Provence.")

Mit dem Gartenwinkel betraten wir ein Gebiet, das der Plouvier'schen Liedermuse den Stoff zu etlichen ihrer reizendsten Schöpfungen geliefert, nämlich das des Familienlebens. Bilder der Häuslichkeit, wie sie das Landleben darbietet, führt uns in knapper, anmuthiger Form das Lied vom Spinnrocken der Großmutter vor. Die Zeit, die wir in der Mühle des Großvaters verlebten, singt der Dichter, war doch eine gute, schöne Zeit. Wenn es Abend geworden, kamen die Nachbarsleute und ließen sich um den Sessel der Großmutter im Kreise nieder. Dann erzählte der Großvater. Und wie aufmerksam hörte man ihm zu! Und wie lustig schnurrte der Großmutter altes Spinnrad! Großväterchen war ein alter, alter Mann. Alles unter seinem alten Dache war alt, bis auf die Kindeskinder. In alten Schränken lag alter Wein. Alt war alle Freundschaft, alle Liebe. Gesungen wurden alte Lieder, erzählt alte Geschichten. Und wie alt, obwol ewig jung, waren die Erinnerungen! Großmütterchen war der Frohsinn selbst. Immer lachte sie, hatte sie gelacht. Seit ihrem Tauftage lachte sie beim Erwachen. Und seit ihre Spindel ruht, bleibt das Lachen aus dem Dorfe verbannt. Auch die alte Mühle des Großvaters ist verschwunden, wie er selbst. Und wird es Abend, so sehe ich im Geiste die unter dem Rasen Gebetteten, und denke mit betrübtem Herzen zurück an die entflohene schöne Zeit. — Das Innige der Mutterliebe veranschaulicht Plouvier in dem zarten Liede „Der schlummernde Engel". Und auch die Liebe des Kindes zur Mutter verherrlichte er im Liede. („Der Weihnachtsschuh.") Und wenn er das schlummernde Wiegenkind besungen, wenn er alle Lust und allen Schmerz des Lebens im Liede gewürdigt, wie hätte er nicht auch einmal den Blick sinnend auf jene Stätte gerichtet, wo unter der schwarzen Fahne der Trauer die Lebenden Thränenopfer darbringen den Todten! Sein „Mann mit der Schaufel", der mit Theilnahme das schmucklose schwarze Kreuz betrachtet, welches auf dem Grabe der Elenden und Armen steht, aber von dem prächtigen Grabmal, welches sich menschliche Eitelkeit gesetzt, betrübt den Blick abwendet, macht uns mit seiner Friedhofsstimmung in sinniger Weise vertraut.

Gering ist die Zahl der Lieder, zu denen dem Chansonnier den Stoff die Arbeiterwelt geliefert. Aber das Wenige, was er uns aus dem Reiche bietet, mundet dem Volke vortrefflich. Für seine Fachgenossen dichtete der junge Corroyeur „Mademoiselle Marguerite", ein Lied, welches echter Volkswitz und ein kräftiger Humor würzt. „Marguerite" heißt ein Werkzeug, womit der Corroyeur das Leder schmeidigt. Das Doppelsinnige des Namens verwerthet der Dichter in der Chanson mit Glück. Die Freude am Leben und am Lebensgenuß, am Singen, Trinken, Lieben offenbart der Liederdichter, und das zwar auf kernige, franke, echt volksthümliche Art. In seinem Fischerliede zollt der Chansonnier Gott und der Natur seinen Tribut. Am stillen Strande, welch' herrliches Leben! wie schmeckt da so süß die Arbeit! . . . Besser als in der Stadt sind hier die Menschen. Herzlicher lacht, wer unter freiem Himmel lacht. Stärker fühlt sich hier der, dem Gefahr droht. Erfährt das nicht jeder Fischer? Inniger auch ist im Angesichte Gottes, des Herrn der Meere, die Liebe; ist Gott nicht ein Gott der Liebe? — —

Lustige Soldatenlieder versteht Plouvier ebenfalls zu dichten. Und hätte er nur das, von Jakob Offenbach in Musik gesetzte Liedchen „Der Werber" erdacht, so dürfte man das von ihm sagen. Er ist kein Chauvin in des Wortes verwegenster Bedeutung; vber siegen oder sterben will auch er manchmal, und wer könnte das dem Chansonnier aerargen! Gleichwol ist das Lustige, Frivole auch auf dem Felde sein eigentliches

Element nicht. In der Regel steckt er sein Ziel höher. Er will nicht nur fesseln und unterhalten, sondern auch in den Tiefen der Menschenseele edlere Saiten zum Tönen bringen, die Blüthe des warmen Mitempfindens, inniger Theilnahme aufgehen lassen. Und dies hehre Dichterziel zu erreichen, schuf er das Lied „Die verlorene Schildwacht". In dunkler Nacht steht der Soldat horchend im Felde Wache. — —

Wer da? . . . Holla? . . . Wer da?
Niemand! . . . Niemand!
Ist's der weinende Wind? ist's mein Gehen im Sand?
Nicht doch, ein Echo ist's aus meinem Heimathsland.
Und leis, ein Erbarmer,
Gemahnet es mich:
Dorfknabe, Du armer,
Dort, ja dort denkt man an Dich;
Dorfknabe, Du armer,
Dort denkt man an Dich!
Holla! . . . Wer da?
Niemand! . . .

Um diese Stunde pflegt nach der Arbeit die Familie daheim der Ruhe. Vor dem Kamine mit dem knisternden Reisig wird das frugale Mahl aufgetragen. Zwischen der Mutter und der sanft blickenden Jeanne bleibt ein Platz leer; es ist meiner. Geröthet vom Weinen sind Beider Augen. Wann werden wir ihn wiedersehen? fragen sie.

Dorfknabe, Du armer,
Dort, ja dort denkt man an Dich;
Dorfknabe, Du armer,
Dort denkt man an Dich.
Holla! . . . Wer da?
Niemand! . . .

Werde ich dich, Jeanne, dich, Mutter, nur wiedersehen? Morgen wird eine große Schlacht geschlagen. Dort unten reihen sie, wie ich höre, schon Geschütz an Geschütz. Lebt wohl, Ihr Lieben! — — —

Wer da? . . . Holla? . . . Wer da?
Niemand! . . . Niemand!
Ist's der weinende Wind? ist's mein Gehen im Sand?
Nicht doch, ein Echo ist's aus meinem Heimathsland.
Und leis, ein Erbarmer,
Gemahnet es mich:
Dorfknabe, Du armer,
Dort, ja dort denkt man an Dich;
Dorfknabe, Du armer,
Dort denkt man an Dich!
Holla! . . . Wer da?
Niemand! . . .

Wir nehmen Abschied von unserm Liederdichter. Plouvier nimmt unter Frankreichs Chansonniers eine Stelle ein wie etwa Gounod unter Frankreichs Tondichtern. Mag in Bezug auf Formvollendung ein Nadaud, ein Vincent über ihm stehen, so hat er vor diesen das deutsche Gemüth voraus. Unter den Liederblüthen seines religiösen Denkens sind einzelne, die uns nicht behagen; aber wir halten sie dem Dichter gern zu gut, denn wir wissen, daß der Grund, dem die Blüthen entsprossen, lauter und rein, daß dem Liederausdrucke nicht jesuitische Berechnung zu Grunde liegt. Uebrigens glaubt, liebt, hofft Edouard Plouvier mit dem Volke, brachte er fast sein ganzes Dichtersein dem Volke dar, sind des Volkes Güter auch seine, hat er mit seinen Liedern für die Veredlung des Volkes mehr gethan als mancher hochangesehene Prälat, der aus seiner Kanzelhöhe mit Geringschätzung auf den Chansonnier herabsieht. Möge Plouvier dem Liederschatze, den er dem Volke geschenkt, noch manches Juwel gesellen.

Kritische Rundblicke.

Neue Dramen.

Das Fallissement. Schauspiel in vier Acten von Bjoernstjerne Bjoernson. (München, 1875. Th. Ackermann.)

Unter den vielen Klagen über die moderne dramatische Literatur ist eine der berechtigsten jene, welche sich gegen den auffallenden Mangel an origineller Charakteristik und scharfer Individualisirung in Rede und Handlung wendet. Sie macht den modernen Autoren den verdienten Vorwurf, daß sie ihre Worte, mögen sie noch so geistreich und trefflich sein, an die im Personenverzeichniß genannten Menschen ohne tieferen Grund hängen, wie den Rock an einen Kleiderhaken.

Selbst bei den beliebtesten und erfolgreichsten Autoren ist einiger Grund zu solcher Klage wol gegeben. Sie legen dem Witze oder der Kraft der Rede an sich ein solches Gewicht bei, daß sie es überflüssig halten, die Wirkung zu erhöhen und zu befestigen, indem sie die Rede in einer consequent gezeichneten Charakterfigur individualisiren.

Wir haben daher auf der Bühne vorwiegend Väter, Mütter, Helden und Heldinnen, Liebhaber und Liebhaberinnen, welche, was sie auch reden und thun, uns niemals davon überzeugen, daß ihren Worten und Handlungen ein Motiv höherer Nothwendigkeit, als der souveräne Wille des Autors zu Grunde liege. In Folge dessen gewinnen wir oft den Eindruck, daß ebenso gut Herr X als Herr Y so sprechen und handeln könnte, wenn der Autor in seiner Combination es für gut befunden hätte. Wenn ein Autor dagegen statt aus der Gattung Mensch sich junge und alte, männliche und weibliche Individuen nach Laune für seine Reden und Handlungen herauszusuchen, bestimmte Gestalten von scharfem Gepräge schafft, bei denen Rede und Handlung mit logischer Nothwendigkeit aus ihrer specifischen Individualität hervorgehen, dann ist in einem dramatischen Werke eine Leistung vorhanden, welche hervorgehoben werden muß, wenn selbst nach andern Richtungen hin vom dramaturgischen Standpuncte sich schlimme Fehler nachweisen lassen.

Dies ist der Fall in Bjoernstjerne Bjoernson's vieractigem Schauspiele „Ein Fallissement."

Dadurch, daß der Autor es für gut fand, der norwegischen Ausgabe seines Werkes eine deutsche vorausgehen zu lassen, hat die deutsche Kritik um so mehr das Recht, dasselbe in der Reihe der neuesten deutschen Bühnenwerke zu besprechen, da es auch deutsche Bühnen waren, welche durch Aufführung des Schauspieles, dasselbe einem weitern Kreise der Oeffentlichkeit zur Beurtheilung boten, als dies in des Autors norwegischer Heimath möglich gewesen wäre.

Der Kern der Handlung ist in gedrängter Kürze folgender:

Der Großhändler Tjälder steht vor dem Bankerott und sucht sich dadurch zu retten, daß er den durch seine glänzende Geschäftslage bekannten Consul Lind zu einer Creditverbindung bewegt. Allein es ist bereits zu spät. Im Auftrage mehrerer Geschäfte, die mißtrauisch gegen Tjälde geworden waren, veranlaßt ihn der Advocat Berent unter dem Vorgeben, es handle sich um eine Enquête über die ökonomische Lage der verschiedenen Geschäftshäuser, zu welcher Tjälde's Etablissements als Normalausgangspunct angenommen werden sollten, zu einer Auseinandersetzung der verschiedenen Werthgrößen seines Besitzes. Bei dieser Gelegenheit weist ihm der Advocat nach, daß er, um Credit zu erhalten, den Werth seiner Liegenschaften so sehr überschätzt habe, daß seine Wirthschaftsrechnung mit einem scheinbaren Activreste abschließe, während in Wirklichkeit ein bedeutendes Deficit vorhanden sei. Er fühle sich verpflichtet zur Sicherung seiner Auftraggeber die gerichtliche Liquidation

des Tjälde'schen Vermögens zu beantragen. Dabei eröffnet Berent zugleich dem sich lebhaft wehrenden Bankerottirer, daß er den Consul Lind telegraphisch vor endgültigem Abschluß des bereits mündlich zugesicherten Creditgeschäftes gewarnt habe. Tjälde, der sich so systematisch zum Bankerott geführt sieht, verschließt die Thüren und macht Miene, erst den Advocaten, dann sich zu erschießen. Ersterer aber weiß ihn mit imponirender Ruhe zu mahnen, statt ein Verbrechen zu begehen, auf reelle und manneswürdige Weise die Folgen seiner schwindelhaften Geschäfte zu tragen und seine Pflichten als Familienvater ins Auge zu fassen. Der ruinirte Geschäftsmann ergibt sich gebrochen in sein Schicksal. Wir sind Zeugen einer düstern Familienscene und der Execution. Der treue Buchhalter, welcher die Tochter Tjälde's liebt, bietet in dieser schweren Stunde seine Ersparnisse an, die nach einem Kampf mit der stolzen Walburg angenommen werden. Im vierten Acte sehen wir die ganze Familie mit dem Buchhalter in kleinen, aber idyllisch glücklichen Verhältnissen. Der Advocat ist Hausfreund geworden. Tjälde's Tochter führt die Geschäfte im Comptoir gemeinsam mit dem Buchhalter, dem sie die Hand reicht, um seine Abreise nach Amerika zu verhindern.

Nach diesem skizzenhaften Referate wird man den Eindruck gewinnen, es sei hier höchst unpoetischen Geschäften soviel Bedeutung beigemessen, daß man von einer neuen, nicht eben sehr angenehmen Art von Bühnenstück, von einem „kaufmännischen Drama" sprechen könnte. Es kann vielleicht sein, daß der Eine oder Andere die Ansicht gewinnt, die Unterredung Berent's mit Tjälde könnte etwas rascher zur Katastrophe geführt werden, um uns die ausführliche Auseinandersetzung der Tjälde'schen Geschäftsangelegenheiten zu ersparen und das Manchem nicht allzu interessante Bild einer Besprechung zwischen einem Anwalt und einem krachbedrohten Geschäftsmann zu kürzen. Allein, wenn auch die Grundlage des Dramas die Welt des Comptoirs und des Cassabuches ist, durch die auf den feinsten psychologischen Zügen beruhende Verbindung der übrigen Personen mit dem die Fäden der Handlung führenden Tjälde und Berent und durch die geistreiche Charakteristik jeder, auch der kleinsten Rolle, wird eine entschieden poetische und tiefe Wirkung erzielt. Ich halte sie für bedeutender als die Wirkungen eines auf Wolkenhöhen rhythmischer Begeisterung mit Sporn und Helmbusch schreitenden Dramas, das dem Zuschauer nur zu oft ins Gedächtniß ruft, daß die Wolken, auf denen der Autor erhaben steht, wässerige Dünste sind, die, als Regen oder Nebel niedersteigend, Rheumatismus und Schnupfen verursachen.

Betrachten wir die Einzelnen der handelnden Personen, so sehen wir in dem Großhändler Tjälde das scharf gezeichnete Bild des auf schwankem Grund mit zweifelhaften Mitteln unter den größten Opfern der innern Ruhe arbeitenden, das Glück eines liebenden Gatten und Vaters entbehrenden Speculanten, der, als alle Mittel fehlgeschlagen, in der Angst der Verzweiflung den Gedanken faßt, Mörder und Selbstmörder zu werden, vor der eisernen Ruhe eines streng rechtlichen Mannes aber, der ihm kalt ins Auge sieht, während er mit der Pistole zielt, zusammenbricht in willenloser Ohnmacht und um Erbarmen flehend zum Erstenmale die Maske einer jahrelangen Schwindelexistenz ablegt. Energisch, voll innerer Spannkraft, aber der Typus der Charakterlosigkeit, fällt er nach dem letzten komödiantenhaften Versuche als Erbärmlicher auf einen Stuhl, der weitern Aufgabe nicht mehr gewachsen, welche einen Muth des Charakters verlangt, statt jenes Muthes schwindelhaften Planens. Die Bedrohung mit der Pistole kann als verbrauchter Theatereffect Bedenken erregen und an des Autors Stelle würde ich einen Ausweg gesucht haben, um auch den leisesten Verdacht zu vermeiden. Doch muß man zugestehen, daß auch hier der Autor nicht einer effecthaschenden Laune gefolgt ist, sondern daß die Situation als richtige Consequenz des Vorhergehenden gezeichnet erscheint. Tjälde's Benehmen soll den Culminationspunct des Komödiantenthums erreichen. Des Autors Anschauung spricht sich deutlich in dem Auftreten des Advocaten Berent aus, der durch seine, eisige Verachtung ausdrückende Ruhe den Komödianten niederschmettert, von dem er von vornherein überzeugt ist, daß sein Charakter zu einer solchen Gewalthandlung zu feig und die Absicht nur auf einen groben Coup der Verzweiflung gerichtet ist, um eine weniger kaltblütige und scharfblickende Natur durch solche Bedrohung zu Concessionen zu zwingen.

Berent, der Advocat, erscheint uns Anfangs in fast unangenehmem Licht, als die echte, ausgetrocknete Advocatenseele. Wir erkennen in ihm bald statt dessen den in seiner eigenen Person die strengste Ehrlichkeit bergenden unbeugsamen Mann des Rechtes, den selbst Mitgefühl nicht zu einer Milderung der strengen Satzung bewegen kann; dabei aber schlägt, wie sich

schließlich zeigt, ein warmes, liebevolles Herz unter seinem Rocke.

Ein rührendes Bild sanften Duldens ist Frau Tjälde, die von ihrem vielbeschäftigten Gatten empfindlich vernachlässigt, schweigend den tiefen Kummer umherträgt, den sie klar in die Zukunft blickend unter dem Ausdrucke eines kränklichen Wesens verbirgt. Aengstlich ist sie besorgt für des verwöhnten Gatten Bedürfnisse und für die anstrengenden Vorbereitungen zu den Diners und Gesellschaften, welche die Lage unter einer prächtigen Decke verhüllen sollen, während ihr dabei das Herz springen möchte. Die Scene, in welcher Tjälde ihr unter vier Augen die Lage gesteht, eben nachdem der Advocat ihn verlassen, ist reich an schönster Wirkung. Hier zeigt sie sich als ein edles, liebendes Weib, das bereit ist, mit dem Gatten, der keine Zeit für sie hatte, die Zeit des Elends geduldig als Trösterin zu tragen.

„. . . Was Du am Tage verbargst, verriethest Du in der Nacht; wir Menschen müssen reden! Ich habe gewacht und war Zeuge dieser Qual. Nun weißt Du, warum meine Kraft erschöpft ist. Nachts keinen Schlaf und am Tage kein Vertrauen, ich habe noch mehr gelitten als Du!“

Mit diesen Worten bezeichnet sie selbst ihre seelische Lage.

Signe, die junge Tochter Tjälde's, ist eine in die Handlung wenig eingreifende Nebenperson, als harmloser Schmetterling, der sich des vermeintlichen, väterlichen Reichthums freut, gezeichnet.

Hamar, ihr Bräutigam, ein junger Cavallerieofficier, interessirt sich hauptsächlich für das schöne Pferd seines zukünftigen Schwiegervaters, den Fuchs. Er verläßt das Haus bei der Katastrophe und nachdem er als letzte Heldenthat den Fuchs, den die um ihren Lohn gekürzten Arbeiter aus dem Stall vor's Fenster johlend geführt haben, erschossen hat. Er ist als dummer Junge gut gezeichnet, aber etwas zu sehr Carricatur und erinnert dadurch an die ähnliche Art, wie Spielhagen in seinen Romanen die nordischen Junker schildert.

Eine weitere Nebenfigur, aber höchst bedeutsam durch den meisterhaften Realismus der Charakteristik ist Tjälde's Bräuer Jacobsen, eine biedere, aber rauhe, grobkernige Nordlandsnatur aus dem Volke, die von Tjälde in ihrer Einfalt zu bedenklichen Geschäften benützt den Mißbrauch ihrer schlichten Ehrlichkeit in wuchtigen Vorwürfen rächt, die in ihrer Kraft eine deutliche Beigabe von Gemüthstiefe tragen. Letztere zeigt sich auch im letzten Acte, wo Alles Versöhnung athmet, in urwüchsiger Naturfrische.

Bedeutend an sich und für die Handlung des Dramas sind Walburg, die älteste Tochter und Sannäs, der Buchhalter. Erstere eine stolze Natur, stolz in jungfräulicher herber Spröde, ärgert sich über des Buchhalters Liebeswerben, weil er, die ehrenhafte, charakterfeste Natur, so ungelenk und plump sich benimmt, daß sie über ihren Courmacher verlacht wird. Er hat erfrorene Hände, ganz roth und häßlich, mit denen er ihr ein Bouquet bietet. Sie wird darüber wieder ausgelacht und dies veranlaßt sie, ihm zu sagen:

„Wie dürfen Sie sich unterstehen, mich mit Ihren Blumen und Ihren — rothen Händen verfolgen zu wollen?“ — — —

Seit dieser Zeit weicht er ihr aus und, wenn er ihr begegnet, verbirgt er scheu die Hände auf dem Rücken.

Da, als die Katastrophe hereinbricht, bietet er zur Errichtung eines neuen Geschäftes 7000 Species Erspartes. Walburg hat mit ihm deshalb eine Unterredung. Sie schlägt die Summe aus. Sie sagt ihm Lebewohl. Er verweigert ihr die Hand indem er stolz an die Röthe derselben erinnert und mahnt sie, beim Vater als Stütze zu bleiben, den sie zu verlassen beabsichtigt, während er selbst nach Amerika gehen will. Sein Benehmen imponirt ihr, sie fordert den Vater auf, das Geld anzunehmen und erklärt als seine Tochter bleiben zu wollen.

Ihr Verhalten gegen Tjälde ist für ihre Charakterzeichnung wichtig. Sie äußert, ehe noch die Katastrophe eingebrochen, über den bankerotten Vater einer Freundin, er habe seine Tochter mißhandelt, da er sie jahrelang in einer Täuschung leben und wider Wissen eine häßliche Lügenrolle darstellen ließ. Da die Katastrophe eintritt, wendet sie sich erschrocken vom Vater ab und will sich als Comptoiristin allein ihr Brod verdienen, bis Sannäs sie eines Bessern belehrt. Sannäs bleibt schließlich auch und endlich nach stetem Widerstreit vereinigen sich die beiden in ihrer Art gleich stolzen und edlen Naturen.

Ich habe hier einen Versuch gemacht, die geistvolle Charakterzeichnung des Autors ins würdige Licht zu setzen. Derselbe dürfte wenigstens soweit genügend erscheinen, das reiche psychologische Material, welches in diesem Schau-

spiele aufgewendet wird und die zartsinnige Feinheit desselben dem Leser bemerklich zu machen.

Was die dramatische Composition anlangt, so hat das Stück einen spannenden, in coulanter Leichtigkeit sich entwickelnden Gang, wenn auch einzelne Momente sich finden, welche in einer Novelle besser als in einem Drama am Platze wären. Das dramaturgische Hauptbedenken ist mir trotz vielen Ueberlegens zur Stunde noch der uns in ein idyllisch poetisches Familiengemälde versetzende vierte Act.

Der Dichter wollte die Läuterung des geprüften Tjälde und die glückliche Lösung des Liebeskampfes zwischen Walburg und Sannäs noch zu vollster Anschaulichkeit bringen. Hat dies hohen poetischen Reiz und wäre in einer Novelle ein solcher Abschluß höchst schätzenswerth, so tritt im Drama das Bedenken ein, daß unsere im dritten Acte aufs Höchste erschütterte Stimmung sich alsbald wieder in die sanfte Gemüthlichkeit des vierten Actes einleben soll. Der Wechsel, der hier von unserer Gemüthslage verlangt wird, vollzieht sich im Anblicke lebenswahrer Bühnendarstellung nicht so rasch als bei der Lectüre. Ueber das bedenkliche „drei Jahre später", das ich bei dramatischen Werken noch weniger als bei Novellen liebe und auch bei Romanen nur mit vorsichtiger Miene aufnehme, wenn darunter ein Abbrechen und Wiederaufnehmen des Fadens verstanden ist, will ich mich nicht weiter äußern, als daß ich es als eine möglichst zu vermeidende dramaturgische Licenz betrachte.

Wenn ich dem Fallissement eine so ausführliche Besprechung widmete, geschah es nicht, als ob ich das Werk als Aufsehen erregend, als eine literarische Großthat ansähe. Dazu fehlt ihm bei allem Geistreichen und bei tiefem Ideengang die geniale Kühnheit. Mich veranlaßte dazu der Zug psychologischer Vertiefung, individualisirender Charakteristik, welche, den Schwerpunct des Ganzen bildend, als beherzigenswerther Hinweis auf die Momente, welche unsere dramatische Literatur neubeleben können, Bedeutung gewinnt. In diesem Sinne darf kein dramatischer Autor sich scheuen, das „Fallissement" als Muster zu studiren.

Theod. v. d. Ammer.

*

Carolina Brocchi. Schauspiel in fünf Acten von Hermann Kette. Leipzig 1875. Oswald Mutze.

„Morgens zur Canzlei mit Acten — Abends auf den Helikon." Dieses Wort Platen's bezeichnet eine Eigenthümlichkeit in unserer literarischen Republik, die wol Vielen schon aufgefallen sein dürfte, nämlich die Betheiligung der Juristen am poetischen und dramatischen Schaffen. Es ist hier nicht der Ort, den Gründen dieser Betheiligung nachzuforschen, genug, sie ist da, und das vorliegende Werk ist ein neuer Beweis derselben. Hermann Kette — seines Amtes Regierungsrath in Breslau — ist einer von Denen, die nun schon seit mehr als zwanzig Jahren diesen Weg „Morgens zur Canzlei mit Acten" und „Abends auf den Helikon" machen, und ein Resultat dieser Abendspaziergänge ist auch das neue Drama „Carolina Brocchi."

Bereits früher hat Kette lyrische Gedichte, ein Drama „Don José von Tavora", ein im kgl. Schauspielhause mit Erfolg aufgeführtes Stück „König Saul" und ein Schauspiel „Preußens erstes Schwurgericht", das in der letzten Saison über mehrere Bühnen ging, geschrieben. „Carolina Brocchi" ist, wie der Dichter seinen Franzesco sagen läßt, „am Baume seines Lebens noch eine späte, aber schöne Blüthe" — ja mehr noch: eine reife Frucht, die nur einer späten Blüthe entkeimen konnte.

Das Stück hebt sich vortheilhaft ab von der Masse deutscher Buchdramen. Es ist ein echtes und ein rechtes Bühnenstück, und man sieht, daß der Autor sichtlich stets an die Bühne gedacht und ihre Anforderungen in jeder Weise berücksichtigt hat, ohne dadurch dem poetischen Gehalt des Schauspiels zu schaden.

Der Stoff ist ein interessanter und trotz vielfacher Behandlung durchaus origineller. Franzesco Medici und sein Verhältniß zu Bianca Capello sind bekannt. In diesem Verhältniß bildet die Episode mit Carolina Brocchi einen interessanten Zwischenact. Kette hat aus dieser historischen Episode mit frei schaffender Phantasie eine nicht minder interessante dramatische Handlung geschaffen.

Er läßt Carolina Brocchi, die Schülerin des Geigers Lorenzo, als dessen Vertreterin bei dem Hochzeitsfeste des Hofgärtners auftreten. Dort sucht sie der Herzog und entbrennt in heißem Begehren nach ihr. Selbstverständlich sucht Bianca dies zu vereiteln und Carolina selbst verschmäht es, die Geliebte des Herzogs zu werden. Die Art und Weise, wie sich die Geschichte abwickelt, bildet mit der Episode der Verschmähung des unechten und der Entdeckung des wirklichen Vaters der Carolina den Gang der Handlung.

Das Stück ist technisch mit großem Geschick auf- und ausgebaut. Das Interesse an den

Helden desselben wächst stetig und findet seine volle Erfüllung. Die Charaktere sind interessant und wecken lebhafte Theilnahme. Als besonders gelungen sind die Scenen im Hofgarten bei Mondenschein, die Scene zwischen Bianca und Carolina im zweiten, zwischen Carolina und dem Herzog im dritten, sowie der ganze fünfte Act zu bezeichnen, den Kette sehr geschickt mit der pomphaften Feier der Anerkennung Bianca's durch die Republik Venedig beginnt und mit der Entdeckung des Schusters Bertuccio als des Vaters der Carolina wirksam abschließt.

Einzelne Charaktere sind von einem anmuthigen Humor leise umspielt, der das Talent des Autors auch nach dieser Richtung hin erkennen läßt, so der Schuster Bertuccio, so die beiden Hofdiener, die in einer sehr wirksamen komischen Scene auftreten, so namentlich der außerordentlich gelungen gezeichnete Hofmann Mondesini. Freilich treten diese Episoden vor den großartig angelegten und frei durchgeführten Charakterbildern der Carolina und Bianca, sowie des Lorenzo weit zurück, welche sämmtlich höchst fesselnde darstellerische Aufgaben bieten.

Ich erwähne das Trefflichste zuletzt: die Sprache, die bis auf wenige Härten und allzuprosaische Ausdrücke durchweg eine poetische und hübsche ist. Der Dialog ist frisch, geistvoll und witzig.

„Carolina Brocchi" ist ein gutes Stück, das seinen Weg über die Bühnen mit Ehren zurücklegen wird. Am kgl. Schauspielhause ist es bereits zur Aufführung angenommen.

Gustav Karpeles.

Johannes Scherr als Novellist.

Novellenbuch von Johannes Scherr. Sechs Bände. Leipzig. Ernst Julius Günther. 1873—74.

In vorliegendem Buch bietet uns Johannes Scherr, der verdienstvolle und kernige, überzeugungstüchtige Schriftsteller und Literarhistoriker, eine Sammlung seiner erzählenden Schriften, und es bedurfte wol nicht der trübeklingenden Rechtfertigung, die er in seinem Widmungsschreiben an Herrn Dr. Lorenz Brentano äußert: „Man bindet eben gern seine Garben, wann es dem Abend zugeht," auf daß wir diese Gabe willkommen heißen. Es wäre denn doch gar zu sonderbar, wenn in unserer so publications-lustigen Zeit, die des Werthlosen und Nichtsnutzigen so viel auf den Markt wirft, ein Mann wie Scherr erst Kratzfüße und Redensarten vor Publicum und Kritik machen müßte, indem er eine neue Ausgabe seiner im Buchhandel ohnedies schon vergriffenen Schriften veranstaltet. Auch glauben wir nicht recht, daß es mit dem Verfasser des „Michel", dieses von Gemüth, Poesie und Humor überquellenden Werkes, schon zu Abend geht. „Kampfesmüd" mag er immerhin sein, und er thäte wol gut, wenn er sich in dieser Beziehung ein weises Beschränken auferlegen wollte.

Kampfesmüd sein heißt aber noch nicht schaffensmüd sein, und wir sind vollkommen überzeugt, daß Scherr, wenn er sich objectiviren kann, seine Thätigkeit rein künstlerischen Motiven und Aufgaben zuwendet, noch manches Gute und Schöne leisten wird. Denn noch immer fließt ihm das Blut heiß durch die Adern, lebhaft ist seine Einbildungskraft, gewandt seine Feder — und nur ein krankhafter Pessimismus ist es, der ihm den Klarblick, die Schaffensfreude und den schönen reinen Metallklang der Stimme bisweilen raubt, an dem wir uns in vielen seiner früheren Schriften so recht von Herzen erfreuen können.

Und von diesen Schriften, soweit sie in den Bereich der vorliegenden Sammlung fallen, wollen wir jetzt sprechen.

Band I und II enthält den „Schiller", eine culturhistorische Novelle, welche der Verfasser im Jahre 1855 als eine Art von Vorstudie zu seinem bekannten Werke „Schiller und seine Zeit" geschrieben hat. Seine Absicht dabei war, „ein durchweg auf quellenmäßigen Zeugnissen ruhendes, zugleich getreues und anschaulich belebtes Bild einer bedeutsamsten Culturepoche seines Landes zu geben, ein Bild, dessen Mittelpunct allerdings der große Dichter sein sollte, ohne jedoch der Held — das Wort im Sinne von Romanheld genommen — zu sein." Diese Absicht nun hat Scherr erreicht, namentlich durch liebevolles Eingehen und lebensvolle Darstellung mannigfaltigen Details und die treffliche Charakterisirung der verschiedenen, mehr oder minder in den Vordergrund tretenden Personen, wie des Dichters Schubart, des Sammetdoctors, des Herzogs Karl u. s. w. Hiezu noch die Fülle interessanter Frauengestalten, mit denen Schillers Herz in Berührung kam und von denen unstreitig Lauretta, dieses dämonische, verführerische Geschöpf mit den wilden Augen und dem buntschillernden Wesen, den Preis verdient. Ist es doch Scherr gelungen, diese Gestalt allein zum Mittelpunct eines ganz

seltsamen mysteriösen Romanes zu machen, der sich reizend und pikant genug liest, und in dem Schiller nur eine Nebenrolle spielt. Ueberhaupt werden viele Leser und noch mehr Leserinnen mit dem Schiller, wie er hier gezeichnet wird, nicht zufrieden sein. Umsomehr aber billigen wir die Scherr'sche Auffassung, die vollkommen der Realität entsprechend Schiller als einen bedeutenden Menschen hinstellt, der sich im gewöhnlichen Leben auch als Mensch gibt, der mit den Füßen auf den Boden tritt, wenn er geht, und nur in Momenten und Stunden der Erregung und Begeisterung zum Dichter wird. Der Idealisirungssucht der Deutschen wird da einmal ein Schnippchen geschlagen, und das mit vollem Recht. Denn die thörichte, durch nichts gerechtfertigte Anschauung, ein Dichter sei vor Allem immer Dichter, sollte doch endlich einmal verbannt werden. Sie ist ja die Quelle vieler irriger Vorstellungen und vermag namentlich in Frauenköpfen ganz seltsame Confusionen anzurichten. — Wer also ein anschauliches und dabei reales Bild von Schiller und den Menschen und Zuständen seiner Umgebung empfangen will, in welchem die Poesie eine nothwendige aber ganz unwillkürliche Rolle spielt, der lese das Scherr'sche Buch. — Eine Biographie im landläufigen Sinne ist es nicht, und sollte es auch nicht sein, allerdings aber auch keine Novelle, wie Scherr es nennt, den Begriff Novelle, der doch so eng ist, ungebührlich weit ausdehnend. Auf diese Bezeichnung haben dafür die drei Stücke des dritten Bandes „Rosi Zurflüh", „Brunhild" und „Werther Graubart" viel gegründeteren Anspruch, zumal die beiden letzteren. Rosi Zurflüh nämlich rangirt mehr in das Gebiet der Dorfgeschichten, als solche aber darf sie wol zu dem Besten gezählt werden, was bisher in dieser Richtung geleistet worden ist. Scherr versteht es hier, die tiefsten seelischen Conflicte, deren Beute ein edles, gemüthvolles Weib durch die Verhältnisse und durch fremdes Verschulden werden kann, zu möglichst harmonischem Austrag zu bringen, ohne auch nur im Geringsten jene Grenze zu überschreiten, welche ihm in Bezug auf den Bildungsgrad und die Lebenssphäre der Heldin und ihrer Umgebung gezogen ist, — ein Vorwurf, der dem Dorfnovellisten Berthold Auerbach wiederholt gemacht wurde. Seine Rosi Zurflüh ist ein ächtes Dorf- und Naturkind, das nicht aus ihrer Schweizer Heimath herausgekommen ist und dessen ganzes Wissen sich auf die Wirthschaft beschränkt, und sie bleibt ein solches trotz der Feinfühligkeit, trotz der tiefen Leidens- und edlen Aufopferungsfähigkeit ihres Gemüthes, trotz des strengen Pflicht- und Rechtsbewußtseins, das ihr Denken und Handeln charakterisirt. Und das eben macht sie bei all ihrer geistigen Einfachheit zu einer um so idealeren Gestalt, daß die Fülle ihrer Tugenden und großen Eigenschaften nirgends als Resultat der Bildung, der Reflexion, sondern immer nur als Instinct, — als reines Product einer grundguten und dabei großangelegten Frauennatur zur Erscheinung kommt. Um uns aber das so recht augenfällig zu machen, stellt ihr der Verfasser in ihrer Widersacherin und der Zerstörerin ihres Lebensglückes, der Strobel-Elsi, ein Geschöpf gegenüber, das ebenso instinctiv und unverwüstlich schlecht ist, als jene gut. Es sind das zwei hochinteressante Frauencharaktere, welche gewissermaßen die beiden äußersten Marksteine von absolut gut und absolut böse bilden, zwischen denen die tausenderlei Varianten und Abstufungen der Gattung „Weib" liegen. Wer also auch an der Geschichte selbst, die uns Scherr da erzählt und die in vieler Beziehung peinlich berührt, kein Gefallen finden sollte, wird diese Arbeit dennoch der genannten Vorzüge wegen wohl zu schätzen wissen, ohne daß wir nöthig hätten, noch der prächtigen Naturschilderungen zu gedenken, welche diese, sowie mehrere der folgenden Novellen auszeichnen, und Jedem, der die Schweiz je bereiste und die Schönheiten dieser Landschaften in sich sog, eine Art Heimweh erwecken.

Viel weniger befriedigt hat uns „Brunhild", das zweite Stück dieses Bandes, weil der Frauencharakter, der hier gezeichnet ist, jener wirklichen Tiefe entbehrt, die, wenn auch nicht unsere Sympathie, so doch unser Interesse erregen kann. Die scheinbare Charakterfestigkeit dieser Brunhild, welche sie veranlaßt, den geliebten Mann von sich ferne zu halten und das versöhnende Wort nicht zu sprechen, ist nur Starrsinn und Gemüthsrohheit, ihr tragisches Ende aber — erfunden. Frauen dieser Sorte, und leider gibt es deren viele, haben sich viel zu lieb, um sich das Leben zu nehmen.

Ungemein wohlthätig berührt dagegen die Lectüre der Novelle „Werther Graubart", welche nichts anderes ist, als eine Art Abschluß des „Michel" und unserer Ansicht nach auch nur für solche Leser von Werth, weil vollkommen verständlich, die den „Michel" auch gelesen haben. Hellmuth, der Held jenes Romanes, ist auch der Held der vorliegenden Novelle, er

ist der Werther Graubart, und die Tochter seiner Jugendliebe Julie, Dora Bürger, ist es, für die der bereits alternde, aber noch immer stramme Mann eine leidenschaftliche Neigung faßt, — eine Neigung, die mit aller Jugendfrische und Poesie eines unverdorbenen Mädchenherzens erwidert wird. Daß Werther Graubart aber einer wirklichen Verbindung aus dem Wege geht, nachdem er in sich nicht mehr das Zeug fühlt, seine Dora glücklich zu machen, und „kampfesmüde“ sich im französischen Kriege erschießen läßt, ist so recht charakteristisch für den idealen pessimistischen Feuerkopf Scherr, welcher uns ein Stückchen dieser Geschichte selbst erlebt zu haben scheint, und für alle Fälle in den Briefen, die uns dieses seltsame und originelle Zusammenfinden erzählen, so viel Jugendlichkeit, so viel Feuer und Phantasie bekundet, daß wir ihn zu jeder Stunde fähig halten möchten, nicht nur wieder einen Michel zu schreiben, sondern sogar eine Dora Bürger glücklich zu machen, und wäre sie auch noch munterer und wilder, als die Dora dieser Novelle, eine der liebenswürdigsten Gestalten, die Scherr geschaffen. Uebrigens hielt sich der Verfasser verpflichtet, da er schon an seinen Michel anknüpfte, nicht nur Werther-Hellmuth, sondern auch viele der anderen uns aus jenem Romane lieb gewordenen Gestalten vorzuführen, oder mindestens mit ihren Schicksalen bekannt zu machen, wie zum Beispiel den Probst Fabian, die Tante Margret, u. a., wofür wir ihm um so mehr Dank wissen, als dadurch die Erinnerung an den Michel, — ein Buch, das eben so gut und vielleicht noch eher sechszehn Auflagen verdient hätte, als Freytag's „Soll und Haben“ — immer lebendiger in unserer Erinnerung auftaucht.

Die beiden nun folgenden Bände IV und V enthalten je eine sehr umfangreiche Novelle: „Die Tochter der Luft“ und „Nemesis“, welche wir ihrer stofflichen Verwandtschaft wegen wol in einem Athem nennen dürfen. Sie behandeln nämlich alle zwei ganz unerquickliche Criminalfälle, die sich nicht so recht künstlerisch gestalten lassen und mit ihren drastischen Schlüssen eine reine Wirkung absolut nicht erzielen können. Dies gilt namentlich von „Nemesis“, in welchem Stücke des Verfassers pessimistische Weltanschauung bereits stark ihre Stimme erhebt und er seiner Lust am „Raisonniren“ und an der Neubildung oft ganz unmöglicher Worte die Zügel schießen läßt, auch schon durch die allzurealistische Behandlung des Stoffes abstößt. Und nun dieser Stoff selbst! Schurkerei und Unmenschlichkeit, Rachsucht, Habsucht, alle gemeinen Triebe sind da losgelassen, um uns ein recht abschreckendes Bild von uns Menschen zu geben, und als Krönung des Ganzen finden wir Ehebruch und Blutschande vereint, die den Hauptinhalt des Buches bilden. Das ist unserer Ansicht nach denn doch zu viel des Schlimmen, und wenn es dem Verfasser auch gelingt, für die beiden Hauptpersonen, die sich der letztgenannten Verbrechen schuldig machen, bis zu einem gewissen Grade unsere Sympathien zu erwecken und sogar auf die Dauer zu erhalten, so vermag er das nur dadurch, daß er den betrogenen Gatten und Vater als ein so gemeines Scheusal hinstellt, daß eine Versündigung gegen ihn uns eigentlich gar nicht mehr als Versündigung erscheint. Das ist nun aber an und für sich ein bedenkliches Vorgehen, indem wir auf diese Weise in unserem Sittlichkeits- und Rechtsbewußtsein vergewaltigt werden, im gegebenen Falle aber um so weniger statthaft, als diesem Scheusal alle Größe fehlt, es klein und niedrig ist in seinem Denken und Handeln, klein und niedrig selbst in seinen Zielen, eine Verwandtschaft mit Richard dem Dritten also absolut nicht nachzuweisen vermag. Daß am Schlusse alle diese Menschen, die hier gegenseitig das Schlimmste an einander verübt, zu Grunde gehen, und Keiner dauernden Vortheil zieht aus seiner Schlechtigkeit, mag zwar als moralische Tendenz, die uns mit dem Zaunpfahle auf den Pfad der Tugend hinweist, sehr gebilligt werden, von künstlerischem Standpunct aber ist ein solches Leichentableau entschieden zu verwerfen. Wenn dieses Buch sich trotzdem interessant liest, so liegt es eben daran, weil Scherr, auch wo er auf Abwege geräth, noch immer Scherr bleibt.

Auf einem Abwege befindet sich der Autor allerdings auch in der anderen Novelle „Die Tochter der Luft“, auch hier müssen wir Zeugen sein ganz abscheulicher Handlungen, verübt aus ganz gemeinen Motiven. Doch ist die Behandlung eine viel edlere, die crassen Momente nehmen einen viel geringeren Raum ein, und Eva, die Tochter der Luft selbst, ist bei all' ihrer teuflischen Bosheit, bei all' ihrem Cynismus doch anderseits wieder eine so ideal-angelegte, zum Besten hinneigende, schwungvolle Natur, daß der pessimistische Autor in der That viel aufbieten muß, um sie schließlich unserer Sympathie zu berauben, was ihm zum Nachtheile seines Werkes leider gelingt. Ganz prächtig sind übrigens jene Capitel des Buches, wo wir vom Schlosse herabsteigen zum Goldforellenwirth,

und mit seinem liebholden Töchterlein Civili, sowie dem humorvollen Wate im Bart verkehren dürfen. Solche Dorfidyllen versteht Scherr ganz unnachahmlich schön und wahr zu dichten und es lacht uns immer das Herz, wenn er seine schwäbischen oder schweizerischen Naturmenschen in ihrem Geiste und in ihrem Dialekte so recht gesund und kernig reden läßt. Die Dorfgeschichte ist unstreitig sein eigentlicher Boden und hieher folgen wir ihm auch am liebsten. Leider gibt uns der Verfasser in seinem „Novellenbuch“ dazu keine weitere Gelegenheit mehr, der sechste und letzte Band desselben ist vielmehr geeignet, den guten Eindruck abzuschwächen, welchen die meisten übrigen Stücke der Sammlung in uns wachgerufen. Die fünf Arbeiten dieses Bandes sind offenbar in dem letzten Lustrum entstanden und tragen insgesammt das Gepräge von Scherrs verbitterter Stimmung, die sein künstlerisches Schaffen in so hohem Grade beeinträchtigt. Zwei derselben, „Gottlieb Rapser auf und unter der Erde, — eine Gespenstergeschichte“ und „Rafael Sprutz, eine sehr historische Novelle aus den fünfziger Jahren des 19. Jahrhundertes“ sind vermöge des schrullenhaften, raisonnirenden Tones, in dem sie gehalten, nahezu ungenießbar, in der „Jesuitin“ fesselt einzig die schöne Landschaftsschilderung, — und „Die rothe Dame“, welche mit humoristischen Anläufen den Lebenslauf einer in jeder Beziehung „Emancipirten“ erzählt, ist stofflich abstoßend und dabei so derb geschrieben, daß einem wirklich, wie Scherr selbst sagt, „übel zu Muthe wird,“ wenn man bis zu Ende gelesen hat. Wirklich interessant ist dagegen das letzte Stück „Alles schon dagewesen! Eine Historie, welche den Fehler hat, zu wahr und zu lehrreich zu sein.“ Scherr reproducirt darin den Inhalt eines alten Büchleins, betitelt: „Wahrhafftige Historie, wie das Evangelium zu Münster angefangen, und darnach durch die Wyddertäufer verstöret, wider auffgehört hat. Darzu die gantze Handlung derselbigen Buben, vom anfang bis zum ende, beydes in geistlichen und weltlichen stücken fleyssig beschriben.“ Durch Henricum Dorpium, Monasteriensem. 1536. — Wir halten diese Reproduction der ältesten Urkunde vom Beginn, Verlauf und Ausgang des wiedertäuferisch-communistischen Gräuels zu Münster für entschieden verdienstvoll, zumal dieselbe viel interessantes historisches Detail enthält, bedauern aber, daß Scherr auch hier sich zu einer ruhigen, objectiven Darstellungsweise nicht emporzuringen vermag. Im Uebrigen aber glauben wir, daß dieses, sowie die anderen Stücke des letzten Bandes, weder was Inhalt noch was Form betrifft, zur Aufnahme in das Novellenbuch geeignet waren.

Und nun wir mit unserem Berichte zu Ende sind, können wir nur nochmals dem Wunsche Ausdruck geben, daß Scherr in der Freude künstlerischen Schaffens seiner erschreckenden Verstimmung und Verbitterung Herr werden möge.

Oskar Welten.

Kleine Bücherschau.

Jedes neue Buch von **Heinrich Laube** wirkt schon durch die ganz eigene Darstellungsweise des Trefflichen wie ein erfrischendes Luft- und Lichtbad. Klar und farbig prägt sich seine Persönlichkeit in jedem Satze aus. Ueberall sitzt bei ihm das Wort dem Gedanken wie angegossen, der Ausdruck ist immer maskenlos und muthig — und wie wohlthuend wirken solche Vorzüge in den Tagen der schlotternden Phrase, der verkappten Charakterlosigkeit! Das volle Laube'sche Wappen trägt auch der erste Band „Erinnerungen“, die soeben bei Braumüller in Wien erschienen sind. „Das Reisen will gelernt und geübt sein, wie das Leben, — und zu Anfang übereilt man Beides“, heißt es an einer Stelle des Buches: Um so bedächtiger sieht aber das Alter auf die durchwanderten Strecken zurück, — und erzählt ein so junger Greis, wie Heinrich Laube, von seinen Wegmühen und Begegnungen, so ist es eine kernige Freude, mit zuzuhören. Auch viele werthvolle literarische Daten enthält der Band. Die Schilderungen Heine's, Gutzkow's, Holtei's und anderer poetischer Charakterköpfe werden von der Literaturgeschichte nicht übersehen werden. Am Reichhaltigsten ist das Buch in der Besprechung der politischen Wirrnisse der dreißiger Jahre. Aus diesen Rückblicken werden die Aelteren ihr eigenes Leid und Sehnen herauslesen, die Jüngeren Zufriedenheit und Daseinsfreude schöpfen. —

Conrad von Prittwitz-Gaffron hat im Verlag von Eduard Trewendt in Breslau einen Band: „Neue Lieder“ erscheinen lassen, von welchen in den Zeitungen viel gesprochen wird. Nicht mit Unrecht. Denn die Gaben des Dichters sind reif und eigen, sein lyrischer Pulsschlag ist echt und edel. Nur in der Auswahl hätte er mehr kargen sollen. Besonders die Gedichte, in welchen der Poet sein eignes Formverständniß besingt, waren uns störend. Das Selbstbewußtsein des Gehaltes kann sich

noch edelmüthig und würdevoll äußern, aber das Selbstbewußtsein der Formen wird sich immer eitel und kleinlich offenbaren. Es ist gentlemantique, ein Prachtgewand zu tragen, aber es ist plebejisch, davon zu sprechen. — Sehen wir davon ab, so können wir uns an der Form selbst nur erfreuen, wie z. B. in folgender Probe:

Mögen Andre klagen, wenn sie Gräber seh'n.
Schwerer ist zu tragen wandellos Besteh'n.
Grauser will mir dünken Memnons ew'ges Haupt,
Als zu Blumen sinken, von dem Sturm geraubt.
Besser, wie die Lerche tauschen Nest und Land,
Als in engem Pferche dauernder Bestand.
Besser, rasch im Lenze ein Peliden-Tod,
Als die welken Kränze, die man Nestor bot.
Euch die glatte Welle und den sichern Kahn,
Mir die blitzesschnelle Alexander-Bahn!

Auch auf dem jetzt wenig bebauten Feld der Ballade hat der Autor Gutes geschaffen.

Ein großangelegtes Prachtwerk ist die „Rheinfahrt. Von den Quellen des Rheins bis zum Meere". Schilderungen von Karl Stieler, Hans Wachenhusen und F. W. Hackländer. — Illustrirt von C. Knaus, C. Vautier, M. Püttner, C. Ritter und andern namhaften Künstlern. (Stuttgart, A. Kröner.) — Der Zweck des Werkes ist, den viel besungenen Rhein von den Quellen bis zum Meere, in seiner ganzen Größe und Schönheit, durch Wort und Bild zu preisen — und nach den vorliegenden ersten drei Heften, deren Text von Karl Stieler verfaßt ist, scheint die Verlagshandlung in der That kein Opfer zu scheuen, um ihre Absicht leuchtend zu verwirklichen. Die künstlerische Schönheit der Bilder, dann aber auch die liebevolle Wärme und Beredsamkeit, mit der uns Karl Stieler die Geburt und Jugend des Stromes beschreibt, nicht ohne durch einen reichen Sagenschmuck die Schilderung zu beleben und durch manches gemüthreiche oder gedankenvolle Wort die Symbolik des Naturlebens zu veranschaulichen — das Alles wirkt hier zusammen, um in den Lesern jenes unbezwingliche Rheinweh wiederzuwecken, das noch keinem Deutschen fremd geblieben ist.

Miscellen.

Agnes Kayser-Langerhanns sendet uns als verspäteten Kranz auf Andersen's Grab ein Gedicht, welches so lieb und sinnig ist, daß wir es gern noch jetzt veröffentlichen:

Andersen lebt!

Die Großen machen so ernste Gesichter,
Als hätten sie Leid und bitt're Noth,
Sie sagen: es wäre der sinnige Dichter,
Der Freund der Kinder, Andersen, todt.
Sagen's die Leute, glaubt es nicht!
Seht, der Sonne wärmendes Licht,
Seht, der blinkende Sternenschein
Leuchtet uns freundlich in's Herz hinein:
„Andersen lebt, Andersen lebt."

Tretet hinein in den Wald, den dunkeln,
Märchen durchwandern ihn leise und sacht,
Ueberall ist es ein Blitzen und Funkeln
In der grünenden, dämmernden Nacht.
„Andersen todt, o glaubt es nicht!"
Tönt es aus Moos und Zweigen dicht,
Und es flüstert die Waldesfrau
Und es schimmert im Silberthau:
„Andersen lebt, Andersen lebt."

Ueber die Haide im Mondenstrahl
Schweben die zarten Gestalten der Luft,
Hin über Rosen und Veilchen im Thal,
An Bergeshängen, im Wolkenduft,
Am glühenden Fels, wo die Pflanze verdorrt,
Am kühlen Brunnen, am schattigen Ort,
Auf schwanken Halmen in Moor und Ried
Kündet uns leise und laut ihr Lied:
„Andersen lebt, Andersen lebt."

All überall, wo Märchengestalten
Lieblich erblühen in wonniger Luft,
Wo sich traumhaft Wunder entfalten,
Wie Blumen der Felder, unbewußt,
Findet den Dichter das lauschende Kind,
Hört seine Sprache in Wellen und Wind.
Von den Lippen der Kinder fort und fort
Tönt das bezaubernde, herzige Wort:
„Andersen lebt, Andersen lebt!"

Aus unserer Briefmappe.

Verehrtester Freund! Sie werden wol gestatten, daß eine Angelegenheit von allgemeiner Bedeutung wie ein persönliches Interesse in Briefform behandelt werde. Ein lyrisches Gedicht ist die Veranlassung, hier überhaupt von dem Gegenstande zu sprechen, und kann nicht auch in Versen geantwortet werden, so ist ein Brief als Lyrik in Prosa zu betrachten.

Seit der Pessimismus der Welt allgemein bekannt geworden, hat er auch, wie dies eben in der Welt üblich ist, zu einem allgemeinen Mißverständniß geführt. Es gibt zwar eine pessimistische Philosophie, allein ein Irrthum wäre es zu glauben, daß jemals der Pessimismus selbst zu einem philosophischen System wäre ausgebildet worden. Er ergibt sich stets nur als eine nebensächliche Consequenz von solchen Prämissen, die an und für sich mit dem Wohl- oder mit dem Uebelbefinden in dieser Welt, mit der Anschauung, daß sie die beste oder die schlechteste aller möglichen Welten sei, nicht das Geringste zu thun haben. Wer naturgeschichtlich erklärt, unter welchen Bedingungen und durch welche Mittel ein Baum zu seinen Früchten gekommen ist, der überläßt es dann dem subjectiven Geschmack jedes Einzelnen, diese Früchte süß oder bitter zu finden, ohne sich weiter wissenschaftlich darum zu kümmern. Nicht anders verhält sich die Philosophie zu ihrer Erklärung, wodurch die Welt lebt und Ergebnisse trägt. Man darf ihr nicht den Vorwurf machen, den Pessimismus als Philosophie proclamirt zu haben und man darf sie in diesem Sinne nicht „Tages-Philosophie" nennen. Der Pessimismus ist an sich noch keine Philosophie, sowie der Ekel, den eine Speise erregt, an sich noch keine Kenntniß von der Beschaffenheit dieser Speise ist. Es gibt der Philosophen genug, die keine Pessimisten sind; es gibt noch um vieles mehr Pessimisten, die keine Philosophen sind.

Indessen trifft selbst die unphilosophischen Pessimisten diejenige Art von Spott nicht, die man gegen sie anwendet. Bodenstedt hat in Nr. 8 Ihrer geschätzten Zeitschrift mit dem Witz und der Anmuth, welche die Seele seiner lyrischen Kunst sind, einen Gedanken wiedergegeben, der sich bereits als scheinbar unwidersprechlicher Hohn gegen die pessimistische Weltauffassung verbreitete. „Warum, Ihr Welthasser, wenn Ihr der Welt Recht und Vernunft zu existiren abschneidet, zögert Ihr, Euch gleich selbst den Hals abzuschneiden? Die Welt hätte ja nichts an Euch verloren (als ob es den Pessimisten darum zu thun sein könnte, dies zu verhindern) und wenn das Leben in der Welt nicht auszuhalten ist, warum lebt Ihr in der Welt?"

Auf dies spöttische Lachen ist aber zunächst zu erwidern: daß derjenige, der das Elend des Daseins beklagt, mitten darin steht, jedenfalls aber sich nicht darüber erheben kann. Zum Elend des Daseins aber gehört es vornehmlich, daß die Natur, die in allen Stücken die Objectivität dieses Elends ist, den Untergang, durch welchen der unphilosophische Pessimist ihr entrinnen zu können glaubt, den Selbstmord also, welchen die unweise Verhöhnung ihm als Rettung zeigt, wie den Tod überhaupt mit Angst und Qual umgeben hat. Die Todesangst als eine thörichte zu empfinden und sie dennoch nach den thierischen Bedingungen nicht leicht oder gar nicht überwinden zu können, nach animalischen Gesetzen an dem Leben hängen zu müssen, das die Vernunft als des Wegwerfens werth erkannt haben will, das ist eben der Trug der Natur, der Fluch der Existenz. Für den Pessimisten kann aber keineswegs schon in seiner Weltauffassung

allein der Imperativ zur Ueberwindung der Natur liegen. Er gibt sich ihren Forderungen naiv hin, wie jeder Andere, er ist „so zu sagen auch ein Mensch," wie Musicus Miller meint. *)

Aber nicht blos aus diesem physiologischen, auch aus dem praktisch-ethischen und aus metaphysischem Gesichtspunkt läßt sich auf die Flachheit jener landläufig gewordenen Verhöhnung hindeuten. Bevor der Pessimist zu seiner trübseligen Weltauffassung gelangt (und trübselig bedeutet hier, tiefer gefaßt, trüb und selig zugleich), muß er die Schule der Erfahrungen — keineswegs die der Philosophie — zurückgelegt haben. Er war vorerst Optimist, er muß unbefangen dahin gelebt haben und in dieser Unschuld Verhältnisse eingegangen sein, die er jetzt, nachdem er zu spät die Erkenntniß gewann, daß es besser gewesen wäre in die sociale Verbindung der Menschen nicht einzutreten, nicht so einfach wie seinen früheren Optimismus selbst von sich streifen kann. Gebieterisch erheischen die Consequenzen jener Verhältnisse die Ausdauer, die fortgesetzte Arbeit an ihrer Bewältigung: das Leben. Eben weil der Pessimist nicht schon als solcher auch Philosoph ist, folgt er reflexions- aber auch trostlos der Stimme des Gewissens. Ihm gegenüber ist die höhnische Anempfehlung des Selbstmordes ebenso wenig am Platze, wie gegenüber dem Galeerensclaven, der dafür bewacht wird, daß er sich kein Leid zufüge, nur daß die Wächter des Pessimisten die Postulate der Sittlichkeit sind.

Zu diesem ethischen gesellt sich endlich auch das metaphysische Gesetz der All-Einheit alles Seins; jedes Ich ist jedes Ich; im Individuum, das untergeht, ist nur eine bestimmte Phantasmagorie des Ich untergegangen; das Ich-Gefühl selbst bleibt genau in derselben Weise in jedem einzelnen Individuum fortbestehen. — Ein reizender Zufall fügte es, daß in derselben August-Nummer der „Neuen Monatshefte," die „Zur Tages-Philosophie" enthält, das „neue Talent" Marie v. Ebner das sinnige Liedchen singt: „O sag nicht, fremdes Leid."

Vom Herzen sei die Fröhlichkeit Jedem gegönnt, der sich nicht vermißt, sie — zu einem Weltgesetz erheben zu wollen. Dazu ist der Optimist auch in den schönsten Versen ebensowenig berechtigt, wie der Pessimist, der sich beifallen ließe, seinen subjectiven Abscheu vor dem Leben zu einer Doctrin erheben zu wollen und sie Philosophie zu nennen. Diese Anmaßung ist aber in Wahrheit nicht vorhanden, sie wird den armen Pessimisten vom Spott der Optimisten in die Schuhe geschoben. Diesen letzteren aber hat schon Nicolaus Lenau das Richtige gesagt, in einer Zeit, da Opti- und Pessimismus noch nicht zu allgemein bekannten Begriffen geworden waren. Heutzutage, wo nicht blos ein Bodenstedt mit schäkernder Lieblichkeit, wo vielmehr sehr gedankenlose Gesellen mit breiten Gemeinplätzen den Pessimismus verhöhnen zu dürfen glauben, ist es angezeigt, Lenau's Worte zu wiederholen:

— — ist Dir wohl zu Muth,
So sollst Du zügeln Dein vergnügtes Blut
Und zur Gesundheit nicht die Rohheit fügen!!

Hieronymus Lorm.

---

*) Damit sind unsere „Antipessimistischen Betrachtungen" im 1. Heft S. 68 ff. zu vergleichen.
D. Red.

☛ **Zur Nachricht.** Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin.

Mephisto.

Eine Vision von Max Heinzel.

Es war in schauriger Gewitternacht;
Der Donner hallte laut und dröhnend wieder,
Wie die Kanonen einer wüsten Schlacht,
Und aus den schwarzen Wolken schoß hernieder
Der rasche Blitz in violetter Pracht,
Ein Feueraar mit riesigem Gefieder.
Da plötzlich stand vor mir, geneigt zum Gruße,
Der Höllenfürst mit plumpem Pferdefuße.

Er fand mich trüb', in öder Einsamkeit;
Ich starrte ruh'los vor mich hin und träumte
Von einer herrlichen Vergangenheit,
Die lachend ros'ges Morgenlicht umsäumte
Und die zu immer neuem Gram und Leid
Ach! allzubald in eitel Nichts zerschäumte.
Mephisto sah mich an und perorirte,
Indem er sich in meine Näh' placirte:

Du bist so melancholisch, daß mir grauſ't;
Drum muß ich Dich, Phantast, vor allen Dingen,
Wie weiland den berühmten Doctor Faust
In lebensheitere Gesellschaft bringen.
Wenn Dich der Wonne wilde Fluth umbrauſ't
In buntem Volksgewühl, beim Becherklingen,
Verlernst Du bald Dein grillig Meditiren . . . .
Die beste Kur ist, Dich zu amüsiren.

Du mußt aus Deiner Zelle in die Welt,
Wo des Genusses frische Quellen rinnen,
Und Dir als Don Juan, als Minneheld,
Ein südlich fühlend Weiberherz gewinnen.
Zwar ars amandi ist ein weites Feld;
Doch liebst Du nur mit aufgeregten Sinnen
Und nicht romantisch süßelnd und verschwommen,
So wirst Du auch zu Deinem Ziele kommen.

Nur sei nicht zag', wenn man sich spröde zeigt,
Als wolle man in dumpfen Klostermauern,
Wo die Begier vor starren Regeln schweigt,
Sein frisches Leben jüngferlich vertrauern.
Wie man den Blick auch scheu zur Erde neigt
Und zitternd bebt in sittlich kalten Schauern,
Willst Du die Hand um's schlanke Leibchen schmiegen . . .
Trau' der Natur, man wird ihr unterliegen.

Denn glaube mir, der Hang zur Sinnlichkeit
Ist allen Evatöchtern eingeboren,
Und ihre Scham und ihre Schüchternheit,
Ein Blendwerk ist's für kinderhafte Thoren.
Ergreife nur geschickt die rechte Zeit,
So geht der Flitterglanz gewiß verloren,
Und aus dem Fundament wirst Du's erkennen,
Wie sündlich heiß die keuschen Herzen brennen.

Mephisto sprach's so teuflisch, so voll Hohn,
Indeß ein grauer Nebel ihn umwallte,
Daß seiner Stimme schneidend scharfer Ton
Sich in mein Herz mit Geierklauen krallte.
Und wie dem ew'gen Qualenpfuhl entfloh'n,
So seufzt' ich auf, als schnarrend sie verhallte,
Und sah in seinen tiefgefurchten Zügen
Den ganzen grimmen Haß der Menschheit liegen.

Und ich entgegnet' ihm: Du bist und bleibst
Der allerschlimmste aller Pessimisten . . . .
Mich wundert's nicht! . . . . Wenn Du nur Ethik treibst
Bei lustbethörten, gottvergess'nen Christen,
Die Du zu Heine und Consorten schreibst
Auf Deiner höllischen Statistik Listen,
Wenn stets Du nur Gemeinheit suchst und Rohheit,
So fehlt Dir der Begriff von jeder Hoheit.

Ich kenn' die Weiber auch! In guter Zeit
Hab' ich von ihnen manche Gunst erfahren,
Als ich, ein Bursch voll frischer Munterkeit,
Mit kurzem Rock und langen Lockenhaaren,
Dem Cult der Wissenschaften mich geweih't
Im Bunde mit begeisterten Scholaren.
Das Herrlichste, was ich im Herzen trage,
Es ist ein Sonnenschimmer jener Tage.

Nein, Weiber gibt es göttlicher Natur,
Vor deren Tugend nied're Triebe schweigen,
Die uns, wie Sterne dort im Lichtazur,
Den rechten Weg durch Nacht und Dunkel zeigen,
Und sich vor echtem Mannesadel nur
In zücht'ger, makelloser Liebe neigen.
Dies Evangelium, den festen Glauben,
Wirst Du mir nie mit kaltem Spotte rauben.

So war, die längst im Grabe ruht, Marie;
Ein Engel, hold und lieblich anzuschauen,
Daß mich erfaßt', ich weiß es nicht mehr, wie?
Ein wunderbares, schmerzlich-süßes Grauen,
Sah ich der Unschuld Kinderpoesie
Aus ihrem klaren Veilchenauge blauen.
Ein Frieden weht' um mich aus Edens Räumen,
Vom Himmel mußte ich, von seinem Glanze, träumen.

Gar manches Bildniß hab' ich unterdessen,
Seit ich zum Mann in Sturm und Drang gereift,
Gleich einem Jugendtand, schon längst vergessen,
Wie nah' es auch mein innerst' Herz gestreift;
Doch wenn die Fernen, die mein Fuß gemessen,
An der Erinn'rung Hand mein Geist durchschweift,
Taucht vor ihm auf als blendend reine Sonne
Die blonde, schöne, irdische Madonne.

Ihr weih' ich stets die einsam stillen Stunden,
Wo sich mein Ich, ein Blatt im Wirbelwind,
Aus dumpfem Lärm und Schwall herausgefunden
Und rastend wieder auf sich selbst besinnt.
Ihr fühl' ich mich auf Ewigkeit verbunden,
Und siehst Du, wie die Trauer mich umspinnt,
So ist's nur, weil ein glühend heiß Verlangen
Nach ihr mein allertiefstes Sein umfangen . . . .

Mephisto grinst', den Spott auf seiner Lippe,
Mir cynisch lachend in mein Angesicht.
Dann sagt' er: Lieber Freund, die Narrensippe,
Die immer nur von ihren Schmerzen spricht
Und bei der vollen, aufgehäuften Krippe,
Bei allerlei verlockendem Gericht,
Nach Nahrung fast verschmachtet, ist — beim Himmel! —
Das dümmste Vieh im menschlichen Gewimmel.

Was schiert der Friedhof Dich? . . . . ein Leichenstein? . . . .
Die Todten läßt man ruh'n im dunklen Grabe
Und freut sich an dem gold'nen Sonnenschein,
An Frau Natur und ihrer bunten Habe,
Solange noch der Liebe Feuerwein
Zum Trinken reizt als köstlich süße Labe.
Was war, das war! . . . . kein Gott kann's wiedergeben
Und aus dem Schutte der Vernichtung heben!

Ihr Dichter seid ein seltsam Volk, fürwahr!
Stets müßt ihr leidvoll bangen und verlangen
Nach Dingen, die des warmen Lebens baar,
In Nebelqualm und grauen Wolken hangen.
Indeß verblüht euch freudlos Jahr um Jahr
Mit seinem Schmelz und seinem Frühlingsprangen.
In nicht'gen, leeren Faselei'n, ihr Thoren,
Geht euch das bißchen Erdenglück verloren!

Im Ganzen, lieber Freund, verlohnt sich's nicht
In dieser schwindelhaften Gründer=Zeit,
Daß man um Reime sich den Kopf zerbricht
Und sich der Muse mit Begeist'rung weih't.
Und schriebst Du auch ein Byron'sches Gedicht,
Drin funkelnd Perle sich an Perle reiht',
Es geht, wie vieles And're, kaum geboren,
Im Schacherlärm des lauten Markts verloren.

Vielleicht entzückst Du mit der Verse Tand
Ein semmelblondes, schwärmerisches Gänschen,
Vielleicht auch einen überschnappten Fant
In irgend einem belletristschen Kränzchen,
Wo man auf einer großen Scholle Sand
Anpflanzt der Lyrik schwache, kranke Pflänzchen;
Allein das Publikum, die tausendköpf'ge Menge,
Hat keinen Sinn für all' Dein Wortgepränge.

Drum rath' ich Dir, gieb auf die Reimerei
Und, statt bei Deinem Dintenfaß zu sitzen
Und mißgelaunt, in ew'ger Düftelei,
Des Hirnes qualenvollen Schweiß zu schwitzen:
Begleite mich! . . . . Dann wird des Daseins Mai
Dir hold in klarem Morgenthaue blitzen
Und leicht und schnell durch alle Deine Sinnen
Ein wunderliebliches Vergessen rinnen . . . .

Sprich mir kein Wort mehr von der schönen Kunst,
Erwidert' ich dem Spötter da. Ich halte,
Was Du mir sagst, für eitel Rauch und Dunst;
Denn, wenn auch Das, was sinnend ich gestalte,
Sich nie erringt des großen Haufens Gunst,
Weil ernst mein Lied und grollend stets erschallte,
Du mühest Dich umsonst, mich zu bewegen,
Die Feder, feiernd, aus der Hand zu legen!

Ich weiß es wohl, daß uns kein Ruhm erblüht,
Die wir des Wohllauts holde Sprache pflegen,
Und daß der Flammenbrand, der uns durchglüht,
Und seinen hellen, gold'nen Funkenregen
Rings auf die Köpfe von Philistern sprüht,
Uns nimmer schafft Fortunens Zaubersegen:
Doch sing' ich, wie im Wald die Philomele,
Weil der Gesang mir liegt in tiefster Seele.

Und wie der Vogel in die Wolken steigt
Und hoch im Aether badet seine Schwingen,
Wo aller Lärm des harten Kampfes schweigt,
In dem wir schweißvoll mit dem Schicksal ringen,
Bis wir, wenn einst sich unser Tag geneigt,
Uns Frieden endlich durch den Tod erzwingen:
So kann auch ich den heißen Drang nicht zügeln,
Emporzustreben mit des Geistes Flügeln.

Verhaßt ist mir die schal geword'ne Welt,
Die fieberhaft, mit ruhelosem Trachten
Nach gelbem Gold nur hungert und nach Geld
Und alle Schätze aus der Dichtung Schachten
Kaum werth des bloßen flücht'gen Anblicks hält,
Weil sich damit Nichts kaufen läßt und pachten,
Im Uebrigen gut speist und poculiret
Und lustig, con amore, vegetiret.

Was ihr gefällt, das kann mich nicht vergnügen,
Drum laß mich weiter einsam und allein;
Ich weiß mir selbst schon trefflich zu genügen
Mit meinen Freunden dort im Bücherschrein.
Aus ihrem Wissensquell in langen Zügen
Schlürf' ich die höchste Erdenwonne ein . . . .
Vor Deinem Paradies, voll gift'ger Blüthen,
Mag mich der allbarmherz'ge Gott behüten.

Ich sprach's und ich bekreuzte mein Gesicht
Dreimal bei meiner Rede letztem Satze.
Mephisto aber schnitt am halberlosch'nen Licht
Der Lampe eine widerliche Fratze
Und Einem gleich, den die Tarantel sticht,
Fuhr jählings er empor von seinem Platze
Und war hinaus . . . . und in mein einsam Zimmer
Brach hell und klar des Mondes sanfter Schimmer.

Das Ewig-Gestrige.

Novelle von Oscar Blumenthal.

Ueppig und gewitterverkündend lag auf dem Schloßpark die Glut des Augusttages. In der Runde war Alles stumm und müde. Auf Baum und Strauch lagen durstige Staubschichten, und das Himmelsblau lugte kaum noch durch Wolkenlücken auf die halbverschmachteten Gefilde nieder, aus deren Mitte sich das gethürmte Schloß des Grafen Erich von Sunden machtvoll, wie für die Ewigkeit gebaut, emporhob.

Ich hatte auch diesmal wieder Erichs gastliche Einladung befolgt und mich während des arbeitsfreien Augustmonats bei ihm einquartiert. Ja, er hatte diesmal sogar seine Einladung mit einer ganz besonderen feierlichen Wärme und mit einer so unruhigen, gewährungheischenden Beredtsamkeit ausgesprochen, daß in mir der schnelle Argwohn erwachte, als verspräche er sich von meiner Anwesenheit eine eigenthümliche Gemüthserleichterung, einen ersehnten Trost.

Uns Beide verkettete eine wettergeprüfte Freundschaft. Auf der Hochschule hatten wir uns zuerst gefunden und schnell wob die Aehnlichkeit der Lebensführung ein Band der Sympathie um uns, das sich mit der Zeit zu der sanften Fessel einer wahren Herzensgemeinschaft verdichtete. Von da ab hatten wir in nächtigen und heiteren Schicksalen als treue Gefährten zusammengehalten. Wir trauerten nach moderner Sitte gemeinsam über das Leiden der Welt, gemeinsam machten wir alle kühnen Streiche — und nur verheirathet hat sich schließlich Erich allein. Aber die Kühnheit war nicht zu verwundern. Camilla von Malten hatte schon beim ersten Begegnen durch die linden Reize ihrer Anmuth mein ganzes Herz gewonnen. An der Seite dieses seltenen Geschöpfs — das war der innige Eindruck, den ich mit mir nahm, — werden Erichs Tage sonnig und freudenvoll fließen, wie ein goldener Strom.

Zwei Jahre waren seit der Verheirathung vorbeigegangen. Und nun die hastige Besorgniß, mit der mich diesmal der Freund herbeiwünschte! — Es erhoben sich in mir schwarze Gedanken.

Ich war beruhigt, als ich mich einige Tage im Schloß aufgehalten hatte. Offenbar war das Verhältniß zwischen Erich und Camilla schattenlos und froh. Mir fiel eine Bergeslast von der Seele! Und wenn freilich mein philosophischer Freund ab und zu in eine trübe Schweigsamkeit verfiel, so erklärte ich mir das aus einem Hang zur Beschaulichkeit, den ich schon früher oft bei ihm beobachtet hatte. Mehr als einmal sagte ich ihm mahnend:

„Die Tage des Lebens sind da, um genossen, und nicht, um studirt zu werden! Du aber betrachtest sie forschend und grüblerisch, wie die Blätter einer alten, weisheitsbergenden Handschrift — und leider entscheidest Du Dich nach echter Philologensitte auch hier immer für die schwerere Lesart!"

Lächelnd erwiderte er dann: „Du mußt mich nun schon in meiner stillen Weise gewähren lassen" — und ein weiteres Drängen war damit ausgeschlossen. Zu Camilla blieb er immer derselbe. Man konnte zweifeln, was reizvoller anzusehen war: Seine aufopfernde Rücksicht und unermüdliche Aufmerksamkeit, um jeden Dorn von ihren Wegen zu entfernen, oder die dankbare Güte, mit der sie auch die unbedeutendste Freundlichkeit aufnahm und belohnte.

Zu einer rechten Aussprache mit Erich war ich auch schon deshalb nicht gelangt, weil immer eine muntere Fee dazwischenflatterte, die wie ich ein Gast des Hauses war: Die Baronin Julie von Borneck, die seit dem Tode ihres greisen Mannes für die umworbenste Schönheit der Residenz galt und sich durch ihre lockere, spöttische Zunge schon längst zum enfant terrible der aristokratischen Gesellschaft gemacht hatte. Sie war entschlossen, lieber die Einförmigkeit eines Landaufenthalts zu ertragen, als noch länger dem Freierschwarm ausgesetzt zu sein, der sie mit seinen unaufhörlichen Huldigungen umschaarte. Ihr prickelndes Temperament, ihre launige Ungeduld unterbrachen jedes ernste Gespräch, das sich etwa anknüpfen mochte, und so war ich auch heute nicht dazu gekommen, Erich für eine eingehende Erörterung zu erobern.

Nach dem Frühstück, das wir Alle — bis auf die Baronin, deren coquettes Geplauder niemals rastete — ziemlich schweigsam eingenommen hatten, schickte sich Sunden sogleich an, in sein Gut hinunterzuwandern, um dem Wirthschaftsverwalter neue Instructionen zu geben. Ein Proceß, in den ihn der Eigensinn eines hadersüchtigen Nachbars verwickelt hatte, erforderte Erichs strengste persönliche Wachsamkeit, — und so mußten wir uns denn ohne seine kundige Führerschaft entschließen, den gewohnten Spaziergang nach der am Ende des Parks belegenen Veranda zu unternehmen, die mit ihrer dichten Weinlaubumrankung der satten lüsternen Müdigkeit der Mittagshitze den Eingang versperrte.

„Das muß man aber gestehen, Camilla!" begann die Baronin, nachdem wir um den zierlich geschnitzten Gartentisch Platz genommen hatten . . „Dein edler Gatte hat heute wirklich wieder seinen beau jour!"

„Das heißt —?"

„Nun, hast Du denn nicht beim Frühstück sein holdes Angesicht beobachtet? — Huhuhu, Mörder Du! — dieser Gruselvers aus einer blutigen Ballade ging mir fröstelnd durch den Sinn, wenn ich seine finsteren Mienen betrachtete. Da kauerte ja in jeder Pore ein melancholischer Gedanke . . . Der Himmel sei uns gnädig, wenn er den ganzen Tag über so weiter pessimistelt!"

„Ihm liegt gewiß der Proceß im Sinn," warf ich dazwischen.

„Ach, vertheidigen Sie ihn nur nicht, lieber Assessor," antwortete Julie. „Sie sind aus demselben Holz geschnitzt — nur noch nicht so trocken. Auf dem Gebiet des Grübelns leisten auch Sie ganz Rühmliches. Aber freilich, gegen Erich sind Sie noch ein Anfänger. Kaum waren meine schlechtesten Scherze im Stande, ihn trüber zu stimmen!"

„Du nimmst es zu wichtig," erwiderte Camilla, deren bleiche edelgeformte Züge

einen sanften Gegensatz zu der verführerischen und herausfordernden Schönheit der brünetten Baronin bildeten. „Du beobachtest zu eifrig, und was nur eine strengere Falte des Ernstes ist, erscheint dir schon bald als eine scharfe Furche des Trübsinns."

„Meinetwegen. Aber solche Extravaganzen, wie Falten des Ernstes, gestattest Du einem Mann, mit dem Du erst zwei Jahre verheirathet bist? O diese Frauen, diese liebenden Frauen! In der süßen Freude, daß sie das Herz eines Mannes beherrschen, machen sie sich zu Sklavinnen seines Kopfes. Weißt Du denn, meine Liebe, daß es Erichs einfache Schuldigkeit ist, glücklich zu sein? glücklich zu sein von früh bis spät! Und Du thust wahrlich sehr Unrecht, ihn auch nur für Augenblicke von dieser Berufsthätigkeit zu dispensiren!"

Mir schien es, als ob beim Anhören dieser Worte ein rascher Schatten über Camilla's Gesicht huschte, das in seiner durchsichtigen Zartheit jede leiseste Bewegung spiegelte. Juliens lebhaftes Inquisitorium — ich bemerkte es traurig und betroffen — schien in der That eine wunde Fiber in ihr berührt zu haben.

„Sie überschätzen" — entgegnete ich, zur Baronin gewandt — „Erichs vorübergehende Mißstimmungen."

„Und Sie scheinen durchaus für ihn plaidiren zu wollen."

„Mein Gott, ich kenne ihn. Er hatte von jeher eine ausgesprochene Anlage für den moralischen Katzenjammer. Es gibt eben bei solchen Charakteren Regenschauer der Trübseligkeit, die auch zuweilen aus dem wolkenlosesten Himmel niederfallen."

„Sie sprechen wieder weise," scherzte die Baronin weiter, „wie ein olympischer Gott, wenn er gut zu Abend gespeist hat. Aber Sie sind doch ein schlechter Wetterprophet. — Regenschauer! — Erichs Trübsinn hat schon mehr die Dauerhaftigkeit eines ausgebildeten Landregens. — Nein, im Ernst, Camilla, Du bist zu nachsichtig. Ihm die Lustigkeit anzulächeln, Du siehst es, ist Dir nicht gelungen. Versuch' es denn, versuch' es wenigstens in meinem Interesse, sie ihm anzuquälen."

„Du scheinst die Erziehung mit der Ruthe zu lieben?"

„Man kann auch Ruthen aus Rosenzweigen flechten."

„Und diese Sentenz bedeutet hier? . . ."

„Sie bedeutet, daß Du Erich mit Liebenswürdigkeiten erdrücken mußt, wenn er griesgrämelt — mit Zärtlichkeiten peinigen, wenn er in Trauer vernebelt — daß Du ihm durch eine schonungslose Liebe beweisen sollst, wie Du auf sein Glück ein Anrecht hast."

„Warum? Ich frage Dich —" und ein banges Wehgefühl zitterte in ihren Worten — „wenn er nicht in meinen Augen die wachste Theilnahme, den lebendigsten Trost liest, wie mag ich hoffen, ihn durch Reden und Handlungen zur Freude zurückzuführen?"

Erichs Einladung erschien mir jetzt plötzlich wieder in einem ganz anderen Licht. Hier lag ein Geheimniß, ein thränenschweres Geheimniß. Ahnte es Camilla selbst nicht? . . . oder wollte sie es nur der leichtsinnigen Baronin verbergen? Es galt sie zu unterstützen.

„Vielleicht sagt ihm das Landleben nicht zu," bemerkte ich, — „vielleicht fehlen ihm mehr, als er es selbst weiß, die abwechslungsreichen Zerstreuungen der Residenz . ."

„Endlich ein vernünftiges Wort, Assessor,“ unterbrach die Baronin. „Ja freilich, daran liegt's. Sich in eine solche bukolische Zurückgezogenheit Monate lang einzuwickeln, — fürchterlicher Gedanke!“

„Du irrst,“ erwiderte Camilla beschwichtigend. „Gerade diese friedliche Abgeschiedenheit scheint Erichs Neigungen zu entsprechen. Du wirst kaum glauben, mit welcher — ich möchte fast sagen — übereifrigen Beharrlichkeit er in die Einzelheiten der landwirthschaftlichen Technik eingedrungen ist — und kein Knecht, der sich um Lohn verdingt, kann mit strafferer Ausdauer arbeiten, als Erich, wenn er in Feld und Wald, bei Sonnenglut und Gewitterregen, durch Aerger und Bekümmerniß nie eingeschüchtert, die Aufsicht führt.“

„Eine unbegreifliche Schrulle,“ sagte staunend die Baronin.

„Ich selbst finde, daß er die Arbeit übertreibt.“

„Nun, so mußt Du dagegenwirken. Auf ein paar Wochen dem krausen Gewirr der Großstadt den Abschied geben — warum nicht? — Schon, damit man das Vergnügen hat, wieder zurückzukehren. Aber auf die Dauer, das gesteh' ich, wäre auch für mich das Klingen der Kuhglocken ein Sterbegeläut der guten Laune. — Warum war Erich früher ganz anders? — denke doch nur z. B. an unsere vorjährige gemeinschaftliche Badereise!“

„In Tannenburg, meinst Du?“

„Freilich.“

„Weißt Du noch — die leidende florentinische Sängerin, die arme Marietta Lugani schlug ja damals alle Badegäste in Fesseln der Liebe.“

„Die unglückliche Marietta!“ erwiderte Camilla mit einem wehmuthstiefen Blick zu Julien hin, einem Blick, in welchem es wie ein Vorwurf schimmerte. .... „Welches erschütternde Schicksal hatte die Arme. Und Du wolltest sie fast zum Gegenstand eines leichtsinnigen Spiels machen.“

„Das müssen Sie erzählen, Frau Gräfin!“ bat ich, froh, das Gespräch von einem Gebiet abzulenken, auf welchem es nur heikel und gefahrvoll dahinglitt.

„Nein, lassen wir das,“ antwortete die Baronin, „aber siehst Du, damals, Camilla, war Erich ein Andrer: Feurig, beredt, von Lustigkeit bisweilen sprudelnd, an glücklicher Frische mit den Quellen Tirols wetteifernd — damals konnte er sogar mich trösten!“

„Und, das ist wahr,“ meinte Camilla mit einem Lächeln, das bei ihr überraschen konnte — „Du warst damals des Trostes sehr bedürftig.“

„Sehr, sehr!“

„Freilich. Dein greiser Gatte, den Du widerstrebend auf den Wunsch Deiner Eltern geheirathet hast, war ja vor drei Monaten hinübergeschlummert!“

„Ach ja. Mein guter alter Theophil! Weißt Du, daß meine Eltern nichts Liebenswürdigeres thun konnten, als mich trotz aller kindischen Thränen —“

„Wie, Baronin?“ unterbrach ich. „Sie hätten jemals Thränen gehabt? . . .“

„Als mich, wiederhole ich, trotz aller kindischen Thränen mit — Bornecks Majorat zu verloben. Siehst Du, Camilla, das war ein Mann — wenn es doch viele von seiner Art gäbe! Ich bin mir niemals so unverheirathet vorgekommen, als seitdem ich Theophils Frau geworden war. Zerstreuung ließ er auf Zerstreuung, er ließ Fest auf Fest folgen, das schmachtende Deutschland lag mir zu Füßen — und, Camilla,

Du wirst mir Deine Bewunderung nicht versagen: Ich bin trotz alledem von der Krankheit des Verliebtseins immer freigeblieben."

„Und gedenken Sie auch für alle Zukunft diese beneidenswerthe Constitution zu bewahren?"

„Ah, sieh da! Monsieur ist neugierig. — Nun, um Ihren medicinischen Forschungstrieb zu beruhigen — ja! und Amen! Ich hoffe es."

„Das nenne ich muthig!" lächelte Camilla.

„Und was begründet Ihre Zuversicht?" warf ich ein.

„So mancherlei, wovon wir vielleicht später einmal reden. Unter Anderm aber auch ein einfacher Umstand. Es ist mir bisher immer so lächerlich leicht gefallen, zu siegen — daß ich es mir naturgemäß erstaunlich schwer denken muß, besiegt zu werden. Ich könnte nur einen Mann lieben, der mich durch seine Ueberlegenheit vernichtet."

„Gestatten Sie mir, meine Gnädige, diese Brunhildenlaune nur in Romanen zu glauben, und auch hier nur dann, wenn ich ihren Verfassern einen besonderen Gefallen thun will. In der Wirklichkeit pflegen sich die Komödien der bezähmten Widerspenstigen etwas rascher abzuspielen, wenn auch mit geringerer Folgerichtigkeit!"

„Ich will darüber nicht rechten," antwortete die Baronin. „Soviel kann ich jedoch versichern, daß mir die schmachtenden Liebhaber, die auf dem Pilgerzug nach einem selbstgewählten Mekka ein ganzes Leben verseufzen, als die belustigendste Menschengattung erscheinen."

„Und erkennst Du nicht —" fragte Camilla — „gerade in der Schwäche ihres Handelns die Stärke ihres Gefühls?"

„Ihres Selbstgefühls, freilich. Glaubt doch ein Jeder, daß es zum Erobern genügt, wenn er nur so gütig ist, zu begehren."

„Du bist unverbesserlich, Julie!"

„Weil ich nicht den Fehler mag, den Du mir anverbessern willst."

„Ich bewundere das Feuerwerk Deiner Paradoxen!"

„Möchte dies Feuerwerk die Folge haben, daß wir Alle nun wirklich in die Luft gehen! — Es wird schwül hier. Erich muß außerdem auch bald zurückkehren — und hoffentlich in genießbarem Zustand."

Camilla sah sie bittend an. „Sprich nicht mehr davon, Julie, nicht mehr davon!" . . .

So war das Gespräch trotz der heitern Zwischenreden wieder auf den Ausgangspunkt — Erichs unbegreifliche Verdüsterung, die mir nun bedeutungsvoller, als je zuvor, erschien — zurückgekehrt . . . .

Julie hing ihren breitgeränderten Baststrohhut an seinen blauen, lang herabfallenden Bandschlingen über den Arm und wir traten hinaus in das dumpfe, brütende Schweigen der Mittagsstunde. Kein Lispelwind flüsterte in den Blättern, kein Käfer schwirrte durch die glühende Luft. Wie die schwere Ahnung eines Verhängnisses lag es über dem Schloßpark, und während oben die Gewitterwolken immer dichter und drohender zusammenrückten, war es mir bei einem Blicke auf Camilla, als wollte sich auch ein Menschenherz hier in strömenden Geständnissen von seiner Last befreien.

Nichts ist so peinvoll und beängstigend, wie das zaghaft wachsame Verweilen vor dem lichtlosen Kerker eines Geheimnisses. Mit jeder Rede fürchtet man, an die Pforte zu rühren — man fühlt sich in jedem Augenblick einer feindseligen fremden Macht, einem gespenstisch Unkörperlichen gegenüber — und mit dem eignen Behagen und Frohsinn verliert sich auch die unbefangene Empfänglichkeit. Für mich war es bereits zweifellos, daß auf Erich trotz der Fülle des Glückes, die ihm gewährt war, ein bleierner Kummer lag — und ich war nach dem Vormittagsgespräch zwischen Camilla und der Baronin fest entschlossen, das Vertrauen des Freundes zu fordern — wenn es sein mußte, zu erbetteln.

Zum Glück brachte der Nachmittag freundliche Stunden, die allmählich den drückenden Bann von mir nahmen. Erich war mittheilsam und fast frohgemuth, wenn er auf unsere Studentenerinnerungen zu sprechen kam, und Camilla, glücklich über seinen Stimmungswechsel, umhegte und umkoste ihn wie ein verliebtes Mädchen, so daß selbst die Baronin einmal ausrief:

„Ihr seid ja die wahren Conditorseelen! Was ihr Euch gegenseitig an Süßigkeiten verabreicht — wollt ihr denn den Honigmonat in Permanenz erklären?“

Merkwürdig. Mir selbst bot auch der Anblick von Erichs Zärtlichkeit keine reine Freude mehr. Es schien mir eine absichtsvolle Hast darin zu liegen, ein ängstliches Ermessen, es nur ja an Nichts fehlen zu lassen. Freilich schrieb ich diesen Eindruck meiner eignen Stimmung zu:

„Wie doch selbst das Schönste sich verzerrt, wenn man es durch die gelben Gläser des Argwohns betrachtet! . . .“

Nachdem sich ein prächtiges Gewitter ausgegrollt hatte, schlug Erich gegen Abend eine Spazierfahrt nach einem unweit belegenen waldigen Hügel vor, auf dessen Bepflanzung und Pflege er nicht wenig stolz war. Weil er das tägliche Ziel von Erichs Morgenspaziergängen bildete, hatte ihn die Baronin den Seufzerhügel benannt.

„Vielleicht,“ scherzte sie, „gelingt es uns noch, heute einen Pessimistensteg und eine Thränenquelle ausfindig zu machen.“ —

„Schade,“ bemerkte Erich beim Einsteigen, „daß uns die beschwerliche Feuchtigkeit des Bodens verhindert, den Weg zu Fuß zurückzulegen. Unsere Gäste würden sonst die friedliche Schönheit der ganzen Anlage voller und entzückender genießen können.“

„Ich ziehe es, offen gestanden, vor, lieber Graf,“ erwiderte Julie, „die Natur zu Wagen zu bewundern. Ich gehöre nicht zu den Schwärmern, die müde Beine für ein wesentliches Requisit des Naturgenusses halten, wie es denn mit diesem Genuß bei mir überhaupt sehr fraglich aussieht.“

„Wie, Baronin,“ rief Erich aus, „Sie bewundern die Natur nicht?“

„Sehr mäßig, wenn ich ganz aufrichtig sein soll.“

„Unmöglich! Sie könnten sich dem Eindruck entziehen, den z. B. in diesem Augenblick die erfrischte Landschaft auf uns Andern ausübt?“

„Da thun Sie mir Unrecht. Der Landschaft gebühren meine ausgedehntesten Complimente. Denn sie befreit mich durch den frischen Hauch, den sie heraufsendet, von einer abscheulichen Migräne, die mich den ganzen Tag über unglaublich gepeinigt hat. Ich konnte dabei kaum begreifen, daß ein so unbedeutender Kopf, wie der meinige, sich zu einem so bedeutenden Kopfschmerz aufschwingen konnte. Sie sehen

also, daß ich für die erfrischte Landschaft Ursache habe, mich zu begeistern. Wäre allerdings mein Kopf frei . . . . "

„Die Frau Baronin gefällt sich wieder in Paradoxen," entgegnete ich, denn ich fand in diesen hin und her züngelnden Wortgefechten mit dem wunderlich gelaunten Wesen einen holdseligen Reiz, dem ich willig mich hingab . . . . „Es ist nicht denkbar, daß der Zauber dieses gesegneten Thalgrundes Ihnen fern bleibt. Sehen Sie nur hier, wie auf jedem Grashalm in diamantenem Glanz die sonnedurchleuchteten Regentropfen flammen — oder dort hinten, wie sich aus dem blauen Dufte die Berge mit ihren waldbewachsenen Häuptern emporheben. Wie entzückend! wie anmuthreich!"

„Das Thal ist ein grünes Gähnen der Berge," antwortete die Baronin. „Irgend ein sehr vernünftiger Schriftsteller, ich glaube Heine, hat das gesagt — und er kommt damit meiner Naturanschauung am Nächsten."

„O, betrachte doch nur," warf Camilla dazwischen, „das unvergleichliche Schauspiel des Sonnenuntergangs, sieh, wie die Sonne . . . "

„Uns noch ihre letzten Strahlen — gleich einem feurigen Scheidegruß herniederschickt. Ach, ich kenne die Melodie. Hat doch mancher abgeschmackte Poet uns das Gebahren der Sonne bei ihrer Abreise mit einer Genauigkeit beschrieben, als wenn er sie steckbrieflich verfolgen wollte."

„Es ist ja nicht das Aeußerliche, Julie," erwiderte Camilla, „was uns in der Natur so anzieht."

„In ihrem ruhevollen gesetzmäßigen Walten," fügte Erich hinzu, „liegt ein geheimer Friede, der undefinirbar ist. Sie theilt mit dem Glücklichen seine Freude und hat noch für die Trauer des Verlassenen ein liebreiches Mitempfinden."

„Was hilft es?" entgegnete Julie. „Die Natur ist eine Heuchlerin."

„Aber Baronin —"

„Ja wohl. Sie ist noch schlimmer. Sie ist eine ausgefeimte Coquette, die uns im Lenz mit ihren Rosengewändern und dem reichen prunkenden Blüthenschmucke, den sie anlegt, über ihre wahre Körperbeschaffenheit betrügen will, und es nicht ahnt, daß wir ihren Schlaf belauschen — im Herbst, im Winter — wo die Prunkstücke der wachen Stunden in die unterirdischen Garderoben verschlossen sind. Da sehen wir dann ihre ganze nackte Reizlosigkeit, wie welk und runzlig sie ist und wie sie sich nur deshalb mit Veilchen und Rosen parfümirt, um den unvertilgbaren widerwärtigen Modergeruch zu verdecken, der ihr anhaftet. So müßten wir nun eigentlich klüger von dannen gehen und gegen ihre listigen Toilettenkünste gewaffnet sein. Aber unser Auge ist blöde, unser Gedächtniß ist schwach und wenn die Gauklerin von Neuem ihre Künste versucht, so lassen wir uns von Neuem in ihre Netze fangen. Es ist ein erschreckend gleichtöniges Einerlei und ich würde mich gar nicht wundern, wenn die Prophezeiungen der Philosophen in Erfüllung gehen — wenn alle Wesen einst diesen erquickungslosen Schauplatz verlassen — und im „kosmischen Anzeiger" eines Tages das Inserat stehen würde: Wegen Auszugs der früheren Einwohner ist sofort eine anständig meublirte Welt zu vermiethen!"

„Das ist ja eine furchtbare Perspective!" lachte Camilla.

„Zu Deinem Trost, liebes Kind, will ich nur hinzufügen, daß es immer eine Perspective bleiben wird. Und darum gewährt das Thun und Treiben der Menschen ein

so gar närrisches Schauspiel. — Freilich thäte man selbst in diesem Schauspiel besser, sich die Acteurs durch die — breite Seite des Operngucker zu betrachten. . . Ja, glaube nur, das ist die empfehlenswertheste „Anschauungs“-Weise!“

„Es ist unmöglich, daß Du das Alles im Ernst sagst!“ entgegnete Camilla.

„O doch!“

„Du eine Verkünderin des Menschenhasses!“

„Warum nicht?“

„Weil Du eben jeder Zeit fröhlich und gesellig bist.“

„Sehr natürlich. Denn ich erkenne zwar die Jämmerlichkeit des Daseins, aber —“

„Nun?“

„— Ich mache mir nichts daraus! . . . Doch Sie lachen ja gar nicht, Herr Assessor? O bitte, das ist äußerst ungalant.“

„Ich gestehe, daß Ihre Anschauung von Natur und Welt mich eben gar nicht zum Lachen reizt. Mir scheint es, daß in Ihren lustigen Worten die Thränen eines Menschen rinnen, dem — andre versagt sind.“

„Eine verzweifelt gemüthvolle Auffassung. Aber leider incorrect! Glauben Sie mir, mein Humor hat durchaus nicht die bekannte lachende Thräne im Wappen! Er lacht ohne Hinterhalt und Nebengedanken!“

„Und doch scheint er mir der bitterste Humor, den es gibt: der Humor der Verachtung.“

„Und wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ich mich dabei sehr wohl befinde?“

„So werde ich es Ihnen — mit Verlaub — nicht glauben!“

„Ah! — wie kühn!“

„Ich möchte in Bezug auf Sie ein faustisches Wort umkehren.“

„Nämlich?“

„Viel Witz und wenig Behagen.“

„Eine sehr wohlwollende Kritik, aber wie gesagt, ganz falsch. Ich bin ein Weltkind, das an des Lebens Abgründen mit sorglosem Lächeln vorüberhuscht und das Dasein nicht viel anders betrachtet, als jener unheilbare Trinker, der bei aller Hoffnungslosigkeit begierig weiter zechte, indem er stets sagte: Ich bin doch gespannt, was es mit mir für ein Ende nimmt!“

Diesmal mußte auch ich lachen. Und doch blieb gegen die Art der Baronin, sich zu geben, ein schmerzlich ablehnendes Empfinden in mir zurück.

„Und was sagst Du dazu, Erich?“ fragte Camilla ihren Gatten, der nun wieder nur mit halbem Ohr gehört zu haben schien und gedankenvollen Blickes in's Weite hinaussah . . . .

„Ich habe das Evangelium des leichten Sinnes, das uns unsere Freundin entrollt hat, mit Bewunderung angehört — aber ohne Verständniß. Auf Ihnen hat noch niemals Gram und Verzagniß gelegen; auf Faltersschwingen fliegen Sie durch die Tage. Sie können es, weil Sie im Theater des Lebens ein Zuschauer sind und . . . aber darf ich ganz offen sein? . . . “

„Ich bitte darum,“ sagte die Baronin.

„Kein theilnahmsvoller Zuschauer!“

„Das mag wohl sein," antwortete Julie mit Achselzucken. „Ich habe mich niemals echauffirt."

„Ob Sie die Ruhe bewahren werden, wenn das Schicksal Sie aus den Zuschauerkreisen hinausreißen und zwingen wird, selbst eine Rolle zu spielen . . . wer weiß es? . . . . Aber wozu auch jetzt diese Meditationen? Wir sind am Ziel — denn den kleinen Weg bis zur Spitze des Hügels, wo der Ausblick am Freiesten ist, müssen wir zu Fuß machen. Es sind nur wenige Minuten. Also steigen wir aus."

So war uns die Zeit der Fahrt behend und freundlich entglitten. Camilla und Erich gingen voran, Julie und ich folgten.

„Der Erich scheint wieder in's Finstere zu tappen," raunte mir die Baronin in's Ohr. „Seine Worte klangen ja wie eine Unglücksprophezeiung!"

„Er weiß, daß Sie nicht an Propheten glauben."

„O doch."

„Wirklich?"

„Ja. Ich bin abergläubisch bis zur Narrheit . . . Mir schwant sogar schon, daß Sie mir nächstens eine Liebeserklärung machen werden!"

„Und was würden Sie dazu sagen?"

„Mein Gott, daß Sie durch diese Thorheit nicht den mindesten Anspruch an Originalität begründen können."

„Sie sind freilich durch Ihre Anbeter verwöhnt."

„O nein! Meine Anbeter sind gewiß nicht dazu angethan zu verwöhnen. Lassen wir sie doch einmal Revue passiren."

„Gut. Also zum Beispiel der junge Baron von Waldenau in der Residenz."

„Was Sie sagen! Der hat sich ja noch gar nicht gemeldet."

„Ich versichere Sie — er war von Ihrer Schönheit ganz berauscht."

„Dabei ist nichts Schmeichelhaftes. Er kann eben wenig vertragen! — Doch fahren wir im Catalog fort."

„Erfreuen Sie sich nicht auch der Gunst des Freiherrn von Stirner?"

„Du lieber Himmel! Das ist ein Methusalem, der nur achtundzwanzig Jahre alt ist. Eine Ruine, die niemals ein Schloß war. Ich befürchte, noch bevor er das dreißigste Lebensjahr erreicht, wird er an Altersschwäche sterben."

„Und Herr von Bonde? . ."

„Gehört nicht zu meinem Hofstaat. Er ist ein Ichmensch, der nur sich selbst liebt, und er thut klug daran, — denn bei keinem Andern fände er Gegenliebe."

„Sie sind boshaft. Aber hat selbst der Baron Berndt in Ihren Augen keine Gnade gefunden?"

„Auch dieser nicht."

„Und doch rühmt man ihn als homme d'esprit."

„Vielleicht nicht mit Unrecht. Aber er weiß es zu sehr, und das ist störend. Der Geist muß nackt erscheinen und nicht ausgezogen. Wer sich aber, wie Berndt, erst schrittweise unserer Vertraulichkeit nähert und dann langsam Hülle für Hülle ablegt, um seinen schönen Gedankenwuchs sehen zu lassen, der wird bald nur noch seine Hände, aber nicht mehr unsere Augen beschäftigen. An den Esprit des guten Barons werde ich erst glauben, wenn er mich durch eine spontane Dummheit von seiner Natürlichkeit überzeugt hat."

„Und Ihre übrigen Anbeter?“

„Sind zweifüßige Gemeinplätze — Menschen, die man nicht einmal verspotten kann; denn sie brauchen sich nur in ihre ganze Unbedeutendheit einzuhüllen — und vor jedem Angriff sind sie geschützt wie mit einem undurchdringlichen Panzer.“

„Und welches Epigramm werden Sie mir anheften?“

„Keins, so lange Sie dabei sind. Aber ein Dutzend, sobald Sie den Rücken kehren. Woraus folgt, daß Sie gut thun werden, mir recht oft Ihre Gesellschaft zu widmen!“ —

Das Gespräch wurde — zu meinem Leidwesen, wenn ich es mir auch damals nur widerstrebend eingestehen mochte, — durch unsere Ankunft auf der Hügelspitze unterbrochen. Eine letzte, langsam verglimmende Strahlengarbe beleuchtete noch den schimmernden Gipfel, während unten die Matten schon dunkel überschattet waren. Weiße goldigumsäumte Federwolken zogen wie wehende Schleier über unsere Häupter, und von allen Seiten blinkten gelblich die gepflegten Kieswege herauf, die zwischen üppigbelaubten Lindenreihen dahinglitten.

„Schade,“ sagte Erich. „Wir sind nun doch schon zu spät gekommen. Sonst hätte Euch gewiß im Thalgrund das wechselnde Farbenspiel der Getreidefelder und in der Mitte das Dorf mit seinen rothen Häuserzeilen das Auge gelabt. — Darf ich Euch einen Vorschlag machen?“

„Wir horchen!“ sagte die Baronin.

„Wie wär' es, Camilla, wenn Du mit Julie allein nach Hause führest und mir gestattetest, mit dem Assessor auf einem Seitenpfad, der bedeutend kürzer ist als der Fahrweg, nach dem Schloß zu w a n d e r n? Wir werden nicht viel später ankommen als Ihr.“

„Ich bin einverstanden,“ meinte Camilla.

„Und Sie, Baronin?“

„Natürlich ebenfalls. Aber unter einer Bedingung.“

„Nun?“

„Der Assessor darf unterwegs kein Lied an den Mond dichten!“

Ich schritt neben Erich schweigsam und beklommen.

Der letzte Sonnenstrahl war hinabgewichen und durch das dichte Blätterdach des Waldes goß nun der Mond sein mildes silbernes Licht aus der Höhe. Geisterhaft, wie ein Athemzug der Finsterniß, bebte der Nachtwind durch die Zweige. Die Blätter neigten sich zu einander wie in furchtsamer Zwiesprach.

Auf einer Brücke blieb Erich stehen. Der Waldbach plauderte rastlos unter ihr und wand sich schmiegsam wie eine Eidechse zwischen den blumigen zackenreichen Ufern.

„Gibt es etwas Wehmuthstieferes —“ begann hier Erich — „als einen Blick in dieses krause, vom Mondlicht überschimmerte Wellengetriebe? Still und bewegt könnte ich hier Stunden lang verweilen und dem Wort des Dichters nachhängen:

Eine Welle sagt zur andern:
Ach, wie kurz ist dieses Wandern.
Und die zweite sagt zur dritten:
Kurz gelebt ist kurz gelitten . . .

Ja, kurz gelitten! .. Mir ist, als hörte ich ein Echo trübtönig aus der Tiefe klingen .... Doch das sind ja nur Gedanken für den Einsamen. Im Augenblick habe ich Dich, mein Freund, und so laß uns lustig über lustige Dinge reden."

„Nein, Erich," rief ich aus, entschlossen, die Gelegenheit nicht unbenutzt wieder entschlüpfen zu lassen. „Wozu noch mir allein gegenüber diese quälende Maske? Du bist nicht glücklich, Erich, Du bist nicht glücklich!"

Erschrocken und ausweichend erwiderte er: „Aber wie kommst Du darauf? ... Du irrst!"

„Nein — Du entziehst Dich heute nicht von Neuem meinen Fragen. Aus der unnahbaren Einsamkeit Deiner Selbstversenkung mußt Du hinaustreten. Jede Stunde verräth mir, daß Du leidest und ich lasse Dich nicht, als bis Du mir vertraut hast, was Dein Herz bedrückt. Sieh, ich habe einen Pflichttheil von Deinem Kummer in Anspruch zu nehmen. Denke, wie ich Dir in leidvollen Stunden mich öffnete und wie mir Harm und Druck von der Seele genommen war, wenn Du Deine lindernden Trostworte über sie ausgossest. Laß mich nicht an Deiner Zuneigung verzweifeln, Erich ... sprich auch Du und vertraue!"

„Du weißt nicht, was Du verlangst," erwiderte er, finster vor sich hinbrütend.

„Du sollst Dich den milden lösenden Mächten der Freundschaft in die Arme werfen! Nichts weiter." —

„Ja, Du hast recht gesehen. Ich leide — ich leide Unsägliches. Aber hier gibt es nicht Trost, nicht Linderung. Das Hirn siedet mir, das Herz pocht, wenn ich denke, daß ich erzählen soll, was so jäh und überwältigend auf mich hereingestürzt ist. Du verlangst ein gefährliches nutzloses Aufreißen meiner brennendsten Wunden — Du forderst ein langsames Hinbluten meines Schmerzes — o zwinge mich nicht, den Sargdeckel zu lüften, unter welchem ein entseeltes Glück schlummert ..."

„Und Camilla?"

„Camilla! Nun? Was soll die Mahnung?"

„Vertraust Du auch ihr nicht?"

„Auch ihr nicht. Und ihr vor Allem nicht."

„Aber sie wird Deinen Kummer ahnen, wie ich ihn geahnt habe ..."

„O, ihr gegenüber ist meine Maske dichter, mein Schmerz noch stummer. Mit übermenschlicher Kraft suche ich ihn zu bemeistern, wie gebieterisch und anspruchsvoll er auch sein Haupt erhebt. Camilla darf nicht errathen, daß in meinem Innern die Trauer wohnt — ihr dies Eine zu verbergen, ist ja die ganze Aufgabe meines ferneren Lebens, und noch wenn ich zu Grabe gehe, soll sie der Gedanke umschmeicheln, daß ein Glücklicher von ihr geschieden ist."

„Und doch bist Du bisweilen still und grüblerisch, auch in Camilla's Gegenwart."

„Sie erklärt es sich aus meiner Grillenhaftigkeit, aus meinen Verwaltungssorgen."

„Wer weiß ..."

„Nimm mir nicht diese einzige Lichthoffnung in der Nacht meiner Schmerzen. Klammern sich doch an diese Hoffnung verzweiflungsvoll meine letzten Lebensgeister ... sinkt auch sie zu den übrigen, so würde ich ja vernichtet zusammenstürzen ..."

Ich hielt durch die Wahrnehmungen des Vormittags mich nicht für berechtigt,

an diesem Glauben Erichs zu rütteln, wie sehr ich auch daran zweifeln mußte. Aber was, was mochte nur sein Leben mit so schwarzen Fittichen umdunkeln? welcher Dämon hatte sich da verderbengebährend in seinem Innersten eingenistet? was konnte, ja was konnte sich nur ereignet haben? . . . . Wie vielseitig auch meine Vermuthungen umhertasten mochten, ich fand keinen Halt, um das Unerklärliche zu entwirren.

„Du siehst mich fassungslos," rief ich aus. „Von Dir, der Du scheinbar im weichsten Schooß der Zärtlichkeit und der Freude wohnst, ein solches Bekenntniß! . . . Fürchtest Du etwa eine Aenderung Deines Schicksals?"

„Ach, wenn ich sie hoffen könnte!"

„Oder ist Camilla nicht die Unschuld und Sanftmuth selbst?"

„Wenn sie es weniger wäre . . vielleicht könnte ich gesunden."

„Aber gibt es denn nirgend ein Heilkraut für Deinen Kummer?"

„Keines."

„Wird keine Zukunft ihn befreiend von Dir nehmen?"

„Es ist unmöglich."

„Erich, das ist ein unüberlegtes, selbstquälerisches Wort. Es gibt nichts auf diesem Wandelstern, was eine Zukunft nicht ändern könnte."

„Nichts — außer Einem!"

„Und das wäre?"

„Die Vergangenheit! Das Ewig-Gestrige! Oder weißt Du eine Macht gegen die eherne Unbeweglichkeit des Geschehenen?"

„So hat in einem Ereigniß früherer Tage Dein Gram seine Wurzel?"

„Nun ja, da es doch einmal ausgesprochen ist: in der Vergangenheit gibt es eine dunkle Stunde, die mit ihrer Finsterniß mein ganzes Dasein umwölkt. Ihr Inhalt mag für andere Herzen leicht wiegen. Auf das meinige hat er eine Bürde gelegt, die felsenhart und unabwälzbar darauf lastet und jede Fiber schmerzhaft beschwert. Und ermissest Du nun, was ich leide, und begreifst Du, wie sich mein Leben verzehrt? Es ist ein ewiges Ringen mit dem Unabänderlichen, ein Kampf gegen das Unerbittlichste . . ohne Unterlaß, ohne Rettung."

Erschüttert schwieg ich.

„Stelle dem Menschen," fuhr Erich fort — „die furchtbarsten Schrecknisse in die Zukunft, bedrohe ihn mit Foltern und Todesstreichen — zeige ihm ein unausweichbares Verhängniß — er wird noch hoffen, hoffen bis zur Vernunftlosigkeit und die Erwartung mit ihren Rosenschleiern überdeckt ihm die Abgründe, denen er nicht entrinnen kann. Aber eine einzige feindselige Stunde in der Vergangenheit — und er muß erliegen. Immer von Neuem streckt die Unselige ihre zerfleischenden Krallen nach ihm aus. Allen Teufeln der Erinnerung ist er waffenlos hingegeben, sie peitscht ihn Nachts aus dem friedlichsten Schlummer, und wenn er Morgens mit fiebernden Schläfen die Augen öffnet, starrt er erschrocken einem Tag entgegen, der an seinem Geschick nichts ändern wird, nichts ändern kann."

„Aber gibt es kein Entfliehen, kein Vergessen?"

„Nein! Faser für Faser wird immer wieder die Seele in den verderblichen Kreis zurückgezerrt. Und wenn ich einmal für kurze Stunden dem Bann mich entreiße, so

habe ich das Gefühl eines Gefangenen, der verstohlen aus den Kerkermauern herausgehuscht ist und bald durch noch schmerzvollere Fesseln sein Wagniß wird büßen müssen. O, es gibt keine Worte für die Bitterniß solches Schicksals."

Tiefbewegt drückte ich dem Freunde die zitternde Hand.

„Wenn irgend wer, Erich, so fühle ich mit Dir!"

„Das läßt sich nur vorfühlen, nicht nachempfinden."

„Glaube mir, mein ganzes Herz taucht unter in dem Strom Deiner gramvollen Worte."

„Aber Du weißt nicht, welche Mächte eine solche Erinnerung zu ihren Dienern hat. Ist es doch oft eine zärtliche Bewegung, ein liebreiches Wort von Camilla selbst, das mir wie ein wohlgezielter grausamer Dolchstoß durch's Mark des Lebens zuckt."

„Und doch mußt Du, Du mußt versuchen, Dich in's Freie zu kämpfen. Es ist ein krankhaft eigensinniger Fanatismus des Gedächtnisses, dem Deine Schmerzen entquellen. — Ich weiß es nicht, was in der Vergangenheit liegt. — Ich wage es nicht mehr in dieser erregten Stunde, zu rathen und zu vermuthen. Aber wenn es sich auch jedem Blutstropfen von Dir beigemengt hätte, Du mußt es vertreiben, was es auch sein mag."

„Nein!" schrie er auf. „Und wenn ich auch wollte, ich darf nicht!"

„Wie, Erich . . ."

„So wisse: Ich darf nicht, denn in der treuen unablässigen Fügsamkeit gegen jene Erinnerung vollziehe ich ein ernstes Richteramt."

„Ein Richteramt! an wem?"

„An mir," war seine ernste tonlose Antwort.

„Und wenn Andere darunter zusammenbrechen?"

„Es wäre ein zermalmendes Verhängniß — aber die Gerechtigkeit läßt nicht mit sich markten."

„Noch einmal: Du lehnst es ab, Dich mir zu offenbaren?"

„Laß Dir nur das Eine vertrauen, daß ich mit eigenen Händen meinen Seelenfrieden gestört habe und daß ich mich rächen werde — an mir selbst."

„Aber das ist wahnsinnig, das ist verbrecherisch!"

„Nenn' es wie Du magst! Ich bin der Mörder meines Glücks — und diesen Mörder muß ich bestrafen! . . . . Und nun Du gesehen hast, was in meinem Innern wühlt und gährt, nun wirst Du wissen, welcher Gewalt es bedarf, um diesen Aufruhr vor Camilla niederzukämpfen und Frieden und Freude zu heucheln. Sei in diesem Bestreben mein wackrer Bundesgenosse, wenn Du mich noch lieb hast. Was ich Dir vertraut habe, versenk' es in Dir wie in einer Gruft. Durch keinen besorgnißbangen Blick beschwöre mir in Camilla's Gegenwart die Schauer dieser Stunde wieder herauf. Bemühe Dich nicht in Muthmaßungen und Combinationen. Hilf mir an Camilla's Glück weiterzubauen — es ist das einzige Gut, das mir die Zukunft noch lebenswerth erscheinen läßt. Versprich es mir, mein Freund, versprich es mir."

„Ich gebe Dir mein Wort," erwiderte ich düster und zaudernd. Es war eine beängstigende Aufgabe, die Erich da auf meine Schultern legte. Ich fühlte, daß ich hier mein Wort für ein Versprechen verpfändete, das meine Stärke überragte.

Plötzlich durchzuckte mich ein unerhörter Gedanke.

„Wie aber," fuhr ich auf, „wenn Camilla selbst plötzlich und unberechenbar entdeckte, was Du mir so vorsichtig verhehlt hast? . ."

„Sei unbesorgt," erwiderte Erich ruhig.

„Wenn ihr ein Zufall Licht gäbe!"

„Er ist nicht zu denken."

„Wenn sie irgend ein unbeachtetes Ding — ein Papierfetzen, was weiß ich — beunruhigte?"

„Mein Geheimniß ist unentdeckbar."

„Auch für keinen Verräther?"

„Kein Lebender kann es entsiegeln."

„Seltsam . . . ."

„Und wenn es selbst eine Schuld wäre, die mich dem Henkerbeil auslieferte, ich könnte sorgenlos meine Tage vollenden."

„Und doch dieses unheilvolle Versenken in Gram und Verzweiflung?"

„Und doch! . . . . ."

Eine unbeschreibliche Schwermuth und Rathlosigkeit sank nun auf mich nieder, und als wir den Schloßpark wieder betraten, war es mir nicht anders, als wenn ich zwischen Gräbern schritte.

Nicht selten ertönt im Leben ein aufregendes schreckenverbreitendes Alarmsignal, nur um einen desto stilleren Frieden einzuleiten. Tritt das angekündigte Furchtbare nicht sofort herein, so hält man die Gefahr bald für vorübergezogen, mit erhöhter Innigkeit umarmt man die Stunde, und erst spät und gerade in einem Augenblicke der Ahnungslosigkeit und Beruhigung erscheint dann das Unvermeidliche, dem jener Warnungsbote auf eine so weite Strecke vorausgeschritten war.

Ein solches Alarmsignal waren mir Erichs halbe Geständnisse.

Schon der Morgen fand mich gefaßter. In einer fast schlummerlosen ewiglangen Nacht hatte ich mir die krankhafte unhaltbare Ueberreizung in des Freundes Gemüthszustand klar gemacht. Ein solcher Zustand wird nicht immer, er wird nicht einmal lange währen können. Und da fiel mir denn ein, daß ich, wie es in so unruhvoller Stunde zu gehen pflegt, gerade das Wichtigste zu fragen vergessen hatte: seit wann dieser geheime Gram in ihm nagte? Schrieb er sich, wie es den Anschein hatte, nicht von gestern und ehegestern her, so mußte auch der Erlösungstag um so näher sein. War doch Erich wie kein Zweiter umkost von den Schmeichelstimmen der Liebe. Verlockend beugten sich alle Früchte des Lebens zu ihm nieder. Die Quellen der Erfrischung tändelten unablässig zu seinen Füßen. Und er sollte in seinen selbstauferlegten Tantalusqualen zu beharren im Stande sein! und der Kummer sollte in ihm so eingekrustet und verkapselt bleiben, daß ihn auch der tägliche Lockruf des Genusses nicht zu vertreiben vermöchte! Das war mir undenkbar. Um so undenkbarer, weil ihn die Rücksicht auf Camilla zwang, die Wandlung schon heute zu erheucheln, die ich erst von morgen und übermorgen zu hoffen wagte. Die Rückkehr aus dieser schmerzlichen Lüge des Glückes, die der bloße Wille zu einer Wahrheit machen konnte, — die Rückkehr in einen Jammer, der nach Erichs Betheuerungen nicht einmal aus einer Furcht vor der Zukunft seine Nahrung sog . .

das erschien mir als eine so ungeheuerliche Selbstpeinigung, als ein so widernatürliches Märtyrerthum, daß ich da an keine Beständigkeit glauben wollte . . . .

Und wenn es noch eine gräßliche Missethat wäre, die sein Gewissen belastete. Aber eines wirklichen Frevels war ja Erich nicht fähig, war er niemals fähig.

Und doch! Was meinte er nur mit dem Richteramt, das er an sich selbst vollstrecke? Und ob Camilla wirklich Nichts ahnt von seinem trostlosen Herzen? Und wenn sie es ahnt, was wird geschehen, da er ja von einem Unabänderlichen gesprochen hat? . .

Aber wenn ich auch diese Fragen ergebnißlos in mir umherwälzte, so schöpfte ich doch stets wieder Trost und Hoffnung aus dem Gedanken, daß, was auch immer vorliegen mochte, Erich unmöglich, dem natürlichen Lauf der Dinge zuwider, im Stande sein wird, sich gegen die Trostgewalten jedes Tages so andauernd abzusperren.

Erst als der Morgen zu grauen begann und in den windbewegten Baumkronen des Parks die Vögel erwachten, schloß ich die matten Augen. Doch war es zuerst nur ein wirrer Halbschlaf mit quälenden Traumgesichtern. Einmal sah ich Erich im Meere baden, und immer weiter entfernte er sich vom Strand . . . „kehre zurück, Erich, kehre zurück!" rief ich ihm angstvoll nach . . . aber traurig schüttelte er den Kopf . . und nun noch ein Schritt . . . und noch einer . . und während ich voll Entsetzens aufschrie, schlugen die Wellen über ihm zusammen . . . Dann sah ich wieder, wie er auf einem wilden Roß über eine steinerne Ebene raste, in unaufhaltsamen Lauf, über Gräben und Wälle, dem Abgrund zu, von dem ihn nur noch eine winzige Entfernung trennte . . eintönig wie ein Todtenlied erscholl das Geräusch der Hufe auf dem steinernen Grund — bebend erwachte ich . . und merkwürdig: Ich hörte nun wirklich im Schloßhof Pferdegetrappel, Peitschengeknall und das Rollen eines enteilenden Wagens . . . Was war das?

Es trat mir aber die Wahrnehmung nur halb in's Bewußtsein, ich schlief nun wirklich ein und erwachte erst, als ein breiter lachender Sonnenstrahl auf mein Gesicht fiel.

Ich sah auf die Uhr. Halb neun! So hatte ich doch noch einige Stunden geschlummert, durch die ich denn auch vollauf erquickt war.

Im Park, wo wir den Kaffee zu nehmen pflegten, fand ich nur die Baronin.

„Also endlich!" rief sie mir entgegen. „Ich war immer bisher in dem Wahn, daß Sie schon in frühester Stunde die Familiengeheimnisse der Wachteln belauschen und auf den Morgenthau Ghaselen dichten. Nun muß ich erleben, daß auch Sie ein ganz profaner Langschläfer sind. Ach, schon wieder ein Ideal weniger!"

„Ich hatte eine schlechte Nacht. — Aber wo ist Erich?"

„Abgereist, noch bevor die Hähne krähten."

„Wie? so plötzlich?"

„Er folgte einem ehrenvollen Ruf seines Rechtsanwalts in die nahe Kreisstadt. Er bekam die Depesche in der Nacht. Ich glaube, es handelt sich um außerordentliche Fragen. Camilla murmelte sogar etwas von Schafschur und Branntweinsteuer. Sie wissen ja, das geht unserm Freund über Alles."

Der fieberhafte Arbeitsdrang Erichs war mir jetzt nur allzu erklärlich. Er suchte Betäubung. Er suchte zum Mindesten Beschäftigung . . .

„Und wo ist die Gräfin?"

„Sie ist im Dorf, ihre Kranken zu pflegen. Wenn sie sich doch endlich diese philanthropischen Blutwallungen abgewöhnen könnte!“

„Ja, Sie sehen, Baronin, ein Jeder hat seine Sorgen. Erich die der Pflicht; Camilla die der Nächstenliebe. Nur Sie wahren sich eine dauernde Sorglosigkeit, ein lächelndes Genügen. Wenn ich nur entfernt errathen könnte, wie Sie das zu Stande bringen!“

„Ich will Ihnen gern das Geheimmittel anvertrauen, zumal Sie doch nicht befähigt sind, es anzuwenden.“

„Ich bin gespannt!“

„Man muß das Herz an einen ewigen Müssiggang gewöhnen — voilà tout.“

„Ein pythisches Wort!“

„Sehen Sie, Assessor, es gibt in der Welt Empfindungs-Verschwender, die eigentlich unter Curatel gestellt werden müßten; ihr Herz ist eine Streubüchse mit unzähligen Oeffnungen und aus jeder schütten sie Zuckerkörnchen des Gefühls aus. Sie haben auch solches Streubüchsenherz, lieber Freund, und darum werden Sie niemals zur Ruhe kommen.“

„Ich denke, auch Ihr Herz ist nicht anders geartet. Denn, so viel ich weiß, hat die Natur nur das eine Muster!“

„Möglich. Aber ich setze die Streubüchse niemals in Bewegung und darum regnet es auch bei mir keine Zuckerkörner. Das ist unser Unterschied. Und darum wird es mir auch meistens gut und darum wird es auch Ihnen so oft übel gehen.“

„Ich ziehe die Schmerzen der Empfindung eben gerne dem Behagen des . . . Egoismus vor.“

„Egoismus! Das soll nun wieder ein gewappnetes Wort sein. Als könnte sich ein Erdenbewohner seinen Fesseln entreißen! Nur dienen die Klugen ihrem eignen — die Thörichten dem Egoismus Andrer . . und wer vollends erst begonnen hat, sich aus sich selbst Nichts zu machen, der macht sich wahrlich auch aus den Andern wenig.“

„Und die Selbstverleugnung der Liebe streichen Sie ganz aus Ihrem System?“

„Von ihr weiß ich nichts. Vielleicht mag das mein Schicksal verschuldet haben. Außer der Freundschaft für Camilla, einer Freundschaft, die mir von Jugend auf so angewachsen ist, wie ein Glied des Körpers, kenne ich keinen Trieb der Neigung zu einem andern Menschen. Den guten Theophil habe ich auf Befehl meiner Eltern geheirathet und am Hochzeitstage meinem Empfindungsvermögen die gemessene Weisung gegeben, seinen bisherigen Wohnsitz zu verlassen und ihn dem Pflichtgefühl einzuräumen — einem zwar frostigen, aber schließlich ganz bequemen Insassen. Ich habe Ihnen schon einmal erzählt, daß es an Amüsement in dieser Ehezeit niemals gefehlt hat. Eine herzvolle Frau hätte vermuthlich da dumme Streiche gemacht: Ich begnügte mich, meine Courmacher auszulachen und meine Pflicht zu thun. Das Erstere ist mir nun so in der Gewohnheit geblieben, daß ich es muthmaßlich niemals ablegen werde. Es ist mir sogar von Sachverständigen versichert worden, daß man sich dabei außerordentlich conservirt!“

„Ich bemitleide Sie, Baronin!“

„Warum? Was ich etwa vermissen könnte, ist ja nicht des Begehrens werth. Sie werden das ebenfalls zugeben, wenn Sie sich aus dem ersten Wogenschlag der Täuschungen gerettet haben. Schade, daß das Zugeständniß dann nichts mehr hilft,

— und deswegen hat eine meiner erfahrenen Freundinnen Recht mit der Behauptung, daß man die Verliebtheit eigentlich den jungen Männern erst erlauben sollte, wenn sie — fünfzig Jahre alt sind."

„Ich sehe nun wohl, daß Sie noch niemals ein tiefes und treues Gefühl kennen gelernt haben."

„Ein tiefes — bisweilen. Ein treues — nie. Wenn mir ein Menschenkind von Treue spricht, so klingt mir das ebenso, als wenn mir ein Tausendkünstler versichert, daß er Festungswälle aus Wachs bauen kann oder ein Meerschiff aus Melonenrinden."

„Sie sind arm, Baronin, Sie sind arm! Und glauben Sie mir: Ihren ganzen Reichthum an Geist und Schönheit möchte ich nicht eintauschen gegen dies einzige Gefühl Ihrer Armuth!"

„Um Gotteswillen, Assessor," antwortete sie. „Sie beginnen wieder, gefühlvoll zu werden — und das kann ich erst nach dem zweiten Frühstück vertragen. Also bis dahin Adieu, Adieu!"

Damit entflatterte sie wieder und bald war ihr lichtes Sommerkleid hinter einer Baumgruppe verschwunden.

Welch seltsames unergründliches Wesen! Wenn sie mich nach solchem Gespräche verließ, blieb in mir ein peinvolles Mischgefühl von Hingezogenheit und Widerstreben, ein Gefühl, das mich beängstigte und außer Athem brachte.

„Es liegt etwas Fremdes zwischen uns," gestand ich mir mit Wehmuth, mit Unwillen. „Und doch — welch begeisternder Gedanke, dieses prahlerisch blanke Stahlherz in den Flammen der Leidenschaft geschmolzen zu sehen! . . ."

So kam zu der Sorge um den Freund noch das süße Irrsal einer erwachenden Liebe. Freilich ergab ich mich nicht ohne Widerstand dem lieblichen Feinde. Aber wenn man gegen eine Neigung erst zu kämpfen beginnt, ist es da nicht schon zweifellos, daß man besiegt wird?

Auf meinem Zimmer fand ich einen Brief von Erich:

„Mein Freund! Es martert mich, daß ich Dir zu viel und eben darum zu wenig gesagt habe. Ich mußte Dir Alles oder ich mußte Dir Nichts vertrauen. Nun wirst Du ebenso in Zweifel und Dunkelheit umhergeworfen werden, wie ich in erneuten Erinnerungen. Ich muß Kräfte sammeln zur Weiterbekämpfung des Unbesiegbaren. Ich verreise deshalb auf wenige Tage. Camilla lasse ich Dir zurück. Beherrsche Dich wie ein Mann. Sei eingedenk, daß ihre Ruhe mein letztes Besitzthum ist. Du wirst mich bald wiedersehen. Dein Erich."

Diese hastig mit Bleistift geschriebenen Zeilen enthielten einen Wunsch, der mir leicht wurde, zu erfüllen. Camilla war stets heiter und hingebend.

Wir drei lebten in jenen Tagen eine reizvolle Idylle. In unsern Gesprächen entschleierte die Gräfin oft ihre ganze Anmuth und Tiefe.

Die irre Aufregung, die in mir flackerte, verließ mich, so lange sie sprach; eine weihevolle Besänftigung floß aus ihren Worten auf mein gequältes Herz und manche Bemerkung aus ihrem Munde, die sie ganz absichtslos und ohne Anspruch in's All=

gemeine wendete, brachte ich nachträglich oft zu Papier. So z. B. die folgenden Sätze, die mir recht bezeichnend scheinen für Camilla's eigenstes Wesen:

„Ich las einst, wie die Statistik nachweist, daß auf jeden Kopf in Deutschland täglich eine Flasche Wein kommt, und wie ein Armer, der davon hörte, wehmüthig ausrief: „Wo blieb meine Flasche?" .. Wo sie blieb? Natürlich im Keller des Reichen, der im Ueberfluß schwelgte ... Es will mir oft scheinen, als wäre es mit dem Glücke nicht anders bestellt. Es erwächst in der Welt nur eine bestimmte Masse und davon ist jedem Erdenbewohner bei der Geburt ein abgemessenes Theilchen zugedacht. Aber auch hier gibt es Bettler und Millionäre und wie Mancher ruft am Ende seiner Tage wehmüthig aus: „Wo blieb mein Glück?" In der Fülle der Freuden beschleicht mich darum oft der melancholische Argwohn, als wenn mir dieser Reichthum nur gegönnt werden konnte, weil so vielen Andern ihr Glückstheilchen versagt wurde — ich fühle mich wie mitschuldig an ihrem Leidensschicksal und wage es nur noch schamhaft und verstohlen und gleichsam hinter dem Rücken des allgemeinen Elends: glücklich zu sein." —

„Es scheint mir beneidenswerther, in einem edlen Streben zu scheitern, als in einem niedrigen Erfolge zu erringen: Wer sieht die Sonne nicht lieber im Ocean untergehen, als auf einem Moraste verweilen?" —

„Für einen Gegner, den auch nur ein Tropfen von Großmuth durchrollt, ist der Wehrlose stets unüberwindlich." —

„Wenn die Welt ein Gefängniß ist, so scheinen mir darin die Briefe, ja die Blicke, die man wechselt, die Stelle der Klopfsprache zu vertreten, von der ich einst gehört habe. Wie Viele, die zu einander streben, sind in getrennten Zellen eingekerkert! In einem Pochen und Gegenpochen erschöpfen sich alle menschlichen Beziehungen. Und weil diese Sprache so mühsam und mangelhaft ist, geht oft ein Mißverstehen durch ganze Geschicke. Nur die Liebenden sind wohl davor geschützt, weil sie nicht zu sprechen brauchen, um sich zu hören." —

„In früheren Tagen gehörte Muth zum Zweifeln. Jetzt ist es fast muthiger, wenn man noch zu glauben wagt. Es gibt gewiß manche Gottesläugner aus Feigheit." —

„Bei einer guten That ertappt zu werden, war mir oft so beschämend, als wäre es unkeusch, sie nicht mit den undurchdringlichsten Schleiern vor jedem Späherblicke zu verbergen." —

„Wie man nur darüber streiten mochte, ob Goethe's „Wahlverwandtschaften" für oder gegen die Ehe kämpfen! Tritt doch in dem Werke sichtbar der parteilose Gedanke zu Tage, den Triumph der Natur über die Kunstwerke der Bildung, den unabwendlichen Sieg der Leidenschaft über Menschen-Macht und Menschen-Willen zu schildern. In der Welt der Erscheinungen fand der Dichter keine Ausgleichung für diesen Zwiespalt und darum müssen die Liebenden untergehen. Aber sein hoffnungsvoller Dichterblick erwartet die Versöhnung von etwas Unerschienenem und Geheimnißvollem — und das war mir immer der Sinn des Schlußsatzes, wo von dem freundlichen Augenblick die Rede ist, da Eduard und Ottilie einst wieder zusammen erwachen." —

„Wenn ich Goethe lesen will, ist es mir immer, als müßte ich erst eine ganz besonders vornehme Toilette anlegen: eine unbeschreibliche Demuth und Schüchternheit erfüllt mich, ich fühle mich nur wie in Gnaden zu seinen hohen Gedankenfesten hinzu-

gezogen und außer der Begeisterung über seine erhabenen Offenbarungen erhebt mich noch der freudige Stolz, daß er, ein so großer Herr, mich überhaupt seines Vertrauens würdigt.“ —

Aehnlich prägte sich noch in andern gehaltreichen Aussprüchen ihre edle Frauenseele aus, während die Baronin wandellos sich treu blieb: immer spöttisch und muthwillig, immer begehrenswerth und — von grotesquer Gefühllosigkeit. Bei aller Ungezwungenheit der Verkehrsformen wußte sie sich aber jeder Annäherung schlangenglatt zu entwinden, und wie der Champagner nur unsre Gluth erhöht, je kälter er selbst ist, so steigerte sie gerade dadurch meine sehnsüchtige Unruhe.

„Du mußt mir heute einmal nachgeben, Julie,“ begann Camilla eines Nachmittags, „und mit uns gemeinsam einen Spaziergang in den Wald machen. Einen Gang! Du verstehst doch?“

„Ich verstehe, daß Ihr Euch hier allesammt zu einem Attentat auf meine Füße verschworen habt.“

„Aber der Weg ist ja nicht weit.“

„Nun meinetwegen. Gestatte mindestens, daß ich mich zweckmäßig beschuhe — und Sie, Assessor, schelten Sie nicht zu bitter auf mich, während ich auf meinem Zimmer bin. Hören Sie?“ —

Als sie fort war, sagte Camilla lächelnd:

„Die Mahnung war gewiß recht überflüssig, nicht wahr?“

„O ich hätte Mancherlei an unsrer Freundin auszusetzen.“

„Sollte wirklich der Rausch, in den sie ihre ganze Umgebung hineinzaubert, Ihnen erspart geblieben sein? . . Assessor, ich glaube, Sie heucheln!“

Und dabei drohte sie mir mit ihrem Zeigefinger und lächelte so reizend ungläubig, so schalkhaft fragend, daß ich eine Verlegenheit schwer verbergen konnte.

„Nun,“ fuhr sie fort. „Ich würde Sie nur zu sehr begreifen. Hat doch die Baronin selbst mich, die so scheu und zaghaft in die Welt sieht, einst mit den Goldfäden ihres Uebermuths so ganz umsponnen, daß ich ihr in Allem folgte, was ihre spielerische Laune nur befehlen mochte.“

„Ich befürchte, sie ist coquett.“

„Aber, Assessor!“

„Beachten Sie nur ihre Kleidung.“

„Nun? Kleidet sie sich nicht stets sehr einfach?“

„Freilich. Aber auffallend einfach.“

„Welche spitze Beobachtung.“

„Und dann — ihre Reden!“

„Die find’ ich oft köstlich!“

„Ich auch. Gewiß. Aber Sie verglichen einst das blitzende Bunt ihrer Laune mit einem Feuerwerk . . .“

„Und ist der Vergleich nicht berechtigt?“

„Berechtigter, als Sie es vielleicht wollten. Ein Feuerwerk — ja wohl! Es prasselt, aber es wärmt nicht.“

„Und das versichern Sie in so warmem Ton? — Assessor, ich wiederhole: Sie heucheln. . . . ."

Ja, ich heuchelte. Und Niemand befürchtete bittrer als ich, daß ich trotzdem — Recht hatte.

Der Zufall fügte es, daß Camilla im Walde einmal, Pflanzen suchend, zurückblieb und ich mit der Baronin allein wanderte.

„Diese Landschaft," bemerkte sie plötzlich, „erinnert mich ungemein an Tannenburg, und mit diesem Eindruck steigt auch wieder das Bild der Sängerin Marietta Lugani vor mir auf."

„Sie erwähnten den Namen schon einmal. Was ist es damit?"

„Eine traurige Geschichte, die sich in wenigen Worten erzählen läßt."

„Ich bitte Sie darum."

„Marietta Lugani war eine gefeierte Sängerin aus Florenz und wer sie gekannt hat, wußte die Höhe ihrer Künstlerschaft und die Makellosigkeit ihres Lebenswandels nicht genug zu rühmen. Es versteht sich von selbst, daß in dieser besten aller möglichen Welten ein so gutes und reines Geschöpf ein grausames Schicksal haben mußte. Marietta zog sich — vielleicht durch ihr zu eifervolles künstlerisches Streben — eine unheilbare Brustkrankheit zu. Tannenburg war das Endziel ihrer stationsreichen Leidensbahn. Die italienischen Aerzte hatten sie aufgegeben. Ein Deutscher hatte ihr jenen Badeort als letzte Rettungsmöglichkeit empfohlen. Wir Alle glaubten und hofften mit ihm. Wir mochten und konnten uns nicht denken, daß unser Zusammenleben mit der lieblichen Italienerin nur ein langes Abschiednehmen sein sollte, auf Nimmerwiedersehen. Und doch. Es war Alles vergebens."

„Ein trübes Schicksal . . ."

„Das Trübste ist, daß die Arme selbst von Anfang an die Einzige war, die an keine Heilung glaubte. Mit klarem Bewußtsein näherte sie sich täglich einen Schritt mehr dem Grabe. Und wissen Sie, daß niemals ein Groll von ihren Lippen klang?"

„Wie unsäglich ergreifend!"

„Ja, bewundernswerth war die Sanftmuth und Ergebenheit, mit der sie jeden Tag die Dankbarkeit abtrug — für sein Erscheinen. Einer ihrer Anbeter schrieb ihr zwei Strophen von Moriz Hartmann, die mit großer Wahrheit ihr Schicksal spiegeln:

Ja, Du wirst sterben bald, Du weißt es,
Und lächelst noch wie ohne Schmerz,
Doch mir zerwühlt es und zerreißt es
Mein treues liebevolles Herz.

Kann Dich Dein früher Tod nicht schmerzen
Und ist er auch willkommen Dir,
Hab' Mitleid doch mit meinem Herzen —
O tröste mich und wein' mit mir . . .

Das einzige Gedicht, nebenbei bemerkt, das ich auswendig kann."

„Und wohl auch die einzige Erinnerung, die nicht nur in Ihrem Kopfe, sondern auch in Ihrem Gemüthe lebt?"

„Auch das ist, mit Vorbehalt, zuzugeben. Aber freilich aus ganz, ganz besondern Gründen, von welchen Ihre Weisheit sich Nichts träumen läßt.“

„O warum wollen Sie wieder die schöne Regung des Augenblickes wegtuschen? Wenn Sie wüßten, wie der herzige Ausdruck, mit dem Sie jene Verse sprachen, Sie verklärt, Sie verschönert hat . . .“

„Sie meinen, ich würde dann bisweilen aus Eitelkeit gemüthvoll sein? mich mit Innigkeit schminken und Empfindung „auflegen?“ Die Idee ist nicht übel, wenn auch gewiß schon oft benutzt . . . Aber wissen Sie, was mir da einfällt?“

Sie sah mich mit ihren glühenden nußbraunen Augen herausfordernd an und ein schelmisches Lächeln umflog ihre Lippen.

„Nun? . . .“ fragte ich befangen.

„Daß Sie auf einem bösen Wege sind!“

„Baronin!“

„Ja, Sie wollen bereits, daß ich Ihnen ähnlich werde und das ist ein verrätherisches Symptom!“

„So lassen Sie es denn verrathen, was ich nicht verhehlen kann . . . so lassen Sie mich denn aus der Tiefe des Herzens gestehen . . .“

„Um Gotteswillen!“ unterbrach sie mich. „Kein Wort mehr. Oder Sie zerstören muthwillig die Unbefangenheit unsres Verkehrs . . . Wie Schade übrigens, daß nun auch Sie mir das übliche Geständniß machen mußten! Und Sie berechtigten doch zu so schönen Hoffnungen . . . Aber trösten Sie sich,“ — und sie reichte mir lächelnd die Hand — „ich habe nun einmal kein Talent zur Liebe.“

Ihr Blick war ruhig, als sie das sagte, ihr Ton sogar voll Freundlichkeit . . . Ich vermochte nicht, an diese schimmernde Leere des Gemüths zu glauben, und so wogte in mir ein Chaos von Schmerz und . . . Hoffnung.

Durch Erichs Heimkehr wurde schrill und plötzlich die Idylle zerstört. —

Ich hatte soeben meine Morgentoilette beendigt und bevölkerte die Frühstunde mit träumerischen Bildern, als ein Diener in mein Zimmer trat und mir meldete, daß mich die Gräfin in der Veranda erwarte.

„Ist Nachricht vom Herrn Grafen da?“ fragte ich.

„Der Herr Graf ist gestern in später Abendstunde zurückgekehrt.“

So, so. — Und Camilla wollte mich sprechen. — Nicht ohne Beklommenheit folgte ich ihrem Rufe.

„Vielen Dank zuvor für Ihren Gehorsam,“ rief sie mir entgegen. „Und dann die Frage, ob Sie mir einen rechten Dienst leisten wollen?“

„Es ist keine Phrase, Frau Gräfin, wenn ich betheure, daß die Erlaubniß, Ihnen einen Dienst leisten zu dürfen, mir wie eine Standeserhöhung erscheint.“

„Sehen Sie, mich plagt eine seltsame Bangigkeit. Sie mag vielleicht kindisch sein. Aber doch lechze ich ungeduldig nach einer Befreiung! Vielleicht erinnern Sie sich noch des Gesprächs, das wir gerade hier in der Veranda einst mit der Baronin über eine Verstimmung Erichs führten?“

„Gewiß. Ich erinnere mich,“ war meine Antwort. — In der Kunst der Heu-

chelei war ich stets ein Stümper und bedurfte hier alle Berechnung und Verstellungskunst, um keine gefährliche Taktlosigkeit zu begehen.

„Vielleicht bemerkten Sie damals auch," fuhr Camilla fort, „daß die Unterhaltung mich recht peinlich berührte."

„Auch Das entging mir nicht."

„Und erriethen Sie auch die Ursache meines Mißbehagens? . ."

„Ich dachte mir, daß Sie der hartnäckige Widerstand der Baronin ermüdete, die sich von der Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen nicht überzeugen lassen wollte!"

„Hätte ich mich nur selbst davon überzeugen können! Das war's! Ich mußte ihr Recht geben . . und ich wollte nicht. Glauben Sie mir, es liegt auf Erich eine Last, eine geheime Sorge, ein stilles Weh. Und daß er mir das so kunstvoll zu verbergen sucht, das will mich — wie häufig! — namenlos beunruhigen."

„Aber was kann ihn drücken?"

„Ja was? Wäre diese Frage nicht eben so aussichtslos, wie könnten mir dann überhaupt noch Stunden der Ruhe gegönnt sein. Wie vieltausendmal habe ich mir die Frage vorgelegt! Und da sich nie eine Antwort fand, so lachte ich mich endlich selbst aus — und bei frischem Anlaß fing ich mit dem Grübeln von Neuem an und hörte mit dem Lachen von Neuem auf. Und doch fühl' ich's auch heute wieder: Ich erfülle nicht Erichs ganzes Sein. Es lebt noch eine Sehnsucht in ihm, . . . die ich ahne . . . . der ich hülflos gegenüberstehe . . . die aber zwischen uns, mein Freund, unausgesprochen bleiben muß."

Eine fliegende Röthe ergoß sich bei diesen Worten über ihr Gesicht und wie verschämt schlug sie die Augen nieder. Es schien mein Schicksal, in diesem Hause zwischen Geheimnissen umhergestoßen zu werden. Und doch wußte ich wohl, daß sie jedenfalls irrte. Eine Sehnsucht? Das war nach Erichs Geständnissen nicht der Fall.

„Und wie könnte ich ihm Hülfe bringen?" fragte ich, um nur zu Ende zu kommen.

„Durch Sie muß ich eine alplösende Aufklärung erlangen. Sie müssen mit Erich sprechen, mit aller Beredsamkeit der Freundschaft in ihn dringen — Ihnen wird er sich aufthun, ich bin überzeugt davon — und wenn Sie mir dann sagen werden, daß ich geirrt, daß ich überklug am lichten Tag Gespenster gesehen habe, so werde ich freudig glauben und wieder ruhig sein. Ihnen vertraue ich! Sie werden mir Nichts verhehlen!"

Ich begriff in dem Augenblick, wie schwer es war, dieser großherzigen arglosen Frau eine Täuschung zu bereiten, eine Täuschung bereiten zu müssen — und ein Theil von Erichs Leiden erschien mir nun selbst in seiner ganzen Herbheit und Schärfe.

„Ich kann mich ja über keine Vernachlässigung beklagen," fuhr Camilla fort — „an keiner gestaltvollen Begebenheit, an keiner greifbaren Stütze ranken sich meine Besorgnisse hinauf. Aber hundert subtile Anzeichen, tausend zarte Beobachtungen peinigen mich mit einer unbestimmbaren Furcht. Es ist, als wenn sich ein Netz auf mich werfen wollte, das aus den dünnsten, spinngewebigen Fasern zusammengesetzt ist. Und auch an keinem Wort Erichs finde ich eine Bestätigung — aber an manchem Schweigen. Ach, man kann oft sehr indiscret sein, wenn man zur Unzeit nicht redet! Kurz, Sie müssen mir zu Hülfe kommen und Ihr Wort soll entscheiden, ob

Alles, was ich gesehen habe und nicht gesehen, bedeutungslos sein soll und seelenleer oder grambringend und gewichtvoll."

Ich versprach —, nicht ohne tiefe Bewegung — ihrem Wunsch nachzukommen und erfuhr, daß mich Erich im Laufe des Vormittags auf dem Hügel erwarte. Ohne Säumen machte ich mich wegfertig, und entschloß mich, den kürzeren Fußpfad zu wählen, den ich mich nach der Abendwanderung mit Erich wohl wiederzufinden getraute. Um durch die Hinterpforte des Schloßparks rascher in's Freie zu kommen, mußte ich noch einmal die Veranda passiren und traf dort die Baronin.

„Ah, Sie treten bereits Ihre diplomatische Sendung an," rief sie mir zu. „Ich weiß Alles. Nun, Glück auf den Weg. Camilla ist ernstlich besorgt und, wenn ich meinen eignen Augen trauen darf, nicht ohne Grund. Nebenbei bemerkt, ist es, wenn auch sehr unpraktisch, so doch recht gut von Ihnen, daß Sie so thatbereit an Wohl und Wehe Ihrer Freunde Theil nehmen. Da es sich um Camilla handelt, so ist das ein Dienst, den Sie mir mit erweisen." —

„Das wird meinen Eifer doppelt anschüren." — —

„Nur keine Complimente! Aber wenn wir uns im Jenseits einmal wiederfinden, so werde ich eigens in Ihrem Interesse meine fallen gelassenen Beziehungen zu Sr. Majestät dem lieben Gott wieder aufnehmen und Ihre Ernennung zum himmlischen Commissionsrath befürworten. Sie werden zugeben, daß man nicht dankbarer sein kann."

„Auf Erden wollen Sie Nichts für mich thun?"

„Es ist unmöglich. — Also . . . hoffen Sie!"

„Also —?"

„Freilich. Denn ist nicht gerade das Unmögliche die Lieblings-Herberge unserer Wünsche? Und auch die Erfüllung kehrt nirgend so gern ein, wie gerade da. Vielleicht weil bis dorthin keine menschliche — Rechnung reicht."

„Das ist ein karger Trost!"

„Aber doch ein Trost! Und nun eilen Sie, um uns rasch eine Mittheilung zu bringen. Ich bin nicht wenig gespannt und erwarte Sie zur Entgegennahme einer Ohrenbeichte hier in der Veranda."

Unfreundlich, wie die Sendung, war zu Anfang auch der Weg. Meine Schritte knirschten über grauem Steingeröll, das nur hier und da ein verkümmertes Gräslein an's Licht dringen ließ. Magere, gebrechliche Tannenstämmchen wuchsen zu beiden Seiten. Kahle Ebenen dehnten sich rechts und links. Der Himmel war langweilig und bleifarben. Doch bald erreichte ich den Wald und freute mich an seinem stummen duftigen Leben. Stolz und mächtig ragten die weißen Buchen in die Höhe, — die Lindenwipfel, die von sanften Hauchen durchzittert wurden, leuchteten im Sonnenschein zum Himmel wie ein grünes zuckendes Feuer, und durch das wuchernde Haidekraut zu ihren Füßen wimmelten emsige Käfer mit rothen Panzerröckchen.

Gedankenvoll schritt ich fürbaß.

Für Erich hatte es eine so unendliche Bedeutung, daß Camilla ihn für glücklich hielt. Und nun —! Freilich war mir noch im äußersten Fall eine rettende Lüge

frei gegeben. — Aber wer hätte sich dieser hochsinnigen Frau gegenüber zu einer solchen fähig gewußt! . . .

So kam ich auf dem Hügel an und fand dort Erich schon anwesend. Er kam mir einige Schritte entgegen — und ich erschrak über sein blasses verstörtes Aussehen. Aus den tief umränderten Augen brachen die Blicke nur matt und düster. Es war als wenn ein Heer von Trauergedanken über sein edles Gesicht geschritten wäre und jeder einzelne hätte seine Spuren qualvoll eingefurcht.

„Gut, daß Du so frühzeitig kommst," sagte der Freund. „Ich habe mir tiefe Vorwürfe gemacht, daß ich Dich durch meine wirren Reden beunruhigt habe. Doch nun es geschehen ist, — so magst Du denn auch Alles wissen. Es wird mich freilich dabei der Schmerz fast zerkrampfen und die Beschämung zu Boden drücken . . ."

„Armer Freund! —"

„Bemitleide mich erst nachher. Du wirst Gelegenheit haben."

„Und doch hoffe ich von Deinem Entschluß, zu reden, eine endliche Erleichterung und Erlösung."

„Höre — und hoffe dann noch. Zu übergewaltig lebt das Gefühl in mir, das mein Leiden geboren. Es ist eine Empfindung der Reue und Selbstanklage, die wie ein Giftpilz im Mittelpunkt meines Lebens Wurzel gefaßt hat."

„Und seit wann?"

„Seit einem vollen Jahre!"

„Der Selbstanklage! Du sprichst, als wenn Du eine Frevelthat auf dem Gewissen hättest!"

„Die meine wird von den Menschen nicht so bezeichnet. Ich weiß es, sie beurtheilen dergleichen immer leicht und locker. Mögen sie denn auch Recht behalten für sich selbst. Für mich hat das, was ich gethan, die Bedeutung einer unentsühnbaren Heiligthumsschändung, die meine Hände auf alle Zeit befleckt . . . Und weißt Du denn was Reue ist! Wer nur eine Furcht empfindet vor künftiger Entdeckung, wer nur die Strafe beweint, die er für seine Schuld gelitten hat, wie oft beansprucht er den Namen eines Reumüthigen. Er ist keiner! Aber wer keine Furcht hegt und keine Strafe betrauert, wer nur die Bürde der Verschuldung, der Verschuldung allein empfindet — den frage, was Reue heißt! Er wird Dir sagen, daß er nach Schmerzen durstet, aus Unglück Erquickung trinkt, im Leiden schwelgt und jede frohe Sekunde wie ein gestohlenes Gut betrachtet, das er geschwind und freiwillig wieder von sich werfen muß . . ."

„So erzähle denn, Erich, schütt' aus! Die Ungeduld peitscht mich wie mit Nesseln: Rede, Freund, rede!"

„Nun wohl. Steht doch die Begebenheit noch vor mir, als hätte ich sie erst gestern erlebt. Sie war freilich auch, wie keine zweite, dazu angethan, sich mit glühendem Griffel in's Hirn zu graben. — In Tannenburg war's, im vorigen Sommer. Das erste Jahr meiner Ehe war wie ein einziger wolkenloser Frühlingstag des Glückes zu Ende gegangen. Die Baronin war unsere tägliche Gesellschafterin und als Vierte vereinigte sich mit uns eine italienische Sängerin, die in Tannenburg Heilung suchte."

„Marietta Lugani!"

„Du hast von ihr gehört —?"

„Von ihr und ihrem traurigen Schicksal."

„So ersparst Du mir viele Worte. Und Du wirst auch begreifen, daß besonders Camilla sich zu der so liebenswürdigen Dulderin voll Barmherzigkeit und Mitempfindung hingezogen fühlte. Der Arzt gab die schönsten Hoffnungen, die nur Marietta allein nicht theilen mochte.

„Glauben Sie mir," sagte sie oft zu uns. „Es schließt sich um meine Brust ein eiserner Gürtel, der von Geisterfingern täglich um ein Glied enger zusammengeschnürt wird. Ich fühle es, das erdrückende Beklemmen. Noch wenige Gürtelringe — und der Kreis ist geschlossen. Haben Sie nur inzwischen Geduld mit mir."

Wie oft suchte Camilla mit hoffnungsvollem Zuspruch, die Baronin mit schelmischen Trostworten, die Leidende auf bessre Gedanken zu bringen.

„Ja, Sie sind gut," erwiderte sie dann. „Sie wollen mich gern wieder in's Leben lügen. Aber Sie kennen den Tod nicht. Er ist ein Galantuomo, der nur vorläufig seine Visitenkarte abgegeben hat und bereitwillig eine Zeitlang antichambrirt. Verdenken wir es ihm nicht zu sehr, wenn er endlich die Geduld verliert und das Hereinrufen nicht mehr abwarten mag. Schon folgt er mir unsichtbar auf Schritt und Tritt. Er setzt sich mit mir zu Tisch. Er kauert wachsam an meinem nächtlichen Lager, — und der letzte Tag meines Lebens wird nur der letzte Tag meines Sterbens sein."

Doch niemals äußerte sich dies Gefühl zudringlich und mitleiderflehend. Die Todesahnung lag nur wie ein dünner Schleier der Wehmuth auf ihr. Bestätigt wurde diese Furcht nur selten durch einen gellen krachenden Husten, der mühselig und schmerzvoll aus ihrer Brust hervorkeuchte. Doch solche Anfälle gingen so schnell vorüber, wie sie unvermuthet kamen, und wer sie sah, konnte nicht glauben, eine Unheilbare vor sich zu haben. Ihr Körper war von südlicher Ueppigkeit. Nur die unheimlich-klare wachsbleiche Farbe ihres vergeistigten Gesichts verrieth die Kranke und im letzten Hintergrund ihres schwarzen Auges entbrannte bisweilen ein irres Feuer, wie eine Opferfackel . . . Manchen Abend brachte sie in traulichen Gespräch mit uns Dreien zu. Dann sang sie oft ganz lustige italienische Volksweisen oder las uns mit der hingebungsvollsten Begeisterung und nicht ohne ergreifende Beziehung jene schmerzlich-schönen Madrigale des Michelangelo vor, worin der Dichter das Nahen des Todes betrauert. Es war ein Zusammensein voll unbeschreiblichen poetischen Zaubers, den auch Camilla ganz und voll empfand. Fast täglich mußte ich auf ihr Geheiß den Arzt der Sängerin befragen, um seine meist hoffnunggebenden, zuletzt geradezu erfolggewissen Bulletins mit nach Hause zu bringen.

An einem nicht allzu heißen Tage kam es, daß wir gemeinsam mit einer größeren Gesellschaft eine Lustpartie in die Umgegend machten. Bei der Wanderung durch den Wald trat plötzlich die Baronin, die bisher mit Marietta in eifrigem Gespräch uns gefolgt war, zu mir und Camilla heran und sagte scherzend:

„Es ist eigennützig, Graf, daß Sie selbst bei Spaziergängen mit Camilla immer verheirathet sein wollen. Ich ersuche Sie höflichst, sich für kurze Zeit einmal von ihr scheiden zu lassen und mir die Treffliche zu überlassen. Unsere Freundin Marietta wird Ihnen dankbar sein, wenn Sie ihr inzwischen ritterlich das Geleit geben."

Nun ging Camilla mit Julie voran, und Marietta und ich folgten in geraumer Entfernung. Ich fand die Signora noch nie so wehmüthig erregt.

„Wie seltsam," begann sie. „Seit langer Zeit ist mir nicht so behaglich und

froh zu Muth gewesen wie heute und doch verläßt mich gerade heute nicht das Gefühl der Todesnähe mit seinen fröstelnden Schauern."

„Aber die Aerzte, Signora, sind ganz anderer Meinung!"

„O, die sehen nur, was am Tage zur Erscheinung kommt. Was wissen sie von meinen schlummerlosen Nächten, von den geheimen Stunden des Kampfes und der Pein!"

„Aber Ihr Aussehen straft sie Lügen!"

„Das sagen mir auch die Andern, Graf. Doch mir ist es, als wäre dieser Schein der Gesundheit und die Empfindung von Wohlsein, die mir heute durch die Adern rollt, gleichsam die Henkersmahlzeit meiner Lebenskraft."

Ich verwies ihr ernstlich und so beredt ich konnte diese selbstquälerischen Befürchtungen.

„Nein, nein, lassen Sie nur," erwiderte sie. „Des kargen Zeitrestes, der mir geblieben ist, müssen wir uns bewußt sein, um ihn klug und sparsam einzutheilen und kein Stückchen mit Gleichgültigkeiten zu verschwenden. Am besten, wir benutzen ihn zum Abschiednehmen. Auf einer Station des Lebens haben wir uns getroffen. Sie und Ihre edle Gattin ließen mich die gegönnte Frist des Aufenthalts noch als eine liebliche Schicksalspende empfinden. Das Signal zur Abreise ist nun gegeben. Sie sind die Zurückbleibenden, ich gehe von dannen, und wie das Glockengeläut, das mein Scheiden verkündet, wird auch das Echo verhallen, das ich in der Erinnerung zurücklasse. Es klingt melancholisch, aber ist in Wahrheit fast beruhigend, wenn man sich sagen darf, daß man kein fremdes Glück zu sich in's Grab nimmt."

Mit zitternder erregter Stimme hatte sie das gesprochen und nun fielen zwei große Thränen aus ihren Augen. In einer Anwandlung von Schwäche lehnte sie sich an meine Schulter und sah mir so unsäglich hülflos in's Gesicht, daß ich diesen Blick niemals vergessen werde. Ein heiliges Erbarmen packte mich und in den herzlichsten Worten suchte ich von Neuem ihre Gedanken auf hoffnungsvollere Wege zu lenken. Mahnend rief ich endlich aus:

„Sie steigern muthwillig durch solche Worte Ihr trauriges Loos in's Unaussprechliche und Grenzenlose!"

„Und können Sie sich wirklich," fragte sie nun plötzlich mit der überraschendsten Bitterkeit, „können Sie sich wirklich kein Schicksal denken, gegen welches das meine noch als ein Glück zu preisen wäre?"

„Nichts Schlimmeres kann ich mir denken," erwiderte ich, „als am lebensvollsten Tage bei jedem Schritte, bei jedem Athemzug die gähnende Oeffnung der Todtengruft vor Augen zu sehen."

„Und doch ist mein Loos, wie Sie es kennen, noch weitaus nicht das trübste ... Haben Sie je einen Wunsch von mir gehört, der sich an's Dasein klammert? eine Sehnsucht, die mich auf diesen Gefilden zurückhält? Nie haben Sie das! nie!"

„Ich bewunderte in der That stets Ihre, wie mir schien, fast allzu entsagungsreiche Ergebenheit."

„Nun denken Sie aber eine Leidende, wie ich, die noch durch einen glühenden Liebeswunsch an's Leben gekettet wäre, die eine unerfüllbare Leidenschaft im Herzen trüge — in dem Herzen, das schon zerschaufelt ist von den Mächten der

Krankheit, des Todes . . . haha! das wäre erst ein Meisterstück von Tücke und Grausamkeit des Verhängnisses . . . eine Marter — namenlos, nicht auszudenken!"

Erschrocken hörte ich diesen so unerwarteten Ausbruch einer entzügelten Einbildungskraft. Denn für nichts Anderes habe ich es gehalten.

„Der Gesunde kann ausharren," fuhr sie fort. „Er kann verzichten, er kann kämpfen. Er kann die wildeste Leidenschaft bändigen, er kann sie zertrümmern, um auf ihren Ruinen noch ein neues glückliches Leben zu bauen. Aber der Kranke! In seinem trostlosen Hinwanken von Tag zu Tag . . hat er Zeit zum Warten? Darf er noch ein inneres Genesen hoffen? Kopfüber muß er sich in die Verzweiflung stürzen und in der wüsten Einsamkeit seiner Sehnsucht verdurstet er . . . Mein Gott, rast Ihnen denn nicht ein Taumeltanz von empörten Gedanken durch's Hirn, wenn Sie ermessen, was diese Sterbende leidet? . ."

„Um Gotteswillen — kommen Sie zu sich, Signora!" rief ich aus. „Woher diese plötzliche widernatürliche Aufregung! . . Sie sind außer sich über ein Phantasiegebilde . . . Kommen Sie zu sich, um Gotteswillen!"

„Ja, ja, Sie haben Recht," sagte sie nun, ganz erschöpft und athemlos, während noch ein Zug wilder Erbitterung über ihr geröthetes Gesicht jagte. „Sie haben ja Recht, ganz Recht . . Wer ist diese Sterbende? Was geht sie uns an, mein Freund? Wie ist ihr Name? . . . Was will sie mehr noch erlangen, als Bahrtuch und Sarg? . . Kommen Sie, dort, auf jenen Hügel . . lassen Sie uns auf der Ruhebank niedersitzen . . . kommen Sie — schnell! schnell!" — —

Nur ungern gehorchte ich ihr, da wir uns ohnehin schon von den Andern ein weites Stück entfernt hatten. Aber mir war's, als müßte ich gehorchen. Ich fühlte, wie ihre wilden Worte eine Macht über mich gewannen, vor der ich mich fürchtete! — —

„So. Hier wehen friedliche Lüfte," sagte sie, als wir den kleinen Hügel erstiegen hatten, der sich am Wege erhob. „Ach, wie schön ist doch die Erde, wohin man blickt! Daß man auf diesem schönen Schauplatz so viel leiden kann! — Die Aussicht auf den Himmel übrigens flößt mir, unter uns gesagt, kein rechtes Vertrauen ein. Besonders wenn so schwarze, garstige Wolken darüber hinfegen, wie im Augenblick."

„Ich befürchte Regen, Signora," erwiderte ich. „Es wird gut sein, wenn wir eilen, um das Forsthaus zu erreichen."

„Nur noch wenig Augenblicke Rast, mein Freund. Dieser frische, würzige Duft erquickt mich so . . Denken Sie, Graf, das Unglück, wenn ich auf dem Fluge zum Himmel etwa in solcher dicken Regenwolke stecken bliebe und müßte nun tropfenweise wieder zur Erde herunter und fiele am Ende gar auf eine Rosenknospe Ihres Schloßgartens, die Sie ahnungslos an die Brust steckten! . . . Was meinen Sie, ist das nicht eine recht kindische Phantasie? Nicht wahr? . . . Doch ich merke, Sie werden ungeduldig. Also kommen Sie nur. Wir wollen weiter wandern."

Kaum waren wir aber einige Schritte gegangen, so kamen nun wirklich schon die breiten klatschenden Regentropfen durch die Zweige und ich mußte zur Eile mahnen. Doch bald blieb Marietta stehen.

„Ich kann nicht mehr, beim besten Willen nicht."

„Aber der Regen!"

„Wenn auch. Wir müssen langsam gehen."

„Dann werden wir naß bis auf die Haut."

„Aber was bleibt übrig?"

„Ich werde Sie die kleine Strecke tragen."

„Graf, ich bin schwer!"

„Und ich bin stark. Vertrauen Sie nur."

Und so trug ich sie denn wirklich, während die Baumkronen uns halb und halb vor dem Regen schützten, bis wir die Hinterpforte des Forsthauses erreichten. Mit ihren vollen Armen hielt sie meinen Nacken umschlungen und ihr weiches Seidenhaar streifte meine Stirn.

Im Forsthause trafen wir zu unserem Staunen Niemanden bis auf einen jungen Burschen, der in der Hausthür stand. Es entging mir nicht, daß Marietta bei dieser Ueberraschung seltsam zusammenzuckte. Auf Befragen erfuhren wir, daß die Gesellschaft mit Camilla und der Baronin wegen des Regens auf einem Wagen nach Tannenburg zurückgefahren sei.

„In einer knappen Stunde," wurde hinzugefügt, „wird der Wagen, der überfüllt war, zurückkommen, um die Herrschaften abzuholen. Der Herr Förster bittet einstweilen, oben im Zimmer zu warten."

Der Bursche führte uns nun in die Wohnstube des Försters und dann hörten wir ihn geräuschvoll die Treppe hinunterpoltern.

Wir waren allein!

Marietta lud mich ein, neben ihr auf dem Sopha Platz zu nehmen und eine Zeit lang saßen wir stumm neben einander, beide befangen und gedankenvoll.

Plötzlich begann sie, wie zu sich selbst sprechend:

„Welch banger, schaurig-süßer Augenblick! Wie habe ich ihn herbeigesehnt, Wochen lang, in Kampf und Qualen. Wie habe ich nach einem Zufall gelechzt, der den Augenblick bringe! . . Nun ist er einmal gekommen und niemals kehrt er zurück. Und soll ich wieder schweigen und entsagen? Und wieder soll ich mir eine Schlacht liefern und mich wieder besiegen? — Nein!" fuhr sie auf. „Die Stunde ist gekommen, zu sprechen, zu gestehen. Wer weiß es, wie mich der morgende Tag findet . . . Und soll ich denn nun noch mehr sagen, Sie hartes stolzes Herz? So ahnen Sie denn nicht, wer die leidenschaftdurchwühlte Kranke ist, von der ich im Walde sprach — und um wen sich alle ihre Liebe und Sehnsucht rankt — eine Liebe von dämonischer Unbezwinglichkeit . . ."

„Um wen — um wen?" frug ich zaudernd, betroffen.

„Um wen — als um Sie!" war die Antwort. „Ja, um Sie! voll trunkenen Entzückens spreche ich es aus — um Sie!" . . . Und dabei faltete sie die Hände, wie eine Betende.

„Unglückselige!" rief ich erschüttert. „Lassen Sie ab von dieser verderblichen Leidenschaft, ich beschwöre Sie. Zu Ihrem, zu meinem Frommen. — Gießen Sie kein Feuer mehr in mein Blut. — Lassen Sie uns den Augenblick überwältigen, ehe der Augenblick uns überwältigt. — Ich liebe Sie nicht! An Camilla schmiedet mich die Neigung wie mit diamantenen Fesseln!"

„Ah, wie Sie mir grausam das Herz zerreißen!" erwiderte sie . . . „Camilla! und immer Camilla! Sie würden den Namen jetzt nicht nennen, wenn Sie sich vorstellten, wie oft in diesen Wochen die Eifersucht an mich herankroch und der

grimmige Neid in mir aufschrie und wie ich zu ringen hatte mehr als ein Mensch vermag. — Niemals habe ich die Liebe gekannt. Wenn sie mir nahte, habe ich sie kalt und trotzig zurückgewiesen. Nicht das winzigste Theilchen der Liebeskraft wollte ich verschwenden, ehe der heilige Tag gekommen, wo ich den ganzen Empfindungsschatz einem Einzigen an's Herz legen könnte. Und nun ich Ihnen, mein Freund, den aufgesparten Reichthum eines Menschenlebens bringe, als freudiges Opfer bringe . . nun verstoßen Sie mich! Sie verstoßen eine Sterbende!"

„Sie werden leben, Marietta! Sie werden gesunden — o aus der Tiefe des Herzens ersehne ich es." — Ich führte bei diesen Worten ihre Hand an meine Lippen und schon empfand ich, wie vor der Beredsamkeit ihrer schmerzlichen Blicke meine Festigkeit schmolz, meine Sinne schwanden . . .

„Gesunden!" antwortete sie. „Und dann? . . Kann ich denn die Leidenschaft wieder aus meinem Leben reißen? kann denn die Liebe aufhören, wenn sie einmal begonnen hat? . . . In den Tod gehe ich, wie in ein erfrischendes Bad. Es ist nicht großmüthig, mein Freund, daß Sie mir noch diese Hoffnung schmälern. . . . Und was verlange ich denn von Ihnen, Sie starrer Thor? Sollen Sie mir ein Leben widmen? Nur ein wenig sollen Sie mich lieb haben — nur einige Blumen auf den letzten Weg streuen, den ich durchwandern muß . . Sie sollen mir nur die letzten Augenblicke holdselig bereichern . . Mein Gott, bin ich denn so gar nicht liebenswerth?"

— —

Erich hielt im Erzählen inne. Er schien der Erinnerung fast zu erliegen. Durch keine Frage wagte ich sein Schweigen zu unterbrechen. Endlich fuhr er wie bittend fort:

„Erlasse mir, die Vorgänge jener Stunde noch weiter zu beschreiben. Das Mitleid, die Sinne übermannten mich. — Ein Flammenstrom berauschter Reden ergoß sich von ihren Lippen in mein Blut, und an allen Nervensträngen riß es mich zu ihr hin. — In dem Feuer dieser Umarmung ist mein Lebensglück verzehrt worden. — —

Eine lange Zeit stand ich dann brütend am Fenster, durchtobt von verzweiflungsvoller Reue. Namenloses ging in mir vor. Camillas Gestalt erhob sich vorwurfsvoll und vernichtend vor meinen Blicken. Ich fühlte mit schneidender Gewißheit, wie es zu ihr keine Rückkehr mehr gab aus dieser Stunde, wie ich ein Heiligthum geschändet, die Errungenschaft eines Lebens in dieser kurzen Spanne Zeit besinnungslos zerstört hatte! Unvermittelt nagten in mir die quälendsten Gefühle. Ein dumpfer verwegener Zorn durchgrollte mich. Zorn vor Allem gegen mich selbst. Dann aber auch gegen Marietta: — die ich soeben erst mit wilden Küssen bedeckt, ich hätte sie in diesem Augenblicke erwürgen können!

Finstern Blickes trat ich zu ihr heran, und von ihrem Anblick war ich ganz entwaffnet. Zurückgelehnt lächelte sie noch in einer Agonie der Entzückung und über ihr Gesicht war ein . . ich finde kein andres Wort — ein madonnenhafter Friede gebreitet.

„Marietta, erwachen Sie!" sagte ich, indem ich sie sanft an der Hand faßte.

„Du weckst mich, Erich?" hauchte sie leise. „Komm', küsse mich lieber. In Deinem Kusse möchte ich hinüberschlummern . . . Wie schön ist doch die Welt und

das Leben! Wie schön kann noch das Sterben sein! . . . So komm' doch, Erich, und küsse mich! . . ."

Bewegungslos hörte ich diese Worte, aus welchen in mein zerrissenes Gemüth nur noch neue ätzende Säfte flossen. Da plötzlich richtete sie sich empor, mit weit aufgerissenen geisterhaften Augen stierte sie mich an.

„O wie habe ich Dich geliebt!" rief sie aus und sank ohnmächtig zurück. Eine fahle Blässe entfärbte ihr Gesicht — dann ein rasch verzitternder Krampf — und eine regungslose Erstarrung.

Ein jäher fürchterlicher Schrecken faßte mich an, athemlos vor Angst betastete ich ihren Puls . . ich horchte an ihr Herz — —

Todt! Todt!

Aus ihrem brechenden Auge traf mich noch ein letzter Liebesblick, der mich mit eisigem Grauen durchbohrte . . . Weißt Du, daß ich sie damals bitterlich um ihren Tod beneidet habe? . . .

Laß mich über alles Weitere kurz hinweggehen.

Die Försterleute kehrten bald zurück. Sie schickten nach Tannenburg, um den Arzt herbeizuholen. Als sie die Todte sahen, in ihrer verklärten Schönheit, entstürzten selbst diesen rauhen Naturmenschen die Thränen, und während ich aus dem Winkel des Zimmers ihr leises Weinen hörte, stand ich selbst mit trockenem Auge an Marietta's Lagerstätte. Ich hatte ein Gefühl, als wäre ich fürder wie ausgestoßen von Schmerz und Freude aller Redlichen.

Nachdem eine Ewigkeit verronnen war, kam der Arzt und in seiner Begleitung — Camilla. Wie ein feiger Knabe erbebte ich vor ihrer Erscheinung. Dem Zusammenbrechen nah, mußte ich im Angesicht der Todten noch Lug auf Lug häufen, bis der Arzt erklärte, daß, jedenfalls in Folge des zu eiligen Waldganges im Regen, ein Herzschlag eingetreten sei, der nach dem Leiden, das die Todte gequält hatte, begreiflich genug wäre.

Als Camilla sich nun zu der Entschlafenen herniederneigte und unter heftigem Schluchzen ihre Lippen berührte — dieselben Lippen, die ich vor kurzem noch . . . ach, ich mag den Satz nicht vollenden — als Camilla dann zu mir sagte: „Sieh nur, Erich! welch ein Ausdruck von seligem Genügen auf diesem Antlitz liegt!" — da war's mir, als ob sich ein rothes Brandmal auf meine Stirn schriebe und als müßte ich aufschreien, wie ein wildes Thier.

Endlich mahnte Camilla zum Heimweg. Ich folgte ihr, im Lebensmark verwüstet, ein verlorener Mensch. Im Wagen fiel sie mir plötzlich um den Hals und sagte: „Laß uns beide auch aus diesem Tod nur ein Mahnwort der Liebe lesen — laß uns nur noch mit desto größerer Innigkeit uns umschmiegen, so lange das Leben uns aus den Augen leuchtet!"

Soll und kann ich Dir beschreiben, was bei diesen Worten in mir vorging! wie ich bei diesen Liebkosungen mit Entsetzen fühlte, welche Kluft der Schande sich zwischen mir und Camilla aufgethan hatte, höllentief, unüberbrückbar? Und doch schwieg ich! Ich schwieg! Und ich erwiderte ihre Küsse — i ch erwiderte sie. Nicht weil mir der Muth fehlte, mich selbst auszuliefern. Aber der Muth fehlte mir, Camilla's Glück mit einem tödtlichen Geständniß zu vergiften.

Die Strecke der Lüge wurde seitdem von Tag zu Tag länger; die Rückkehr

von Tag zu Tag unmöglicher. Emsig und ruhelos hämmert in mir die Verzweiflung. Ich spüre ihre stetig erneuten Schläge; und während ich den Tod ersehne, kämpfe ich den aussichtslosen Kampf mit dem Ewig-Gestrigen. Die Schrecknisse jener Stunde in der Erinnerung und hoffnungslose Reue im Herzen, muß ich noch die Larve Zufriedenheit zur Schau tragen. Aber keine Freude erquickt mich mehr, keine Labung finde ich in dem weiten Umfang des Erreichbaren, und so schleppe ich mich denn hin mit der dreifachen Bürde der Selbstverdammung, der täglichen Heuchelei und einer unauslöschlichen Entwürdigung!"

Erich schwieg. Der Eindruck seiner Erzählung auf mich war betäubend. Lange fand ich kein rechtes Wort. Alle Einwendungen und Tröstungen erschienen mir leer und gewichtlos gegen die Schwere dieser Bekenntnisse. Endlich sagte ich ihm:

„Du wirst mir glauben, daß ich für die Seelengröße und Gewissenstiefe, die sich in Deiner Reue offenbart, Verständniß, ja Ehrfurcht habe. Und doch — Du hast gebüßt, was Du gefehlt hast. Du darfst nicht ferner gegen Dich unversöhnlich bleiben."

„Aendere das Vergangene — so will ich gehorchen," erwiderte er finster.

„Du mußt Dich Camilla enthüllen. Sie hat ein großes Herz und wird verzeihen."

„Welchen Ungedanken, mein Freund! — Nein, nein, das hieße statt eines Unglücklichen zwei schaffen. — Verzeihen? Freilich verziehe sie. Aber ihre zarte Seele würde unter dem Kummer dieser Erfahrung stückweis vergehen."

„Ihre Liebe zu Dir würde sie stützen."

„Aus Liebe ertragen die Frauen Alles, nur nicht betrogen zu werden. Betrogen ein ganzes Jahr lang und Tag für Tag!"

„Und doch muß ich Dich retten," rief ich wie hülfeflehend und verzweifelt.

„Aendere das Vergangene," wiederholte er — und er wiederholte es refrainartig immer wieder, was ich auch anführen und erwägen mochte.

Erschöpft und bekümmert verließ ich ihn endlich. Aus dieser labyrinthischen Wildniß der Gefühle fand ich keinen Ausweg. Bei alledem verließ mich aber nicht das Vertrauen auf eine kommende Stunde.

In der Veranda fand ich noch die Baronin, die mich erwartete. Ihr Anblick setzte mich in wahre Verlegenheit, denn ich fühlte mich in diesem Moment völlig unfähig, die glatte Leichtigkeit ihres Wesens zu ertragen und ihren lächelnden Gleichmuth ohne bitterste Mißdeutung hinzunehmen. Zu tief hatte mich der Blick erschüttert, den ich eben in die aufgewühlten Tiefen einer Menschenbrust gethan hatte. Die genußfreudige Schmetterlingsnatur der Baronin, ihre immer unbetheiligte Seelenruhe erschien mir jetzt plötzlich fast ruchlos und unverzeihlich. Ich begriff meine eigne Liebe kaum und es verletzte mich wahrhaft, als mir die Ungeduldige in ihrer heitern Weise entgegenrief:

„Nun, Herr Diplomat, wie steht's? — Oder eigentlich sollte ich Sie „Herr Astronom" nennen, denn haben Sie nicht eine Expedition zur Beobachtung einer Sonnenfinsterniß vorgenommen? — Doch rasch mein Lieber. Setzen Sie sich zu mir und beichten Sie!"

„Ich wage es nicht, gnädige Frau," erwiderte ich, „Sie lieben es, sich in witzigen Wort- und Gedankenspielen zu ergehen und meine Beichte würde Ihnen keine Veranlassung dazu geben. Sie könnten dadurch auch am Ende gar in Ihrer eleganten Bewegungslosigkeit, in dem „Müßiggang des Herzens" gestört werden, den Sie mir so oft gepredigt haben."

„Ah — Sie wollen mir eine Lection ertheilen, das ist hübsch von Ihnen. Sie haben sogar vielleicht auch ganz Recht. Aber es wäre noch hübscher, wenn Sie für solche Unterrichtsstunden einen andern Zeitpunkt wählten. Dann würde ich wenigstens die Möglichkeit haben, hinter die Schule zu gehen. Für diesmal bin ich genöthigt zu bleiben. Die Sorge um Camilla bannt mich. . . . Ich bitte Sie, mein Freund, um die volle Wahrheit."

„Nein, nein, Baronin, ich muß schweigen."

„Sie müssen?"

„Ich muß. Und seien Sie mir dankbar dafür. Sie sind von der Natur als Blume geschaffen worden, um durch Duft und Farbe die Menschen zu erfreuen — sie zu berauschen. Eine Blume kann auch einmal lieblich im Winde schwanken. Aber ein rücksichtsloser Sturm darf nicht bis zu ihr reichen! — Glauben Sie, Baronin, es ist Ihrer blumenhaften Bestimmung nur nützlich, wenn ich discret bleibe."

„Ach, Sie peinigen mich grausam mit diesen Anwandlungen! . . Ich verstehe Sie nicht mehr. Sind sie wirklich noch mein anhänglicher Freund? Wenn ich es begreifen soll, daß Sie so plötzlich einmal „steinerner Gast" spielen wollen, so muß Ihnen Erich ja ein wahres Medusenhaupt gezeigt haben."

„Sie haben Recht."

„So beschwöre ich Sie, mir Alles zu sagen. Lassen Sie uns hier unsere Persönlichkeiten ganz vergessen und uns als Bundesgenossen vereinigen, um das Glück unserer Freunde zu erringen. Für Erich und Camilla schlägt Ihr Herz nicht rascher als das meine. Wenn Sie mir das doch endlich glauben wollten, Sie fürchterlicher Starrkopf!"

Eine rührende Bitte schimmerte dabei in ihren bezwingenden Augen. Ich hatte sie noch nie so bewegt gesehen und schämte mich nun meiner ironischen Zurückhaltung. So war also in der That ihre Freundschaftsempfindung echt und tief! . . Ich fühlte, daß ich mich von jener Herrschsucht der Betrübniß hatte fortreißen lassen, die uns Allen eingeboren ist, — und was ich sonst wohl nicht gethan hätte, that ich nun: ich erzählte ihr in kurzen raschen Worten das Schicksal des Freundes.

Eine Wirkung auf die Baronin versprach ich mir nun wohl davon. Aber nicht diese! Athemlos gespannt nahm sie mir Wort für Wort von den Lippen herunter, — mit einem durchdringenden Aufschrei fuhr sie endlich zusammen und händeringend rief sie aus:

„Welch eine furchtbare Strafe erleide ich heute für ein launisches Spiel!"

Märchenhaft berührten mich diese Worte, diese ganze Scene wie ein Räthsel.

„Sie, Baronin, leiden Strafe?" fragte ich betroffen. . . „Und welch ein launisches Spiel meinen Sie? . ."

Wie eine Irre blickte sie über mich hinaus.

„So spät, so plötzlich —" fuhr sie fort, ohne zu antworten, — „nachdem ich

schon alles halb vergessen hatte! — So unbarmherzig muß ich noch zu Ende büßen, was ich mit dem ersten Augenblick schon spurlos entschwunden glaubte . . . Ah, wahrhaftig, die Vergeltung hat ein gutes Gedächtniß!" —

„Aber beste Freundin, fassen Sie sich —."

„Geschwind, geschwind, kommen Sie zu Erich. — Aus Erbarmen mit mir muß er glücklich werden. — Lassen Sie uns keinen Augenblick verlieren — schnell zu Erich!"

Fieberhaft hatte sie alle diese Worte herausgestoßen. Nun nahm sie Hut und Mantel und ich führte sie auf den Weg zum Hügel. Im Gehen wurde sie allmählich ruhiger.

„Es vollzieht sich in mir eine unerhörte Wandlung, mein Freund," bemerkte sie plötzlich.

„Eine unerhörte Wandlung!" — Ihr ganzes Aussehen und Wesen bestätigten auch diese Versicherung.

„Die übermüthigen Puppenspiele sind nun für immer geschlossen," sagte sie weiter. „Mit metallener Stimme predigt mir diese Stunde den Ernst der Empfindung, mit der ich immer nur getändelt, gegaukelt habe. Das Spiel mit Herzen — es hat sich heute mitleidlos gerächt! — Eine Binde ist mir plötzlich von den Augen genommen. Ach, ich hätt' es mir nie träumen lassen — doch es ist wahr: — Das Leben bedeutet etwas — und unversöhnlich bestraft es das kühle Hohnlächeln seiner Verächter."

„Und wollen Sie nicht mir, Ihrem besten Freund, der es Ihnen erst heute zu wiederholen wagt, wie tief er Ihnen zugehört, wollen Sie nicht mir den ganzen Aufruhr dieser Stunde erklären?"

„Gewiß will ich das, wenn Sie mich auch ohne Schonung verurtheilen werden. — Sagten Sie nicht, daß es die zufällige Einsamkeit des Forsthauses war, die Alles verschuldet hat?"

„Allerdings."

„Ohne diesen Zufall würde vielleicht Marietta noch leben, Erich wäre frei von Schmerz und Schuld?"

Aengstlich, wie um eine Verneinung bittend, sah sie zu mir herauf. Doch ich sagte „Ja" — und einem Hammerwurf ähnlich traf sie das Wort.

„Welche unlösliche Verstrickung!" rief sie aus. „Ach, erfahren Sie nun, daß jener Zufall kein Zufall war. Ich bin seine Schöpferin, er ist mein Werk! . . . Oh, wie das auf mir liegt! Ich gäbe eine Reihe meiner Lebensjahre, könnte ich es ungeschehen machen . . . Und ein frivoler Scherz ist die Ursache, ein Mangel an Achtung vor der elementaren Gewalt des Menschengemüths!"

Auf's Höchste überrascht bat ich um Aufklärung.

„Mehr als einmal," berichtete Julie, „stritt ich mit Camilla in Tannenburg, wenn unser Geplauder gerade auf den Gegenstand führte, über die Treue der Männer."

‚Es gibt keine,‘ erklärte ich absprechend, und Camilla versäumte dann nicht mich zurechtzuweisen.

‚Du versündigst Dich!‘ sagte sie ernst.

‚Nein, nein!‘ war meine Antwort. ‚Ein Hang zum Abenteuerlichen belebt sie Alle. Ihm erliegen sie denn auch stets, wenn die Stunde der Versuchung kommt.‘

‚Nun, sprich, was Du willst,' war immer Camilla's Schlußwort. ‚Meinen Erich tastest Du mir nicht an.'

‚Wer weiß! Es käme auf eine Probe an.'

Aber würdevoll wehrte sie ab: ‚Schon das wäre ein beleidigendes Wagniß. Es bewiese, daß schon ein Tropfen des Mißtrauens sich mir beigemischt hätte, und Erich würde Recht haben, wenn er mir schon das allein nicht vergeben wollte.'

Solche Rücksicht und Furcht bespöttelte ich nun als hyperzartfühlend und sagte, daß man das Leben mit viel gröberen Händen anpacken müsse und daß man gegen alle Wandlung nur geschützt sei, wenn man sich von Anbeginn darauf vorbereite. Und so kamen wir denn oft auf den Streit zurück, bis in mir ein spielerischer Plan erwachte.

An dem Nachmittage, da wir die Lustpartie in die Berge machten, von der Ihnen Erich erzählt hat, führte ich ihn aus. Als ich neben Marietta ging, fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, der für mich einen unwiderstehlich schalkhaften Reiz hatte. Ich verließ plötzlich Marietta mit den Worten:

‚Nun werde ich mich zu Camilla gesellen und Ihnen Erich senden. Aber unter einer Bedingung: Sie müssen mir wahrheitsgetreu berichten, ob es ihm eingefallen ist, Ihnen den Hof zu machen.'

Sie belachte den närrischen Einfall und ich fragte:

‚Im Ernst — wollen Sie?'

‚Warum nicht,' war ihre Antwort — ‚da wird Nichts zu berichten sein.'

‚Nun, wer weiß!' rief ich und eilte davon in dem Gedanken: Wenn auch Marietta schweigt, durch Kreuz- und Querfragen werde ich schon die Wahrheit erforschen!

Camilla sagte ich noch keine Sylbe, aber als wir im Regen nach dem Forsthause kamen, trieb ich, durch Zufälle begünstigt, zum raschen Fortfahren — in dem muthwilligen Wunsch, das tête à tête der beiden noch länger weiterzuspinnen. Niemals dachte ich dabei an etwas Anderes als an einen Wechseltausch verrätherischer Tändelworte, mit welchen ich dann Erich und Camilla recht gründlich und nach Herzenslust necken wollte, — und nun hat sich daraus dieses zerstörende furchtbare Schicksal entwickelt und diese niederschmetternde Gewissenslast! . . ."

„Das ist freilich ein Schlangenring von That und Wirkung, wie er grausamfolgerichtiger nicht erklügelt werden kann . . . Aber was weiter?"

„Was weiter? Nichts. Als ich den Tod der Sängerin hörte, erschrak ich wohl und es überkam mich wie Scham und Reue, aber vernünftiger Weise mußte ich nun annehmen, daß die Ausführung meines Planes schon vereitelt worden war, bevor sie überhaupt noch begonnen hatte. Die Zeit entrückte mir dann der Erinnerung immer ferner und erst spät und gelegentlich erzählte ich lachend Camilla, was ich damals beabsichtigt hatte und was nun immer Absicht geblieben sei — natürlich, um von ihr ausgescholten zu werden. Dann haben Sie ja selbst gehört, wie ich mit leichtem Scherz der vielen Anbeter Marietta's gedenken konnte, wie mich nur eine zufällige Landschaftsähnlichkeit inniger zu ihr zurückführte, wie sie sonst ganz im Hintergrunde meines Gedächtnisses stand . . . und nun werde ich heute in die vergessenen Tage gewaltsam zurückgezwungen und plötzlich zur Mitschuldigen an Erichs That und zur ersten Vernichterin seines Lebensglückes!" —

„Sie sind härter, unendlich härter bestraft als Sie es verdient haben — aber, Baronin, freizusprechen sind Sie nicht."

„Auch Sie sagen das," erwiderte sie schmerzlich . . . „So will ich denn Erich auf den Knieen jeden Augenblick abbitten, den er durch mich gelitten hat — und nicht eher will ich mit meinen flehenden Worten von der Stelle weichen, als bis er es gesprochen hat, was mir das Leben schenkt: Ich verzeihe!" — —

Schnell gingen wir nun weiter, aber auf dem Hügel trafen wir Erich nicht mehr. Wir suchten ihn im Walde. Aber vergebens. Nach allen Richtungen durchstreiften wir die Baumgänge — die Baronin immer voran, immer antreibend, immer so, daß ich der leidenschaftlich ergriffenen Frau kaum zu folgen vermochte und mich plötzlich mit Lächeln daran erinnern mußte, wie schwer sie sonst zu Fußwanderungen zu bewegen war! In der That, sie war eine Andere geworden.

Ermüdet traten wir endlich den Heimweg an — die Baronin blaß und kraftlos auf meinen Arm gelehnt, kaum fähig, sich von der Stelle zu schleppen.

„Ach, ich bin recht elend, mein Freund!" sagte sie.

Als wir bereits von Weitem das ruhelose Wellengeplauder des Baches hörten und eben auf eine Lichtung hinaustraten, stieß sie einen Schrei aus und sank zurück. Ich sah unwillkürlich auf — und bemerkte Erich, auf das Geländer der Brücke gelehnt, träumerisch hinunterblickend.

Durch den Schrei der Baronin aufmerksam gemacht, kam er heran. Sie erholte sich rasch und wir führten sie beide zu einer Ruhebank, auf die sie in völliger Erschöpfung niederfiel.

„Ich habe ihr Alles gesagt!" raunte ich Erich zu.

„Wie — Du hast —?"

„Verurtheile mich erst, wenn Du sie gehört hast."

„Nun, das muß wahr sein — Freundesgeheimnisse weißt Du zu bewahren!"

„Sei nicht erbittert, bevor sie gesprochen hat."

Und nun schlug sie die Augen auf, eine Minute lang sah sie stumm in Erichs Gesicht, als wollte sie dort alle Leiden ablesen, die ein ganzes Jahr hineingeschrieben hat — dann fiel sie ihm zu Füßen und mit thränenerstickter Stimme hauchte sie:

„Verzeihung! — Verzeihung!"

Leise erzählte sie dann Alles, Alles. Nichts vertuschte sie, Nichts verschwieg sie. Ein steinernes Erstaunen hielt Erichs Züge im Bann, als sie endigte:

„Wohl waren Sie auf einem Irrpfade, aber ich habe Sie hineingelockt — wohl hat Sie ein Netz umstrickt, aber ich habe die Maschen dazu gewoben. Strafen Sie, peinigen Sie mich mit noch nie erfundenen Qualen — aber verzeihen Sie sich und seien Sie wieder Camilla's freudiger Gefährte. Für Sie flehe ich, nicht für mich."

Unbeweglich hörte das der Freund. Bitter sagte er endlich, indem er die Baronin aufrichtete:

„Es ist ein gefährlicher Zeitvertreib, den Sie da gewählt haben. Aber Sie beherrschen den Stoff noch nicht. Eine Lustspielscene wollten Sie machen, und eine Tragödie ist fertig geworden."

Nur ein heftiges Weinen verrieth, wie diese Worte auf die Baronin wirkten.

„Sei barmherzig, Erich!" flüsterte ich. „Verzeihe ihr . . verzeihe Dir."

„O Ihnen, Baronin, werfe ich Nichts vor," antwortete Erich. „Im Grunde

genommen — Sie haben den Pfeil abgeschossen . . konnten Sie berechnen, wohin er trifft? Aber ich — was wollen Sie von mir? Aendert sich meine Schuld nach Ihren Mittheilungen? — Aendert sie sich? Ich frage Dich?"

„Ja, sie ändert sich," unterbrach ich halblaut. „Willst Du die Macht der Versuchung unterschätzen, in die Du willenlos hineingestoßen wurdest, bevor Du Dich waffnen und ohne daß Du fliehen konntest . . . Sei auch gegen Dich selbst gerecht, Erich. Die Vergangenheit ist jetzt verwandelt."

„Und sie wäre es auch schon durch Ihre freiwillige Pein," fügte die Baronin hinzu, indem sie Erichs Hand ergriff.

„Blicke doch," fuhr ich fort, „nur einmal mit hellen muthigen Augen in das Geschehene zurück! — Die Reue, so weit getrieben, ist ein wahnsinniger Gewalt-Akt des Gewissens, ein neues Verbrechen, vom alten gezeugt. Und wärst Du ein Gott an Herzensreinheit — auch Gott zürnt nicht ewig. — Und Du bist hier nicht hart gegen Dich selbst allein. Kannst Du so hart sein, dies junge blühende Leben in Kummer verwelken zu sehen? Und auch Camilla ahnt bereits von Deinem Schmerz."

„Sie darf ihn niemals erfahren," rief Erich abwehrend.

„Niemals?" erwiderte ich. „Das ist zuviel versprochen. Aber nicht jetzt, nicht sofort, erst in spätern Monaten, wenn Dir alles Durchkämpfte wie ein unglücklicher Fiebertraum erscheint, aus welchem Dich ein milder Morgenstrahl geweckt hat. Jetzt mußt Du vor Allem heraustreten aus dem krankhaften Eigenwillen Deines Büßerthums — in's farbige Leben, in die offene Welt."

„Ihr singt mir da Sirenenlieder!" sagte Erich — „Lieder der Sehnsucht. Aber die Sehnsucht ist ein Sophist. Werde ich überhaupt können, was Ihr verlangt?" . .

„Sie werden es!" rief die Baronin herzlich. „Ach Sie Glücklicher brauchen ja der Freude nur die Pforte zu öffnen, nur ganz leise brauchen Sie den Riegel zu heben . . und sie wird Ihnen zudringlich an den Hals springen wie ein lachendes Kind. Und wissen Sie denn nicht, daß hier hinter jedem Baum und Busch ein Liebesgott lauert, der Ihnen winkt — winkt zu Camilla hin? Sie lächeln ungläubig und schon wieder schürzen sich Ihre Lippen zu einem Zweifelwort — lassen Sie es unausgesprochen! Dann kann ich Trost und Hoffnung mit mir nehmen, dann kann ich wieder jubeln, scherzen und — abreisen."

„Abreisen?" fragten wir wie aus einem Munde.

„Ja. — Fragen Sie nicht weshalb. Es duldet mich nicht mehr bei Ihnen. Ich muß Manches vergessen und Vieles lernen, und dazu brauche ich Einsamkeit und Stille."

„Aber Camilla wird erstaunen!"

„Sie ist an Launen und Unbegreiflichkeiten von mir gewöhnt. Wenn Sie in einer Stunde wieder in's Schloß zurückkehren, dann hat mein Hiersein ausgespukt und der Störgeist ist entwichen, der Ihnen, Erich, ohne es zu wollen, in Hirn und Herz so lange zu schaffen machte. — Und Sie, mein Freund," sagte sie zu mir gewendet, „leben Sie wohl. Ihnen habe ich Unendliches zu danken. Wir werden uns wiedersehen!" . . .

— Sie hielt Wort. Noch lange sprach ich mit Erich ernst und mahnend. In's Schloß zurückgekehrt, trafen wir Julie nicht mehr an.

„So ist sie stets," bemerkte Camilla. „Unberechenbar und rasch entschlossen. Den Schwalben gleich kommt sie und enteilt sie wieder, wenn man sich eben erst an ihr süßes Zwitschern gewöhnt hat, und immer läßt sie die Sehnsucht zurück, die ihr mit ausgebreiteten Armen nachblickt . . . . Nicht wahr Assessor?"

Die folgenden Tage brachten mir manche melancholische Stunde. Auf Camilla's Frage nach Erich hatte ich geantwortet, was in dem Augenblick vielleicht das Zweckmäßigste war — daß er sich mir freilich enthüllt habe, daß sie es aus meinem Munde aber nicht erfahren könnte. Er selbst würde ihr in einem passenden Augenblicke schon alles verrathen.

„Ich verstehe Ihre Zurückhaltung!" hatte darauf Camilla geantwortet. „Daß Sie schweigen müssen, diese eine Versicherung entschleiert mir die ganze Wahrheit."

Ich hielt für gut, diesem räthselhaften Wort nicht nachzuspüren und verlor mich immer mehr in meine blauen Gedanken, in die Erinnerung an Julie. Ueberall fehlte sie mir, überall suchte ich sie. Wenn ich eine würdevolle Bemerkung machte, mir war's, als müßte Julie aus einem Winkel des Saales herauskichern, und sprach ich einmal wieder mit salbungsvollem Juristenernst über den Zweck der Gesetze, dann sah ich mich plötzlich um, ob nicht hinter meinem Stuhl ein Kobold stünde, der nur eine Gesprächspause abwarten wollte, um mich dann neckisch am Ohrläppchen zu zausen. —

Am dritten Tage sagte Camilla zu mir:

„Ich habe heute Brief von Julie."

„Ah — was schreibt sie denn?"

„Ja, darauf sind Sie wohl recht neugierig?"

„Ein Wenig."

„Ich sage es Ihnen aber nicht. Wissen Sie warum?"

„Nein."

„Weil in dem Brief erstaunlich viel von einem Mann die Rede ist, für den Julie ein ungewöhnliches Interesse gefaßt hat . . Aber warum werden Sie denn ganz roth?"

„Ich roth? . . Sie irren!"

„Rathen Sie nun einmal, wer jener Mann ist!"

„Das vermag ich nicht."

„Und doch kennen Sie ihn."

„Wirklich?"

„Sie Heuchler! — Wollen Sie seinen Namen einmal lesen?"

„Wenn es möglich ist —"

„Da — hier ist eine Brief-Adresse, auf der er ganz leserlich verzeichnet ist."

Bei diesen Worten zog sie ein Briefchen aus der Tasche und gab es mir.

„Und nun will ich mich nur entfernen," fügte sie hinzu. „Ich darf selbst ein solches briefliches tête à tête nicht durch meine Anwesenheit entheiligen."

Meine Pulse klopften, als ich das an mich gerichtete Schreiben Juliens öffnete und las:

„Mein weiser Freund! Wir konnten nur wenig sprechen vor meiner Abreise. Und doch habe ich Ihnen noch Vieles zu sagen. Die letzte Stunde hat uns näher gebracht, als es Ihre beredtesten Betheuerungen in den wohlgeformtesten Perioden im Stande gewesen wären. Ich bin jetzt dabei, die Anfangsgründe des Gefühls zu studiren. Es ist das eine von mir vor zwei Tagen entdeckte Wissenschaft, in der ich bisher gänzlich ignorant war. — Wollen Sie mein Lehrer sein? — Ueber das Honorar werden wir uns vielleicht schon verständigen . . . Ich glaube, es hat mir irgend Jemand den Verstand geraubt, — mein einziger Trost ist, daß er sich damit schwerlich bereichern konnte. — Kurz, es erwartet Sie in spätestens acht Tagen Ihre ungeduldige J. v. B."

Es unterliegt gewiß keinem Zweifel, daß das mit diesen Zeilen beschriebene grüne Briefpapier ein einfaches Fabrikat aus Stroh und Kleister war. Woher kommt es, daß ich trotz dieser Einsicht es immer wieder an den Mund führte und mit närrischen Küssen bedeckte?

Die letzten Tage meines Aufenthalts benutzte ich noch, um recht oft und innig mit dem Freund zu sprechen. Es war erstaunlich, wie zäh und hartnäckig er sich noch immer gegen Trost absperrte, wie er in die Vergangenheit noch immer leidensdurstig und qualfroh zurückgriff. Doch eine Aenderung war gleichwohl bemerkbar. Die leblose eingefrorene Entsagung, deren Frosthauch sonst in seinen Worten athmete, war von ihm gewichen. An ihre Stelle war ein warmer und beweglicher Groll getreten, ein Groll gegen das Schicksal, das ihn so heimtückisch umwinden mußte. Aus seinen zornigen Worten aber glaubte ich schon jenes Heimweh nach Freude zu hören, das im Menschen unvertilgbar ist und von welchem ich ja immer gehofft hatte, daß es Erichs Beständigkeit noch überlisten würde.

Eine ganz unerwartete Fügung beschleunigte den Abschluß. Als ich mich schon zur Abreise anschickte und die Koffer zu packen begann, trat der Freund in mein Zimmer und ein sichtbarer Strahl des Glückes schien über sein Gesicht zu zucken.

„Du bringst eine frohe Botschaft," sagte ich. „Ich lese es an Deiner Stirn."

„Und Du liest diesmal richtig — ach, Freund, welch engelhaftes Geschöpf ist Camilla!"

„Du wolltest mir eine Neuigkeit melden, das ist keine."

„Du sollst ein süßes Geheimniß hören, vor welchem ich ahnungsfroh erbebe. Wie ein neues Leben liegt es vor mir . . . Es war gestern in der Dämmerstunde, als Camilla mir erröthend sagte: „Erich, Dich schmerzt Etwas — und ich kenne es." — Mein beklommenes Erstaunen kannst Du Dir denken. Doch bald wich es, als sie leise sagte: „Unsere Ehe ist bis jetzt kinderlos — gestehe es, das war Dein Kummer." Und dann nahm sie meinen Kopf, während ein keusches Lächeln der Verlegenheit um ihren Mund spielte, und dann raunte sie mir etwas in's Ohr — etwas bang Verheißungsvolles, etwas unergründlich Köstliches . . . siehst Du, das war

ein Weckruf für all meine schlummernde Lebenskraft — neue Pflichten liegen vor mir — ich fühle es, jetzt werden alle Schatten entfliehen — die Sonne ist aufgegangen — die Nebel weichen." . . .

Nun verstand ich Camilla's räthselhafte Andeutungen, und eine tiefe freudige Rührung erfüllte mein Herz bis zum Rande. „Mehr als ich sagen kann," rief ich aus, „beglückt mich Dein endliches Gesunden. Und mögest Du niemals einen Rückfall erleiden. Wir dürfen nicht für alle Ewigkeit die Leibeigenen unsrer Thaten bleiben. Es ist ein mächtiges Gesetz des Lebens, daß wir uns auch von dieser Hörigkeit befreien. Ein waches, selbstbewußtes Heute besiegt auch endlich das Ewig-Gestrige." — —

Am andern Tage verließ ich zwei selige Menschen.

Inzwischen ist der December in's Land gekommen und ich sitze wieder in meinem behaglich erwärmten Arbeitszimmer. Eine Lectüre beschäftigt mich, an der ich mich nicht satt lesen kann. Eine Anzahl grüner wohlgeruchhauchender Briefe liegt in einem sauber geschichteten Häuflein vor mir und wie ein berauschendes Getränk, so schlürfe ich Wort für Wort daraus . . . zum wievielten Male?

Nr. 1: „Ew. Hochwohlgeboren mache ich die ergebene Anzeige, daß Sie ein unverbesserliches Ungeheuer sind. Sich den ganzen Tag nicht blicken zu lassen!! Ich brenne vor Begierde, Ihnen die Augen auszukratzen und bitte Sie, sich zu diesem Zwecke heute pünktlich einzustellen. Mit ingrimmigen Verwünschungen bleibe ich Ihre J. v. B."

Nr. 2: „Lieber Freund! Ich habe Ihnen drei wichtige Mittheilungen zu machen: Erstens, daß ich Sie fürchterlich hasse; zweitens, daß ich Sie heute Abend nicht sehen will und drittens, daß von alledem das Gegentheil wahr ist. Julie."

Nr. 3: „Dieser Brief ist eigentlich nur eine grammatische Uebung. Das Dusagen will studirt werden. Wie merkwürdig, daß wir uns noch nicht ein einziges Mal versprochen haben! — Du Bösewicht! Du Narr! Du Philister! Du Herzensmensch! Du Stockfisch! — ich sehe, es macht sich in allen Formen gut und weiter wollte ich Dir für heute Nichts mittheilen. Julie."

Nr. 4: „Rathe, wo ich heute Vormittag gewesen bin! — Du eräthst es nicht. — Denke Dir, ich besuchte Theophil's Grab und in der Stille des Friedhofs sind mir so manche herbe und auch manche freundliche Gedanken durch den Sinn gegangen, von welchen ich früher Nichts geahnt habe. Wie danke ich Dir, daß Du mein innres Leben so sehr bereicherst! Die Empfindungen haben in mir gehangen wie unangestoßene Perpendikel. Die Berührung der Liebe hat sie nun für immer in Bewegung gebracht. Könntest Du doch ebensoviel aus mir herausfühlen, wie Du *in* mich hineingefühlt hast!"

Nr. 5: „Eine Neuigkeit, mein Herr! Sie sind ein Phrasenheld. Wie oft hast Du mir schon versichert, daß Du krank bist, wenn Du mich einen Tag über nicht siehst: Warum wüthest Du also schon seit einer halben Woche gegen Deine Gesundheit? — Es gibt keine Worte, die geräumig genug sind, um einen Groll vom Umfang des meinigen zu beherbergen. Ich bin und bleibe Deine zornige Julie."

Nr. 6: „Wenn Du der Meinung bist, daß es den Liebenden gestattet ist, zu essen, und daß der Magen nicht leer zu bleiben braucht, wenn das Herz auch voll ist, so bist Du heute auf einen Löffel Nektar, Ambrosia und Krebssuppe bei mir eingeladen."

Diese und andre Briefe las ich auch gestern, als ein Wagen vor meinem Hause hielt und wenig Minuten darauf — Erich und Camilla in mein Zimmer traten.

„Welch freudige Ueberraschung!" rief ich. „Was führt Euch hierher?"

„Wir bleiben den Winter über in der Residenz," erwiderte Erich.

„Das ist vernünftig!"

„Für heute aber wollen wir Sie nur abholen," sagte Camilla.

„Wohin?"

„Nun, an Ihren Bestimmungsort."

„Ah, wir bringen den Abend bei der Baronin zu?"

„Wie leicht Sie doch rathen!"

„Sage mal," fragte Erich lächend. „Wir haben da von einer bevorstehenden Verlobung reden hören —"

„Was munkeln nicht Alles die Leute!"

„Genaueres sollen wir wohl noch nicht erfahren?"

„Laß ihn nur," versetzte Camilla. „Ich kenne ihn schon in dieser Beziehung. Er ist ein hartgesottener Heuchler." —

Darauf fuhren wir zusammen zu Julie und da Erich und Camilla in glücklichster Stimmung waren, brachten wir den anmuthigsten Plauderabend zu.

Doch damit schließe ich diese Aufzeichnungen. Das Schweigen ist der Gott der Glücklichen — und seit einer gewissen geständnißreichen Nachmittagsstunde bin ich dieser Religionsgenossenschaft beigetreten.

Scenen und Gespräche.

Von Hermann Lingg.

Aus dem Begleitbrief des Dichters.

. . . Beifolgende „Scenen und Gespräche“ sind gewissermaßen ein neues Genre, das sich zum Drama verhält, wie etwa die Ballade zum Epos. Stimmung und Perspective sind die vorherrschenden Momente darin. Vielleicht werden diese Versuche als eine willkommene Abwechselung beifällig aufgenommen. —

I. Osiris und Typhon.

Am Saum der großen Wüste. Eine Sphinx bezeichnet die Grenze der fruchtbaren Zone und der Wüste. Osiris erblickt den Typhon, der, am Fuße der Sphinx gekauert, das Angesicht gegen die Palmengärten gewendet hat. Bei Ankunft des Osiris springt er empor.

Osiris.

Wen suchst Du hier?

Typhon.

Nicht Dich!

Osiris.

O Hassesblinder!

Typhon.

Ja, fürchte mich! Ich tödte Dein Geschlecht,
Ich würge die Geschöpfe, Deine Kinder.
Bist Du der Isis Gatte nicht, ihr Knecht?
Ha! mir einst war sie angetraut, allein
Dem Herrn des Feuers war sie auserkoren,
Doch Du hast sie herabgezogen.

Osiris.

Nein!

Typhon.

Du hast's! und ich hab' Tod dafür geschworen
Dem Menschen, wie der Pflanze wie dem Thier.
Ich tödte Alles, was ihr Schooß geboren.

Osiris.

Es scheut Dich Alles und entflieht vor Dir.
Ja, schon hast all Erschaffnes Du verloren.

Typhon.

Mir blieb noch eine reiche große Welt,
Der Himmel und die Wüste. Sie mein Kissen
Und jener mein Gezelt.
Mir blieb mit ihren Finsternissen
Die Tiefe der Gebirge und darin
Das Erz, das Gold, das Deine Menschenbrut
Verblendet und verdirbt, denn nach Gewinn
Geht all' ihr Streben, eine Gluth
Wie Hauch des Samums, so verheerend stark,
Verzehrt sie bis in's Mark,
Daß sie davon entbrannt einander tödten,
Mit unfruchtbarem Thau die Erde röthen.

Osiris.

Und siehst Du nicht, daß immer weiter dringt
Das ewig sich Erzeugende, daß Saat
Erobernd schon am Wüstensaum entspringt,
Daß auch beim Menschen nicht Dein Werk gelingt,
Daß niemals ganz erliegt die gute That.
Ja selbst die Oede, die kein Leben hegt,
In der sich weder Lust noch Liebe regt,
Lacht nicht auch ihr des Regenbogens Glanz,
Um Isis meiner Gattin Haupt erblüht,
Als ihr und mein nie welker Freudenkranz.

Isis (erscheint).

Wie selbst sie liebend Dir entgegen glüht,
Um Segen nur und Aller Wohl bemüht.
(Ihn umarmend.)

Typhon (aufstürmend).

Hinweg von diesem Anblick! Auf! Erfülle
Die Luft mit Dürre, lechzendem Todesgraus,
Stürm' Typhon in das Sandmeer hin, verhülle
Mit Finsterniß das Lichtgewölb' und brülle
In Löwenrachen Deine Qualen aus.

II. Kaiser Claudius.

Die Scene ist im Kaiserpalaste zu Rom. Herrlich ausgeschmückter Saal. Reiche Tafel, Trink- und Speisegeschirre von Gold. Auf Kandelabern brennen Wohlgerüche. Sklaven in ehrerbietiger Haltung. Am Tische sitzt ganz allein

Claudius.

Wo bleibt heut Messalina? Kommt
Sie nicht zum Mahl wie sonst?

Narcissus (nähert sich ehrfurchtsvoll).

Sie ist, o hoher Cäsar,
Wie Du befahlst zu einem andern Mahle
In's Reich Proserpine's hinabgestiegen.

Claudius.

Füll' mir den Becher! Und was bringt der Koch
In jener Schüssel?

Narcissus.

Eine wunderbare
Muräne vom Avernersee, Gebieter,
Du hast noch nie ein fein'res Fleisch gekostet!

III. Agrippina.

(Herrn Professor Friedrich Gernsheim zugeeignet.)

(Am Meeresufer bei Brundusium. Chor des Volks. Hernach Agrippina und Valerius.)

Chor des Volkes.

Wenn vor des Winters einbrechenden Stürmen,
Wenn vor des Nordens herbrausender Wuth
Die regengepeitschten Wogen sich thürmen,
Dann bergen sich alle Segel der Fluth
In der Hafen schützender Hut,
Und kein Kiel ist, der's wagt,
Der die grausende Welle durchstreicht,
Denn wehe, wen das Schicksal erreicht,
Wer den Klippen zutreibt, gejagt
Von der heulenden Finsterniß.
Tod oder Elend sind ihm gewiß!
Furchtlose Seele, nur Du!
Gattin des Germanicus, allein
Du stiegst in das räumige Fahrzeug ein,
Steuertest muthig Italien zu.
Ach, den frühe Dir entriss'nen Gatten
Willst Du, würdig seines Ruhms,
In dem Schooß des Ahnenheiligthums
Feierlich bestatten.
Und sieh da, halcyonische Tage,
Wolkenloses Himmelblau
Sandten die Götter, hochherzige Frau,
Wiedererweckend die Zeiten der Sage
Solchem Vertrauen,
Solcher That!

Sehet, sie naht!
Dort an dem grauen
Felsenriff
Landet das Schiff.
Seht, wie sie schmerzbedrängt
Mit hocherhobenen Armen umfängt
In der Urne, der Asche noch, den Gatten!
Führe sie, theurer Schatten,
Auch im Tod noch ihr Hort,
Führe sie schützend zum Heimathport.

(Agrippina ist in einem Boote gelandet, sie führt in der einen Hand ihre Kinder, im Arm hält sie die Urne.)

Agrippina.

Vaterland, o mein Vaterland,
Eil' ich, zög'r ich, dich zu betreten?
Kommt meine Kinder, reicht mir die Hand!
Zu den heimischen Göttern laßt uns beten!
Schauet auf uns mit gütigem Blicke,
Ewige Lenker der Menschengeschicke,
Beschirmer der Sitten, Beschützer des Rechts,
Und ihr, o Laren
Des Julier-Geschlechts,
Des Hauses zu wahren
Wart stets ihr bedacht.
Stets habt ihr die Stelle
Der Ahnen bewacht,
Die heilige Schwelle.
Empfangt uns gütig, begrüßt uns gern!
Wir bringen die Urne, die Asche des Herrn.

Welche Menschenmenge füllt den Strand,
Alles beugt sich im Klaggewand;
Ward erhört, um was wir flehten?
Trauert Rom mit uns, es stimmt
In die große Klage mit uns ein?
Ist ein Gott, der unsern Schrei vernimmt,
Steh'n wir nicht in unserm Schmerz allein?

Valerius.

Agrippina, zu klein erscheinen
Wird jedes Wort vor Deinem Verlust,
Aber die Tausende hier vereinen
Ihren brennenden Schmerz mit dem Deinen,
Tragen Dein Leid auch in ihrer Brust!

Agrippina.
Römer, ihr habt ihn gekannt!
Nun erwäget meinen Schmerz!
Schlug nicht höher jedes Herz,
Ward sein Name uns genannt?
Darf ich schweigen, darf das Toben
Meines Schmerzes ruh'n? es soll empor
Aufklagend rufen zum Aether dort oben,
Was mit ihm das Vaterland verlor!
Mit ihm, dem von uns Allen
So einzig Geliebten! Mit ihm ist ein Theil,
O Rom, von Deiner Größe gefallen,
Von Deiner Zukunft ein mächtiges Heil!

Valerius.
Weh', daß mit listigem Schritt und verschlagen
Seinen Wegen gefolgt der Neid,
Wäre der Neid nicht, den reinen Tagen
Edler Seelen geschähe kein Leid!

Agrippina.
Denkt, o meine Freunde, denkt,
In wie vielen Kriegen
Und mit welchen Siegen
Hat mein Gatte Rom beschenkt!
Welche Großmuth war ihm eigen;
Niemals, um sich nur zu zeigen
War er gut und hilfbereit.
Als ein Vorbild für die Jugend,
Als ein Bild der Männlichkeit,
War der ächten Römertugend
Seine Seele nur geweiht.
Ach, wer wird ihn uns ersetzen?

Volk.
Einst dies Kind an Deiner Hand.

Agrippina.
Haupt, das meine Thränen netzen,
Wer, o theures Unterpfand,
Wer wird dich beschützen, Knabe!

Volk.
Wir, Roms Volk. Hör' Zeus, den Schwur!

Agrippina.
Einz'ger Trost noch, den ich habe,
Stolzes Hoffen! Seht, es nah'n
Cohorten des Tiber!

Volk.
Erschreckt Dich Spur
Vom Blutgeruche nicht?

Agrippina.
Wohlan,
Was werden diese Männer bringen?
O seht, wie sie von ferne schon
Zum Gruße mir die Waffen schwingen!
Es sind die Krieger Deines Vaters, Sohn!
Es sind die Krieger seiner Legion!
Sie sind, ich ahn' es, von Tiber gesandt,
Um seinen Mitschmerz zu bezeugen.
Hat dieser Tod den Harten übermannt,
Und ihn gezwungen, sich zu beugen?

Valerius.
Vermeide des Tyrannen Angesicht,
Er wähnt, von Dir verletzt zu sein.

Agrippina.
Von mir doch nicht?

Valerius.
Trau nicht dem finstern Dämon! Dein Erscheinen
Verklagt ihn und empört sein feindlich Herz,
Ja zum Verbrechen wird er Dir vermeinen
Die Thränen, welche Dein Geschick beweinen,
Und Deinen so gerechten Schmerz!

Agrippina.
Ich will es, daß er unsre Thränen schaue,
Vielleicht erweich' ich doch den starren Sinn.

Volk.
O traue
Dem Dämon nicht!

Agrippina.
Er fühle meine Klagen.

Volk.
Hast Du denn Andres nie gehört
Von Deines Gatten Tode sagen,
Als daß ein Fieber seinen Geist zerstört?

Agrippina.
Ein finstres Loos hat ihn dahingerafft.

Volk.
Schleichend Gift hat ihn dahingerafft,
Den Helden in der Blüthe seiner Kraft.
Vergiften ließ ihn . . .

Agrippina.
Ihn vergiften? Wer?
Sein Mörder?

Valerius.
Zittre vor Tiber!

Agrippina.
Tiber?
Das war es, als Dein Auge brach,
Was mir Dein stummer Blick vertraute!
Was bebend Deine Lippe sprach
Im letzten unverstandnen Laute!
Und wessen Hand vollzog die Schmach?

Valerius.
Hier, wo mit Ehren auszusprechen
Nur Eines Name lebt und nie genug
Erschallen soll, hier sprechet nicht Verbrechen
Und Tugend aus in einem Athemzug,
Den Mörder und sein Opfer!

Volk.
Stille, stille!
Er hört uns, der leiseste Wind
Trägt jedes Wort ihm zu, der Norden,

Der Süden, Rom und der Erdkreis sind
Ein Ohr des Dionys geworden.

Valerius.

Furchtbares Loos,
Wenn eines Einz'gen Wille
Unumschränkt gebeut, erbarmungslos.
Er zürnt, vor seiner Stimme
Erzittern Ritter und Senat,
Keine Ferne schützt vor seinem Grimme,
Keine Höhe sichert vor Verrath!
Er schickt in Zelt und Lager seine Späher,
Seine heimlichen Vollstrecker aus,
Gewisser ist der Tod und näher,
Als auf dem Schlachtfeld, in dem eignen Haus!

Agrippina.

Gift hat Dich getödtet, Gift!
Und Dein Mörder, o ich Schwache!
Wenn ihn kein Gott mit seinem Blitze trifft,
So höhnt er meiner nun. Erwache,
Verfolg' ihn, Fluch! Erreich' ihn, Rache!

Volk.

Auf! folget seinen Schritten, Fluch und Rache!

(Die Tribunen und Centurionen.)

Ein Tribun.

Tribunen sind wir und Krieger der Heere,
Die Germanicus oft zum Siege geführt,
Umhüllt sind die Adler, die Zeichen der Ehre,
Wie sich zu solcher Trauer gebührt!
Wir kommen von Tiber befohlen,
Dich zu geleiten ehrfurchtsvoll
Zu den Thoren Roms, wo Dich einzuholen
Das Volk Dein harrt und Dich begrüßen soll!
Gestatte, daß die Urne wir
Fortan auf unsern Schultern tragen!

Agrippina.

Ich folge! Hier, Soldaten, hier
Ist Alles, Hochsinn, Muth und kühnes Wagen!

Valerius.

Du willst nach Rom?

Agrippina.

Ich muß! Denn dort
Will ich gehört sein.

Valerius.

Wisse, des Herrschers Tücke
Haßt und fürchtet bei jedem Wort,
Ob es nicht heimlich auf ihn zücke;
Schmeichelei selbst scheucht ihn fort.
Selbst in der tiefen Felsengrotte,
Wo er brütet mit seinem Groll,
Sinnt und sorgt er, wohin er dem Gotte,
Seinem innern Rächer entfliehen soll!
Fürchte den Fürchter!

Agrippina.

Nein!
Ein Höherer lebt, Einer der Allen,
Die für das Edle kämpfen und fallen,
Den Tod und das Vergessensein
Aufwiegt mit der Liebe Thränen allein,
Und höher als Namen in Marmor und Erz
Achtet den wahren und heiligen Schmerz.
Deshalb Geliebte, lasset mich jetzt!
Fürchtet für mich nicht. Eh' denn ich's vollbracht
Und diese Asche nicht beigesetzt,
Wagt sich an mich keine sterbliche Macht.
Von den Genien der unentweihten Ehe
Bin ich und sind die hier bewacht.
Was dann die Götter beschließen, geschehe!

IV. Gothen in Byzanz.

Die Burg in Byzanz. Ein Hof, ringsum Säulengänge. Auf beiden Seiten erzne Thore. Es treten auf zwei Gothen: Godas und Hildimer, hernach der Rechtsgelehrte Trebonian.

Godas.

Es gefällt mir hier nicht sonderlich, welch ein Reichthum, welche Pracht! Da sind wir ja nichts, gar nichts! Was ist der Glanz unsrer paar armseligen Goldspangen und Goldschuppen auf unsrer Rüstung gegen dieses Strahlenmeer aus edlen Metallen! Wir pochten auf unsre Stärke, unsre mächtigen Schwerter, aber sieh nur einmal diese Leibwachen da droben, die scheinen doch auch ein ordentliches Körpermaß zu besitzen!

Hildimer.

Dann sind es höchstens Germanen wie wir, Heruler vielleicht oder Vandalen, Landsleute jedenfalls.

Godas.

Es sind Bewohner des Chersonesus. Ihre Waffen sind bedeutend besser als die unsrigen. Mein guter Hildimer, da verschwinden wir armen Gothen. Ich möchte wieder heim.

Hildimer.

Eben in all der Pracht und dem großen Leben fühl' ich mich wohl und hoffnungsfroh; ich sage mir — nun in einem so reichen Hause kann es auch dir nicht fehlen, da kannst du nicht zu Grunde geh'n, vielmehr ist alle Aus-

sicht vorhanden, vorwärts zu kommen, es zu etwas Bedeutendem zu bringen. Nein! bei Hertha's Locken, ich sehne mich nicht wieder in meine Heimath zurück. Hier, sagt mir eine innre Stimme, hier wirst du dein Glück machen. Sieh' da kommt schon einer vom Hof.

(Trebonian tritt auf.)

Trebonian.

Wer seid Ihr, was sucht Ihr hier?

Hildimer.

Wer wir sind, das solltest Du schon sehen, Kriegsmänner sind wir und, wie Du wohl hören wirst — Deutsche. Was wir suchen, das will ich Dir sagen, Dienst suchen wir, Dienst in der Leibwache oder sonst im Heere des Kaisers.

Trebonian.

Wendet Euch nach jener Pforte dort, tretet ein und meldet Euch! Aber halt — eins noch vorher: habt Ihr in Eurer Heimath auch Gesetze?

Godas.

Allerdings, wenn auch nicht viele.

Trebonian.

Ha, ich möchte doch wissen, welche Strafe steht bei Euch auf Majestätsbeleidigung?

Hildimer.

Majestätsbeleidigung? Verzeiht Herr, ein solches Verbrechen kennen wir nicht.

Trebonian.

Wie bestraft ihr den Wucher? den Zinswucher?

Hildimer.

Wucher kennen wir ebensowenig.

Trebonian.

Und wie bestraft ihr die Fälschung der Nahrungsmittel, des Getränkes zum Beispiel?

Godas.

Ich wollte es keinem rathen in unsre Trinkhörner auch nur einen falschen Tropfen zu gießen. Doch das kommt gar nicht vor.

Trebonian.

So seid Ihr also noch immer dieselben Bärenhäuter, als die Euch Tacitus beschrieb. Geht nur dort hinüber, wir kennen uns jetzt, auch Ihr werdet in Konstantinopel noch manches kennen lernen. Seid willkommen.

(Er geht.)

Godas.

Den hast Du tüchtig anlaufen lassen.

Hildimer.

Es ist unser Vortheil, daß wir hier noch für unverdorbene Söhne der Mutter Germania gelten, obgleich wir alle Pfiffe und Laster der Cultur ebensogut kennen, wie diese Griechen selbst. Für was aber hieltst Du den?

Godas.

Für einen ausgesuchten Spitzbuben, weil er immer nach Strafen fragte. Wer nach den Mehlpreisen fragt, ist ein Bäcker, ein Fleischer, wer nach den Fleischpreisen fragt, und wer nach den Strafgraden kundschaftet, wird schwerlich ein ehrlicher Mann sein.

Hildimer.

Ganz richtig und doch gefehlt. Hast Du denn sein einfältiges Gesicht und seinen sorgfältigen Anzug nicht bemerkt? Ich halte ihn für einen höchst Einflußreichen am kaiserlichen Hofe. Deshalb hab' ich mich auch so treuherzig gestellt. Man wird uns um dieser Eigenschaft willen manches hingehen lassen, was uns sonst erhebliche Strafen eintrüge, denn die Herrscher sehen in einem treuherzigen Menschen immer auch einen, der unbedingt gehorcht.

Godas.

Du willst die Tugend der Ehrlichkeit, um derentwillen wir Deutsche so gerühmt sind, nur als Aushängschild brauchen? Schließlich wirst Du uns Alle verdächtig machen.

Hildimer.

Was ich will, ist das: Ich will reich und angesehen werden, ein prächtiges Leben führen und diese Byzantiner von Grund aus verachten.

V. Högni und Hilde.

(Nach der Edda.)

Scene: ein Versammlungsplatz der nordischen Könige am Meer. Trauersteine, Hünengräber. Ueber Klippen ragen Schiffsmaste.

(Högni und die Könige.)

Högni.

Immer in der Könige Versammlungsrath
Sprach ich für Krieg, nur heut vergebens;
Jene Männer dort achten nicht die That,
Kennen nicht den höchsten Werth des Lebens,
Und so geh ich denn.

Hrolf.

Besinne Dich!
Denk' des Volks, dem der Krieg nur Trauer
Und Elend bringt.

Högni.

Wie jämmerlich!
Was kümmern mich Troß und Bauer.

Hrolf.

Göttern selbst und den Menschen allen
Ist verhaßt solch überstolzer Sinn.

Högni.

Beider Keinem lebt' ich je zu Gefallen.

Hrolf.

Lockt Dich so sehr der Beutegewinn?

Högni.

Nicht um Beute kämpf' ich, sollst Du wissen,
Aber niemals werd' ein Held entrissen
Dem Gedränge der Schlacht, sein Blut
Werde nicht gekühlt, und nie vermissen
Soll sein Herz der Streitgenossen Muth.
Unaufhörlich daure Schlachtenwuth,
Unaufhörlich! Nie ruhe der Speer,
Der einmal Blut vergossen.
Ewig brande wie das Meer
Jeder Ort wo Blut geflossen,
Und es schaue nie ein wunder Mann
Auf dem Wahlfeld über Leichen,
Sei es, daß er Sieg gewann,
Sei es, daß er mußte weichen,
Und nie dring' an sein Ohr
Der Sterbenden Aechzen und Stöhnen empor,
Sondern sogleich zu Wallhalls Thor
Führ' ihn die Schildjungfrau.

Hrolf.

Fürchtest Du nicht,
Daß Odin Deinen Wunsch vollführe?
Lacht Dir daheim kein frohes Gesicht?

Högni.

Hilde, meine Tochter ist Walküre,
Und sie wird einst im Sterben mir nah'n.
Ja und sie beschwört auch Todte;
Aber sieh', wer reitet dort heran?

Hrolf.

Sicherlich von Hause Dir ein Bote.

Högni.

Ahnend den Vater auf Heimkehrwegen,
Sendet mein Kind mir den Willkomm entgegen.

(Der Bote tritt auf.)

Der Bote.

Denke der Heimkehr nicht, König, rüste
Sogleich ein Segel, das schnellste Dir aus,
Dein Kind ist entführt, öd steht Dein Haus.

Högni.

Wer ist der Räuber? Gewann er die Küste?
Gewann er das Meer? Ihr saht ihn, ihr wißt,
Woher er gekommen, sprich! ist er schon weit?
Und Hilde sie folgte? Gewann er durch List
Die Jungfrau, durch Ueberfall? Kam es zum Streit,
Und verwundet erlag sie?

Der Bote.

Nicht Wunden,
Nicht Kampf gab's, und nicht überwunden,
Nein, willig schien sie zu folgen dem Mann.

Högni.

Weh mir, dann war es ein Spruch der Norne,
Der über ihr Herz die Macht gewann!
Aber es bebe der Räuber vor meinem Zorne,
Auf! Ich werd' ihn finden, ich werd' ihn erreichen,
Und muß ich ihn suchen über Wrak und Leichen.
Ihn berge kein Raum im flugschnellen Schiff,
Kein thurmhoch umbrandetes Felsenriff,
Nicht der neblige Tag im Dämmergrau'n,
Nicht Nacht, nicht Höhle, noch die Norne traun!

Hrolf.

Wir alle, wir folgen Dir hilfbereit.

Högni.

Laßt mich allein! Das ist kein Streit
Der Bundesgenossen, das ist meine Sache.
Geht, schirmt Euer Haus, Euer Gut und Geld,
Und pflüget mit Euren Knechten das Feld!
An mir ist's zu kämpfen, und mein ist die Rache.

(Für sich.)

Denn mein auch, mein ganz allein ist die Schmach.

(Da sie sich ihm nähern.)

Bleibt! ich warn' Euch, folge mir Keiner nach!

(Alle ab.)

Ich und mein Heergefolge sind genug,
Um dem Flug,
Um der Flucht
Dieses Windfalken nachzujagen,
Und dieses Schwert hat sattsam Wucht,
Um das Haupt ihm herunterzuschlagen.
Aber was rauscht da? was bäumt sich so sehr
Im Dunkel heran durch's wogende Meer?

(Hilde kommt auf einem Schiff herangefahren, sie steigt aus und nähert sich zögernd dem Vater.)

Ist meine Tochter dies, so kommst Du zu mir?

Hilde.

Mich sendet, Versöhnung Dir zu bieten . . . .

Högni.

Dich sendet! Steht es so mit Dir?!
Dann sind es Zwei, die mich verriethen.

Hilde.

Es bietet Hedin . . . .

Högni.

Hedin? Wer ist das? Ist er gefallen

Von Odins Wohnsitz, kommt er vom Grund
Der Schwarzelfen, aus Nidhöggers Hallen?
Ist er ein Wärwolf oder ein Hund?

Hilde.

Er bietet zur Sühne Dir als Pfand ....

Högni.

Ist's der, der vom Haus Dich weggelockt?
die Hand
Verdorr' ihm! Hätt' er ein Fohlen
Aus meinem Stall, aus meinem Bereich
Ein Wild mir gestohlen,
Einen Knecht mir erschlagen, dann gäb' es Vergleich;
Er aber, der die Tochter mir geraubt,
Er büß' es mit seinem Haupt!

Hilde.

O Vater!

Högni.

Nenn' mich nicht Vater, keiner
Hat solch eine Tochter; ich soll vielleicht
Nachträglich bei eurer Hochzeit erscheinen,
Wo mir das Trinkhorn zum Willkomm reicht
Die schamlose Thörin, die schändlich Verführte,
Der um den Schwanenhals
Ein Hanfring allenfalls,
Nicht aber ein Gold um den Finger gebührte.

Hilde.

O Vater, ich flehe Dich, leihe
Ein gütig Gehör, vergieb was geschah,
Bei der Liebe Deines Kindes, verzeihe!

Högni.

Bei der Liebe Deines Kindes, ha ha!
Lieb' Du mich nicht mehr, Du hast mich betrogen!
Liebe Du meinetwegen die Nacht,
Liebe die glitzernden, täuschenden Wogen,
Liebe Du, was Dich glücklich macht;
Aber nicht mich, Du hast mich betrogen!

Hilde.

Bei Allem, was es Hohes und Edles giebt,
Ich liebe Dich mit aller Lieb' und Treue,
Wie nur eine Tochter den Vater liebt!

Högni.

Statt daß Du von Liebe sprichst, bereue!
Folg' mir, wo nicht ....!

Hilde.

Barmherzigkeit!
O Vater, es läßt Hedin Dir sagen,
Wenn Du verschmähst den Vergleich, er stehe bereit,
Gerüstet, mit Dir die Schlacht zu schlagen.
Bedenke, daß ich Walküre bin;
Nicht darf ich dem Schlachttag mich entzieh'n.
Weh! müßt' ich meines Verlobten Tod,
Den Vater oder Beide beklagen!

Högni.

Du selbst schufest Dir solche Noth.
Fort jetzt und bring' ihm meinen Entschluß:
Sag' ihm, mein Schwert ist gezogen,
Das Schwert, das von Zwergen gestählt in den Wogen,
Stets eines Mannes Tod werden muß. —

(Hilde ab. Die Mannen Högni's treten auf; Högni zu den Kriegern.)

Seid bereit für eures Königs Ehre
Die Todesschlacht zu beginnen;
Ob Tod und Verderben, ob Sieg und Gewinnen
Die Nornen uns spinnen,
Vom Grauen der Nacht bis zur Tagesgluth
Unaufhörlich daure Schlachtenwuth!

(Die Krieger treten zusammen, Högni ordnet die Reihen. Auf der andern Seite kommen Hedin und Hilde.)

Hilde.

Er will nicht. In seiner ehernen Brust
Ist kein Raum für Verzeih'n und Vergeben;
Dich aber, da Du nun kämpfen mußt,
Dich beschwör' ich, schone sein Leben!

Hedin.

O Hilde, wie schont' ich dessen,
Der selbst den Tod will und ihn sucht?
Ist solch ein Starrsinn nicht vermessen,
Solch hartherziger Trotz nicht verrucht?

Hilde.

Er wird, wenn Du schonst, ihn vergessen.
Versprich mir!

Hedin.

Weib, halte mich nicht!
Ich kann das gezückte Schwert nicht wahren;
Einmal müssen wir Alle vom Licht
Hinab zur Hela der düsteren fahren.

Hilde.

Du siehst, daß schier das Herz mir bricht.

Hedin.

Laß mich!

(Er drängt sie zurück.)

(Hilde wankt in Trauer und mit Geberden der Verzweiflung hinweg. Högni tritt auf.)

Hedin.

Du rühmtest des Schwertes Dich, sieh zu!
Des Sieges rühmst Du Dich nimmer!

Högni.

Mein Schwert ist ein Rächer, ein Rächer, ein grimmer,
Des Siegs über Weiber nur rühmst Dich Du.

(Sie dringen auf einander. Beider Schaaren begegnen sich. Kampfgetümmel. Viele Gefall'ne bedecken den Boden. Högni fällt.)

Hedin (höhnend).

Nun ist die Kunst der Zwerge dahin.

Högni.
Auch Du bist tödtlich getroffen.
Hedin.
Wenn nun auch ich erblichen bin,
Was hat auf Erden Dein Kind noch zu hoffen?
Högni.
Schildjungfrau wird sie sein;
Aber nie, ewig nie wird sie Dein!
(Er stirbt.)
Hedin.
O Hilde, für Dich entscheidet mein Leben!
Ich fühl' Dich mein sinkendes Haupt umschweben;
Walküre Du nahst.
(Er stirbt.)
Hilde.
Ha beide, beide liegen
In ihrem Blute sie, beide todt.
Fluch ewig solchen Siegen!
Wohlan, eh' noch dämmert das Morgenroth,
Auf mein, der Walküre, Machtgebot:
Wachet auf, stehet auf!
Leben durchström' euch wieder,
Kraft beseele die Glieder,
Ich ruf euch Seelen, steiget herauf!
Durch Odins Macht
Aus Todesnacht
Wachet auf, wachet auf, wachet auf!
(Die Gefallenen erheben sich. Högni ergreift sein Schwert.)
Högni.
Zum Streit her! Ist Hedin entflohen?
Hedin.
Hier bin ich, nichts acht' ich Dein Drohen.
Hilde.
O, hört mich!
Högni.
Nichts acht' ich der Wunden,
Nur gut, daß ich Dich noch gefunden!
Hedin.
Es rollt in den Adern mir neue Gluth,
Mordsehnlich durchströmt mich neues Blut.
Hilde.
O Vater! Dein Kind ist's, die spricht,
Dein Weib, o Hedin!
Hedin.
Walt' Odins Gericht!
Högni.
Unaufhörlich daure Schlachtenwuth.
Hedin.
Bis die Brünne, bis der Speerschaft zerbricht.
(Sie zücken gegeneinander die Waffe.)
Hilde.
Sie hören mich nicht!
Hartherzige Männer, so kämpfet denn weiter
Bis über den Bergen aufdämmert das Licht,
Dann aber, ihr haßfrohen Streiter,
Des Mordens nie müd' und der tödtlichen Schmerzen,
Dann werdet zu Stein!
Dann werdet zu Felsen, ihr Felsenherzen!
Seid Felsen am Tage,
Und kämpfet bei Nacht,
Daß vom Schwertstreichschlage
Der Schild zerkracht,
Ja, kämpfet und tödtet,
Den Speer in der Faust,
Daß das Meer sich röthet,
Der Wald erbraust. —
Hedin bleibt ewig jung,
Und Högni streitet
Bis über die Welt und den Himmel sich breitet
Die Götterdämmerung!

(Morgenglühen. Alle werden zu Felsen umher.)

VI. Huß auf seinem Todesgang.

Constanz. Huß wird umgeben von Volk und Bewaffneten zum Scheiterhaufen geführt.

Huß.
Treu Geleit hat mir versprochen
König Sigmund, der die Hand mir bot,
Herr! Du hast Dein Wort gebrochen,
Untreu' wird mein bitt'rer Tod.
Ein Geharnischter.
Huß, Dein Freibrief ist vernichtet!
Huß.
Gott, der einst uns Alle richtet,
Gott im Himmel wird mir gnädig sein.
Volk.
Widerruf', Du Schächer!
Hoffe keinen Rächer!
Huß.
Nein, o nein!
Standhaft wohl den Tod erleiden,
Widerrufen kann ich nicht;
Gott zum Zeugen ruf' ich im Verscheiden,
Daß mein Mund die Wahrheit spricht,
Nach des Herrn und Heiland Worte,
Das da leuchtet als das Licht
Allen zu des Himmels Pforte.

Geharnischter.
Deine Lehr' hat angestiftet
Aufruhr in dem ganzen Land,
Der nun wächst wie Feuerbrand,
Und wie Pest das Volk vergiftet.

Hußz.
Land, o Land, o du mein Böhmen,
Fließen wird das Blut in Strömen!

Geharnischter.
Büß' im Feuer Deinen Widerstand,
Und die Asche gebt den Winden!

Hußz.
König Sigmund, bei den Linden,
Wo sich Deine Kniee beugen,
Wirst Du Christi Marter seh'n;
Denk an mich, es werden Zeugen
Aller Orten auferste'n.

Geharnischter.
Uebles hat Dein Wahn,
Uebles hast Du selbst gethan!
Henker, zündet an!
(Ein altes Weib trägt ein Scheit herzu.)

Hußz.
Ach, verdien' ich solchen Haß?

Weib.
In den Himmel bau' ich eine Schwelle
Mir mit diesem Holz!

Hußz.
Sancta simplicitas!

Geharnischter.
Fahr' zur Hölle, Johann Huß!

Hußz.
Hölle! ja es kommt die Helle.
Dieses ist mein Tag;
Bet' für mich, Hieronymus!
Wein' um mich, mein Volk in Prag!

Gedichte.

Die Schöne spricht:

Ich ward zur Kerz' im Saale
Bestimmt durch Schicksalsschluß
Und wenn ich leucht' und strahle,
So thu' ich was ich muß.
Wer wagt's und zeiht der Tücke
Mein reines Element,
Weil sich die trunkne Mücke
Die Flügel d'ran verbrennt?

Wann hieß ich keck Dich schweifen
Um diese Flammen? Sprich!
Drum, wenn sie Dich ergreifen,
Verklag' Dich selbst, nicht mich.
Wer sich des holden Scheines
Nicht wunschlos freu'n mag, ei,
Sein Schicksal trag' er; meines
Ist schön zu sein, und frei.

Emanuel Geibel.

Maryna.

Seit Du gestorben, bin ich recht allein. —
Ich träume oft, es müsse anders sein.
Ich sage mir: „Sie ist nur fortgegangen,
Sie kehret wieder, denn sie ahn't mein Leid —"
Dann kommst Du lachend wie in alter Zeit
Und streichelst hastig-redend meine Wangen.

Und ich erwache! will Dich wiedersehn,
Will Dich in einem Winkel noch erspähn,
Ich suche wie die Mutter nach dem Kinde.
Da plötzlich fällt mich der Gedanke an:
Daß ich die Welt zu Ende laufen kann
Und nirgend, nirgend, nirgend Dich mehr finde . . .

Ada Christen.

Weltlauf.

So weit das Auge dringt
Ist Schuld und Leiden,
Und was der Zeitlauf bringt,
Ist Fliehn und Scheiden.

Dazwischen hat der Traum
Von Glück und Liebe
Nur noch soviel an Raum,
Daß er zerstiebe.

Hieronymus Lorm.

Sonette.

Ahnung.

Noch schlägt mein Herz in ungestümem Drange,
Sehnsüchtig, Kampf und Leiden zu bestehen,
Gelockt vom Rauschen ferner Siegstrophäen —
Noch bin ich jung, noch glühet meine Wange!

Und doch durchzittert dunkel mich und bange
Ein Ahnungshauch von plötzlichem Vergehen,
Als müßt' dies heiße Herz mir stille stehen.
Als müßt's zerspringen mir in dumpfem Klange.

So steht der Baum, dem reich die Blätter prangen,
Dem sacht die Blüthe sich erfüllt zur Frucht,
Wenn glühe Sommerschwüle ihn umwittert:

Er sieht die Wetter drohend niederhangen,
Er ahnt den Blitz, der seine Beute sucht,
Er lauschet bang: sein tiefstes Mark erzittert . . .

Grabschrift.

„Die hier begraben liegt — die Leidenschaft,
Sie war das heiße Fassen und Vermählen,
Das Ineinanderflammen zweier Seelen,
Die gleich an Stolz und Schmerz, an Lieb' und Kraft.

Sie hatten ihren Fesseln sich entrafft,
Um müd' vom Kampf, von peinlichem Verfehlen
Im Liebesflammenbade sich zu stählen,
Doch Eines blieb und hielt sie eng in Haft:

Die Reue blieb — die Reue trennte sie —
Wer Schuld mittrinkt, will er an Lieb' sich laben,
Der wird berauscht, doch glücklich wird er nie.

O Leser, neige stumm Dein Haupt und übe
Mitleid an all' dem Weh, das hier begraben." —
Das sei das Epitaphium unsrer Liebe. —

Karl Emil Franzos.

Einer Jugendfreundin.

Vor vielen, vielen Jahren,
Da waren so jung wir zwei,
Mit unsern braunen Haaren
Im vollsten Lebensmai.

Du hattest Liebe und Wonne;
Ich hatte Sehnsucht und Schmerz;
Dir leuchtete die Sonne;
Mir dunkelte das Herz.

Und nun seit langen Jahren
Trägst Du das Nonnenkleid;
Ich habe Sorgen erfahren
Und wechselvolles Leid.

Du hast begraben in Thränen
Das Hoffen der Jugendzeit;
Ich habe mit meinem Sehnen
Verträumt die Wirklichkeit.

Josephine Freiin von Knorr.

Du Bois-Reymond und D. F. Strauß.

Von Julius Duboc.

In seiner (als Brochüre herausgegebenen) Rede über La Mettrie sagt Professor Du Bois-Reymond nach einer Skizzirung des wesentlichen Inhalts von La Mettrie's Lehren, und nachdem er hervorgehoben, daß derselbe in seinen Schlüssen zurückhaltender gewesen sei, als z. B. in unsern Tagen D. F. Strauß: „Aber auch in den praktischen Schlußfolgen aus seiner Lehre zeigt sich La Mettrie gemäßigter, als mancher Neuere, z. B. als David Friedrich Strauß. Zwar führt er in dem Homme machine einen abscheulichen Menschen, wie er ihn nennt, redend ein, welcher behauptet, daß, wären alle Menschen Atheisten, es keine Religionskriege mehr gäbe; doch sagt La Mettrie nicht, daß er diesen Zustand für möglich oder auch nur für wünschenswerth in jeder Hinsicht halte. La Mettrie war Arzt und kannte das menschliche Leben. Ihm wäre nicht eingefallen, Dichtung und Musik als Trösterinnen statt Religion zu empfehlen. Er hätte empfunden, daß gegenüber wahrem menschlichem Elend, sagen wir einmal, in einem Saale voll krebskranker Frauen, dies ein Vorschlag sei, in welchem das Grausame an das Lächerliche grenze."

Sollte D. F. Strauß sich irgendwo in seinem letzten Buche so ausgedrückt haben, daß es gestattet wäre, eine solche Schlußfolgerung, die an Plattheit grenzt, aus dem Inhalt des von ihm Gesagten zu ziehen? Es ist allerdings etwas lange her, daß ich das Buch gelesen, aber ich habe ein ziemlich gutes Gedächtniß, und mir ist doch auch nicht von ferne eine Stelle erinnerlich, in der Strauß als Aequivalent für den Trost der Religion den Trost, den Dichtung und Musik gewähren können, für einen Saal voll krebskranker Frauen oder für ähnliche schwere Fälle empfohlen hätte. Strauß war ja zwar nicht Arzt, indessen, da nicht bewiesen ist, daß nur der Arzt das menschliche Leben kennt, so ist ja auch nicht bewiesen, daß Strauß, weil er nicht Arzt war, es nicht kannte, und da er im Uebrigen ein denkender, einsichtsvoller Mensch gewesen ist, so wird man ihm ja auch nicht so ohne Weiteres einen Vorschlag, „in welchem das Grausame an das Lächerliche grenzt", zuschreiben dürfen, so lange sich nicht aus seinen Worten mit zwingender Nothwendigkeit erweisen läßt, daß er einen solchen gemacht.

Ist dem nun so? Herr Du Bois-Reymond kommt uns hier zu Hülfe, indem er als Belegstelle der Strauß'schen Schrift S. 299 citirt. Mit dieser Seite beginnt der letzte Absatz des größeren Abschnitts: Wie ordnen wir unser Leben? Strauß spricht dort allerdings über „Ersatzmittel für die Kirche", aber in welchem Sinne? Er widerlegt zunächst, „daß man sich nur in einer Kirche sammeln, nur in einer Predigt erbauen könne", und zwar, nachdem er in dem vorhergehenden Abschnitt ausdrücklich bemerkt: „Daß bis jetzt und noch auf lange hin die Mehrheit der Menschen noch einer Kirche bedarf, verkennen wir keinen Augenblick; ob es damit bis zum Ende der menschlichen Dinge so bleiben wird, betrachten wir als eine offene Frage."

Strauß spricht an der angezogenen Stelle also über die Art und Weise, wie Diejenigen, welche außerhalb der hergebrachten Kirche stehen, welche in ihr sich nicht mehr zu erbauen vermögen, sich gleichwohl sammeln und erbauen können. Er will andeuten, wie er und die Wir, als deren Wortführer er sich betrachtet, es treiben. Hier folgt nun eine sehr einfache Aufzählung der in dem Leben jedes Einzelnen anerkanntesten sittlichen Stützpunkte: Freude am Beruf, am Leben in der Familie und mit den Freunden, Sinn für alle höheren Interessen der Menschheit, gehoben durch die wissenschaftlichen Hülfsmittel der Gegenwart, Anregung durch Dichtkunst und Musik. In seinen weiteren Bemerkungen wendet Strauß sich dann noch gegen den nicht ganz selten gehörten Einwand, daß für den gemeinen Mann doch nur die Bibel tauge, denn die verstehe er. Strauß erinnert daran, daß unser vermeintliches Verständniß der Bibel meistens in der Gewöhnung bestehe, sie nicht zu verstehen. Uebrigens solle die Bibel Niemandem aus der Hand genommen werden, dem sie noch vorzugsweise Erbauung gewähre. Nur dürfe man nicht bezweifeln, daß auch diese Schrifterbauung um so fruchtbarer werden könne, je mehr sie nach und nach durch Erbauung aus den besten Stücken der Nationalliteratur gekreuzt werde, und das sei durch eine Reform des Volksschulen-Unterrichts, „wenn man die Bauernkinder etwas weniger mit Palästinischer Geographie und Judengeschichte, mit unverständlichen Glaubenssätzen und unverdaulichen Sprüchen plage", in Zukunft gewiß zu erreichen. Dies ist ungefähr der ganze Inhalt des kurzen Abschnitts, der zum Schluß nur noch auf die von jeher bestandene innige Verbindung der Kunst mit der Religion hinweist, weil die Kunst in allen ihren Zweigen den Beruf habe, „die aus dem Widerstreit der Kräfte sich wiederherstellende, uns im unendlichen Ganzen unübersehbare Harmonie des Universums anschauen oder doch ahnen zu lassen". In diesem Sinne wirkten die großen Schöpfungen der Künste religiös.

Der Umstand, daß das Strauß'sche Buch sich in sehr vielen Händen befindet, überhebt mich der Mühe, einen ausführlicheren Auszug zu machen. Jeder kann sich sehr leicht überzeugen, daß an der betreffenden Stelle in der That nichts wesentlich Anderes enthalten ist, und die Meisten werden wohl mit mir dieselbe Ueberraschung theilen, geradezu Nichts zu finden, was zu dem im Vorbeigehen ertheilten Seitenhieb in der Du Bois-Reymond'schen Rede die geringste Veranlassung bieten konnte. Strauß hat das Verhältniß der Tröstungen der Religion zu „wahrem menschlichem Elend" weder an dieser, noch an einer anderen Stelle seiner Schrift irgendwie beleuchtet, der ist in gar keine Erörterungen darüber eingetreten, wie sich das Verhältniß der etwaigen Ersatzmittel gestaltet. Das kann eine Lücke im Zusammenhang der Entwickelung seines Thema's sein, aber es berechtigt Niemanden, aus dieser Lücke einen positiven Vorschlag zu machen, „in welchem das Grausame an das Lächerliche grenzt". Denn das Vorhandensein eines solchen Vorschlags gestattet ja implicite einen Rückschluß auf eine ganze Reihe ungünstiger sittlicher und intellectueller Momente in dem Charakter dessen, der ihn macht, und auch nur angedeutet — wie in der Du Bois-Reymond'schen Rede — sind sie eben so viele schwere und — unerwiesene Beschuldigungen.

Oder ließe sich für ein solches Verfahren vielleicht eine Rechtfertigung aus dem Umstand entnehmen, daß Strauß überhaupt ein Buch, wie „Der alte und der neue Glaube" veröffentlichte? Genügt diese Thatsache allein, um die Vermuthung bis zur Gewißheit zu erheben, daß der Philosoph in seiner nichtärztlichen Unkenntniß des menschlichen Lebens Dichtung und Musik der Religion in ihrer tröstenden Kraft für die schwersten Fälle menschlichen Elends an die Seite gestellt habe? Zu dieser Ansicht hat er sich zwar — wird mir vielleicht entgegengehalten — ausdrücklich nirgends bekannt; aber ohne dieselbe zu haben, war sein Buch, das in den weitesten Kreisen die religiösen Glaubensvorstellungen erschüttern mußte, ein Frevel, und gelinder ist daher die Beschuldigung, daß er sich über das erstere Verhältniß täuschte, als daß er, frei von dieser Täuschung, sich an Dem vergriff, was Vielen einen nimmer zu ersetzenden Trost gewährt.

Nur die gedankenloseste Oberflächlichkeit könnte meines Bedünkens in dieser oder einer ähnlichen Weise argumentiren. Welches ist denn der Trost, welchen die Religion, und speciell die christliche, für die schwersten Fälle menschlichen Leidens zu spenden vermag? Das Tröstliche, Aufrichtende liegt in zwei Momenten: einerseits in der Ueberzeugung des Christen, daß jede schwerste Heimsuchung ihm doch nur von der Hand der Liebe auferlegt wird, die nie etwas Anderes als sein wahres Beste will und im Herzen trägt. „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er.“ Andererseits in dem Hinblick darauf, daß nach allem Erdenleid, nach allen dunkelsten Prüfungsstunden ewige Himmelsfreude, die nimmer endet, unserer harret. In diesen beiden Momenten liegt der ganze Tröstungsschatz, über den das religiöse Vorstellungsgebiet verfügt. Sie sind von einer gewaltigen Kraft, wenn sie des Menschen Wesen ganz durchdringen und erfüllen; aber daß sie dies zu leisten vermögen, daß sie, diese rein idealen Potenzen, gegen die Qualen unheilbarer Krankheitszustände Stand halten, das ist für das sinnliche Menschenwesen doch von jeher eine schwere Aufgabe gewesen. Wer mit vollster Ueberzeugung und zweifellosester Sicherheit wie Luther sprechen kann: „Ich wollte nicht einen Augenblick im Himmel für aller Welt Gut und Freude geben, ob es gleich tausend und aber tausend Jahre währte,“ wem der Himmel so fest und unverlierbar im Gemüthe steht, dem mag es gelingen; und gleichwohl hatte ja auch Luther, der doch ein Glaubensheld war, wie unsere modernen Christen sicherlich nicht, mit Mühen zu ringen. Selbst die Vorstellung der Auferstehung preßte ihm den Stoßseufzer aus: „Und hat mich selbst oft wunderlich und fremd angesehen, und ist wahrlich ein schwerer Artikel in's Herz zu bringen, wenn ich sehe einen Menschen todt hintragen und bescharren, daß ich doch mit solchem Herzen und Gedanken soll davongehen, daß wir werden mit einander wieder auferstehen.“

Ein erschütterter Glaube ist wie ein erschüttertes Haus. Es gewährt seinen Bewohnern wohl noch Aufenthalt und Obdach bei gutem Wetter, an heiteren Tagen, aber es schützt sie nicht mehr, wenn Sturmwind und schweres Unwetter vom Himmel herniederbrausen. Oder er ist wie eine erschütterte Gesundheit: der Mensch lebt mit ihr gebrechlich dahin und kann sich bei günstigen Verhältnissen zur Noth an ihr genügen lassen; aber sie schafft ihm nicht die Kraft, deren er bedarf, um im Sturm des Lebens und unter drangsalvollen Verhältnissen ausdauernd zu bestehen. Wer und was erschüttert denn aber den Glauben in unserer Zeit? Ist es ein Mann wie Strauß, sind es die Denker überhaupt, die das nur logisch formuliren, was auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und der geistigen Arbeit an Ergebnissen zu Tage gefördert wird? Oder ist es nicht vielmehr diese Arbeit selbst und, weil diese doch nur ein Moment in dem Entwickelungsgang der Zeit, ist es nicht dieser Entwickelungsgang selbst? Welche ungeschickte Scheidungslinie zwischen Denen, die dem Denker vorarbeiten, die ihm das Material liefern, und diesem selbst, der nichts vermöchte ohne Diejenigen, welche ihm vorarbeiten! Entweder wir Alle freveln, die wir an dem Forschungsgebiet und namentlich an dem naturwissenschaftlichen Forschungsgebiet des heutigen Standes der Wissenschaft in irgend einer Weise betheiligt sind, oder es frevelt Keiner, der sich auf demselben mit redlichem Sinn und nach bester Ueberzeugung bemüht. Entweder das Princip der freien Forschung hat seine genügende Rechtfertigung in sich selbst und in dem Gesetz der Entwicklung der Menschheit, und Alle sind gerechtfertigt, die hierauf fußend ihre Lebensarbeit verrichten, Niemandem zu Lieb und Niemandem zu Leid, oder Alle begehen das Unrecht, daß sie ihrer Zeit die Kraft der religiösen Tröstung untergraben helfen. Denn wenn mit unserem gegenwärtigen Wissensbesitz, den zu vermehren und auszubauen ja alle Arbeiter der Wissenschaft bemüht sind, auch noch ein verblaßter, pantheistisch aufgelöster Gottesbegriff, eine verschämte Hoffnung, daß der Unzerstörbarkeit des individuellen Lebens doch am Ende noch irgend eine Realität entsprechen möge, zur Noth erträglich gefunden werden mögen — darüber wird kein Streit sein, daß die naive Glaubenssicherheit einer vergangenen Zeit in dem Besitz des persönlichen, allgütigen Gottes und der Verheißung des ewigen Lebens in der Gemeinschaft der Seligen durch

die wissenschaftliche Arbeit auf's empfindlichste erschüttert und in sich wankend gemacht worden ist. Nur um diese naive, unumstößliche Glaubenssicherheit handelt es sich aber hier, denn nur aus ihr quillt der Trost, der das von den schärfsten Schmerzenskrallen zerrissene sinnliche Menschenwesen auch noch auf dem Marterbett zu erquicken vermag. Ein verflauter, farbloser Glaube leistet da so wenig wie „Dichtung und Musik", und den Menschen, dem jener sichere Glaubensschatz — zum großen Theil durch die untergrabende Arbeit der Wissenschaft — abhanden gekommen, den in der Stunde der Noth auf den Kupferpfennig des entwertheten Glaubens verweisen, ist ein Verfahren, das nach meiner Auffassung die Bezeichnung der Verbindung „des Grausamen mit dem Lächerlichen" ebenfalls vollkommen verdient.

Läßt sich also auch auf diese Weise kein indirecter Beweis dafür antreten, daß Strauß jene ihm zugeschriebene Meinung gehabt haben müsse, und ist sie andrerseits aus dem Wortlaut dessen, was er gesagt, nicht nachweisbar, so bleibt für mich der Eindruck nur in verstärktem Maße bestehen, daß die gegen Strauß gerichtete Du Bois-Reymond'sche Bemerkung eine völlig unstatthafte war, der, wie mir vorkommt, eine in unseren Tagen nicht seltene Ueberhebung des Naturforschers gegen den Philosophen zu Grunde liegt.

Karl Frenzel hat irgendwo die Ansicht geäußert: „Der Glaube ist etwas so Zartes, Geheimnißvolles und Tiefstes, daß ich nicht begreife, wie sich Einer ohne Noth unaufgefordert auf den Markt hinstellen mag, um einen Gott oder Nichtgott weitläufig zu bekennen." Dieser Ausspruch entspricht dem Menschenwesen, wie es durchschnittlich beschaffen ist, glücklicherweise sehr wenig. „Einen Gott oder Nichtgott zu bekennen," daran ist, richtig verstanden, recht eigentlich die Culturgeschichte der Menschheit durch alle Stadien ihres bisherigen Verlaufs geknüpft gewesen, und nicht nur die Apostel und Gesinnungshelden aller Zeiten beweisen den tiefen Trieb des Bekenntnisses auf diesem Gebiet, sondern auch der Mittelschlag der Menschheit, wenn auch weniger zu heroischen Opfern aufgelegt, thut es nach dem alten Gesetz: weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über.

Wenn gleichwohl an kritischen Wendepunkten der Entwickelung der Trieb des offenen Bekenntnisses durch vorsichtig zurückhaltende Erwägung bei Vielen, bei den Meisten gedämpft ist, so liegt die Ursache davon offenbar viel weniger in einer Abneigung, wie die, zu der sich Frenzel bekennt, als in äußeren, eine Berücksichtigung beanspruchenden Lebensverhältnissen, ebenso wie das Gegentheil meistens auch durch die Gunst besonders glücklicher Umstände, einer gedeckten Lebensstellung u. s. w., wenn nicht veranlaßt, doch mindestens erleichtert wird. Man wird sich deshalb auch zu hüten haben, wozu sich der Parteieifer manchmal versteigt, die Ersteren unbedenklich vorzugsweise als schwächliche, die Letzteren als heldenhafte Charaktere zu bezeichnen. Ich meinerseits wünsche wenigstens nicht, in diesen Irrthum zu verfallen. Strauß war ein äußerlich völlig unabhängig gestellter Mann, der sich, soweit es davon abhängt, den Luxus erlauben konnte, eine eigene Meinung zu haben und — zu bekennen. Was er gethan haben würde ohne eine solche unabhängige Lebensstellung, läßt sich weder untersuchen noch ausmachen. Aber den Anspruch erwirbt doch wenigstens wohl Jeder, der seine Meinung offen ausspricht, und namentlich erwirbt er ihn Denen gegenüber, die sich durch Nichtaussprechen in einer viel gedeckteren Stellung befinden, daß auch ihm gegenüber die beliebte vorsichtige Zurückhaltung geübt und daß ihm kein Gran mehr zugewogen wird, als ihm nach der genauesten Prüfung seiner Worte zu Recht zuerkannt werden darf.

Ein klassischer Kleinstädter.

Von Wilhelm Marr.

Ich lebte in Weimar und that, was ein moderner Schriftsteller in Weimar zu thun pflegt; nämlich ich nahm mich in Acht, meinen Mitmenschen auf die traditionellen klassischen Hühneraugen zu treten. Denn in Weimar, wo eine höchst gebildete und brave Bevölkerung lebt, verstehen die Leute Alles, nur keinen Spaß, für welchen der Flügelschlag einer freien Seele immerhin Raum braucht.

Da kommt mir vor einigen Wochen ein Subscriptionsbogen in's Haus — das erste Haus rechts vom Bahnhofe, in welchem kein „Hofrath" wohnt — und ladet mich ein, 2 Mark zu zeichnen für ein Büchelchen, betitelt „Weimars Erinnerungen" von „A. Ruge".

In meiner Arglosigkeit denke ich nicht anders, als: mein berühmter philosophischer Gönner Arnold Ruge habe auch einmal in Weimar gelebt, und da der Bote des Verlegers mir mündlich hinzufügte, es sei „zum Besten des Verfassers", so zeichnete und zahlte ich freudig meinen Beitrag und mein Name kam mit auf die gedruckte Subscribentenliste, welche dem Buche als leichtsinnige Vorrede diente.

Das Buch war geschrieben; nun das ist kein Unglück. Es ward gedruckt. Das ist für den Drucker auch kein Malheur, denn ihm zahlt die Kosten der Verleger. Aber ein sanftes Mitleid verdienen die Subscribenten, welche dem Verleger die Kosten zahlen und ein vollherziges Mitleid, wenn sie zugleich auch Leser sind. Denn als das Buch erschien, sah ich und manche Andere, daß wir ohne Brille gelesen hatten, indem wir auf den Subscriptionsbogen gingen, und daß der Verfasser nicht A. Ruge, sondern August (oder Aujust?) Rugo hieß, und daß er als Aufseher in dem Lesezirkel „Museum" keinerlei Antheil an der gottlosen Philosophie der „Junghegelianer" hatte. Es entpuppten sich — Gedichte. „Zugleich" — denn die Verse sind das Aergste nicht — „als Festschrift zur Enthüllungsfeier des Karl-August-Denkmals am 3. September 1875." —

Man mag noch so milde gestimmt sein am Gedenktage eines deutschen Dichterfürsten und Mäcens von Schiller und Göthe, man muß wild werden, wenn man diese übernaiven Mißhandlungen des Pegasus sieht. Und wenn man „Weimars Erinnerungen" von August Rugo dem Bronzepferde der Karl-August-Statue an den Schwanz bindet, so wette ich einen Wieland gegen den ganzen heutigen Weimarischen Parnassus, daß der Bronzegaul von seinem Sockel herabspringt und durchgeht. Gedenktage sind gewiß „mildernde Umstände" für Poeten, August Rugo ist zuverlässig der vortrefflichste und gutmeinendste Mensch, aber für seine Verse bleibt er verantwortlich.

Und dennoch haben dieselben ein culturgeschichtliches Verdienst. Sie zeigen uns, wie die Vergangenheit zum Speck werden kann, von welchem hundert Infusorien leben und wie idyllisch schön das im engen Rahmen eingewohnte Bewußtsein ist. Jedes

Insect, das auf dem Löwen sitzt, wird mit pindarischer Begeisterung angedichtet und der Dichter ist felsenfest überzeugt, daß alle die nichtssagenden petits riens alle Welt interessiren.

So wird in einundzwanzig Strophen, im schönsten Jahrmarktsrhythmus, die literarhistorische Ungeheuerlichkeit besungen, daß Kotzebue als kleiner Junge sich, ohne Entrée zu zahlen, in's Theater einzuschmuggeln gewußt hat, und die Pointe gipfelt in der letzten Strophe:

„Also bricht er seinen Gaben
Selber die gewünschte Bahn,
Und es kündigt in dem Knaben
Ahnungsvoll der Mann sich an."

Daß Goethe einmal beim Baden einen dummen Bauern erschreckt hat, der über ein Brückengitterthor steigen wollte, kostet Rugo's Pegasus eilf Sprünge à 6 Verse. U. A. als Probe:

„Den Bauer zu erschrecken
Und Grauen zu erwecken,
Rauscht Goethe ab und zu
Und streckt und dehnt die Glieder
Und schaukelt auf und nieder
In glücklich süßer Ruh'."

Weimars Bevölkerung mußte zu jener Zeit nicht gerade zu den Starkgeistern gehört haben. Denn: —

„Der Bauer hört das Lachen; (Goethe's)
„„Just wie's die Nixen machen!""
Denkt er und bleibt nicht stehn; —
Und bald schallt in der Runde
Die schreckensvolle Kunde:
„„Die Nixe läßt sich sehn!""

Doch damit noch nicht genug:

„Im abendlichen Dunkel,
Und selbst bei Sterngefunkel
Beugt man der Brücke aus,
Und Jeder warnt gewichtig:
Habt Acht, es ist nicht richtig
Bei Goethe's Gartenhaus!"

Das Weimarische Schloß brennt. Gewiß sehr traurig.

„Trommeln rauschen (!), Hörner blasen."

Im gewöhnlichen Leben blasen die Hornisten.

„Weiber kreischen, Bürger springen."

Und nun die Pointe:

„Nichts entkommt als nacktes Leben,
Und im leichten Nachtgewande
Flieht die Fürstin vor dem Brande,
Nah und dicht von Rauch umgeben."

Daß Kotzebue in seiner Jugend im Park Rothkehlchen und Krammetsvögel in Sprenkeln gefangen hat, was merkwürdiger Weise auch heute noch Knaben thun, preßt unserm Poeten ebenfalls neun Strophen aus. —

Sehr schwungvoll wird Rugo's Muse, indem sie das „Vogelschießen im Jahre 1824" beschreibt:

„Punschbuden bringen
Oftmals viel ein,
Drum will ein Jeder
Punschvater sein;
Seht! Harfenmädchen
Müssen sich müh'n!
Merkt's Euch, (!) sie kommen
Von Wien und Berlin!"

Und wohlverstanden ohne das Motto: „Reime dich, oder ich fresse dich."

Nach dem „Tagebuche des Hofkutschers Adolf Härtel" besingt Rugo, daß Karl August, als er zum letzten Male durch den Park fuhr, in sehr ernster Stimmung gewesen sei! —

Der Wollmarkt von 1852 entgeht dem Dichterblicke auch nicht. Auf demselben wird eine Gypsbüste Karl August's zum Besten der Abgebrannten von Berga versteigert und:

„So wirkt Karl August im Grabe
Noch für sein geliebtes Land!"

Die Kurkneipe „auf dem Felsenkeller" wird als „auf stolzer Höh'" besungen, weil man sonst nicht „des Tages Last und Weh" darauf reimen kann, und der Wunsch ausgesprochen, daß Goethe und Karl August sie sehen könnten. Das Gedicht wurde schon im Jahre 1853 begangen und entzog sich bis jetzt verständnißinnig der Oeffentlichkeit.

Es ist nicht zu verwundern, wenn der Dichter sich auch zu der Licenz kleiner Indiscretionen verleiten läßt. In dem Gedichte „Herzogin Amalie und Musäus" wird erzählt, wie die Fürstin den Verfasser der Volksmärchen zum Improvisiren aufforderte und —

„Der Thee als Mittel gegen Stein
Und Kolik nach der Aerzte Rathe,
Sei Vorwurf einer Kampfballade:
Löst Ihr's, soll's Euch zum Lobe sein!"

So spricht die Fürstin. Musäus dichtet den „grünen Ritter" und erhält als Honorar eine Tasse Thee. —

Ist es nicht eigenthümlich, daß in einer Stadt, mit einer so schönen Vergangenheit und, — man muß es dem jetzigen Großherzog als Verdienst nachrühmen — einer so strebsamen Gegenwart, so schlechte Verse gemacht werden dürfen? — Ist dieses Epigonenthum der kleinen Allotria nicht culturgeschichtlich bezeichnend für die deutsche Kleinstädterei? Die historische Literatur der Zeiten Karl August's ist ausgepreßt wie eine Citrone. Jetzt kommt die Reihe an die Zahnstocher, deren man sich damals bediente. Und wir reden noch über den Götzendienst, der mit den Knochen der „Heiligen" als Reliquien getrieben wird!

Herrn August Rugo's Buch würde das Glück gehabt haben, unbetrachtet geblieben zu sein, wenn es nicht gerade zum Gedenktage Karl August's erschienen wäre und sich nicht „zugleich als Festschrift" inaugurirt hätte. Man darf gegen solche poetische Spenden protestiren. Man muß es, wenn man Pietät vor der literarhistorisch großen Aera einer Kleinstadt hat. Die kleinen Centren haben seit 1870/71 allerdings eine Mission im „einigen Deutschland" erhalten: die Mission, Kunst und Wissenschaft vor einer verhängnißvollen Centralisation zu schützen. Ungefähr wie die italienischen Republiken und Fürstenthümer in der Renaissance-Zeit. Um diesen — berechtigten — territorialen Individualismus aber bewahren zu können, ist es absolut nothwendig, daß sie die gespreizte Manierirtheit bei Seite setzen, den Horizont ihres geistigen Lebens nicht selbstgefällig auf den Schatten ihrer Kirchthürme beschränken und mehr wollen, als von eingesalzenen Lorbeeren zehren. Der schönste Ruhm der Vergangenheit wird sonst Carricatur, und die selbstgenügsame, selbstgefällige Idylle des „wie er sich räuspert und wie er spuckt" genügt heutzutage nicht mehr. Man muß als Kleinstädter großstädtisch zu denken sich gewöhnen, sonst wird man trotz aller Intelligenz und gründlichen Bildung von der Weltgeschichte überholt. Das will ich hiemit gesagt haben, und ob auch alle Theemusen von Weimar mir darob grollten. Der Geist der Nation darf nicht humorlos bleiben, und dieses einigermaßen serieuse Anhängsel meiner Betrachtung schlechter, und wirklich herzlich schlechter Verse, die kein gutes Herz entschuldigt, mag meinen Glossen über den Dichterling Rugo als Sauve-garde dienen. Er sei hiermit in Gnaden und mit dem Wunsche entlassen, daß ihm nicht das Loos zu Theil wird, in schlimmere Hände als in die meinigen zu fallen.

Der Bau der Handlung im Roman.

Von H. Keiter.

Mit Recht erklärt Aristoteles die richtige Ineinanderfügung der Begebenheiten für die wichtigste Arbeit des erzählenden Dichters. Denn erst der vollendete Aufbau der Handlung schafft der Dichtung das Ansehen eines Kunstwerks.

Die Handlung des Romans besteht entweder aus einer einzigen Begebenheit oder aus einer Reihe solcher, welche durch die Idee und den Helden zu einem organischen Ganzen verbunden werden. Eine einzelne That aber kann den Inhalt des Romans nicht bilden, weil das dem Wesen der epischen Dichtung widerstreben würde; wohl aber kann eine That die Reihe der Begebenheiten schließen.

Was aber ist eine Begebenheit?

Begebenheit ist ein Product des Zusammenwirkens der verschiedensten Einflüsse, welche den Personen, so lange sie sich innerhalb des Wirkungskreises dieser Einflüsse befinden, unbekannt bleiben. Die Thatsachen werden mithin anfänglich zusammenhanglos erscheinen, späterhin aber als nothwendige Glieder einer sich eigenthümlich gestaltenden Begebenheit erkannt werden. Blickt man zurück, sieht man den Zusammenhang: „man sucht und findet die vielen Motive, die von Innen und Außen wirkten und auf andere Motive und Ursachen zurückweisen; sie erscheint so als Wirkung, als ein Gegebenes; man blickt vorwärts und erkennt sie als Ursache einer Vielheit von Wirkungen, die mit dem Beabsichtigten, dem Willen, nur sehr mittelbar zusammenhängen." [1]) „Eine freie Handlung fängt an mit einem Machtspruche der Willkür, der, wenn er auf äußere Zufälligkeiten gerichtet ist, Absicht genannt wird, und sie schließt mit der vollendeten Ausführung dieser Absicht, wo denn Alles als in dem ersten Entschluß, in der bestehenden Gesinnung oder in einem unveränderlichen Gesetz festbegründet und ursachlich daraus hergeleitet, mithin als nothwendig erscheint; eine Begebenheit hingegen .... ist das Glied einer endlosen Reihe, die Folge früherer und der Keim künftiger Begebenheiten. Keine Begebenheit steht einzeln, und auch diejenige, welche unter mehreren die hauptsächlichste ist, wird wieder nur zum Theil einer anderen noch größeren." [2])

Die Begebenheit ist also Verneinung der Selbstthätigkeit. Daher sind Handlungen, „die sehr nachdrücklich den Charakter tragen, daß sie den Faden des Gegebenen revolutionär durchschneiden, keine epischen Stoffe" (Vischer). Ueberall, wo die Umstände auf den Helden wirken und dieser nur schwach gegen ihren Einfluß ankämpfen kann, haben wir es mit einer echt epischen Begebenheit zu thun.

Eine solche behandelt Gutzkow in seinem Roman „Der Zauberer von Rom". Eine Erbschaftsgeschichte bildet den Kern. Ein Document, welches sich auf diese bezieht, ist von wesentlicher Bedeutung. Von der Findung dieses Schriftstückes hängt das Schicksal zweier Personen ab, an deren Geschick sich wieder das vieler anderer knüpft. Hierdurch wird der freie Wille der Personen durchaus beschränkt, ihre Selbstthätigkeit aufgehoben. Ueber ihren Häuptern schwebt stets das finstere Verhängniß.

---

[1]) Vischer, Aesthetik III, S. 1267. [2]) Fr. v. Schlegel's Werke, III, 92.

Es war ein glücklicher Gedanke Gutzkow's, eine solche lang sich hinziehende Begebenheit zum Mittelpunkte zu wählen und an diesem Faden die Charaktere zu entwickeln. Er gewann so einen weiten Raum für eine breite, behagliche, in's Einzelne gehende Darstellung.

Denn Raum, viel Raum ist dem Romandichter ein wesentliches Erforderniß. Nicht mit Unrecht hat Spielhagen gesagt, ein guter Roman müsse viele Bände haben. Aber dann wächst auch die Schwierigkeit dichterischen Schaffens. Denn die Handlung muß vor Allem übersichtlich sein. Nie darf uns aus dem Gedächtniß entschwinden, was bereits geschehen. Der Dichter darf übermäßige Breite nicht mit den Worten Gutzkow's entschuldigen: „Es wird eine lange, weite Wanderung werden, lieber Leser, zu der ich Dich auffordere. Rüste Dich mit Geduld, mit geschäftlosen Sonntagvormittagen, mit einem gutaushaltenden Gedächtniß! Vergiß nicht morgen, was ich Dir heute erzählt habe! Werde nicht müde, wenn Du unabsehbare Ebenen erblickst und sich der Weg zwischen gefahrvolle, nicht endende Gebirgspässe zwängt oder die Landstraße plötzlich sich in den Wolken zu verlieren scheint."[1]) Gutzkow's beide Dichtungen „Zauberer von Rom" und „Ritter vom Geiste" mit je 9 Bänden muthen dem Gedächtnisse des Lesers ein wenig zu viel zu. Man verliert den Ueberblick, vermag den Bewegungen der Personen nicht mit Aufmerksamkeit zu folgen. Dadurch ähneln sie sehr den epischen Dichtungen des siebzehnten Jahrhunderts, wahre Monstra an Umfang. Solche Autoren, wie Zesen, Ulrich von Lichtenstein, Ziegler, Lohenstein, thun es nun einmal nicht unter mehreren Foliobänden. Beispielsweise hat die „Aramena" des Herzogs Ulrich einen Umfang von 6822 Seiten! Da behalte einer die Uebersicht! Urfé's Astrée hat fünf Bände von je 1200 bis 1400 Seiten, Scudery's Clélie zehn Bände à 600 Seiten. Ein schönes Maß bewahren die Romane von Scott, Auerbach, Freytag und Spielhagen. Am einfachsten und am leichtesten zu übersehen ist die Handlung in Auerbach's Romanen. Mit ungeschwächtem Interesse folgt der Leser der langsamen Entwicklung.

Uebersichtlichkeit verlangt naturgemäße Eintheilung der Handlung in Anfang, Mitte und Ende. Anfang nennt Aristoteles Dasjenige, was selbst nicht mit Nothwendigkeit auf ein Anderes folgt, wogegen nach ihm ein Anderes naturgemäß ist oder wird. Der Dichter wird genau prüfen müssen, welchen Zeitraum er als Ausgangspunkt der Handlung wählen will. Besondere Regeln hier zu geben, ist unmöglich. Es muß die Bemerkung genügen, daß der Anfang (die Exposition) Alles enthalten muß, was zum Verständnisse des Folgenden nöthig ist. Aber die Exposition darf nicht eine bloße Aneinanderreihung von Scenen sein, aus denen das Gemüth der Personen erkannt werden kann, sondern jede Scene muß einen Theil der Handlung bilden. In Freytag's „Soll und Haben" kann die Exposition nicht musterhaft genannt werden. So dienen z. B. in Buch I die Capitel 5, 8, in Buch II die Capitel 1, 2, 3, 5, 6, 7 lediglich der Charakteristik, nicht aber der Handlung. Wie ganz anders in Spielhagen's „In Reih und Glied" und „Hammer und Amboß". Da stehen wir gleich mitten in der Handlung.

Beim Aufbau der Exposition kann Manches verschwiegen werden, um den Leser zu spannen. Dann muß aber der Dichter sehr darauf achten, einen passenden Augenblick zur Aufklärung zu wählen. Er darf nicht die Gelegenheit an den Haaren herbeiziehen, wie Keller, welcher, um den Leser mit der Jugendgeschichte des Helden bekannt zu machen, Diesen die soeben geschriebene Selbstbiographie durchlesen läßt. Sehr gut ist der Moment in Auerbach's „Landhaus am Rhein" gewählt: Sonnenkamp beruft ein Ehrengericht und legt diesem seine Vergangenheit offen.

„Die Mitte," sagt der Stagirit ferner, „ist das, was selbst nach einem Anderen und nach dem ein Anderes folgt." Die in der Exposition gelegten Keime gehen auf; es beginnt eine rege Bewegung nach allen Seiten. Die Charaktere stoßen aufeinander,

---

[1]) Ritter vom Geiste. Vorwort.

die Begebenheiten mengen sich ein, der Knoten beginnt sich zu schürzen, dreht sich immer fester und fester zusammen, die Lösung scheint unmöglich.

„Das Ende ist das, was selbst naturgemäß nach einem Andern folgt, mit Nothwendigkeit folgt und nach dem kein Anderes ist oder wird." Die Geschichte hat ihren Abschluß erreicht. Die Verwicklung ist gelöst, das Streben hat sein Ziel gefunden, die Umwälzung ist vollzogen.

Für den Schluß sind die den Conflict lösenden Motive von besonderer Wichtigkeit. Dieselben sollten stets der Bedeutung des Conflicts angemessen sein. Welch' ein Gefühl wird in uns erregt, wenn das Geschick edler Menschen durch Kleinigkeiten bedingt wird! Wie fühlen wir uns gedrückt, daß es in Schücking's „Schloß Dornegge" nur durch die Laune einer gutmüthigen Schauspielerin möglich wird, Dankmar und Eugenie zusammenzubringen!

Der Schluß muß Alles enthalten und darf keine weitere Fortsetzung der erzählten Begebenheit zulassen. Hauff hat seinem „Lichtenstein" noch ein Stückchen angehängt, welches durchaus unnöthig ist. Georg hat seine Braut, der Herzog sein Land — war es nun nöthig, noch eine Episode aus dem Leben Ulerich's anzuhängen? Kurz fällt gegen Schluß des Romans: „Der Sonnenwirth" aus dem Erzählerton heraus in den Ton eines Berichterstatters. Besser war es, mit der Gefangennahme Friedrich's zu schließen.

Bei dieser Eintheilung in Anfang, Mitte, Ende hat der Dichter streng zu beachten, daß die einzelnen Theile im Gleichgewicht stehen. Es muß ein richtiges Verhältniß obwalten. Naturgemäß kommt der Mitte der Schwerpunkt zu. Anfang und Ende balanciren. Fehlerhaft wäre es, der Exposition einen zu weiten Raum zuzuwenden. Der Dichter soll nicht weiter ausholen, als unbedingt nöthig ist. Holtei thut des Guten zu viel, wenn er im „Lammfell" einen ganzen Band hindurch erzählt, ohne daß der Held geboren ist. Zudem haben die erzählten Ereignisse einen sehr geringen Einfluß auf das Leben des Helden. In Keller's Roman „Der grüne Heinrich" ist von einem Anfang, einer Mitte, überhaupt von einer kunstgerechten Eintheilung nicht die Rede. Gleich fehlerhaft ist es, gegen das Ende gewaltsame Abkürzungen vorzunehmen; es gewinnt dann den Anschein, als fürchte der Dichter, den Leser zu ermüden. Hat er aber die Handlung richtig vertheilt, so wird auch das Ende den übrigen Theilen das Gleichgewicht halten.

Gleichgewicht muß auch bestehen zwischen der Wirkung und dem Raume, der zur Schilderung der ursachlichen Ereignisse verwandt ist. Es ist fehlerhaft, wenn Keller in „Der grüne Heinrich" mehrere Bogen verschwendet, um ein Schweizerfest zu schildern, welches für die Personen keine weiteren Folgen hat, als daß sie auf dem Heimwege sich die Liebe erklären. Wie viel Raum die Darstellung der Wirkung einnimmt, ist unerheblich; sie kann mit wenigen Worten dargestellt werden und doch einer umfassenden Begründung bedürfen.

Diese Normen für die Eintheilung der Handlung hängen auf das Innigste zusammen mit dem Gesetze der Causalität, d. h. der ursachlichen Verbindung der einzelnen Theile unter einander. Jedes Ereigniß muß dastehen als ein nothwendiges, unlösliches Glied in der Kette der Begebenheiten. Mit seinen Wurzeln reicht ein jedes in das vorhergehende zurück, mit seinen Zweigen in das kommende herüber. „Kein Umstand darf absichtlich hingestellt erscheinen; unabhängig von dem Zweck, zu dem er gebraucht ist, muß er schon für sich selbst als eine nothwendige Folge aus dem Vorigen herfließen." [1]) Die Personen bleiben ja, müssen ja zum größten Theile dieselben bleiben. Jene, die zuerst thätig waren und die Fäden verwickeln halfen, sind später die Einzigen, welche sie entwirren können. Die Verwicklung werde weise eingeleitet und die Fäden mit kluger Vorsicht verschlungen. Der Dichter verwirre sich nicht selbst in den Fäden — wie wäre sonst eine künstlerische Entwirrung derselben möglich! Im Ganzen sollten die Dichter wohl bedenken, daß

---

[1]) Humboldt, Göthe's Hermann und Dorothea, 72. Cap.

die Poesie des Romans keineswegs auf einer möglichst verwickelten Handlung beruht. Genug, wenn die epische Handlung einen „steten Verlauf, ein organisches Wachsthum" (Gottschall) bildet. Ein jeder Theil muß sowohl in sich als auch in seinen Beziehungen zu den vorhergegangenen wie zu den kommenden streng begründet sein. „Der Roman ist das wahre Leben, nur folgerecht, was dem Leben abgeht." (Goethe). „Der Zusammenhang des Planes muß so fest und so innig sein, daß der Leser selbst ihn nicht anders hätte entwickeln, so übereinstimmend mit den physischen und moralischen Gesetzen der Natur, daß die Begebenheiten in der That nicht anders hätten fortlaufen können; nur die erste Anlage, auf welche sich das Uebrige gründet, ist der Willkür des Dichters unterworfen, alles Folgende bestimmt sich lediglich von selbst durch einander." [1])

Damit steht nicht im Widerspruch, wenn der Dichter dem Zufall im Romane Spielraum läßt. Im Gegentheil wird in Anwendung desselben der Dichter in keiner Weise beschränkt. Nur muß der Begriff Zufall in bestimmtester Weise festgestellt werden. Zufall ist ein jedes Ereigniß, welches hervorgebracht wird durch mehrere von einander unabhängige Ursachen, welche dem Betroffenen vorläufig unbekannt sind; oder wie Vischer ihn definirt: „das Ergebniß dunkler Zusammenwirkung unendlicher äußerer Ursachen mit dem menschlichen Willen." Gegen den Zufall gibt es mithin kein Schutzmittel. Er erscheine aber nur den handelnden, d. h. den betroffenen Personen als Zufall, nicht aber auch dem Leser, welcher durch den Dichter bereits unterrichtet sein muß. Indessen kann aber auch dem Leser die Ursache vorläufig noch verborgen bleiben, weil aus dieser Unkenntniß die Spannung entsteht. Spannung kann keine epische Handlung entbehren. Am öftesten wird sie durch das Bestehen ungelöster Fragen hervorgerufen, z. B. geheimnißvoller Existenzen, Thaten, deren Urheber zu ermitteln schwer ist, u. A. So ist Oliver Trist in Boz gleichnamiger Erzählung eine räthselhafte Existenz. Für ihn interessiren sich viele Personen — warum? erfahren wir erst am Schlusse. Sonnenkamp in Auerbach's „Landhaus am Rhein" hat eine dunkle Vergangenheit. Der Dichter weist vielfach darauf hin, z. B. durch Sonnenkamp's Benehmen bei gewissen Gelegenheiten; durch die Bemerkungen des Fräulein Milch; durch die Abneigung des Doctor Fritz und des Professor Crutius; endlich durch das Erschrecken Sonnenkamp's beim Anblick des Negers. Das Räthsel selbst löst sich am Schluß. Aber die Spannung darf nicht auf unnatürliche Weise erhalten werden. Der Dichter muß den Leser unvermerkt zu fesseln suchen. Dagegen fehlt Auerbach in „Das Landhaus am Rhein" einmal. Fräulein Milch, welche die Vergangenheit Sonnenkamp's kennt, erzählt der Frau Professorin Alles. „Sie rückte näher, und leise, kaum hörbar, theilte sie der Professorin einige Thatsachen aus Sonnenkamp's Leben mit. Die Professorin hielt sich mit beiden Händen an der Nähmaschine, die vor ihr stand. Es wurde kein Wort gesprochen." Besser wäre es gewesen, der Dichter hätte auch die Professorin im Unklaren gelassen, als so ungeschickt die unbewußte Spannung zu zerstören.

Wenn der Dichter die Spannung auf eine Weise löst, welche der vermuthlichen Erwartung nicht entspricht, so ruft er Ueberraschung hervor. Es ist dem Dichter erlaubt, den Leser auf diese Weise zu täuschen, nur muß er die Ueberraschung wohl begründet haben.

Das Gesetz der Motivirung hat indeß auch seine Grenzen. Die Lust, Alles zu motiviren, artet leicht in Pedanterie aus. Wenn z. B. eine Revolution, ein Krieg in den Gang der Handlungen eingreift, so ist es nicht Aufgabe des Dichters, auch die Gründe dieser zu entwickeln. „Genug, wenn wir im Allgemeinen den Eindruck der Causalität erhalten." (Gottschall.)

Das Gesetz der Causalität (als auf der Realität beruhend) erlaubt dem Romane auch nicht leicht, höhere Wesen treibend oder zurückhaltend in den Gang der Handlung eingreifen zu lassen. Im Roman gibt es weder eine Vorsehung noch ein

---

[1]) Humboldt, Goethe's Hermann und Dorothea, 72. Cap.

Fatum. Natürlich ist Alles entsprungen, natürlich nimmt Alles seinen Verlauf, natürlich findet Alles seinen Abschluß. Kein Poseidon schleudert den Helden auf dem Meere umher, wohl aber zertrümmert der Sturm sein Schiff. Es kann nur ein Fehlgriff genannt werden, wenn George Sand in ihrem Roman „Spiridion" den Geist des Abtes den ganzen Roman durchspuken läßt. Fehlerhaft ist es auch, die Wirklichkeit in Spuk zu verwandeln. Mag den Personen des Romanes Manches geheimnißvoll, ja gespensterhaft erscheinen — dem Leser muß Alles klar sein oder werden. Ich denke hier an den Bund der „Ritter vom Geiste" in Gutzkow's Dichtung. Wo ist da Klarheit? Wo ist die Ursache dieser geheimnißvollen Wirkungen? Wie seltsam hängt Alles zusammen? Und welche Qual hat der Leser zu erleiden, welcher gern Aufschluß wünschte und ihn auch verlangen darf! Denn wir sind ja „aus der Phantasie-Welt mit voller Absichtlichkeit in die wirkliche gestellt. Innerhalb des Wirklichen aber schafft die Phantasie wieder frei. Alles Uebernatürliche ist z. B. auf das Außerordentliche herabgestimmt. Nirgends darf ein Bruch mit dem Wirklichen, oder, was gleich ist, mit dem in der Wirklichkeit für möglich Gehaltenen eintreten." (Lemcke). Denn ob etwas jemals gerade so geschehen, wie es dargestellt wird, kommt hierbei durchaus nicht in Betracht.

Die Handlung muß endlich einheitlich sein. Die Einheit verleiht dem dichterischen Kunstwerk jene Solidität und Harmonie, welche wir an den vollendeten Werken der Architektonik bewundern.

Wie aber wird sie erreicht?

Nicht dadurch, daß die Vielheit des Geschehenden sich auf einen Helden bezieht — „denn Vieles, ja Unzähliges begegnet ja dem Einzelnen, wovon Manches sich nicht zu einer Einheit zusammenschließt; auch vollzieht der Einzelne viele Thaten, aus welchen sich durchaus keine einheitliche Handlung ergiebt" (Aristoteles) — sondern dadurch, daß jene Vielheit mit der Idee, d. i. dem Streben des Helden in innerm Zusammenhange steht. An sich ohne Bedeutung und unverständlich erhält eine jede Begebenheit Werth und Erklärung durch ihre Beziehung auf das Ganze; keine Begebenheit darf vorkommen, welche ohne Einfluß auf das Ganze dastände. Keine Situation, und wäre sie noch so poetisch dargestellt, ist berechtigt, wenn sie nicht dem Ganzen sich einfügt. Die nothwendigen Begebenheiten und Situationen müssen aber auch vollständig in deutlicher Beziehung auf das Ganze vorgeführt werden; keine kann geändert oder herausgenommen werden, ohne daß das Ganze eine Lücke zeigt. Die Idee hält Alles zusammen und schafft die Einheit. Ein Ziel ist es, dem Alles zustrebt, ein Held ist es, auf den sich Alles bezieht und in dessen Streben alle Enden der Handlung zusammenlaufen. „Die epische Einheit wird somit erreicht, wenn die epische Handlung einen bestimmten und lebendigen Zweck hat, auf den sie zwar nicht mit dramatischer Energie loseilt, der aber immer das schöne Ziel ihrer organischen Entfaltung wird. Das Ziel ist gleichsam die Krone des Baumes, hoch und voll zugleich, zu welcher nicht blos der Stamm emporstrebt, sondern welche auch die zahlreichen Aeste und Zweige in schöner Rundung zu bilden suchen." (Gottschall.)

Die Einheit fehlt gänzlich in den Romanen des sechszehnten Jahrhunderts. Dieselben sind nichts, als eine Aneinanderreihung interessanter Scenen. So kommt Lazarillo (in Mendoza's berühmtem Roman) zuerst zu einem Bettler, dann zu einem Geistlichen und weiter zu einem Edelmann, Klosterbruder, Caplan, Alguazil und wird endlich mit der Magd eines Erzpriesters verheirathet. Nicht besser ist die Einheit gewahrt in Aleman's „Guzman von Alfarache", in Ubeda's „Pirara", in Grimmelshausen's „Simplicius". Am ausgedehntesten ist Lesage's „Gil Blas". Das sind hundert Abenteuer, welche nur sehr nothdürftig mit einander verbunden sind. Ein Beweis, wie unkünstlerisch diese Romane sind, geht aus der Thatsache hervor, daß man sie beliebig verlängern zu können glaubte. In Gutzkow's „Ritter vom Geiste" ist die Composition sehr mangelhaft. Wir haben da nicht eine, sondern drei nebeneinanderlaufende Handlungen: der Proceß Dankmar's; Egon's politische

Laufbahn; Hackert's, Paulinens und Anderer Geschichte. Alle drei Handlungen berühren sich flüchtig, nie erfolgt eine Verschlingung der Fäden.

Durch das Gesetz der Einheit wird auch die Stellung der Episoden innerhalb des Romanganzen bestimmt.

Zunächst ein Weniges über die Episode im Allgemeinen.

Es liegt im Wesen des Erzählers, welcher die ganze Erscheinungswelt mit gleicher Liebe umfaßt, der in ruhiger Behaglichkeit Alles überschaut, sowie im Wesen der epischen Dichtung, welche eine gewisse geschwätzige Breite liebt, daß auch die Abfälle der Handlung einer liebevollen Darstellung gewürdigt werden. Es entstehen so kleine Geschichten, welche neben der eigentlichen Handlung laufen. Diese Nebengeschichten dürfen aber die Haupthandlung nicht überwuchern und müssen mit derselben in lebendigem Zusammenhange stehen, auf sie einwirken, beschleunigend oder zurückhaltend. Diese Einwirkung ist am vollkommensten, wenn sie gegenseitig ist, d. h. wenn die Episode für die Entwicklung der Haupthandlung von Bedeutung ist und die Haupthandlung den Ausgang der Episode bedingt. Die Episode muß derartig mit der Haupthandlung verbunden sein, daß eine Loslösung unmöglich ist. In Freytag's Dichtung „Die verlorene Handschrift“ laufen die Episoden: Hummel und Hahn, Fritz und Laura, selbstständig neben der Haupthandlung, ohne sich ihr mehr zu nähern, als daß die Personen mit einander verkehren. Fehlerhaft ist es, wenn die Haupthandlung auf die Episode wirkt und diese nicht zurück. Die Haupthandlung ist ja nicht der Episode wegen da, sondern umgekehrt. Ferner muß die Episode zu Anfang oder in der Mitte eingefügt sein, nicht aber am Ende, weil da schon die Haupthandlung unser ganzes Interesse in Anspruch nimmt.

In den deutschen Romanen des siebzehnten Jahrhunderts überwuchern manchmal die Nebengeschichten die Haupthandlung, um schließlich ein unentwirrbar Knäuel zu bilden. Hat doch Urfé's Astrée 33 und Ulrich's „Octavia“ 48 Episoden!

Das Muster einer künstlerisch eingefügten Episode finden wir in Schücking's „Schloß Dornegge“. Ich meine die Liebesgeschichte Ludwig's und Helenens. Helene muß zu Eugenie fliehen, ihr Vater sie zurückholen, Graf Boto geht mit ihm, geräth mit Jauffrop zusammen; dieser tödtet ihn, und Eugenie, die Heldin, wird durch diese Episode nicht allein den Gemordeten, sondern auch den Mörder los.

Das sind die allgemeinen Forderungen, welche man an den kunstgemäßen Aufbau der Handlung stellt. Fügen wir noch hinzu, daß die innere und äußere Handlung sich das Gleichgewicht halten soll. Wiegt die erstere vor, so läuft der Dichter Gefahr, den Leser zu ermüden; läßt er der äußeren zu viel Spielraum, so wird das Interesse zu sehr ein blos stoffliches.

Für die Bewegung der Handlung gilt das Gesetz, daß sie eine ruhige, stetige sei. Sie gleiche, um ein verbrauchtes, aber treffendes Bild anzuwenden, den langsam in majestätischer Fülle dahingleitenden Wogen des Stromes. Der Dichter fahre nicht mit dem Schnellzug, aber auch nicht mit jener gelben Kalesche, welche nach Immermann's Autorität drei Tage gebrauchte, um bei gutem Wege von Leipzig nach Dresden zu kommen. Er darf nicht zu Anfang jagen, damit er nicht zu schnell ermattet; er darf die Eile nicht bis zum Schluß versparen, damit er den Leser nicht langweilt. Die Bewegung sei lückenlos, stetig vorschreitend von einem Punkte zum andern; sie werde harmonisch vertheilt über die ganze Dichtung.

Wenn der Dichter seinen Stoff so behandelt, wird er ein weiser Rhapsode sein, wie ihn Goethe beschreibt: „Der Rhapsode, der die vollkommene Vergangenheit vorträgt, wird als ein weiser Mann erscheinen, der in ruhiger Besonnenheit das Ganze übersieht; sein Vortrag wird dahin zielen, die Zuhörer zu beruhigen, damit sie ihm gern und lange zuhören; er wird das Interesse egal vertheilen, wo er nicht im Stande ist, einen allzu lebhaften Eindruck geschwind zu balanciren; er wird nach Belieben rückwärts und vorwärts greifen und wandeln; man wird ihm überall folgen.“

Kritische Rundblicke.

Mundartige Poesie.

Tremsen. Plattdeutsche Dichtungen in mecklenburger Mundart von Friedrich und Karl Eggers. Herausgegeben mit sprachlichen Erläuterungen und einem vollständigen Wörterbuche von Dr. Karl Nerger. Breslau. Hoffmann. 1875.

Die Namen der Verfasser und des Herausgebers der vorliegenden Gedichtsammlung sichern ihr eine nicht gewöhnliche Beachtung und freundliche Aufnahme in verschiedenen Kreisen, bei Freunden sowohl der Personen als auch der niedersächsischen Sprache und Poesie.

Friedrich Eggers — von ihm darf man am Ersten persönlich reden, denn er ist heimgegangen und wird nicht mehr über ein öffentliches Lob erröthen — war einer der liebenswürdigsten Menschen. Ohne Arg und Selbstsucht sein, ist vielleicht nicht gerade eine Tugend, aber arglos und selbstlos zu bleiben, milde und voll Vertrauen sein Lebelang, das ist eine so seltene Eigenschaft, daß die Welt sie bezweifelt und nur Freunde ihre Echtheit erkennen. Wer das Bildniß von Friedrich Eggers vor der im vorigen Jahre (im selben Verlage) erschienenen Sammlung seiner hochdeutschen Gedichte betrachtet oder ihn selbst einmal in einer Gesellschaft flüchtig gesehen hat, der erwartete bei diesem kräftigen Hauptthaar und dem mächtigen Vollbart auch nicht, daß der Mann im Freundeskreise mit sachter Stimme zu flüstern pflegte, und dann die Augen sanft wurden, die Mienen milde, fast wehmüthig. Es gab Leute, die auch das für Manier und Maske hielten: so unschuldig war dieser Mann des Ideals, daß die kluge Welt ihn nicht begriff.

Dafür liebten ihn seine Freunde und Schüler um so inniger, um so schwärmerischer, je länger sie ihn kannten, so daß bei seinem unerwartet plötzlichen Hinscheiden Thränen vergossen sind, wie man sie nur um nächste Verwandte weint.

Als ich ihn das letzte Mal sah, traf er mich am Morgen in meinem Garten bei der Arbeit. Aufblickend sah ich wohl befremdet in das bärtige Gesicht, und ich höre noch den beinahe zärtlichen Ton, worin er lächelnd im klingenden, klagenden mecklenburger Sprachgesang sagte: „Nu keent he mi am Enn gar ni mal mehr!" „Fiting," rief ich, „ne Minsch, warum hest di ok son gefährlich groten Bart wassen laten! Awer kum man in!" Und er kam herein und wir „klonten" bis zum andern Morgen um drei Uhr ohne Unterbrechung.

Ich lernte Fritz Eggers kennen durch seinen jüngeren, schon vor ihm verstorbenen Bruder.

Dieser, Musiker von Fach, der, nach seinen jugendlichen Leistungen zu schließen, bei längerem Leben ein bedeutender Componist geworden wäre, setzte Lieder von mir in Musik und ich hatte mit ihm darüber von Dresden aus eifrig correspondirt. Dieser Briefwechsel stockte seinerseits. Dann kam ein Brief von Friedrich, der mir erzählte, daß er gestorben sei. Ein ganzer Roman knüpfte sich daran, so schmerzhaft und schön, wie je einer mit dem Tode geendet, und Friedrichs Antheil darin war eine Liebe und Sorge für den Sterbenden und doch Beglückten, wie sie sonst nur die Mutter für ihren Liebling hegen und zeigen kann, und mich gewann diese Erfahrung zu einer Freundschaft für den Ueberlebenden, die über's Grab hinaus dauert.

Fürchte indeß der Leser nicht, daß die Liebe mich blind macht und mein Urtheil besticht. Mein Lob gilt dem mecklenburger Volksstamm im Ganzen. Er hat, wie mir scheint, manche der alten deutschen Tugenden bewahrt, die, im Norden wenigstens, zu verschwinden drohen, namentlich Bescheidenheit und Gutmüthigkeit. Mag sein, daß etwas mehr kritische Schärfe und etwas weniger Gemüthlichkeit und Behagen

ihnen als Staatsbürgern dort nöthig und nützlich wären, damit sie in ihren mittelalterlichen politischen Zuständen endlich aufräumten, aber dem Menschen würden sie schwerlich die idealen Züge belassen, von denen die besseren mittleren Stände, so weit ich sie habe kennen lernen, dort angehaucht sind.

Die drei Eggers sind echte Repräsentanten dieser eigenthümlichen weich-starken norddeutschen Naturen. Friedrich war ursprünglich zum Kaufmann bestimmt und in der Wahl dieses Berufes, wie es in der Vorrede zu seinen hochdeutschen Gedichten heißt, irre geführt. Da war es die von ihm geübte Dichtkunst, welche den Schleier des Irrthums lichtete. Sie lehrte ihn die rechte Schätzung der Kräfte, die weniger dem Realen zugewendet, sondern in ihrer Anlage wesentlich auf das Ideale gerichtet waren und nur in dessen Gebiet die endliche Befriedigung fanden. So ward er zum Forscher und Lehrer im Bereiche der Kunstwissenschaft.

Wem die Dichtkunst so zum Musageten geworden, von dem läßt sich voraussetzen, daß er sie als eine heilige Göttin verehrt und sie nicht zu leidigen Nebenzwecken gemißbraucht hat. „Die Kunst," sagt Dr. Julius Lessing in seinem Nachruf an Fr. Eggers, „war ihm nur eine der vielen Aeußerungen des menschlichen Geistes, die Kunst und die höchste Sittlichkeit verwuchsen bei ihm in Eins, wie bei den Griechen das Schöne und das Gute." „Die Kunstarten," sagt er selbst irgendwo, „sind Geisterbeschwörer, denen es gelingt, das Unsichtbare und Unvernehmbare sichtbar und vernehmbar zu machen — der unendliche Jubel des Schöpfungstriebes." Seinen Freunden in Berlin ruft er zu, daß sie nicht hinausschweifen möchten zu Gletschern und Gießbächen, zu Palmen und Pyramiden, sondern daß sie Einkehr halten sollen in die heimische Natur und ihren Reiz, den zu erkennen und zu würdigen es eines feineren Verständnisses bedarf.

Daß ein Mann von dieser Anlage und Richtung, nachdem der Quickborn erschienen war, auch mit Lust und Liebe zum heimischen Dialecte griff, um seine heimischsten Erinnerungen und Empfindungen einzukleiden, läßt sich denken. Hat man doch in Mecklenburg besonders die gute alte Sitte, wie in der Schweiz, bewahrt, im Verkehr je nach Ton und Gegenstand sowohl in der Mundart als in der Buchsprache zu verkehren — während selbst in Holstein die städtisch gekleideten Bauern der Marsch sich bemühen, messingsch zu reden.

Von Friedrich Eggers wird die gute Geschichte erzählt, daß er nach seiner Zurückkunft von einer Reise in Italien behauptet, wenn er mitunter mit seinem Latein nicht auskommen konnte und das Italienische nicht verstanden wurde, so drang er immer bei Führern und Wirthen mit dem Plattdeutsch bis zum Verständnisse durch. Ton und Bewegungen mögen ihm wohl in Begleitung seiner heimischen Mundart am natürlichsten gewesen sein und zum Verständniß verholfen haben. Jedenfalls zeigt aber die niedliche Anekdote, daß ihm eben seine plattdeutsche Muttersprache noch vollständig Natur war.

Karl Eggers hat durch die Herausgabe der Biographie Rauch's und der hochdeutschen Gedichte seines Bruders ein verdienstvolles Werk der Pietät geübt. Er hat recht gethan, mit den plattdeutschen Gedichten Friedrichs die eigenen zu vereinen. Ein solches Bruderpaar gehört in seinen Jugenderinnerungen, in Sehnsucht und Heimweh, wie es diese Gedichte aussprechen, zusammen. Auch unterscheiden sich die Beiden in ihren dichterischen Producten so wenig, daß man, ohne das Register zu befragen, im Lesen oft über den Verfasser im Zweifel ist. Man merkt am Ende wohl, daß Friedrich der zärtlichere ist, am meisten Lyriker, in den epischen Skizzen wehmüthiger, obgleich nicht gerade versgewandter. Karl hat am meisten norddeutschen Humor, wie denn das wirklich lustige Läuschen von der Schildwacht, die seit 25 Jahren in Rostock an einer Stelle ihren Platz eingenommen, weil dort einmal eine Planke getheert worden, von Karl erzählt ist.

Als Lyriker wird wohl Friedrich den Preis verdienen. Unter seinen Liedern sind wahrhaft rührende, dabei im Bau so klar und durchsichtig, daß Musiker gewiß sie sich nicht werden entgehen lassen, sie reizen zur Composition. Als Probe theile ich hier ein paar kleine mit:

Dor singt en lütten Vagel,
Flücht dal un inne Högt;
Hett he op eenen Telgen flöt't,
Süt he to, wo't up en annern geit:
He is so hartsvergnögt.

Du oll lütt leve Vagel,
Du heſt je wol two Hüſ?
Dat een licht hier inn grönen Klee,
Dat annre äver de blage See:
Inn Harſt seggſt du Adjchüs.

Ach, künn ik mit di fleegen
Wul äver de blage See!
Hadd ik man een To-Hus, man een!
Ik wull värgoot nich mit di teen —
Wo wull ik flöten, o je!

* *

So wist du hüt all von mi gan?
Is morgen nich noch Tit?
Ik kann dat hät nich äverstan,
Un morgen is noch wit.

Bet morgen geit de leeve Sünn
Noch um de halve Welt;
Du kunnst mi dässen Dag noch günn,
Wer weet wat uns beföllt?

Hüt möt ik rein vör Angst vergan,
De Nacht de bringt de Rooh;
Bet morgen dwing ik al min Tran,
Bet morgen vör Dag un Dau.

Ik will nix seggen, ik will nich ween'n,
Will doon, as muß dat sin;
Ik will di sülbn den Rock anteen:
Bliv blot man hüt noch min!

Karl Eggers hat eine ganze Anzahl Burns'scher Lieder übersetzt und damit, wie Corrodi im Züricher Dialekt, so hier im plattdeutschen den Beweis geliefert, daß der treffliche Schotte sich am annäherndsten in deutscher Mundart wiedergeben läßt. Damit soll dem Altmeister in der Uebertragung Burns'scher Lieder in die Schriftsprache, Ferdinand Freiligrath, nicht entgegengetreten werden. Er hat fast das Unmögliche geleistet. Aber mehrere seiner Uebersetzungen erscheinen mir wie herrliche Originaldichtungen, z. B. das: „Nun, wer klopft an meine Thür," das ich fast dem Original vorziehe. Ein gewisser Beigeschmack, den die Mundart gibt, läßt sich nur in der Mundart erhalten. Selbst die vlämische Sprache scheint sich schon so sehr zur Buchsprache verfeinert zu haben, so nahe sie noch dem Plattdeutschen steht, daß die vortrefflichen Uebersetzungen von Frans de Cort, (De schoonsten Liederen van Robert Burns nit het Schotsch vertaald door Frans de Cort, Brussel 1862) auch nicht den Duft des Originals bewahren.

Wir wollen damit keineswegs alles loben, was uns Karl Eggers aus dem Burns überliefert hat. Zuweilen scheinen mir auch seine Uebertragungen vernüchtert. Ich weiß aber andererseits aus Uebung und Erfahrung, wie die kecken Einfälle des Schotten gar leicht im plattdeutschen Gewande roh oder frech erscheinen. Uns mangelt die frische Sinnlichkeit im Ausdruck für einen dreisteren Verkehr zwischen Mann und Weib, für den kühnen Liebhaber, die unbedingte Hingebung, die kecke Uebertretung der Sitte, die süße Sünde. Eine pseudonyme Uebersetzung einer kleinen Anzahl Burns'scher Lieder, dieser schönsten und gefährlichsten Art des großen Dichters, die vor einigen Jahren auch im mecklenburger Dialekt erschien, war für unser verschämtes Volksgefühl darin offenbar zu dreist gewesen, so geschickt die Arbeit sonst war. Diese Klippe hat Karl Eggers mit richtigem Takt vermieden, vielleicht etwas zu ängstlich.

Doch bin ich überzeugt, daß, wenn verwandte Talente nachfolgen, wir Plattdeutsche nach und nach den Burns für die deutsche Literatur erobern können, wie wir es mit so manchem fremden Kunstwerk für die Buchsprache schon gethan. Manche der eigenthümlichsten Gedichte von Burns, wie sein Tam o' Shunter, sind hochdeutsch gar nicht nachzuahmen.

Ein paar Beispiele mögen das Gesagte bestätigen. S. 97:

Jung Jochen bringt en Schepel Molt,
Un Hans un Hinrich stünn dorbi.
Sökt dörch de ganze Christenheit:
Fidelre Burßen finn't ji nie.

Wi sünd nich vull, sünd lang ni vull,
Irst'n lüttes Drüpping hebben wi;
De Hahn mag kreihn, de Dag mag dau'n,
Wi bliben frisch bi'n Drinken bi.

Hier sitt wi dree fidelen Jungs,
Fidel mit Hurrah un Halloh:
Fidel sünd w' mennich Nacht dörch west,
Un maken't mennich Nacht noch so.

Kik dor de Mann — ik ken di wol!
He blenkert mi so fründlich to;
He hal't uns af, lücht't uns to Hus,
Alleen en beten töbt he jo.

Wer hier am eersten weggahn deit,
En Lümmel un Hallunk is de!
Wer unnern Stool toletzt henfleit,
De is de König vun uns dree.

Wi sünd nich vull, sünd lang nich vull,
Irst'n lüttes Drüpping hebben wi;
De Hahn mag kreihn, de Dag mag dau'n,
Wi bliben frisch bi't Drinken bi.

Zum Vergleich mit andern bekannten möge auch noch Anfang und Schluß der oft übersetzten berühmten Ballade „Hans Gerstenkorn" hier folgen.

Dree Könige weern inn Morgenlann,
Dree Könige, mächtig und grot;
De sproken mit en gräsigen Swur:
„Hans Gerstenkorn blift dot!"

Se neemen en Plooch un plögden en dal,
Un smeten em Klüt uppe Snut,
Un sproken mit en gräsigen Swur:
„Mit Gerstenkorn is't ut!"

Dunn keem awer't lewe Fröhjahr int Land,
Un regent de Feller all vull;
Wupp — steit Hans Gerstenkorn fix wedder up;
De Sak äwerrascht se doch dull.

— — —

Hans Gerstenkorn was en forschen Kirl,
Ahn Forcht un ahn Blamage,
Darum wenn ji sin Blot probeert,
Glik wasst ok de Kurage.

— — —

Drum Vivat hoch! Hans Gerstenkorn!
All Mann dat Glas to Hand!
Hoch leben sin Kinner vör alle Tit
Int Mekelnbörger Land!

Rührend klingt im Plattdeutschen ein kleines Tischgebet nach Burns, welches lautet:

De Een hett Hunger un keen Brot,
De Anner Brot un mach nich eten.
Wi hebben Hunger, hebben Brot,
Gott! lat den Dank uns nich vergeten.

Zum besonderen Dank hat uns noch Dr. Karl Nerger durch die Herausgabe dieser Sammlung verpflichtet. Mit wahrem Behagen nimmt ein Plattdeutscher das sauber ausgestattete Buch in die Hand und bemerkt sogleich an der Einfachheit und Consequenz in der Orthographie, daß ein geschulter Philologe mit daran gearbeitet hat. Karl Nerger hat sich schon durch eine plattdeutsche Grammatik der mecklenburger Mundart einen Preis errungen und einen Namen gemacht. Er ist seit Karl Müllerhoff der zweite namhafte Germanist, der unsere Arbeiten in plattdeutscher Mundart durch gelehrte Beihülfe gefördert. Die grammatische und lexikalische Zugabe könnte dem gewöhnlichen Leser fast zu gelehrt, zu minutiös und zu voluminös erscheinen. Allein solche Arbeiten lassen sich nicht anders machen und kommen nicht anders in die Hände von Laien, als auf solchem Wege. Mancher wird doch darin blättern oder lesen, und man kann wenigstens hoffen, daß Leute, die plattdeutsch schreiben, an solchen Vorgängern lernen, daß sie etwas wissen müssen von Sprache und sprachlichen Dingen, ehe sie mit orthographischen Einfällen als neuen Entdeckungen den Wirrwarr der Schreibung des Plattdeutschen willkürlich vermehren, eine Schreibung, die nach diesem Vorbilde offenbar ebenso einfach und regelrecht ist, als wenigstens die hochdeutsche.

Kiel, September 1875.

Klaus Groth.

Lyrik.

Kritik des Herzens von Wilhelm Busch. 2. unveränderte Auflage. Heidelberg, Fr. Bassermann, 1875.

Der moderne Humor ist, wie unsere ganze Literatur von heute, mit Tendenz versetzt und fast ausschließlich Satire geworden. Dies gilt namentlich vom Humor in der Lyrik, welcher sich meist in die Spalten der politischen Witzblätter zurückzieht und selten von wirklich poetischem Werth ist; es sind in diesem Fall mehr oder minder pointirte Satiren in Versen, deren Verfasser am allerwenigsten daran denken, dichterische Würdigung zu fordern, da es ihnen einzig darum zu thun war, die politische oder sociale Seite irgend einer öffentlichen Erscheinung, von den gesellschaftsfeindlichen Tiraden eines Lassalleaners bis zu den historischen Daten und Thaten unserer Gegenwart, in ihrem Sinne zu beleuchten und lächerlich zu machen. Diese Tendenzlyrik kann auch literarische Gebiete streifen; dann parodirt sie die Manieren namhafter Dichter, wie dies Ludwig Eichrodt mit entschiedenem Glück versucht hat, oder sie cultivirt den „höhern Blödsinn" oder „blühenden Unsinn", wie Richard Schmidt-Cabanis in seinem lustigen Büchlein von der Spottdrossel. Die Poesie gibt diesen Erzeugnissen nichts als die Form.

Schlimmer steht es mit unserer gegenwärtigen tendenzlosen humoristischen Lyrik, die freilich zu keinen Zeiten sonderlich blühte. Es wären zwar Viele zu nennen, die in einer Anwandlung humoristischer Laune ein komisches Lied verfaßt haben, wie z. B. Uhland (Schwäbische Kunde, Unstern, Metzelsuppenlied), Rückert, Wilhelm Müller, Simrock und in neuerer Zeit Heyse, Lingg, Bodenstedt, — aber sie Alle sind im Grunde nichts weiter als humoristische Sonntagsjäger, die dann und wann einen komischen Einfall erjagten und in metrischer Form verarbeiteten. Specifisch humoristische Dichtertalente wie etwa August Kopisch (Allerlei Geister), Wilhelm Wackernagel (Weinbüchlein), August Schnezler, der 1846 eine Sammlung Gedichte erscheinen ließ und bald darauf in München — verhungerte, Scheffel und Hornfeck (Schenkenbuch) stehen alle so vereinzelt da, daß es unbegreiflich ist, wie die Kritik nicht jedes etwa auftauchende humoristisch-lyrische Talent mit Freuden begrüßt und mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu neuem Schaffen ermuthigt.

Daß sie dieses in der Regel nicht thut, beweist unter Anderem das geräuschlose, kaum bemerkte Erscheinen der oben genannten humoristischen Gedichtsammlung von Wilhelm Busch. Die früher erschienenen Bilderscherze des beliebten Autors der „frommen Helene" erlebten rasch Auflage um Auflage und wurden von der gesammten deutschen Presse besprochen und empfohlen, während dieses nicht illustrirte Werk-

chen, das an bleibendem Werth weit höher steht, fast nirgend recensirt wurde. Ist der Grund dafür wohl darin zu suchen, daß die fliegenden und andere Witzblätter uns zu sehr daran gewöhnt haben, Witz und Humor nicht ohne die Zuthat von Bildern zu genießen?

Daß Wilhelm Busch auch für seine Gedichte, die überall eine wohlthätige Erschütterung der Lachmuskeln hervorrufen werden, den Dank des Publicums verdient, braucht die folgende Besprechung derselben nicht erst zu constatiren; daß trotz alledem eine zweite Auflage nöthig wurde, beweist es schon genügend.

Fern von uns sei es, die „Kritik des Herzens", unter welch' sinniger Flagge Busch diesmal von Stapel gefahren, zu irgend einem bedeutenden literarischen Ereigniß auftrommeln zu wollen. Aber daß es eine liebenswürdige und dankenswerthe Gabe ist in einer so humorarmen Zeit, das gibt ihnen einen großen Belang, so schlicht und wenig sensationell sie auch sein mögen. Busch beweist vor Allem, daß er nicht nur zu seinen übermüthig lustigen Bildern die passendsten Knittelverse schreiben kann, sondern daß es ihm auch gegeben ist, seine auf heiterer Weltanschauung basirenden Gedanken in poetischer Form auszusprechen. Sein Vorbild ist unverkennbar Heine, aber nicht der sentimentale und verbitterte. Es sind Lieder in der Herzenskritik, die Heine geschrieben haben könnte, und das ist Lobes genug. Auch formell sind sie in Heine's Stil; leider hat Busch auf die für diesen Genre wirksame vis comica der Reime ebenso verzichtet, als auf deren Reinheit. Es sind kunstlose Gedichtchen von durchschnittlich zwei bis drei Strophen. Busch glaubte sogar für diese Kürze sich entschuldigen zu müssen, indem er die Autorität des dichterisch disponirten Hausknechts im „Weidenbusch" zu Frankfurt an dem Main anrief. Der sagt allerdings (S. 5):

„Wir leben jetzt
In der Depeschenzeit,
Und Schiller, käm' er heut' zurück,
Wär' auch nicht mehr so breit."

Humorvolle Sinnigkeit ist die Signatur dieser Gedichte. Busch betrachtet und belauscht die Natur und ihr Verhältniß zum Menschen. Wie prächtig ist nicht die Feindschaft des Storchs zum — Pfaffen S. 28 angedeutet oder das Benehmen des modernen Bileams-Esel gegen die beiden — ihn verlachenden — Knaben S. 30 geschildert, und wie hübsch ist nicht der Vergleich eines Mädchens mit einem Blümlein, das so lange von einem Schmetterlinge umschwärmt wird, bis zuletzt

Ein alter Esel fraß die ganze
Von ihm so heiß geliebte Pflanze.

Busch excellirt in der Kunst, mit wenigen Strichen ein komisches Portrait zu zeichnen. Wer seine Bilder kennt, weiß das schon; seine Gedichte geben das Zeugniß, daß er in diesem Punkte die dichterische Feder ebenso gewandt führt, wie den Stichel. Zugegeben, daß seine Figuren in Bild und Lied Caricaturen sind, sie leben dennoch und muthen uns an wie alte Bekannte, denen wir schon hundertmal begegnet sind und die uns ärgerten und zugleich lachen machten wie oft schon! Busch zeigt uns in seiner Kritik des Herzens den bekannten Tausendsasa, der Alles kann und ohne den nichts zu machen ist, ja, der richtig auch dabei sein mußte — „als sie ihn begruben"; — er citirt den „theilnehmenden" Freund, dem sogar die „Bedaurerei" eine Art von Wonne ist; — er erzählt von dem grundgescheiten Manne und Feind alles Lachens und Scherzens, der aber

„Doch der größte Narr am Hof
Der Königin seines Herzens" . . .

er zeigt uns das Muster von Sittsamkeit und Geist in der Person einer Frau und meint, schelmisch genug, es könnte nicht schaden, wenn sie „ein Bissel schlimmer wäre"; er ruft über einen jetzt verheiratheten und moralpredigenden „Mädchenhäscher" (S. 26):

„Ei, so ein alter Schlingel! Kaum
Hat er 'nen eignen Kirschenbaum,
So schimpft er auf die Spatzen" . . .;

er führt uns eine Gesellschaft kneipender Anti-Darwinianer vor, welche die Affentheorie als „wider die menschliche Ehre" bezeichnen:

„Sie tranken manchen Humpen aus,
Sie stolperten aus den Thüren,
Sie grunzten vernehmlich und kamen zu Haus
Gekrochen auf allen Vieren."

Auch die Liebeslieder sind voll Humor und nicht selten überraschend pointirt, z. B. S. 54, und seine Ehestandsmaximen können also ebenso praktisch wie witzig bezeichnet werden.

Nur dreimal verschwindet das freundliche Lächeln, das um des Dichters Mund spielt:

„wenn so zu Zeiten
Im stillen Mondeslichte durch die Saiten
Ein leises wehmuthsvolles Klagen geht
Von einem Hauch, der aus der Heimath weht" . . .

oder wenn ein geliebtes Bild vor seiner Seele auffsteigt, dann:

„Denk' ich mit Wehmuth Deiner Lieb' und Güte,
Du süßes Mädchen, das so früh verblühte."

Er versenkt sich in die selige Erinnerung an ihr stilles Wesen, an ihren Tod und frägt:

„Wo bist Du nun, Du süßes Kind, geblieben?
Bist Du ein Bild im Denken Deiner Lieben?
Hast Du die weißen Schwingen ausgebreitet,
Und zogst hinauf, von Engelshand geleitet,
Zu jener Gottesstadt im Paradiese,
Wo auf der heiligstillen Blüthenwiese
Fernher in feierlichem Zug die Frommen
Anbetend zu dem Bild des Lammes kommen?
Wo Du auch seist; im Herzen bleibst Du mein.
Was Gutes in mir lebt, Dein ist's allein."

Aber diese schwermüthigen Klänge, die in ihrer einfachen Conception gewiß von des Dichters Talent Zeugniß geben, stehen ganz vereinzelt da. Denn er ist ja von einem so frischen und fröhlichen Temperament, daß er sich bald ermannt und seinen gewohnten Ton wieder findet. Dann belächelt, bespöttelt und entschuldigt er alle menschlichen Schwächen, für die er so ein scharfes Auge besitzt. Ja, er portraitirt sich selbst und gesteht:

„Keine Tugend
Ist so recht nach meinem Sinn;
Stets befind' ich mich am wohlsten,
Wenn ich damit fertig bin.
Dahingegen so ein Laster,
Ja, das macht mir viel Pläsir u. s. w.

Ja, er ist ein naives Naturkind und spottet mit Recht:

„Da lob' ich mir die Höflichkeit,
Das zierliche Betrügen.
Du weißt Bescheid, ich weiß Bescheid
Und Allen macht's Vergnügen!"

Und einem Pessimisten gibt er S. 77 den Rath:

„Das Gekratze und Gejucke,
Aller Jammer hörte auf;
Kracks! mit einem einz'gen Rucke
Hemmtest Du den Weltenlauf."

Aber ach! er selbst findet doch schließlich:

„Daß es hier so Manches gibt,
Zum Exempel Gicht und Ränke,
Was im Ganzen unbeliebt" . . . .

So kommt es denn, daß ein thränenlächelnder Humor seine Lebensphilosophie würzt, welcher zwar das Leid der Welt mitempfindet, aber sich so hineinschickt, wie z. B. der am Leim klebende Vogel, der pour comble de malheur noch eine Katze nahen sieht und denkt:

„Weil das so ist,
Und weil mich doch der Kater frißt,
So will ich keine Zeit verlieren,
Will noch ein wenig quinquiliren
Und lustig pfeifen wie zuvor." (S. 3).

Am Besten gefiel uns das Gedicht auf S. 62, wo die ewige Frage, woher wir kommen und wohin wir gehen, mit prächtigem Humor theils „hübsch praktisch gelöst und aufgeklärt," theils aber ihre Lösung als praktisch unbequem bezeichnet wird. Doch — dieses Cabinetstück muß man selbst in dem hübsch ausgestatteten Büchlein nachlesen.

Gottlieb Ritter.

Neue Dramen.

Unter mehreren neuen Theaterstücken, die uns vor Kurzem zugegangen waren, griffen wir aus nationalem Interesse zuerst nach zwei Werken, welche im Verlage von Karl J. Trübner in Straßburg erschienen sind. In beiden Arbeiten spricht sich deutscher Geist und patriotische Gesinnung aus. Besonders bei Ludwig Spach, einem geborenen Elsaßer, der uns durch „Heinrich Waser", Drama in fünf Aufzügen mit Gesängen, überraschte.

Die Wahl des Stoffes halten wir jedoch für keine glückliche, weil derselbe nur ein Lokalinteresse erwecken kann und höchstens ein Theaterdirector an den Schauplätzen der Handlung, Straßburg und Zürich, allein den Muth haben wird, die Aufführung zu wagen. Eine solche aber ist, oder sollte doch der — nicht immer eingestandene — Zweck eines Drama's sein. Der Held selbst, an sich wenig bekannt, vermag uns wenig Theilnahme abzugewinnen und würde seine, theils wirkliche, theils ihm zur Last gelegte Schuld heutzutage mit einer Freiheitsstrafe und nicht mit dem Tode zu büßen haben. Heinrich Waser, ein seiner Stelle entsetzter Pfarrverweser zu Kreuz bei Zürich, kommt nach Straßburg, um dort eine Anstellung zu suchen. Er ist daselbst mit dem bekannten Geheimrath und Professor Schlözer aus Göttingen, der uns seiner Zeit zuerst das Alterthum und den Norden Europa's erschloß, bekannt geworden und schwärmt für dessen schöne und gelehrte Tochter Dora. Sie hat soeben ihre Doctor-Disputation zu Straßburg gehalten, wornach ihr in feierlichem Aufzuge das Diplom und ein Lorbeerkranz überreicht worden. Diese Scene wäre allerdings von dramatischer Wirksamkeit. Schlözer, dem der Eindruck seiner Tochter auf Waser nicht entgangen ist, speculirt auf die bedrängten Verhältnisse des Pfarrers und bedient sich seiner Tochter, welche die Tragweite seines Verlangens nicht übersieht, um den Erwerbbedürftigen, der, wie er weiß, mit dem Geheimschreiber des Stadt-

rathes in Zürich befreundet ist, zu sträflichen Mittheilungen aus dem Archive für die „Correspondenznachrichten", die Schlözer 1780 herausgab, zu veranlassen. Der Briefwechsel wird aufgefangen und Waser nach einem mißlungenen Fluchtversuch auf Betreiben des ihm übelgesinnten Bürgermeisters zum Tode verurtheilt. Dora, die vom ersten Augenblicke eine Neigung für Waser empfand, eilt auf die Nachricht von seinem Geschick nach Zürich, um ihn zu retten und da sie es nicht vermag, stirbt sie, wie es scheint, an gebrochenem Herzen; wenigstens wird keine Ursache mitgetheilt. Um uns den Vorgang näher zu bringen, sind die sympathischen Gestalten des menschenfreundlichen Lavater und des milden Geßner in das Stück verflochten; es fehlt aber beiden Figuren an scharfem Charaktergepräge und Geßner erscheint nur episodisch, ohne in den Gang der Handlung einzugreifen. Der Bürgermeister Heidegger, Wasers entschiedener Gegner, ist eigentlich der einzige Mensch, der weiß, was er will und über seiner Zeit steht, wie dies die Scene mit Dora zeigt, in welcher er bei seiner Bewerbung um sie zurückgewiesen wird. Als Mensch in seinem Egoismus, als Oberhaupt der freien Stadt in seinem Stolze verletzt, sehen wir Wasers Todesurtheil im Voraus unterzeichnet. Dieser Auftritt ist unstreitig der bedeutendste des Drama's und das Talent des Verfassers ist um so höher anzuschlagen, als er es durch die bloße Gewalt seiner Dialektik erreicht, uns für den kalten Verstandesmenschen mehr, als für die edle Bittstellerin zu interessiren, die seiner Beredsamkeit nicht Stand halten kann. Als Zeitstudie möchte die Lectüre vom literarhistorischen Standpunkt Vielen willkommen sein und man wird dabei selbst die Breite und Kleinmalerei in den Scenen des zweiten Aktes, die im Archiv des Rathhauses spielen, gern in den Kauf nehmen, aber für den lauten Markt der Bühne halten wir das Stück nicht geeignet.

Dieser Forderung entspricht dagegen in hohem Maße das zweite der bei Trübner erschienenen Dramen „Schill", Drama in fünf Akten von G. C. Hermann. Der Bau des Stückes läßt zwar viel zu wünschen, aber der Verfasser versteht sich auf den scenischen Effect und gleich der Einzug Schills in Berlin ist schon geeignet, das Publikum lebendig anzuregen. Nicht minder wirksam ist die Versammlung des Tugendbundes im zweiten und die Schwurscene der Officiere im dritten Akt. Sehr gut ist die Intrigue eingefädelt, wodurch ein Agent der Napoleonischen Geheimpolizei sich genaue Kenntniß von Schills Plänen zu verschaffen weiß. Taktvoll bedient er sich als Werkzeug eines preußischen leichtsinnigen Officiers von französischer Abstammung, der zwar in Deutschland geboren ist, aber kein Herz hat für sein neues Vaterland und in Schill den glücklichen Nebenbuhler haßt. Als böser Genius heftet er sich an die Fersen des großmüthigen, vertrauenden Kameraden und führt durch einen gefälschten Brief den Arglosen seinem sicheren Untergange entgegen. Das Stück enthält außer der Titelrolle noch mehrere dankbare Aufgaben. Obenan Elisa, die für Preußen und seine Königin begeisterte Tochter des Generals Ruchel, welche von glühender Liebe für Schill durchdrungen ist. Auch ihr Vater, der die Freiheit der Action, deren edle Motive er nicht verkennt, der militärischen Disciplin unterzuordnen verlangt und dem subordinationswidrig handelnden Officier die Hand der Tochter verweigert, verliert darum nicht in unsern Augen. Der tapfere Lützow durfte natürlich in diesem Zeitbilde nicht fehlen. Schauspieler, die des französischen Idioms mächtig sind, werden sich gewiß nicht den Spion Flavigny, ein Pendant zu Lessings Riccaut de la Marlinière, entgehen lassen. Wir betonen statt der Charakterzeichnung die einzelnen Rollen, weil der Werth dieser Arbeit vorzugsweise in der Wirkung liegt, die sie von der Bühne herab üben muß. Neben dem entschiedenen Talente können wir aber nicht gewisse Mängel in der Form übersehen, wohin harte Uebergänge und kurzes Abbrechen der Scenen gehören, die z. B. die Wirkung des ersten und dritten Aktes abschwächen würden. Werden auch die langen Erzählungen gekürzt und wird der übermäßigen Breite der vielen „Reden" — in der parlamentarischen Bedeutung des Wortes — abgeholfen, so zweifeln wir nicht, daß durch den „Schill" ein brauchbares patriotisches Gelegenheitsstück gewonnen ist.

Als die bedeutendste Erscheinung, die wir in den letzten Jahren kennen gelernt haben, möchten wir aber „Periander", eine Trilogie von Ewald Böcker bezeichnen. Mit steigender Bewunderung vertieften wir uns in die umfangreiche Dichtung. Das Stück ist mit solchem Reichthum der Erfindung aufgebaut, mit solcher plastischen Kraft gestaltet, der Stoff so harmonisch vertheilt, daß wir kaum wissen, welchem von den drei Theilen wir den Vorzug geben sollen. Das aber dürfte praktisch leider das Hinderniß werden, welches die Erlösung dieses hochbedeutenden, bereits in zweiter Auflage erschienenen, Werkes aus seinem jungfräu-

lichen Stande des bloßen Buchdrama's erschweren wird. Ein Zusammenschmelzen, wie von anderer Seite bereits empfohlen wurde, ist ohne wesentliche Beeinträchtigung des Gesammt-Organismus nicht ausführbar. Wie sollen die zwischen den einzelnen Stücken liegenden großen Zeiträume überbrückt werden? Dann treten in jedem Theile neue Figuren auf, die den gegebenen Raum zu ihrer vollen Entfaltung bedürfen. Kürzungen sind allerdings möglich, aber wir möchten selbst die charakteristischen Episoden nicht missen, die für die Anschaulichkeit des antiken Lebens, das uns der Dichter mit so gewissenhafter Sachkenntniß vorführt, höchst wünschenswerth sind. Die immer edle Sprache steigert sich oft zu erhabenem Schwung, lyrische Stellen sind sparsam eingestreut, die Bilder trefflich gewählt und alle Tendenzphrasen vermieden.

Das in den letzten Jahren vielgehörte Schlagwort vom „Recht zur Arbeit" möchten wir hier in der Variante vom „Recht zur Darstellung" anwenden. Jedenfalls sollten die Bühnen ersten Ranges, wie Berlin und Wien, München und Dresden, bei denen die Pflege der Kunst voran stehen muß, den glücklicher situirten Bruchtheilen unserer Nation ein Meisterwerk nicht vorenthalten, dessen Aufführung wie eine Ehrensache erscheinen müßte, und wir zweifeln nicht, daß dem „Periander" Böckers bei der nächsten Gelegenheit der Schiller- oder Grillparzer-Preis zuerkannt werden wird. Es sollte uns übrigens nicht wundern, wenn das kleine Meiningen den übrigen Bühnen mit der Priorität der Darstellung den Rang abliefe, denn die Trilogie entspricht den dortigen Anforderungen in jeder Beziehung: ein hochpoetischer Gehalt in classischer Form ausgeprägt; Gelegenheit zu Prachtentwicklung und Massenwirkung mit mannigfach wechselnden, höchst malerischen Prospecten und Volksscenen, die vielleicht nur im Julius Cäsar und Coriolanus übertroffen werden. Wer aber auch die Initiative ergreift, er wird sich den Dank der Kunstfreunde und des großen Publicums verdienen, in dem der Sinn für das wahrhaft Gute immer lebendig ist und das nur des geeigneten Anlasses bedarf, um dauernd daran Geschmack zu gewinnen. Man braucht ja vorerst nur mit einem Stück zu beginnen und würde sich bald überzeugen, welche dramatische Gewalt der Dichter seinen Geschöpfen einzuhauchen verstanden hat. Bis dahin aber wollen wir die vorbereitende Lectüre des Periander auf's Wärmste befürworten.

Adolf Schwarz.

Kleine Bücherschau.

„Deutsches Dichterlexikon" nennt sich ein Werk, das im Verlage der Krüll'schen Buchhandlung zu Eichstädt in Lieferungen erscheint und zwar in guter Ausstattung. Der Herausgeber Franz Brümmer beschränkt sich darauf, nur Thatsächliches zu geben und in dieser streng objectiven Haltung seines Werkes liegt sein entscheidender Vorzug vor Literaturgeschichten und ähnlichen Compendien. Das Lexikon gibt zuverlässige biographische und bibliographische Mittheilungen über die deutschen Dichter aller Zeiten mit besonderer Berücksichtigung der Gegenwart und wird den Literaturfreunden aller Parteien gleich willkommen sein.

Heinrich Seidel hat (im Verlag von Rudolf Hofmann in Breslau) ein Bändchen „Humoristische Skizzen" erscheinen lassen, dessen Widmung Theodor Storm angenommen hat. Seidel besitzt die vornehme Eigenheit, daß er seine lustigen Eingebungen nicht eher in die Oeffentlichkeit führt, als bis sie durch die schaffensfrohe Phantasie des Poeten ihren Weg genommen und dort eine leibliche Gestalt gewonnen haben. Am liebsten spricht er mit uns durch den Mund schelmischer Märchenwesen und versteht es auf diese Weise, selbst Einfällen, die von geringer Schlagmacht und Originalität sind, ein liebenswürdiges Gepräge zu geben. — Am Besten bekunden sich diese Gaben in den Skizzen: „Prinzessin Zitrinchen" und „Die Seeschlange".

Der selige Tiberius kommt immer mehr zu Ehren. Neuerdings hat Julius Grosse den römischen Despoten in einer fünfaktigen Tragödie wiederbelebt und ihn dadurch unserer Sympathie genähert, daß er selbst seine Gewaltthaten und Verbrechen einer tiefblickenden weltgeschichtlichen Einsicht entspringen läßt. Der Roman in der Tragödie dreht sich um die Conflicte in der eigenen Familie Tibers und um den heimtückischen Ehrgeiz seines verrätherischen Günstlings Sejan. An diesem doppelten Conflict läßt Grosse seinen Helden zu Grunde gehen. Dieser nimmt Gift, nachdem er zuvor dem Cajus Caligula, als dem Schlechtesten, die Herrschaft über das römische Reich mit den Worten übergeben hat:

> Ich seh's, die Welt ist reif zum Untergang,
> Dämonen müssen sie zuvor verwüsten
> Und Du wirst Einer ihrer Besten sein.
> In Flammen aufgeh'n wird die Welt durch Dich.

Die Tragödie ist übrigens bereits an mehreren hervorragenden Bühnen in Vorbereitung.

„Liebe und Leben" betitelt sich ein Band lyrischer Kleinigkeiten, die Sigmund Kohn-Harzfeld (im Verlag von R. Diesterweg in Frankfurt am Main) herausgegeben hat. Der Verfasser zeigt sich als ein liebender Gatte und Vater, der nebenbei auch ein gewisses dichterisches Formgefühl besitzt. Wir sind überzeugt, daß er in den Kreisen seiner Familie viele Anerkennung finden wird. Mehr läßt sich über solche gemüthlichen Mittelmäßigkeiten nicht sagen.

*

In Frankfurt ist ein äußerst löbliches Blatt in's Leben getreten, das ein „Organ für Deutschlands Dichterwelt" sein will und sich „Knospen und Blüthen" nennt. Es stellt sich die Aufgabe, „Poesien von Abonnenten (!), die in Bezug auf Form und Inhalt billigen Anforderungen entsprechen," zu veröffentlichen, und ist somit als eine Art literarische Badeanstalt zu betrachten, wo Jeder gegen mäßige Eintrittsgebühren Alles ablagern kann, was sich so an Lyrik im Lauf der Tage bei ihm angesetzt hat. Ein solches Unternehmen verdient Protection und sei hierdurch auf's Wärmste unsern unbefriedigten Einsendern empfohlen.

O. Bl.

Miscellen.

Ueber Hedwig Dohms Lustspiel: „Vom Stamm der Asra", das wir im Februarheft unserer Zeitschrift veröffentlicht haben, ist neuerdings eine Enthüllung laut geworden, die wir, so leid es uns thut, füglich nicht mit Stillschweigen übergehen können. Carl Frenzel hatte schon von Anbeginn die Originalität der Dichtung bezweifelt. In Privatbriefen, die uns zukamen, wurde von anderer Seite seine Ansicht bestätigt. Nun hat vor Kurzem der Kritiker der „Braunschweiger Morgenzeitung" den Nachweis geführt, daß die Comödie in Erfindung, Scenengang und vielfach selbst im Wortlaut mit einer von Th. Hell besorgten Uebersetzung des Vaudeville: „Être aimé ou mourir" von Scribe und Dumanoir übereinstimmt. Die Nebeneinanderstellung, welche das Braunschweiger Blatt darbietet, wirkt in der That grotesk; die beiden Dromios können sich nicht ähnlicher gesehen haben, als die mitgetheilten Comödienscenen. Wenn trotzdem die Verfasserin erklärt, daß sie weder Scribe noch Th. Hell gekannt hat, so ist dadurch in erfreulicher Weise ihre persönliche Ehrenhaftigkeit gewahrt. Sachlich bleibt aber immerhin der Nachweis zu Recht bestehen, daß ihr Lustspiel bereits vorhanden war, bevor sie auf den Gedanken kam, es zu schreiben.

*

Grabbe's Hohenstaufen-Tragödien werden, wie uns geschrieben wird, im Laufe des Winters am Schweriner Hoftheater zur Aufführung gelangen, und zwar in einer Bearbeitung des Intendanten Herrn von Wolzogen. Nun meint freilich Laube, daß Grabbe in diesen Dichtungen nicht dramatisch schreibt, sondern nur dramatisch beschreibt, und das sei auf der Bühne „der blanke Tod". Wir hoffen trotzdem mit Zuversicht, daß dem muthigen Vorgang des Herrn von Wolzogen der Erfolg günstig sein und die Nachahmung andrer Bühnen nicht fehlen wird.

*

An die Adresse der Heine-Nachahmer richtet Kurt Mook das folgende Epigramm, das wir gern veröffentlichen:

Selbst hätten Heine wir vergessen,
Wir dankten doch für Liedergaben,
Durch die wir, daß wir ihn besessen,
Nur schmerzlich uns erinnert haben.

*

Aus unserer gelegentlichen Lectüre theilen wir einige Blüthen des Unsinns mit, die zur Charakteristik des deutschen Zeitungsstils beitragen mögen.

Albert Träger sagt in der Probenummer des „Neuen Berliner Tageblattes" über Ernestine Wegner: „Scharfe Beobachtung und Auffassung u. s. w. fesseln und entzücken den Hörer, mag er im Fauteuil neben oder unter ihr sitzen." —

Im „Salon" (Jahrgang 1875, S. 1519) lesen wir: „Wie geist- und pointelos diese Anekdote ist, dafür spricht schon allein der Umstand, daß der Pointe die Spitze abgebrochen ist." —

In der „Germania" sagte ein Theaterkritiker: „Die Regie möge darauf bedacht sein, daß nicht beispielsweise in einem hellgrün decorirten Salon blaue Möbel und blaue Portièren der Lehre von der Harmonie der Farben in's Gesicht springen!" ... Meubles und Portièren, die einer Lehre in's Gesicht springen! Wenn man sich dies Saltomortale illustrirt denkt, wird man zugeben, daß der Kritiker der „Germania" eine eigenthümliche Sprung-Feder führt.

Das Schönste leistete aber das Berliner „Fremdenblatt" in dem folgenden, vom „Börsencourier" aufgestochenen Satz: „Der Reservelieutenant, den verschiedene Berichterstatter ... eine Reise in die andere Welt machen ließen, ist wohlbehalten in den Schooß seiner Eltern zurückgekehrt."

Dem wagen wir Nichts hinzuzufügen.

*

In literarischen Kreisen Berlins erzählt man sich folgende Historiette. Einem sehr bekannten Lyriker, der sich gleich manchen andern Berliner Schriftstellern nicht ungern zu den üppigen Soireen der Börsenfürsten heranziehen läßt, wurde an einem solchen Abend gelegentlich eine reichgewordene Dame vorgestellt, die wohl ihr Lebtag nur mit Nätherinnen umgegangen war.

„Ah, Sie machen Gedichte?" fragte sie.

„Allerdings. Ich bin so frei."

„Da hätte ich eine Bitte an Sie."

„Nur getrost!" sagte der höfliche Poet.

„Ich habe meinem Mann ein schönes Geburtstagsgeschenk ausgesucht — ob Sie mir wohl ein Paar passende Verse dazu machen könnten?"

„Warum nicht?" lachte der Dichter, dem die Scene schon Spaß machte.

„Ja, aber noch eine Frage."

„Nämlich? —"

„Soll ich Ihnen das Geschenk, damit die Verse hübsch passen, in's Haus schicken — oder dichten Sie auch außer dem Hause?" ...

Die Frage wurde viel belacht und ist bei den Bekannten des Gefeierten sprüchwörtlich geworden.

*

Friedrich Bodenstedts vieraktiges Lustspiel: „Wandlungen", das uns der Verfasser für diese Blätter überlassen wollte, schließt sich leider durch seinen Umfang von den „Monatsheften" aus. Wir hatten Gelegenheit, die Handschrift des Dichters zu lesen und erfreuten uns an der aristophanischen Keckheit und Laune, mit welcher er die verkehrten Richtungen der Zeit hier wiederspiegelt. Gegen den dramatischen Aufbau des Ganzen hatten wir Bedenken, die aber durch die Aufführung in Hannover nicht bestätigt zu werden scheinen: denn das Stück hatte den freundlichsten Erfolg und erlebte bereits eine Anzahl von Wiederholungen.

*

Otto Reinsdorf gibt seit dem 1. October in Wien ein „Illustrirtes Musik- und Theater-Journal" heraus, dessen erste Nummer recht Gutes verspricht. Nur ist die „Gegenwart" (gewiß aus guten Gründen!) der Ansicht, daß die Redaction mit dem Berliner Theatercorrespondenten keine glückliche Wahl getroffen hat. Wir können uns dieser Meinung nicht anschließen!

*

Mückenstiche.

Von Oskar Blumenthal.

Den Tadlern Lessings.

Wohl hat die Sonne manchen Flecken
Und Nebelhüllen trüben sie:
Wer aber könnte die entdecken,
Wenn sie nicht selbst das Licht verlieh?

Poetenschicksal.

Dem Wein, der schelmisch und verwegen
Die Welt bezwingt mit Kraft und List,
Wir Dichter sind ihm überlegen,
Da keiner uns — gewachsen ist!

Einem Vielschreiber.

Wozu der stets erneute Schund?
Soll nie Dein Drang erkalten?
Die Schwätzer können nicht den Mund —
Du kannst die Hand nicht halten!

☞ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die Redaction der „Neuen Monatshefte" sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.

Käthe's Federhut.

Skizze von Ada Christen.

Arme Leute kaufen ihr Brennholz von dem Zimmerplatze weg. Es wird nicht in Wagen vor das Thor gefahren, sondern die Kinder gehen mit alten Tüchern hin, und lesen an Spähnen zusammen, was sie nur tragen können. Dann bezahlen sie ein paar Groschen dafür, und schleppen ihr Bündel auf dem Rücken nach Hause.

So wird es den ganzen Tag auf großen Zimmerplätzen nicht leer von den Kindern der Armen und es setzt oft Püffe dort ab. Die Gesellen, der Werkmeister, oft der Zimmermeister selbst, fahren gelegentlich mit der Hand darein; am meisten aber prügeln sich die Kinder untereinander. So war es, als ich noch selbst ein Kind war, und so wird es wohl noch heute sein.

Bei Regen und Sonnenschein, vom ersten Frühlingstag, bis es herbstlich zu frösteln begann, mußte ich hinaus auf den Platz und den Holzbedarf für den nächsten Tag heimtragen, ja, sogar noch etwas darüber, denn ein Büschel Spähne wurde immer an die Rückwand der stockfinsteren Küche gelegt. Jeden Tag ein Büschel, das gab bis zum Herbst einen Vorrath, der bis an die Decke reichte und für manchen Wintertag vorhielt.

„Ist zu sonst nichts gut das Ding, die Gretel," sagte der alte Herr Fuchs, in dessen schmaler Kammer meine Mutter und ich wohnten. „Ist zu sonst nichts gut das Ding — das Ding" — brummte er drei, viermal, kaute ein abscheuliches Stück Tabak zusammen, wurde dunkelroth im Gesichte und rollte dabei auf einem großen glatten Tisch die frischgenähten Handschuhe mit einem runden Holz, bis sie so schmal und fein wurden, wie sie der französische Handschuhmacher, unser „Herr", verkaufte. Meine Mutter und die Käthe saßen vorn bei dem Stubenfenster und nähten vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, während ich unter dem breiten, hohen Tisch hockte — dort war mein Spielplatz, wenn ich daheim saß, — Knöpfchen an die Handschuhe nähte oder vor mich hin träumte. — Ab und zu kam dann der weiße Kopf des alten Herrn Fuchs herabgefahren, schaute mich grimmig an und bellte fein: „Ist zu sonst nichts gut das Ding!"

Ich hatte damals kaum das siebente Jahr erreicht, war mager und sonnverbrannt, hatte strohgelbe steife Haare, und war immer lustig und hungerig. Das größte Stück Brod, welches die Kinder auf den Zimmerplatz brachten, handelte ich für meinen größten Spahn ein, und es war noch lange nicht genug bis zum Abendessen, das nebst dem Frühbrod unsere einzige Mahlzeit war.

Daß ich solchen unternehmenden Tauschhandel trieb, wußte meine Mutter nicht. Sie grämte sich nur ob der vielen blauen Flecken und Beulen, die ich heimbrachte, oder ob der Risse, welche mein Flickenröcklein trug.

Meine Mutter war eine empfindsame Frau, die sich immer etwas suchte, worüber sie jammern konnte. Jeden Tag weinte sie über unser Elend und über Krankheits- und Todesfälle in der Nachbarschaft, und wenn zufällig nichts geschah, weinte sie über das, was an Unglück in der Zeitung stand, und ich, die sich um nichts kümmerte, als daß morgen wieder auf dem Zimmerplatz Sonnenschein und große Spähne wären, ich sollte immer mit ihr weinen.

Wenn sie so recht trostlos auf meinen zerrissenen Rock niederschluchzte, und mich dabei immer wieder frug: „Wie hast Du nur das angestellt?!" konnte ich ihr nicht auseinandersetzen, daß die Buben ihr Brod für meinen Spahn nicht immer gutwillig herausgaben und daß es alsdann zu ganz sonderbaren Zweikämpfen kam, die um so erbitterter waren, weil sie lautlos und möglichst unbemerkt ausgefochten wurden. Am Boden hinkriechend während des Sammelns der Spähne — unter irgend einem Pfosten, an dem ein Geselle über uns weiterzimmerte — faßten wir uns an den Köpfen, kniffen uns in die Beine, pufften wohin wir eben trafen und suchten von unseren Kleiderresten irgend einen Lappen als Siegeszeichen zu erhaschen. Manchmal rollten wir in diesen kriegerischen Zerstreuungen zu weit unter die Füße der Zimmerleute, da gab es einen flüchtigen Fußtritt oder wir wurden sammt und sonders von dem Platze gejagt. Wie vor dem verlorenen Paradies standen wir dann an der Einzäunung des freiliegenden viereckigen Zimmerplatzes, schauten durch die Gitter und baten kläglich um Einlaß. Aber es half dann nichts mehr.

Was uns daheim erwartete, wußten wir, das kam immer noch früh genug, darum trieben wir uns auf den Feldern herum, und zauderten, bis unsere gewöhnliche Heimkehrstunde schlug. Je später es wurde, desto wehmüthiger war unsere Stimmung; je näher wir unseren Wohnstätten kamen, desto milder und nachsichtiger wurden wir gegen einander — die, welche sich am ärgsten gerauft hatten, gingen rührend-versöhnlich Hand in Hand, — und wenn wir an den Hausthoren flüsternd Abschied nahmen, zeigten nur noch die flatternden Risse unserer Kleider, daß wir tagsüber verschiedene Meinungen in unserer Weise zu einigen suchten.

Ich schob mich an solchen bündellosen Abenden immer langsam durch das Hausthor, pochte kaum vernehmlich an die Küchenthüre und hatte es gewonnen, wenn mir die Käthe öffnete. Die Käthe war vor Jahren auch auf dem Zimmerplatze gewesen, die wußte, wie es dort zugeht.

„Käthe, ich hab' heut' nichts," raunte ich ihr schon zwischen der Thüre zu.

„Sei nur still, Deine Mutter ist in der Kammer," erwiderte sie leise.

Ich huschte dann durch die Küche in die große Stube.

„Na Du! wo warst heut so lang?" polterte dann der alte Herr Fuchs, an dem ich vorbei mußte, wenn ich in die Kammer wollte, und war ich erst drinnen, so frug meine Mutter nicht mehr viel.

Aber manchmal, wenn sie mir selber öffnete und mich ohne Spähne sah! —

Sie war reicher Leute Kind und erst nach meines Vaters Tode so arm geworden, und da sie deshalb nie auf einen Platz gehen mußte, darum konnte ich sie auch nicht über die Geschäftsgewohnheiten der Zimmerleute aufklären. Aus ihren Püffen

machte ich mir nicht viel, sie hatte eine kleine Hand, aber sie weinte und klagte ohne Ende, daß sie und ich den nächsten Winter elendiglich erfrieren werden; und sie sagte das so hoffnungslos und überzeugend, daß ich sie in meiner Todesangst händeringend frug, wann eigentlich der schreckliche Winter beginne. An solchen aufgeregten Abenden glaubte ich es auch, wenn der alte Herr Fuchs die Thüre aufstieß und hineinschrie:

„Von allen nichtsnutzigen Kindern, die auf der Welt dem lieben Herrgott die Zeit abstehlen, ist das Ding doch das allernichtsnutzigste!“ Dann schob er den Tabak im Munde hin und her, zog an seinen nachlässigen Hosenträgern, und indem er mir mit der Faust drohte, warf er die Kammerthür wieder zu.

Ich kroch dann mit einem unaussprechlichen Abscheu vor meiner eigenen Nichtsnutzigkeit und mit einem dünnen Stück Butterbrod, das mir meine Mutter in einer zärtlichen Anwandlung immer nachträglich gab, auf meinen Strohsack und schlief meist recht bald ein.

Da mit einem Male hatte die Noth auf dem Zimmerplatze ein Ende, weil ich einen mächtigen Gönner dort fand. Den „Engländer“ nannten sie einen langen breitschulterigen Gesellen, der mit den Beinen weit auseinander daherging, einen Wald von Haaren im Gesichte trug und immer die größten Sparren zimmerte. Die anderen Gesellen sagten, er sei früher immer auf einem Schiff gewesen und in der ganzen Welt herumgesegelt. Er sprach ein mühsames Deutsch und sang öfter fremdartige Lieder, die aber so lustig klangen, daß Alle lachten, besonders wenn er immer auf ein und demselben Fleck dabei tanzte und die Füße in die Luft warf. Lang war er, daß er mit seinem Kopf über die Größten hinwegschaute, und auf seinen braunen Armen lagen daumdicke Muskeln, die ich für Stricke nahm.

Ich getraute mich Anfangs nie recht in seine Nähe, bis einmal die Buben sagten:

„Der ist ein Ries'!“

Ich schlich sachte hin und wollte den Riesen genau sehen, darum machte ich mir erst mit seinen Spähnen zu thun und schaute dabei an ihn hinan. Als ich so in der Sonne stand und hinaufzwinkerte, flog ihm eine Wespe gegen die Stirne, ich dachte nicht daran, wie klein ich und wie groß er sei, sondern fuhr nur erschreckt mit abwehrender Hand, so hoch ich konnte, in die Luft. Er lachte hell auf, schlug sich mit beiden Händen auf die Schenkel, hockte, sich auf den Fersen wiegend, zu mir auf die Erde und schaute mir nun schnurgerade in die Augen, indem er sagte:

„Du Aff'!“

Dann lachten wir alle Beide, ich weiß nicht warum.

Plötzlich kam aber die Wespe wieder angesaust und saß flugs auf seiner Nase. Ohne mich zu besinnen, schlug ich tüchtig hin und sie fiel todt nieder. Der Engländer schaute mich erst verdutzt an, fuhr sich selber nach der Nase und dann hob er mich an den Falten meines Rockes auf, schlenderte mich ein wenig durch die Luft und setzte mich wieder neben seinen Pfosten auf den Boden. Lachend raffte er mit dem Fuße Spähne zusammen und sagte: „Da nimm!“

Es war Mittagszeit, die Gesellen verließen den Platz, nur der Engländer setzte sich auf einen Holzklotz, nahm aus seinem blauen Leinensack Brod und Fleisch, hieß

mich Wasser holen in dem Krug, der neben ihm stand, und begann dann zu essen. Ich setzte mich still an seine Seite und schaute so wie er in die helle Luft.

Große blauschimmernde Fliegen hingen reglos über uns und schwankten nur, wenn ein flüchtiger Hauch sie anwehte. Ueber den Feldern zitterte und glitzerte etwas, und weit oben kreisten Tauben, deren Flügel wie blankes Silber glänzten. Es war ganz ruhig ringsum, nur weit rückwärts hieben noch ein Paar Gesellen darauf los; der taktmäßige Schlag ihrer Beile war das einzige Geräusch; als aber ein dumpfer, gleichmäßiger Schlag erscholl, hatten auch die ihre Beile einfallen lassen, und gingen bald grüßend an uns vorbei, hinaus durch die Felder.

Der Sonnenschein lag heiß wie ein klargoldener Schleier über dem kahlen Platze, das frischbehauene Holz duftete scharf und aus manchem rindelosen Stamm quoll schweres durchsichtig-gelbes Harz hervor. Unter den einzigen schattigen Baum, der da war, legte sich der Engländer nieder, streckte seine langen Beine aus und winkte mir.

„Wie heißt Du?“

„Gretel.“

„So“ — gähnte er, legte die Arme unter den Kopf, schob seinen breiten Strohhut über das Gesicht und lag die Weile still.

„Willst Du ein Stück Fleisch, Gretel?“

Ich zierte mich nicht wenig, aber erinnere mich, daß ich unter meiner Schürze die Hände ineinanderschlang, den einen schuhlosen Fuß auf den andern stellte, eine Schulter nach der andern aufzog, abwechselnd die rechte und linke Hüfte vorschob, und nur nach dem Leinensack hinüberschielte. Ich weiß das Alles sehr genau, denn es hat mich später viel Mühe gekostet, diese hübschen Bewegungen abzulegen. Manche behaupten sogar, das mit den Schultern sei mir geblieben, besonders wenn ich mich vornehm geben wolle. Aber das Stück Fleisch bekam ich doch trotz meines verwilderten Gebahrens, und ich saß neben meinem Gönner, und aß auch Brod.

„Für wen holst Du die Spähne?“ frug er nach einer Weile wieder hinter seinem Strohhut hervor.

„Für meine Mutter und für die Fuchskathe,“ erzählte ich geschäftig, „der alte Herr Fuchs sagt, ich bin zu sonst nichts gut, das Ding, ich!“

„Du?“

„Ja! — Aber wärmen thut sich der alte Herr Fuchs doch bei unserem Ofen im nächsten Winter wieder, wenn ich genug Spähne gebracht haben werde, daß wir nicht erfrieren werden.“

Unbestimmt schwebte mir wieder die erschreckliche Todesart vor, welche meine Mutter so drohend zu schildern wußte, und ich wurde ganz trübselig.

„Wo bist daheim, Gretel?“

„Dort unten bei der blauen Gans, die Käthe sitzt immer bei dem Stubenfenster.“

Der Engländer rückte seinen Hut in das Genick, richtete sich schnell auf und sagte:

„Das schmucke Mädel mit dem dicken Zopf über der Stirne, ist das die Käthe?“

„Ja, die ist's“

„Wie ist der alte Herr Fuchs zu ihr? Wie kommst Du zu den Leuten?“ Und dabei hielt er mich an meinem Rock, als ob ich ihm davonlaufen wollte.

„Der alte Fuchs ist der Käthe ihr Großvater, und meine Mutter wohnt in der Kammer bei ihm und thut Handschuh' nähen und die Käthe auch, aber der Herr Fuchs schimpft uns doch alleweil, weil wir ihm noch etwas für die Kammer schuldig sind. Meine Mutter weint alle Tag' und manchmal die Käthe auch, denn die ist gar gut und dann hat sie —

Ein großer Kampf war es, den ich nun mit mir auskämpfte, als ich bei dem „hat sie“ — angekommen und nun im Begriff war, ein stolzes Geheimniß zu verrathen. Er schien mir aber der Würdigste, den hohen Werth dieser Mittheilung zu schätzen. — Ich schaute mich erst sorgsam auf dem Zimmerplatze um, ob auch gewiß Niemand da sei, dann faßte ich mir ein Herz, nahm den großen schwarzen Kopf des Engländers mit beiden Händen und sagte ihm leise in das Ohr:

„Die Käthe hat einen Federhut!“ —

Dann ging ich einen Schritt zurück, sah mir den Mann an und wartete; ich meinte, er werde jetzt gleich seine Mütze vor mir abnehmen, aber er that es nicht. Erst zuckte es in seinem Gesicht, als ob er lachen wollte — dabei sah er mich ungläubig an, sperrte den Mund auf und sagte: „Aah!“

Ich verstand den fragenden Blick und nickte nur zweimal: „Ja — ja —“

Jetzt erwischte er mich mit seinem langen Arm wieder an meinem Rock, daß es krachte, zog mich zu sich und flüsterte:

„Einen wirklichen Federhut?“

„Ja! und noch etwas Heimliches hat sie in derselben Schachtel, was sie gar Niemand zeigen thut, nicht einmal mir,“ wisperte ich noch leiser als er.

„Wart, Du Gretel!“ schrie er jetzt, nahm aus seinem Leinensack ein Rohr, zog es immer länger auseinander, schaute durch, hielt es dann an mein Auge, richtete damit herum und sagte: Schau!

Ich sah hinein und — plumps — da saß ich im selben Augenblick schon vor Schreck auf der Erde — dann, als ob ich sie mit der Hand anfassen könnte, stand die blaue Gans vor mir, und am Stubenfenster saß die Käthe und nähte Handschuhe.

„Ist das die Fuchskäthe?“ fragte der Geselle, als ich mich wieder zusammengerappelt hatte.

„Freilich,“ stammelte ich, ängstlich nach dem Rohre guckend, das in seiner Hand wieder kleiner wurde.

„Und die hat einen Feder —“ er machte nur eine Geberde nach dem Kopfe.

„Ja,“ sagte ich trotzig, denn Käthe's Federhut war mein einziger Stolz.

Zwei Jahre mochte es her sein, daß sie und ich einmal allein daheim waren, und da kramte sie den schwarzen Sammthut mit der weißen wallenden Feder aus der Schachtel, sah ihn ganz erschrecklich traurig an und sagte mir, daß ich Niemand erzählen dürfe, welch schönen Hut sie habe; zu meinem Leid verschloß sie ihn aber gar bald wieder in den Schrank.

Ich hatte früher manchmal vornehme Damen vorüberfahren sehen, die eben solche Hüte trugen, an nachdenklichen Abenden legte ich es mir auch unter dem Tisch des alten Herrn Fuchs zurecht, daß die Käthe eine geheime vornehme Dame sei, so wie irgend eine verzauberte Prinzessin, von der sie mir einmal selber eine Geschichte er-

zählt hatte. Von dieser Zeit ab sah ich sie immer mit ganz anderen Augen an; ich dachte bald nur noch an den Hut und allmälig übertrug ich diese Federhutwürde und heimliche Vornehmheit auf mich selber, und wie ich vor Zeiten, wenn mich auf dem Zimmerplatze die Buben prügelten, nach meiner Mutter rief, so schrie ich jetzt: Ich sag's der Käthe, die ist etwas, die hat einen Fe — — — .

Den Rest verschluckte ich trotz meiner tiefsten Entrüstung. Der Engländer war der Erste, dem ich dieses stolze Geheimniß vertraute.

„Woher hat sie den Hut?" frug er und rüttelte mich am Arm.

Woher? Als ob ich je darüber nachgedacht hätte. Ich sagte ihm also Alles, was ich davon wußte.

Ich erzählte ihm, daß die Käthe einmal sechs Wochen lang in den Wald zu einer Bäuerin ging, die Ziegen hatte; sie müßte dort Ziegenmilch trinken, sagte meine Mutter und alle Leute in der blauen Gans. Der alte Herr Fuchs aber hat damals gesagt, die Käthe dürfe nimmer in sein Haus und meine Mutter solle mir einen Mühlstein um den Hals hängen, und mich in das tiefste Wasser werfen, denn ich sei auch ein Mädel, und käme einmal dahin, wo die Käthe sei.

Wie die Käthe wieder gekommen ist, war sie ganz blaß und mager und ich fürchtete mich, wie sie vor dem Alten auf die Knie fiel, doch er spuckte vor ihr auf den Boden hin, und gab ihr einen Schlag. Sie ist ganz brennend roth geworden, hat die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und sich in einen Winkel gesetzt.

Später einmal hat sie den Hut aus der Schachtel gethan, dann das schöne Kleid, das sie von ihrer Pathe geerbt, und das feine Tuch von ihrer seligen Mutter, hat Alles angesehen, geweint und wieder eingesperrt, früher aber hat sie das Heimliche in die Schachtel gelegt und nichts mehr herausgenommen.

— —

Das ist die Geschichte, die ich damals wußte und noch krauser als jetzt erzählte; der Engländer hörte mir zu, nickte manchmal mit dem Kopfe, und dann packte er mich fest an der Schulter und sagte:

„Komm, wir gehen zu der armen Käthe."

Aber das war ein Heimweg! — So oft ich mich an eine Mauer stemmte und nicht mehr weiter wollte, hob er mich in die Luft, und als ich ihn trotz meines inneren Abscheues bat, er möge ja nichts wegen des Federhuts sagen, lachte er, daß es mir eiskalt über den Rücken lief.

Heulend, hochroth im Gesichte, mit verschobenem Rocke kam ich an. Er öffnete die Thür und ruckte mich vor sich her, in die Stube, wo Käthe am Fenster saß und sich nicht umsah. Erst als ich unter den Tisch kroch, schaute sie auf und sah den Engländer neben sich.

Was er wolle, frug sie.

Ob die Kammer da nicht zu vermiethen sei, die Gretel hätte etwas davon gesagt, log er keck.

Ich ballte die Hände unter meinem Tisch und schrie:

„Unsere Kammer! Meine Mutter hat schon bezahlt!"

Er lachte, und zeigte nur drohend auf seinen Hut. — Diese Geberde erschütterte

mich und ich schwieg gedemüthigt. Mit der Käthe redete er noch recht lange, aber er sagte ihr nichts von meinem Verrath.

Von jener Zeit ab ging er nun jeden Morgen und Abend an Käthe's Fenster vorbei und sprach meist ein paar Worte; mir gab er die schönsten Spähne, die auf dem Platze waren, und allmälig kam er auch öfter Abends in die große Stube. Der alte Herr Fuchs mochte ihn wohl leiden, denn er selber war in seiner Jugend Matrose gewesen, und die Beiden redeten so viel von dem großen Wasser, daß ich unter meinem Tisch nur noch Schiff spielte. Wenn er aber mit der Käthe sprach, lag ich auf der Lauer, denn ich dachte: einmal sagt er's doch, das von dem Federhut.

Und richtig, einmal Abends als er allein neben der Käthe saß — und sie ihm wie öfter von ihrer mühseligen Kinderzeit erzählte, nahm er sie bei den Händen und sagte laut:

„Käthe, wer gab Ihnen den Federhut?"

Ich legte mich hinter dem Tisch platt auf den Boden, — leicht hervorkriegen sollte mich die Käthe doch nicht, dachte ich, und schloß die Augen.

Ich schaute erst wieder auf, als Käthe schon den Hut in der Hand hielt und sagte:

„Den Hut hab' ich mir selbst gekauft, ich wollte damit ihn, meinen Schatz, den ich lieber hatte als meinen Großvater und — mich selber — recht vornehm empfangen, denn er war dieweil sogar Officier geworden! aber er kam nicht mehr — gar — nicht — mehr. — — Er ist mir todtgeschossen worden . . . . Da ist die Zeitung, wo es drin steht — da ist sein Bild — und seine Briefe — und da — da — ist der Taufschein — und das da — der Todtenschein. — So, jetzt wissen Sie Alles, Herr, und jetzt werden Sie mir gewiß nimmer sagen, daß Sie mich heirathen wollen."

Die Käthe weinte still vor sich hin und ich heulte laut unter meinem Tisch, weil sie mir leid that.

Mit einem Ruck aber hatte der Engländer alle Knöpfe an seinem Rock aufgerissen, dann machte er ein paar Schritte durch die Stube und kehrte wieder zurück zu der Käthe, die feines buntbebändertes Kinderzeug aus der Hutschachtel nahm und betrachtete.

Er stand knapp neben ihr, trocknete sich den Schweiß von der Stirne, und schaute immer auf ihren dicken schwarzen Zopf, so als ob er wartete, daß sie noch ein Wort spräche; aber sie schwieg, obgleich ihre Hände zitterten. Plötzlich bog er sich zu ihr nieder, schob ein paar Härchen aus ihrer Stirne, streichelte mit beiden Händen ihr Gesicht, und ließ dann seine Hände bis an ihren Gürtel gleiten. Nachher nahm er ihre Finger und zählte sie, schaute eine Hand um die andere aufmerksam an, klatschte sie mit den Flächen zusammen, und warf sie leicht in Käthe's Schooß: Dabei lächelte er wie ein kleiner Knabe. Wohl weil sie gar nicht aufschauen mochte, zupfte und zerrte er wieder an den kurzen Härchen auf ihrer Stirne, faßte sie am Kinn und hob den schwarzen Kopf an seine Brust; leise tupfte er mit einem Finger nun auf ihre nassen Wangen, legte mit raschem Griff das Kinderzeug und die Papiere wieder in die Schachtel und drückte mit einem festen Schlag den Deckel darauf.

Langsam erhob dann die Käthe den Blick zu ihm, er aber küßte sie auf die

traurigen Augen, richtete sich hoch auf und sagte dann in demselben Ton, in welchem der alte Herr Fuchs am Sonntag sprach, ehe er in die Kirche ging:

„All right!“

— —

Es war auch nun Alles richtig, und die Käthe wurde eine glückliche Frau, trotzdem sie keine Federhüte trug. Meine Mutter weinte Ströme von Thränen und Großvater Fuchs kaute zufrieden ein Päckchen „Feinen“ an Käthe's Hochzeitstag. Ich bekam aus einem alten Mantel meiner Mutter einen neuen Rock und von dem Engländer ein Paar glanzlederne Schuhe, der Herr Fuchs aber sagte:

„An dem Tag brauchst Du nicht auf den Zimmerplatz zu gehen, häßliche Gretel.“

Er hat es wirklich nicht mehr erlebt, daß „das Ding“ zu etwas Anderem gut ist als Spähne heimzutragen.

König Sadal.

Erzählung in Versen.

Von Alfred Meißner.

I.

Sadal, der Fürst, des greisen Cotys Sohn,
Führt heimathwärts entwaffnete Cohorten,
Die Trümmer jener Thrakerlegion,
Die Cäsar, Stand gehalten allerorten,
Bis auf Pharsalus' blutgedüngtem Feld
Des Mißgeschickes Hammer sie zerschellt.

Gastfreundlich öffnet das im Mittagslichte
Von Marmor leuchtende Korinth das Thor
Dem Jüngling mit dem düstern Angesichte,
Auf dem, was er an Glück und Macht verlor,
Geschrieben steht, doch auch ein Sinn, gefaßt,
Mitfortzutragen solchen Unglück's Last.

Hier, wieder auf der alten Stätte weilend,
In niederklungener Gefühle Bann,
Denkt er, die steilen Treppen aufwärts eilend,
Der Einen, die er nicht vergessen kann.
Bald stürzt er vor, bald mahnt's ihn still zu steh'n.
Es schwankt sein junges Herz wie eine Waage
Und stellt die Frage
Wie wird er sie — darf er sie wiedersehn?

Den Platz, auf dem der Tempel des Neptun,
Vom heil'gen Hain umschlossen, einsam ragt
In dor'scher Säulen Pracht, verläßt er nun
Und theilt die Menschenwogen unverzagt
Der Hafengasse, wo ihr Waarenlager
Gestellt Aegypter, Syrer und Karthager.

Der Kaufgewölbe bunte Augenweide,
Von hundert Händlerstimmen angepriesen,
Aegyptens Byssus, Syriens Purpurseide,
Karthagos Elfenbein und Goldgeschmeide,
Sie reizen nicht das Auge des Odrysen.

Den Teppich lüftend seiner Bretterbude
Faßt ihn am Kleide der geschwätz'ge Jude
Und weist auf seiner Sklavenmädchen Schaar —
Ernst vorwärts stürmt der thracische Barbar.

Jetzt eine Alte tritt an ihn heran:
„Du hast es meinem Kinde angethan,
Sprich, willst Du nicht Melitta kennen lernen?"
Da zuckt es in den finstern Augensternen —
Nicht rasch genug kann sich das Weib entfernen.

Nun links vom Hafen, wo der Abendschein
Platanen übergoldet, lenkt er ein.
Hier endlich wird es ruhig, hier verstummt
Das tolle Lärmen, ganz von ferne summt
Der laute Markt, schon hört man die Cikade
Und das Geräusch der Wogen am Gestade.

Hier wohnt Kalisthenes und hier wohnt sie.
Er sah sie, halb ein Kind — vergaß sie nie —
Es ging ihr Bild mit ihm die Welt entlang
Und ihre Stimme war ihm ferner Sang.

Leer ist die Werkstatt. Allerlei Gebilde,
Wie aus korinth'schem Erz sie formt der Alte,
Sind ringsumher zu schaun. Hier edle Schilde,
Hier Becher, Schalen, Becken, vielgestal'te;
Zum Kleinod unversehns und unverweilt
Wird alles, was der Künstler formt und feilt.
Auch Sadals Harnisch mit den Löwenspangen,
Aus seiner Hand ist er hervorgegangen.
Ihm dankt er's, daß er noch im Lichte weilt,
Denn gleicher Härte dieses Erz zu schmieden
Ward keiner zweiten Hand bisher beschieden.

Als stünd' er jetzt in einem Heiligthum,
Sieht Sadal sich in dem Gelasse um.
Den niedern Sessel rückt er von der Wand
Und spricht, das Haupt still stützend mit der Hand:
Da draußen alles feil — hier alles rein —
Kann so der Gegensatz beisammen sein?
Kann dicht am Pfuhl die Lilie gedeih'n?

Und wieder frägt er sich: darf er sie sehn?
Fern von ihr sein, heißt schmachten in Begier —
Es ist so schwer, der Lockung widerstehn —
Unmöglich schier, von ihr zu gehn —
Und wählen heißt es zwischen dort und hier . . .

So sinnt der Jüngling mit gehobner Brust,
Ringsum die Bilder, ausgestellt zur Wahl,
Da tritt des Künstlers Tochter, unbewußt
Des Fremden, leisen Schrittes in den Saal.

Da er sich stumm erhebt und sie ihn sieht,
Steht sie betroffen da — es überzieht
Ein Purpur ihr Gesicht — o wie beredt
Ist diese Röthe, die so schön ihr steht!

„Willkommen, Sadal —"
Und der Purpur stieg
Bis an die Stirne.
„Sieh, Du kennst mich noch!
So hätt'st Du meiner in Korinth gedacht?"

„Wie frägst Du doch, Du zogst ja in den Krieg
Und gegen des Augustus große Macht.
Es drohte Dir Gefahr —"

„Und war das nicht
Gleichgiltig Dir, Apame?"
„Welche Frage!"

Es sprengt die Brust ihm fast mit einem Schlage.
Doch jetzt deckt tiefe Blässe ihr Gesicht.

Es formten ihr das holde Haupt die Musen
Wie zum Beweise, daß auf dieser Erde
Das Göttergleiche doch gefunden werde,
Dazu das schöne Herz im sanften Busen!

Er spricht: „O nein, nicht weilt' ich in der Ferne
Bis ich Dir fremd ward. Sieh, mich trieb's zu Dir,
Nie blickt' ich aus nach einem andern Sterne,
Denn Deine Augen waren Sterne mir.
Sieh! vorwärts trieb's mich ohne Rast und Ruh'.
Vor keinem Göttertempel macht' ich Halt,
Mein Götterbild warst Du —
Dein Haus der Tempel, Du die Lichtgestalt.
Du schweigst! Wird mir kein Wörtlein von Apamen?
Muß ich verzichten? Hat von jenen, die
Inzwischen, Holde, Dich zu sehn bekamen,
Einer gesenkt das Knie,
Flehend, daß Du ihn liebest? Ist es so —
Ward er erhört? Dann werd' ich nimmer froh."

Sie hört's gesenkten Blicks, mit bleichen Wangen:
„Wie Du nur sprichst — mein Herz war immer frei
Und erst, seitdem Du von Korinth gegangen,
Hab' ich mich still gefragt, was Liebe sei?"

„Und weißt Du's jetzt?" frägt Sadal, leis erbebend —

„Ich glaub' es fast!" Und weiter spricht sie sacht,
Das Aug' vertrauensvoll zu ihm erhebend:
„Doch weiß ich auch, daß sie nicht glücklich macht."

„Warum nicht glücklich? Trennung nur schafft Leiden."

„Du bist ein Thrake, eine Griechin ich,
Rauscht erst das Meer, das weite, zwischen beiden,
Dann härmest Du Dich und ich härme mich,"

Er d'rauf: „Ich weiß, Apame, was es heißt
Zu scheiden aus des Elternhauses Mitten —
Ein Stück des Herzens reißt
Und eine Sehne wird zerschnitten.
Und Du bist Griechin, milder Sitte Kind,
Der Küste Kind, die laue Lüfte baden,
Gewohnt der Haine, die voll Tempel sind,
Des Lorbeers und der schwirrenden Cikaden.
Dich dünkt mein Thracien eine Wüstenei,
Weil Du's nicht kennst. Es ist so schön, so frei —
Hoch in die Wolken ragt der Berge Joch.
In diesen Winkel unserer Welt verkroch
Die goldne Zeit sich scheu,
Als sie der Welt und Menschen sich entschlug,
Die eisern sind, voll Laster und Betrug
Und ohne Treu.
Gingst Du mit mir in jenes rauhe Land!
Dem Himmel scheint es an der Brust zu liegen,
Man meint, es reichten dem, der es erstiegen,
Die Götter aus den Wolken eine Hand!

Barbaren heißen wir und sind es auch,
Mit Euch verglichen. Wie der rauhe Hauch
Der Berge weht Dich Sitte an und Wort,
Doch keine Lüge keimt und wuchert dort.
So bin ich ein Barbar und hast Du, Kind,
Erst mich geprüft, so weißt Du, wie wir sind.
In dieser Welt, wo soviel Laster gleißen,
Wer schämte wohl sich, ein Barbar zu heißen?"

II.

Er hat, die ihm trotz einer Mutter Mahnen,
Trotz eines Vaters Zorn ihr Herz geschenkt,
In's Land geführt, wo seine Ahnen
Seit ält'ster Zeit ein kriegrisch Volk gelenkt.

In Sturmesnacht bei Ismaros gelandet,
Betritt Apame hier ihr neues Reich;
Sie sieht, vor Schrecken bleich,
Den Strand, an den das Meer, das graue, brandet,
Vor sich der Steppe wilde Einsamkeit,
In der kein Vogel singt, kein Halm gedeiht,
Rückwärts ein Nebelgrau, d'raus schneebedeckt
Sich Samothrake's starres Berghaupt reckt.

Erdhügel auf der kahlen Küste melden
Hier von Ereignissen uralter Tage:
Hier fiel, erzählt die Sage,
Ulyss', der Seewolf, ein mit seinen Helden,
Den Stammsitz rings verheerend der Kikonen.
Gehetzt, verjagt von treffenden Geschossen,
In jene Gräber barg er die Genossen
Und seitdem sieht man Niemand mehr dort wohnen.

Bleigrau Gewölk und lange Wolkenschatten
Schaun auf die Fläche, die sie nun durchreiten,
Die Reise geht durch halbversengte Matten,
Wo Störche kreisend ihre Flügel spreiten
Und mächt'ge Büffel mit gesträubter Mähne
An feuchten Steinen wetzen ihre Zähne.

Urwald umfängt sie, unabsehbar, düster,
Ein Prachtpalast von Grün mit mächt'gen Bogen,
Schlingpflanzen sind von Baum zu Baum gezogen,
Da ragt der Eichbaum und da senkt die Rüster
Zu schwarzen Weihern ihre Krone nieder
Im steh'nden Wasser badend ihr Gefieder.

Wo eine Lichtung ist auf diesem Grunde
Sieht man den Hirten lagern bei der Heerde
Von wilden Rossen oder schwarzen Schafen.
Und unbeweglich schlafen
Zu Füßen ihres Herrn, platt auf die Erde
Den Kopf gelegt, die großen zott'gen Hunde.

Apamen mahnt's an alle alten Sagen,
Die sie von diesem Lande je vernommen,
Es drängt sie, den Geliebten zu befragen,
Ob sie dahin bald kommen,
Wo in der Berge Rachen
Die Greife wohnen, welche Gold bewachen?
Und Sadal muß der holden Thörin lachen.

Weckt sie des Nachts ein fernes Windgebrause,
Dann zweifelt sie nicht länger,
Daß Boreas in Thraciens Bergen hause,
Und bänger wird ihr, bänger,
Daß nicht im Felsenschlunde
Der Gott entfessle seine Kettenhunde.

Der Tag ist da, nun reiten sie im Forste.
Die Luft durchschwirren bunte Bienenfänger,
Von Myrth' und Ginster, Lilien und Narcissen
Sind teppichgleich durchwirkt die moos'gen Kissen,
Im Grün erklingt das Lied der Waldessänger;
Apame bangt, daß hier der Vogel horste,
Der auf den Feind die Federn wie Geschosse
Abschießt.
Und Sadal lacht herab vom Rosse.

Endlich in große Städte kommt der Zug,
Finster und ernst, wie sie der Norden baut,
Nicht wie die Städte Hellas' hell und laut,
Voll eines Volks, durch Handel überklug.
Viereck'ger Thürme mächt'ger Quaderbau
Reckt sich empor in's abendliche Grau,
Kein Marmor glänzt hier, keine Hallen laden
Zum Wandeln ein, zum Schwatzen oder Baden,
Doch Wälle, Zinnen, Brücken gibt's genug.

Fremdartig Volk umgibt die Heimgekehrten,
Vom großen Feldzug wird erzählt, sie lauschen.
Verwundert sieht Apame die bewehrten
Behosten Männer Red' und Antwort tauschen.
Zuweilen macht den Dolmetsch ihr Begleiter,
Dann geht's zu Rosse, nordwärts immer weiter.

Die Nachricht von des Sohnes Wiederkehr
Drang botengleich zu Cotys auch, dem Alten.
Nicht säumen mag er länger und wie schwer
Der Jahre Last, er läßt sich nimmer halten.
Gerüstet schnell, auf schlechtbestellten Wegen
Kömmt er dem Sohn am Hebrusstrand entgegen.

„Mein Sadal, sei gegrüßt, mein Sohn, mein Held!
Ein ernstes Wiedersehn ist dies. Von hier
Zogst Du mit tausend Reitern in das Feld,
Wie viel der Tapfern kommen jetzt mit Dir?
Doch sei's darum. Wer brav am Schlachtentag,
Hat seinen Kranz auch, ob er unterlag,
Und ist ein Sieger, ob er untergeht.

Könnt' sich mein Herz an Einem noch erwarmen,
Daß ich in Deiner Nähe
Den Schattenkreis nicht sähe —
Wär' meine Trauer irgendwie zu bannen —
Dem Frauenbild, das Dir zur Seite steht,
Müßt' es gelingen. Junges Morgenlicht
Strahlt mir von ihrem holden Angesicht.

Sei glücklich, Sadal, sei's, so sehr Du kannst.
Für Cotys ist der Erde Lust dahin.
Daß Du der Frauen lieblichste gewannst,
Das mäßige und sänft'ge Deinen Sinn,
Der Dir so oft zum Unheil war. Es sei
Dein ungestüm Gemüth von heut an frei!

Ich trete ab. Sei König diesem Land.
Den Scepter leg ich in die jüng're Hand."

Er spricht's. An's Herz die Tochter preßt der Greis.
Zur Hauptstadt führt er sie. Eh' noch der Schein
Des Abends hinstirbt auf des Hämus Eis,
Zieht in die große Burg die Kön'gin ein.

III.

Apame liegt, den Kissen eingedrückt,
Und Sadal naht dem Bett mit leisen Sohlen;
Hier hat er gestern höchste Lust gepflückt,
Hier geht er wieder höchste Lust zu holen.

Ein Vorhang senkt sich nieder vor dem Bette,
Seitwärts von diesem hängt an gold'ner Kette

Die Ampel — eine Alabasterschale,
Die rings ein erzner Epheuzweig umflicht;
Durch das Gemach verbreitet sie ein Licht
Gedämpft, vergleichbar einem Mondenstrahle,
Der durch das Dämmer der Gebüsche bricht.

Solch' Licht bestrahlte ihr daheim das Kissen,
Und also hat es Sadal ihr bestellt,
Denn nichts, was sie gewohnt, soll sie vermissen,
Sonst deucht ihr gar zu fremd die neue Welt.
Er liebt sie so! Er schenkte ihr so gerne,
Vermöcht' er's nur, den Mond und alle Sterne.

Wie Sadal näher schleicht mit flücht'gen Schritten
Unhörbar, wie der Jäger auf der Spur,
Da rauscht der Vorhang und ihm ist, als glitte
Zu Boden etwas. Ist's der Zugwind nur?
Er richtet sich empor. Im Hinterhalt
Zu sehn vermeint er eine Mannsgestalt.

Vor seinen Augen tanzen tausend Flammen,
Vor seinen Augen rinnt die Welt zusammen,
Wie Wahnsinn faßt's ihn — wieder ist's, als hätte
Auch jener Feind geregt sich hinterm Bette.
Aufrasend, sinnlos, mit dem Schrei: jetzt mußt
Du sterben, Falsche! zückt er schon den Stahl —
Ein Augenblick — da wird er sich bewußt:
Sein Schatten an der Wand war der Rival.

Apame aber ist erwacht — sie fuhr
Empor im halben Schlaf, im jähen Schreck
Zieht sie, die unfern hängt, die seid'ne Schnur
Und Licht wird's nun im lieblichen Versteck.
Sie sieht den Gatten mit gesträubtem Haar
Und blankem Dolche — ihr entfährt ein Schrei,
So sehen sich, so messen sich die Zwei,
So trifft sie die herbeigeeilte Schaar.

Man fällt dem König in den Arm. Man frägt,
Was ihn sein Weib so zu bedrohn bewegt?
Er murmelt Unverständliches den Wänden,
Zähnknirschen läßt die Worte nicht vollenden.
Als ob er einer todten Hand entfiele,
Entfällt der Dolch ihm, haftet in der Diele,
Und Sadal wankt, verzehrt von Reu und Scham,
Zurück in das Gemach, aus dem er kam.

IV.

Apame kam zu sich, doch Sadals Trutz
Und düst'res Schweigen macht sie ganz befangen.
Sie fliegt zu Cotys, Sicherheit und Schutz
Vor dem wahnsinn'gen Sohne zu verlangen.

Der hat dem Vater Alles schon gestanden,
Wie plötzlich Raserei der Eifersucht
Ihn angefaßt, daß, wie von gift'ger Frucht
Betäubt, er wankt' und seine Sinne schwanden.
Und Cotys tröstet ihn in seiner Qual,
Und schickt ihn fort und redet nun zu Allen:

„Mein Sadal sah im Traum sein süß' Gemahl
Von einem schnöden Räuber überfallen.
Vom Lager hob er sich mit einem Sprung
Nachtwandlerisch, die Vergewaltigung
Im Blute des Verbrechers zu bestrafen.
Da schrie Apame auf, der Traum entwich
Und, in der Hand den Dolch, erkannt er sich
Erwacht im Kreis der Frauen und der Sklaven."

Von solchen Träumen hat man schon vernommen,
So tröstet sich Apame bald, und fleht
Die Götter an in brünstigem Gebet,
Daß solche Träume nimmer wiederkommen.
Und weiter feiert man mit Freudenzeichen
Der Thronbesteigung Fest in Thraciens Reichen.

V.

Die Lampen ausgebrannt, verwelkt die Reiser,
Weinsatt die Trinker und die Sänger heiser —
Der Feste Taumelbecher ist geleert,
Nun folgt dem Lärm, dem Spiel ein dumpf Ermatten,
Und stiller wird's allmälig, Ruhe kehrt
In's Schloß zurück der königlichen Gatten.

Gern wandelt Liebe auf verschwieg'nen Wegen.
Sie wenden heute sich zum Taxushain,
Sein Roß band jedes an, wo's ihm gelegen,
Nun tönt so süß das Wort: wir sind allein!

Kann Liebe wohl ein süßer Lager finden
Als diese Felsenrampe, grün bemoost,
Umkränzt von niederhängenden Gewinden
Des wilden Weinlaub's? Eine Quelle kos't
Mit allen Gräsern dieser Ruhestelle
Und blaue Blumen nicken in die Welle.

Und Sadal schwelgt im Uebermaß des Glücks,
Heut will er, daß Apame ihm erzähle
Von Allem, was im Umkreis ihres Blicks
Gesprochen hat zu ihrer Mädchenseele.
Denn ihm ist nichts, was sie erlebt, gering,
Hat sie's berührt, so leuchtet jedes Ding,
Ein Blumenteppich keimt ihm, wo sie ging . . . . .

Er hat mit Zittergras umkränzt ihr Haar
Und grünem Schilf — das kleidet sie so eigen,

Sie könnte treten in der Musen Reigen
Und wiche keiner Einz'gen in der Schaar.
Und sie erzählt. Er d'rauf: „ich fürchte, Dir
Erscheinen nur als rauhe Hirten wir.
Den Speer zu schwingen,
Wildschwein und Bären umzubringen,
Zu schießen auf ein ausgestecktes Ziel,
Scheint Dir ein thöricht, widerwärtig Spiel.
Ersetzt Dir meine Liebe
Die Welt, die Du verlassen hast?
Ich bin ein rauher Gast,
Und rauh, ich weiß es, rauh ist meine Liebe."

Sie d'rauf: „wenn sinnend Du mich oft gefunden,
Nur meinen Eltern gilt's, die ich vielleicht
Nie wiederseh. Von Deinem Arm umwunden
Ward jedesmal das Herz mir wieder leicht.
Wohl weht um Alles hier ein rauher Hauch,
Ich werde mich allmälig d'ran gewöhnen —
Bist Du doch Einer nur von Thraciens Söhnen,
Wie Wolk' und Wasser stürmt, so stürmst Du auch."

Er lehnt, indeß sie weiter jetzt erzählt,
An ihrer Brust, von ihrer Augen Licht
Wie still berauscht, von ihrem Sein beseelt,
Da hebt er sich an ihr empor und spricht:

„Wie eine schöne Muschel ist Dein Ohr,
Rosig und klein, ich seh' mich nimmer satt
An diesem aufgerollten Rosenblatt —
Nur hier, das Ohrgehänge stört mich d'ran.
Daß ich Dir's heute sage, ist es recht?
Wer frei geboren,
Darf sich in Thracien nicht das Ohr durchbohren.
Durchlöchert Ohr bedeutet hier den Knecht.
Du weißt, wie ich von solchen Sachen denk',
Doch bitt' ich Dich: leg' ab das Ohrgehenk!"

D'rauf sie: „So? Ist dies Brauch? Sieh da, sieh da!
Das thut mir leid, das Ding ist ein Geschenk
Von Einem, der mir lieb war . . . .
„Lieb!"
„Ach ja.
Er war ein armer Junge, meinem Bruder
Ein Spielgenoß von früh'sten Tagen her.
Die Reisenden führt' er mit seinem Ruder
Vom Schiff zur Stadt und von der Stadt in's Meer.

Oft klopfte er noch spät an uns're Lade:
Heraus, heraus, die goldig helle Nacht
Verschlafen, wäre schade;
Ich führ' Euch zum pyrenischen Gestade.
Dann lösten wir des Kahnes Kette sacht
Und frisch hinaus ging es die Wellenbahn,

Oft schloß sich uns ein Zug von Kähnen an,
Von Sang und Saiten scholl es durch die Nacht.

Er war nicht roh, wie Schiffer sonst; Gesänge
Und Märchen wußt' er eine ganze Menge,
Doch alle drehten sich um Ophir's Gold
Und um den Strom, der Demantsteine rollt.

Mein guter Bruder war doch allzu keck!
Einst auf der Fahrt nach des Herakles Thurm
Faßt uns der Sturm,
Und unser Schiff war leck!
Der Retter unser Aller ward Myrtill,
Ich seh ihn noch mit seinen blut'gen Händen
Aufklettern an den schroffen Wänden.
Den Nachen fassen, welcher scheitern will . . . .

Kaum anders konnt' es sein: er ging an Bord,
Ein brauner Syrer nahm ihn mit sich fort.
Vertraut dem Meere ist, wer wohnt am Strand,
Und nur der Reiche hat ein Vaterland.

Nach einem Jahre traf er wieder ein,
Doch wie er von uns ausgezogen, arm.
Myrtillos, wo ist der gefüllte Schrein?
So neckt' ich ihn. „Wo bleibt der Mohren Schwarm?"
Da legt' er mir die Perle in die Hand:
Die fand ich doch und laß sie Dir als Pfand:
Ich komme noch im Goldgewand daher.

Ein zweites Mal begab er sich auf's Meer.
Doch eine schlimme Ahnung haucht' ihn an,
Im schweren Kampfe rang
Sein Herz; so gingen wir den letzten Gang
Stumm neben ihm einher.
Die Wange ihm hinab die Thräne rann.
Wie lang noch blickten wir ihm nach am Strand,
Bis in des Abends Duft das Schiff verschwand! . .

Wie kömmt's doch anders als der Mensch vermeint:
Zur Ferne zog's ihn und wo er sein Heil
Gesucht, war ihm sein Grab bestimmt. Ein Pfeil
Fliegt von des Wilden Sehne, starr und bleich
Sinkt, was noch eben frisch und hoffnungsreich —
Wir Alle haben um Myrtill geweint."

Mit finstern Brau'n, dämonisch aufgestört,
Hat Sadal der Erzählung zugehört.
Apame merkt es nicht, wie er mit düstern,
Erhitzten Augen schweigend auf sie schaut,
Nach dem Geheimniß, das er fürchtet, lüstern,
Verrieth' es sich durch einen einz'gen Laut.
In eine Blume bleibt ihr Blick getaucht,
Indeß der Mund die letzten Worte haucht.

Nun hebt er an: „gesteh's, Du liebtest ihn!
Der Freund des Bruders war der Schwester theuer,
Viel Lieder wußt' er, sang sie wohl mit Feuer,
Das war nach Deinem Sinn!
Du warst sein Liebchen; wär' er unverletzt
Aus seinem Goldland heimgekommen,
Du hättest ihn genommen,
Des Schiffers Gattin wärst Du jetzt!
Denn wie es zwischen Euch doch einmal stand,
Sagt wohl das Ohrgehenk als Liebespfand?

Fort! Fort damit!" Er reißt es aus dem Ohr,
Und schleudert es von sich wie einen Wurm.
Das Blut, das aus der Wunde dringt hervor,
Er sieht's, es sänftigt nicht der Seele Sturm.

„Ja," fährt er fort, „viel liebt man in Korinth!
Sie ist bekannt, die Stadt, wo alles minnt!
Da lebt dem Leben man, der Freude ganz:
Auf spiegelglattem Estrich ist's ein Tanz.
Dort lebt man frei.
Ich, der Barbar, ich nenn' es Buhlerei.
Auf allen Gassen lächelnde Hetären,
Der Venus Kinder, welche Gunst gewähren.
Da klingen Weisen, die das Blut erhitzen,
Den Busen, den durchsicht'ger Byssus deckt,
Berühren die verliebten Fingerspitzen,
Da wird geneckt,
Geküßt, geliebt, es gibt sogar ein Fest,
Wo frei im Meer die nackten Mädchen schwimmen.
Zur Liebe locken ringsum tausend Stimmen,
Da findet sich der Rest.
Da wird so Knab' als Mädchen früh geschult,
Wer bliebe keusch und rein, wo alles buhlt?
Cytherens Stadt, Korinth! O bitt're Pein!
Muß Lais' Heimath Deine Heimath sein?
Das sticht wie Dorn und Nesseln. Qual und Gram!
Wer sagt, wie weit Myrtillos mit Dir kam?"

„Wie weit er kam? Sadal, bist Du von Sinnen?"
Sie spricht's, aus ihren blauen Augen fährt
Ein Blitz, der ihn verwundet, wie ein Schwert —
Denn etwas, wie Verachtung, lag darinnen.

VI.

„Fluch dir, Natur, Stiefmutter mir! Du hast
Berghoch auf mich gethürmt des Unglücks Last,
Du gabst mir Liebe — doch zur Folter nur,
Und alles wird mir Werkzeug der Tortur."

So jammert in der Nacht auf seinen Kissen
Sadal, der Fürst. Verstohlen und verzagt,

Die Brust wie von des Bären Klau'n zerrissen,
Schlich er in's Schloß sich heimwärts von der Jagd.

Unsel'ger Jüngling, dem Natur verweigert
Beherrschung seines edlen Selbst, daß gleich
Dem Bergstrom das Gefühl zuhöchst gesteigert,
Hervorbricht und verheert sein eig'nes Reich!

Vernünft'gen Grund zum Argwohn hat er keinen,
Und dennoch ras't er fort und rastet nicht.
Der Thracier, der Barbare, in ihm spricht:
„Der Bildung Menschen sind nicht, was sie scheinen —
Auch sie ist's nicht!"
Und er, der über eine Kluft gesetzt —
Er trägt die Kluft im eig'nen Busen jetzt.

Tag wird's. Die Sonne steigt in's klare Blau
Und wirft die ersten Strahlen auf's Gefild,
Vom feuchten Lager springt empor das Wild
Und schüttelt vom Geweihe sich den Thau.
Er, mit der Bürde schrecklicher Gedanken,
Erhebt sich stumm und ähnlich einem Kranken.

Apame wandelt schon im Königsgarten,
Er tritt an sie heran. Ihr holder Reiz
Bescheint ihn wie die Sonne den Erstarrten,
Dem Gift des Todes schlich in's Blut bereits.
Er blickt sie an von seitwärts — ernst ist sie,
Selbst auf dem Schiff sah er so bleich sie nie —
Ob sie noch grollt? Er sieht geheilt die Narbe
Am Ohr, ein Streifen nur von röthrer Farbe
Mahnt an die Ursach' des unsel'gen Streits.

Auch sie blieb schlaflos diese Nacht. Noch klingt
Im Ohr ihr jener Zornesausbruch nach.
Wie Nordlandshagel, scharf und eisbeschwingt,
Traf sie jedwedes Wort, das Sadal sprach.
Wie war ihr doch? Ein Kind, das sich verlor
Im wilden fremden Wald, kam sie sich vor.

Wie allen Griechen ist ihr Ein's zu eigen:
Sie hat vor dem Gewaltsamen ein Grau'n.
Sie ist gewohnt nur hell die Welt zu schau'n,
Nun sieht sie sich in einem Schattenreigen,
Auf einem Platz, wo ewig Wetter brau'n.
Daß er der Greif, der sie in's Land der Thürme,
Der schwarzen, trug — deß ist sie sich bewußt.
Sie dachte Thracien sich als Reich der Stürme —
Ach, ihre Höhle ist jetzt Sadals Brust!

So eine Weile, stumm, gedankenschwer,
Gehn beide Gatten langsam, ernst daher.
Stolz warnt vor Unterwerfung, Zärtlichkeit
Wünscht der Versöhnung einen Weg bereit.

„Verzeih'" spricht er, „wer selbst gequält, wird pein'gen —
Nur ließ ich meinem Zorn zu sehr den Lauf.
Du konntest Dich mit einem Worte rein'gen
Und sprachst es nicht — das brachte mich so auf.
Sprach ich, was ungebührlich war, vergieb!
Doch meine nicht: ich sähe Ungeheuer.
Ich sag' noch heut': war Dir die Gabe theuer,
So war Dir auch gewiß der Geber lieb.
Als Du im Ton der liebekranken Taube
Erzählt, wie dein Adonis sank in's Grab,
Da starb, in dem ich glücklich war, der Glaube,
Ich sei der Erste, der sein Herz Dir gab,
Der Erste auch, bei dem Dein Herz gedacht:
Ich hab' in mir, was andre selig macht!
Darf man nicht eifersüchtig sein auf Todte?
Sie sind kein Nichts, solang mit seinem Rothe
Der Lebende sie färbt und um sie weint.
Ha, dächtest Du: ob Königin im Norden,
Ich wäre, ihm vereint,
So arm er war, doch glücklicher geworden —
Apame, sprich, wär' er nicht dann mein Feind?
Müßt' ich nicht denken: könnt' ich ihn doch morden!

Gesteh' nun Alles — denn ich muß es wissen!
Hat Dich der Todte heut noch im Besitz,
Zürnst Du dem Schicksal, das Dir ihn entrissen —
Sprich! — — Nachtverirrte segnen selbst den Blitz."

Schon wieder reißt sein wilder Wahn ihn fort,
Da bäumt Apame sich und spricht dies Wort,
Indeß sie finstern Blickes ihn betrachtet:

„Mich rein'gen? Welcher Schuld? Ich weiß von keiner
Als der, daß ich der Eltern Wort mißachtet
Um Deinetwillen. Ja, der Fehl ist meiner . . . . .

Erst war's der schwarze Schatten an der Wand,
Jetzt ist's der Todte aus dem Schattenland,
Es schreckt, wie nahen Wahnsinns ein Symptom,
Dich heute dies und morgen das Phantom . . . .
Beargwohnt sein vom Gatten Nacht und Tag
Ist ärgste Folter . . . . Trag' sie, wer da mag . . ."

Sie ruft's und in den Strom, an dessen Rand
Sie wandeln, springt sie ohne weit'res Wort.
Der Strom geht hoch, er reißt sie mit sich fort,
Kaum sieht man noch ein schwimmendes Gewand.
Starr in der Erde wurzelt Sadals Fuß,
Er weiß, kein Schwimmer theilte je den Fluß!

An schwarzen Schieferfelsen, morsch zerblätternd,
Rauscht er vorbei im Fall von mächt'gen Höh'n,
Die Wogen, vor sich Alles niederschmetternd,
Ersticken rasch ein schmerzlich Angstgestöhn,

Doch hart am Wasser steht ein Taxusbaum
Und streckt weit aus sein knorriges Geäst,
Um das die wilde Woge schäumt. Am Saum
Des Kleids hält er die Halbversunk'ne fest,
Und Sadal springt hinab und, rasch umfaßt,
Bringt er zurück an's Land die theure Last.

Bewußtlos ist sie. Vor ihr sinkt er nieder:
„O, Du wirst leben und die Sonne schau'n,
Doch kehrst Du heute noch zum Leben wieder,
Wird Dir nicht stets vor Deinem Gatten grau'n?
Ich fühl's, ich fühl's, mein Fehl ist grenzenlos!
Ist Dein Erbarmen wie mein Fehl so groß?"

Es war nicht fern vom Schlosse. Sadals Schrei
Rief aus dem Hof die Wandelnden herbei.
Der alte Fürst tritt an den Sohn heran:
„Was hast Du, Mensch, der Gattin angethan?"

„Ach, allzugroßes Leid! Ein unheilvoll
Geschick steht über mir und macht mich toll.
Ihr Bild war mir das Höchste auf der Welt,
Und ich, ein Rasender, hab es zerschellt."

VII.

Er zog hinaus, hat sich der Tage sieben
Auf schneebedeckten Höh'n umhergetrieben,
Ein Jäger, dessen Pfeil den Hirsch erlegt,
Indeß er selbst den Pfeil im Herzen trägt.

Vom Wind gepeitscht, durchnäßt vom Schneegestöber,
Kehrt man in niedre Hütten ein zur Nacht,
Da wird ein Feu'r entfacht,
Nun Wein und Würfel her und um so gröber
Der Spaß, nun, desto mehr wird er belacht.
Der Krug geht um im Kreis der Waidgesellen,
Zuletzt tappt Alles zu den Bärenfellen.

Nur Sadal wacht zu mitternächt'ger Stunde;
Den krausen Kopf starr an die Wand gelehnt
Verträumt die Zeit er, die sich endlos dehnt,
Um ihn gelagert schlafen seine Hunde.

Kaum knistert noch die Lampe vom Gebälke,
Da hört er Schritte sich der Treppe nahn,
Es raschelt auf dem Pfad das Laub, das welke,
Wer irrt zu solcher Stunde im Orkan?

Im nassen Mantel, um die schwarzen Locken
Ein hochroth Tuch gebunden, tritt
Ein Weib herein mit festem Männerschritt,
Die dunklen Augen blitzen unerschrocken.

„Du bist wohl aus Thessalien?“
„Solches hast
Du wohl errathen.“ —
„Und Du gehst allein?“

„Ich bin es längst gewohnt, für mich zu sein.“

„Nun halte Rast,
Hier ist ein Schemel. Hier ist Brod und Wein.
Was ist Dein Thun?“

„Die Zukunft thu' ich kund,
Wenn Du's begehrst, die Deine auch zur Stund.“

Sie faßt schon seine Hand, doch Sadal spricht:
„Des Künft'gen Wissenschaft begehr' ich nicht!
Unwissenheit der Zukunft ist das Gut,
Auf dem des Menschen ganzes Glück beruht . . . .
Viel mehr nach dem verlang' ich, was die Zeit
Bedeckt mit ihrem abgeworf'nen Kleid.
Beschwörst Du Todte auch?“ Nur halb vernehmlich
Haucht er die Frage hin.

„Gewiß, gewiß,
Doch ungern.“
„Warum ungern?“

„Pluto ist grämlich,
Eitel Proserpina, sie mögen's nicht,
Daß man den Frieden des Todtenreichs bricht.“

„Ja wohl!“ spricht Sadal. „Frevel ist's, die Seelen
Zur Wiederkehr zu uns herauf zu quälen,
Das, was im tiefen Schlafe ruht, zu wecken —
Gewaltthat ist es und ein Ding voll Schrecken,
Ein schnödes Werk der Finsterniß.
Und doch — die Erde hält ein Wesen fest,
Das mich bedroht und nimmer von mir läßt —
Ich möcht' es sehn . . . . .“

„Sprich deutlicher: wen will
Dein Auge schau'n?“

„Einen korinth'schen Knaben,
Vom parth'schen Pfeil getödtet und begraben
An Oxus fernem Strand. Er heißt Myrtill.“

„Du sollst ihn sehn,
Du sollst ihn haben.“

Nun schafft sie ernst und leis.
Zum Holzstoß thürmt sie auf der Scheiter viele,
Zieht mit des Herdes Asche einen Kreis
Und schreibt geheime Zeichen auf die Diele.

Als dies gethan, tritt sie an ihn heran:
„Bereitet ist das Werk! Nun sei ein Mann!
Zieh Deine Schuhe aus — tritt in den Kreis,
Der hier gezeichnet — so ist's recht — und ritze
Die Ader Dir mit Deines Dolches Spitze
Und träufle, wenn die Flamme aufwärts loht,
Dein Blut darein — das thut den Schatten Noth."

Und er, gehorsam, folget dem Geheiß.

Nun deutet sie zurück, denn sie allein
Darf in der Zauberwerke Nähe sein.
Im Kreise über ihrem Haupt bewegt
Sie einen Zweig vom Eibenbaum — da schlägt
Von zartem Rauch ein halbdurchsicht'ger Flor
— Der graue Dunst des Erebus — empor.
Es prasselt auf, es zischt
Und aus der Gluth, genährt mit Spezerei'n,
Zuckt's in den Dünsten mit gespenst'gem Schein.
Die Lampe, die herniedersah, erlischt.

„Beschwor'ner Geist, was säumst so lange Du?
Gerufen hab' ich Dich mit Zauberworten,
Weit offen stehn des Schattenreiches Pforten,
Ist Dir so lieb die Ruh?" . . . .

Wie vor dem Sturz der Hagelwettersäule
Seltsame Stimmen hallen in den Lüften,
Ertönt jetzt Meergebraus und Windsgeheule,
Ein Pfeifen, Toben, Brüllen, wie aus Grüften,
Als zöge um die Hütte sich ein Kreis.
Des Hörers Herz gefriert dabei zu Eis.
Indeß von draußen fremde Stimmen klagen,
Wie wenn auf Windesflügeln Geister jagen,
Von einem Feuer, das im Innern glimmt,
Erglüht der Ball, der über'm Holzstoß schwimmt.
Sadal, wie festgebannt und ohne Hauch,
Starrt finstern Aug's in diesen Ball von Rauch.

Da aus den Dünsten, die sich kreisend regen,
Blickt ihm ein Jünglingsangesicht entgegen,
Es ist kein Blendwerk. Er sieht Stirn und Brau'n,
Gelockten Haares wildverworr'ne Wellen,
Zwei Augen, die wie schlummertrunken schau'n,
Jetzt sich erhellen.

„Liebst Du sie noch?" Die Frage will er stellen.
Das Wort versagt, er ringt sich mächtig auf,
Doch ihren Dienst versagen ihm die Glieder.
Aufstöhnend sinkt er starr, bewußtlos nieder —
Und draußen stürmt's — es glimmt der Aschenhauf.

VIII.

Um ist die Woche, schon der Tage acht
Hat Sadal auf der Wandrung zugebracht.

Am neunten Tag bei seiner Wiederkehr
Trifft er im Schloß die Königin nicht mehr.
„In's Haus der Artemis Tauropolos,
Das den Bedrängten offen, trat sie ein.
Was sie besaß, ließ sie zurück im Schloß,
Dem strengen Dienst der Göttin sich zu weih'n."

Betäubung faßt den König. Hin, dahin
Der Rausch, der Zorn, der trotzig wilde Sinn!
Wie Einer, der beladen mit Verbrechen,
Eilt er zum Tempel, dort muß er sie sprechen,
Zur Rückkehr sie bewegen, seine Schuld
Ist groß, doch zehnmal größer ihre Huld.

O schreckliche Minuten, qualvoll bitter,
Im kalten Atrium. Er steht und weint,
Wie nie im Leben noch, bis hinter'm Gitter
Vor ihm ein blasses Frauenbild erscheint.

„Sadal, Sadal! Du warst der einz'ge Mann,
Den jemals ich geliebt. Warum verrann
Die Zeit des Glücks so schnell doch für uns beide?
Ich liebte Dich, doch nur zu meinem Leide —
Das ist nun hin.

Ich liebte Dich. Ich werde keinen mehr
Im Leben jemals lieben. Wenn Du Dich
Noch unvernünft'ger zeigtest, als bisher,
Verzieh' ich Dir; doch keine Wiederkehr!
Hin ist dahin.

Wär' mir nicht klar, daß Du nie kannst genesen,
Daß Deine Eifersucht nie sterben kann,
Nur ihren Ausdruck ändern, nicht ihr Wesen —
Ich ginge nicht von Dir, Du rauher Mann,
Glaub mir, glaub mir:
Nie trennt' ich mich von Dir!

Noch jetzt, da ich von Dir auf ewig scheide,
Vernimm, ich habe Dich allein geliebt.
Erinnerung gibt
Noch einen Schein von Glücke meinem Leide.

Zur Göttin, die von aller Liebe frei,
Hab' ich mich nun gewandt. Ihr Tempel sei
Mein Haus, mein Heim, denn Haus und Heimath warf
Ich Deinetwillen hinter mir. Ich darf
Das blaue Meer, die Stadt, den Schmelz der Au'n
Nie wieder schau'n.

Ich bleibe hier, dem Eise nah, im Norden,
Nach thracischem Gesetz erkiese Dir
Ein ander Weib, sei glücklicher mit ihr,
Und mach sie glücklicher als ich geworden."

Bei dieser Worte schmerzlichem Erguß
Bebt Sadal wie ein sturmgepeitschtes Rohr.
Die auf des Gitters Erz gelegte Hand
Fühlt einen Kuß, ach einen flücht'gen Kuß,
Er blickt empor —
Doch die der Hand ihn aufgedrückt, verschwand.

Und es ist finstre Nacht um Sadal. Stumm
Wankt er, ein Bettler, aus dem Atrium.

IX.

Sadal hat einen grausen Schwur gethan,
Sobald sein stummer Schmerz dem Zorne wich:
Wenn ihm die Frauen in Diana's Haus
Sein Weib nicht wiedergeben — dann die Bahn
In's Innere des Tempels bricht er sich
Und trägt, sein Recht vertheid'gend, sie hinaus.

Indeß hat diese, ihm zuvorzukommen,
Bereits den Eid geschworen am Altar,
Schon fällt ihr Haar,
Als Magd der Göttin wird sie aufgenommen.
Nie schmückt die Krone mehr
Das Haupt, von Kummer schwer,
Nie wird des goldverbrämten Purpurs Welle
Um ihre Schönheit fließen, stolz und hehr —
Gebadet wird sie in der heil'gen Quelle.

Indeß mit hundert Kriegern, rasch gesammelt,
Eilt Sadal hin, zu jeder That entschlossen.
Sein Auge blitzt, die Stirne dräut, es stammelt
Der Mund geheime Losung den Genossen.

Und schon vom Feuerschein geschwung'ner Brände
Erglüh'n des Tempels weiße Marmorwände.

Im Angesichte solchen Frevels tritt
Der Priesterinnen Aelteste hervor,
Läßt offen hinter sich das erz'ne Thor
Als wär's gefeit vor jedes Frevlers Schritt.
So vorwärts geht die greise Frau und fällt
Vor Sadal hin, der noch die Fackel hält.

„Ich bitte nicht für diesen Tempel! Schone
Dich selber, Deinen Namen, Deine Krone,
Denn Götter halten über uns Gericht!
Dein Grimm ist frevelhaft, Dein Thun vergebens —
In diesem Haus triffst Du Apamen nicht!"

„Wo wär' sie hingekommen? Keine Frau,
Der Artemis zu Dienst, verläßt den Bau."

Die Priesterin, die bei Verlust des Lebens
Nicht lügen darf, entgegnet:
„Wilder That
Von Dir gewärtig, ward auf Cotys' Rath
Die Deine Gattin war, dahin gerettet,
Wo selbst Dein Toben, der Vernunft entkettet,
Sie nicht mehr raubt. Darum geh' heim, mein Sohn.
Entsühne Dich und sänft'ge Deine Seele.
Apame wohnt im Tempel der Cybele,
Der Artemis zu eigen ist sie schon."

Bei dieser Nachricht, wie vom Blitz getroffen
Sinkt in der Sein'gen Schaar der König hin.
Zum Thor des Tempels, der noch immer offen,
Tappt heimwärts ihren Weg die Priesterin.

X.

Wo, daß sie sich dem mächt'gen Strom vermähle,
Die Tundja zum vielarm'gen Hebrus zieht,
Auf Thraciens uralt heiligem Gebiet
Erhebt die Tempelburg sich der Cybele.

Ein ungeheurer Würfel steigt auf breiter
Grundlage auf, in starrer Unform mächtig,
Auf diesem Würfel thront ein klein'rer zweiter,
Auf dem ein dritter, und so immer weiter,
Als stürmt' den Himmel selber ein andächtig
Gewaltiges Gefühl; so, starr und grau
Bis in die Wolken aufwärts ragt der Bau.

Bedeckte rings die ganze Welt ein Meer,
Der First, gewohnt, der Wolken Zug zu tragen,
Er würde hoch die Wasser überragen,
Der Thurm ein Pharus dastehn, stolz und hehr.

Er ist so hoch, daß ihn schon morgens sieht,
Wer wandernd abends kömmt in sein Gebiet.
Ein ganz Gebirg zerschlugen Menschenhände,
Um diese breiten Wälle aufzubau'n,
Und aufzuthürmen diese mächt'gen Wände,
Die auf das Land wie Bergeswände schau'n.
Am Flug empor zum letzten Zinnenringe
Ermattete sogar des Adlers Schwinge.

Das Wasserlabyrinth umspannen Brücken,
Zum Tempel führend mit gehob'nem Rücken,
Zehn hohe Thürme unter hohem Bogen
Gehn durch den Wall, der um den Thurm gezogen.

Zum Hebrusstrom, der diese Burg im raschen
Gewundenen Lauf umströmt, im Fall erbrausend,
Ziehn Menschenschaaren tausend, abertausend,
Sich hier in ihren Sünden rein zu waschen,
Wo schon Orest in grauer Sagenzeit
Sich wusch und so von Muttermord befreit.

So ist des Tempels Bau und er enthält
Das größte Heiligthum bekannter Welt.

Ein Bild, kein Menschenwerk, ureig'ner Art,
Fiel einst vom Himmel nieder in die Wildniß
Und ruht seit tausend Jahren hier verwahrt —
Cybelen's ist's, der großen Mutter, Bildniß.

Dreihundert Priester schützen es, in gelben
Gewändern wandelnd durch der Burg Reviere,
Eintausend Knechte sind zu Dienst denselben
Und endlos fließt das Blut der Opferthiere:
Der weißen Widder und der schwarzen Stiere.
Doch nur der Hohepriester naht dem Bild,
Am großen Fest; in's Sanctuar des Thurms
Im Kleid von Leinen tritt er ein, es gilt
Für unrein das Gespinnst des Seidenwurms.

In diese Tempelburg hat man bei Nacht
Die Priesterin, einst Königin, gebracht.

Doch keine Rücksicht, keiner Göttin Namen
Hält Sadal ab, das Aergste auszusinnen.
Ausliefern soll man ihm sein Weib, Apamen,
Ihm zehnfach theurer als das Bild da drinnen.
Er ist der Herr. Kein Sterblicher soll sagen,
Daß ihm, was er verlangt, ward abgeschlagen.
Und durch des Flusses Furthen schlau und sacht
Führt er die Seinen unter'm Schutz der Nacht,
Die Priester sehn, als sie der Morgen weckt,
Von allen Seiten Sturmzeug aufgefahren,
Das Feld bedeckt,
So weit das Auge reicht, von Kriegerschaaren.

Schon soll der Sturm der Tempelburg beginnen,
Da rufen laut Trompeten von den Zinnen,
Der Hohepriester selbst steht auf dem Walle
Und spricht herunter, daß es hören Alle:

„Zieh ab, Bethörter, thu's zu Deinem Glück!
Dies Haus belagern, heißt den Himmel stürmen,
Es gibt, die drin geborgen, nie zurück,
Dein Königrecht hört auf vor diesen Thürmen.
Geh heim! Laß vor dem Schlimmsten Dich bewahren!
Sieh hier den Schrein von Erz, in dessen Hut,
Dreifach verwahrt, der Göttin Bildniß ruht:
Wenn ich ihn öffne, wird auf Deine Schaaren

Blindheit und Wahnsinn blitzgleich niederfahren,
Und all' Dein Kriegervolk erliegt der Wuth."

Mit Grauen hört des Priesters Wort das Heer,
Nur Sadal trotzt. Ihm hat des Schmerzes Rasen
Des Lichtes letzten Schimmer ausgeblasen,
Der Burg in's Antlitz schüttelt er den Speer.
Mit Wein vollauf bewirthet er die Schaaren
Und rüstet nun den Sturm der Burg für morgen —
Sein muß sie werden, die darin geborgen.
Wer's überlebt, wird den Erfolg erfahren.

XI.

Gehör bei Sadal heischt zu nächt'ger Zeit
Ein Mann, der aufwärts durch die Furthen schlich,
Viel gar geheimer Dinge rühmt er sich —
Man gibt ihm bis zum Königszelt Geleit.

Und also spricht er: „König, Du bist groß,
Doch fürchte, klein zu werden! Nur den Klugen
Gehört der Sieg. Gehst Du gesenkten Hauptes
Dem Widder gleich, den Feind berennend, los,
Nicht einen Stein verrückst Du aus den Fugen,
Die eig'ne Stirn zerschellst Du Dir im Stoß.

Doch, König, schaff' ich Dir, was Du begehrst!
Dein Weib erhältst Du wieder, Dein geraubtes,
Wenn Du genau an meinen Rath Dich kehrst.
Vernimm: ich habe einen Gang erspürt,
Der unterm Strome Dich zum Tempel führt!"

Des Königs Aug' blitzt auf bei diesem Wort.
„Sprichst Du die Wahrheit, fordre jeden Lohn."
Der Andre drauf: „in wenig Stunden schon
Erprobst Du, daß ich wahr gesprochen — dort!"
Und in die Richtung weist die braune Hand,
Wo berghoch auf sich thürmt die Mauerwand.

Das Aug' erglüht von der Erwartung Feuer,
Springt Sadal auf, er mag nicht länger weilen,
Er schaart und waffnet eine Schaar Getreuer,
Brecheisen, Fackeln läßt er rasch vertheilen,
Und durch die Nacht geht's hin mit leisem Fuß,
Voran der fremde Mann, daß er sie führe.
Im strauchumwachs'nen Felsgestein, am Fluß,
In einer Höhlung zeigt er eine Thüre.
Umrankt von Farr'n und Moosen jeder Art,
Ist sie mit Ring und Riegel wohl verwahrt.

Die Eisenthüre wird gesprengt, da taucht
Der Blick in einer Wendeltreppe Schlund,
Aus der ein Odem wie aus Grabesgrund
— Der Tiefe böser Dunst — entgegen haucht.

So niedrig ist der Gang, der Bau so schmal,
Gesenkten Haupts nur kann man niedersteigen,
Und Räume thun sich auf, in die der Strahl
Der Sonne und der Sterne nie sich stahl —
Hier herrschen Finsterniß und ew'ges Schweigen.

Wie, — daß davor die Blicke sich entsetzen,
Tropfsteingebilde an der Wölbung hangen
Hier Kröten ähnlich, Riesenspinnennetzen,
Hier Strähnen Haar's von Drachen und von Schlangen.
Der Muthigste, der, tastend an der Wand,
Gewürm des Abgrunds anfaßt mit der Hand,
Fühlt in der Brust das warme Blut gerinnen.
In diesem Labyrinthe sich verlieren —
Den Ausweg suchend, hülfelos erfrieren —
Der einzige Gedanke bringt von Sinnen.

Sein Lämplein haltend, hinter ihm der Streiter
Ergeb'ne Schaar, dringt Sadal weit und weiter.
Oft auf den schlamm'gen Treppen weicht sein Fuß,
Die Nässe, die von schwarzbemoosten Quadern
Heruntersickert aus geheimen Adern
Sagt Allen jetzt: sie sind schon unter'm Fluß.

Inzwischen schläft in hochgewölbter Zelle
Auf nied'rem Bett bei matter Lampenhelle
Der Oberpriester ruhelosen Schlaf.
Um ihn in Kisten, angefüllt zum Rande,
Hier — von Gesteinen funkelnde Gewande,
Dort — gold'ne Krüge, Balsambüchsen, Ringe,
Vielarm'ge Leuchter, Urnen — hundert Dinge,
Gerafft zusammen, wie sich's eben traf.

Da tönt an's Ohr ihm unterirdisch' Pochen,
Er träumt: es habe sich der Grund gespalten,
Ein mächt'ger Drache sei emporgekrochen
Und schnappe schon nach seines Mantels Falten.
Er springt empor:
Und Schritte hört er schon am innern Thor,
Getös wie Erz auf Erz, Geschrei und Rufen,
Man kämpft bereits vor seiner Kammer Stufen.

Sadal ist da, das Antlitz wild geröthet,
Er steht im Knäul der Priester und der Krieger.
Sein Ruf ist: was sich nicht ergibt, das tödtet!
Doch nimmer frägt sich's, wer der Unterlieger?
Dem Einen sitzt das Schwert schon im Genick,
Der starrt empor mit einem Todesblick.
Die Burg ist Sadals und er mag darin
Fortan gebieten, wie es ihm zu Sinn.

„Ihr riethet mir, der Göttin Zorn zu scheuen!
Von dieser Stund' an kann ich Euer lachen!
Nicht meine Macht, die Eure kam zu Falle,

Seht, ob Cybele kömmt mit ihren Leuen?
Zeigt uns das Bildniß, das uns toll soll machen?
Mich und mein Heer?" . . . .

Er ruft's in einer Halle,
Wo aufwärts strebend von gewalt'gen Knaufen
Zwei mächt'ge Säulenreih'n im Halbkreis laufen;
Er blickt empor: zu ihm herunterscheint
Ein weißes Frauenbild, vor Schreck versteint.
Apame ist's — sein starkes Knie will brechen —
Und leise hört er, leise,
Doch — wie vernehmlich! diese Worte sprechen:

„Ich wundre mich nicht, Sadal, daß Du mir,
Als ich Dein Weib noch war, das Herz zerrissest,
Da Du wie Typhon jetzt den Göttern selbst
Den Krieg ankündigest, verweg'ner Mann!
Vernimm: der Artemis Geweihte bin ich,
Dein Weib nicht mehr, Du nicht mein Gatte mehr.
Was stürmst Du mein Asyl, als dächtest Du
Zurückzuführen, die zurück nicht kann?

O öffne nicht die Arme! kein Willkommen
Darfst Du mir bieten. Ich darf keins gewähren.
Ja, wäre die Erinnerung an Dich
Und alle Härte, die Du mir gezeigt,
Hinweggetilgt und hätt' ich ganz vergessen,
Daß bei Dir dauern kann kein Lebensglück,
Weil immer dessen Grund der Zweifel lockert
Und unverdienter Argwohn — nein, auch dann
Könnt' es nicht sein — ich sprach Gelübde aus,
Die bindend sind für dies und jenes Leben.

Du anerkennst sie nicht. Du stürmest vorwärts,
Mitschuldig machst Du Deiner Frevel mich,
Ach, Lachen Bluts und Leichen seh ich hier.
Es sei genug. So scheid' ich mich von Dir!"

So spricht Apame von des Söllers Rand.
Erhoben sieht der König eine Hand,
Sie zückt den Dolch — roth färbt sich das Gewand,
Der Brust entwindet sich ein Seufzer schwer
Und — keinen Seufzer haucht die Lippe mehr.

Und Sadal? Sadal? Erst, wie selbst getroffen
Wankt er, das Antlitz starr, die Augen offen.
Als wär' dem Körper jede Kraft geraubt,
Entfällt das Schwert dem Arm, der Helm dem Haupt,
Herab, von vielen Armen sanft umfaßt,
Wird ihm gebracht die theure, theure Last.

Ist es Apame? Ja, sie ist's, sie war's!
Wo sind die sonn'gen Wellen ihres Haars?
Das ist ihr Antlitz! Alabasterblaß,

Des Himmels Spiegel einst. Er sieht umflort
Das schöne Aug', die schöne Brust durchbohrt,
Zerwühlt, durchsickert von scharlach'nem Naß.
O armer, armer Sadal! Er erhält
Zurück, was ihm einst mehr war als die Welt,
Doch wie? Entseelt, zertrümmert und zerschellt.

Zu Boden stürzt er, wie ein Leichnam fällt.

XII.

Im schattenvollen Wald, auf rauhen Pfaden,
Dem Jäger nur bekannt, entlang dem Fluß,
Irrt Einer, wie mit einem Fluch beladen,
Schwankenden Ganges und mit wundem Fuß.

Ihm deckt den Tisch der Wald, die Felsenquelle,
Und schlummert er, so ist's auf einem Stein,
Vernimmt er ein Geräusch, so flieht er schnelle,
Denn jedes Menschenaug' scheut seine Pein.

S'ist Sadal, der unsel'ge. Wie ein Thier,
Ein wundes Thier, irrt er nun Wochen schon.
Der edlen Stirne ist der Geist entfloh'n,
Die dunklen Augen blicken starr und stier.

Nach einem Hochland ist er auf der Reise
Und folgt dahin der Richtung unverwandt.
Im rauh'sten Hämus, nah dem ew'gen Eise
Sucht er ein Thal — das Wolfsland wird's genannt.
Dort, nicht von eig'nen, nicht von Menschenhänden,
In ausgesuchten Qualen will er enden!

Nun steht er still in einem Thaleskessel:
Rings eine starre, ungeheure Welt,
Vor ihm im Halbkreis Berge, die wie Sessel
Für einen Rath von Göttern aufgestellt.
Bekranzt mit Eis, geschmückt mit Sonnengold,
Den Fuß im Strome, der zur Tiefe rollt.
Ein tiefster Ernst haucht hier den Wand'rer an:
Nicht weiter, Mensch, darfst Du den Ew'gen nahn!

Durch dieses Thal, besäet mit weißen Blöcken,
Rauscht ein Gewässer hin, gewaltig, reißend,
Die Wolfsfurth heißt es zu der Menschen Schrecken.
Hier, jedes in den Schweif des Vormanns beißend,
Ziehn nächtens zum jenseitigen Reviere
Der großen Artemis furchtbare Thiere.

Wer je als Jäger sah den grauen Streif
Im Mondenschein quer durch den Bergstrom schwimmen,
Den Zug der Wölfe — jeden, mit dem Schweif
Des Vorderwolfs im Maul — wer ihre Stimmen

Jemals gehört, der Landenden Gebelfer,
Der, sei's auch fünfzig Jahre her, erbebt
Und preist die Götter laut, die großen Helfer.

Hier setzt sich Sadal nieder, seinen Stab
Und seine Wandertasche legt er ab
Und sieht sich um in seinem großen Grab.

„Ihr Wölfe Thraciens," ruft er, „graue Hunde
Der großen Artemis, die ich beleidigt,
Seht hier den Frevler, der sich nicht vertheidigt,
Vielmehr sich sehnt nach seiner Todeswunde,
Kommt her zu ihm, der, seit er sich verging,
Verdorrt und siecht, den Schlummer nicht umfing
Seit er der Götter Heiligthum erbrochen!
Und reißt ihr ihm das Fleisch von seinen Knochen,
Er spricht: ihr seid gerecht; er ist geduldig,
Ihr Rächenden, denn er ist schuldig, schuldig!"

Er ruft es laut: des Abends letzter Schein
Bestrahlt den grauen Fels, den Opferstein,
Es wiederholt das Echo fort und fort
Von Kluft zu Kluft des Opfers letztes Wort.

XIII.

Vom Froste starr, verhungert halb, voll Wunden,
So fanden ihn, geführt von treuen Hunden
— Es leitete das Blut sie auf den Steinen —
Zuletzt, die nach ihm ausgesandt, die Seinen.

Er kennt die Männer nicht, die ihn umstehn,
Doch läßt er es geschehn,
Daß sie ihn sanft auf eine Tragbahr legen.
In kummervollem Schweigen
Beginnt die Heimfahrt nun auf rauhen Steigen —
Er setzt ihr keinen Widerstand entgegen.

Die Männer, die ihn hüten,
Seh'n tagelang ihn ruh'n in dumpfem Brüten,
Das Haupt zur Brust geneigt
Sitzt wie ein todtes Bildniß er, und schweigt.
Da war in einer Nacht
Der ganze Wald von Mondenlicht umflossen.
Sadal erwacht —
Es sah'n die unsern lagernden Genossen,
Wie er sich still erhebt
Und neu belebt
Sich wiederfindet im bekannten Thal —
Ach, einen Stillstand fand er seiner Qual!

Erinnerung des Glücks, dereinst genossen,
Malt in den hagern Zügen sich, er spricht:

„Ich hört ein Ach!
Wohl tönt' es schwach,
Doch ihre Stimme war's, — die täuscht mich nicht!“

Wo silbern blühend zwei Gebüsche nicken,
Hinschleicht er auf den Knieen — still, o still —
Apamen glaubt er zu erblicken —
„Doch — ist das nicht Myrtill? —
Und liegt dort nicht sein Kahn? — er trieb an's Land,
Da war es, wo sich Herz zum Herzen fand . . . .“

Und schmerzlich wimmernd sinkt er in den Sand.

Schon ist die Stadt in Sicht mit ihren Thürmen,
Da weckt ein Wetter, welches sich erhoben,
In Sadals krankem Hirn ein wildes Toben,
Daß finster wieder die Gedanken stürmen.

Sein Ohr ist nicht mehr taub.
Ein schwarz Gewölk, in dem es flammt und grollt,
Der aufgewehte Staub,
Der angeschwoll'ne Fluß, der unsern rollt,
Sie schrecken seine wahnbethörte Seele —
„So nahst Du, ruft er, Rächerin Cybele?“

Die schwarze Wolkenwand durchzuckt ein Blitz.
Da hebt er sich vom Sitz,
Er glaubt ein nahendes Gespann zu schau'n.
Im Blick gespenst'ges Grau'n,
Gesträubt das Haar,
Durchbricht er wüthend seiner Wächter Schaar,
Stürzt vorwärts — ein gejagtes Wild im Lauf,
Ein Sprung — ein Schrei — der Abgrund nimmt ihn auf.

An die modernen Alexandriner.

Epigramme von Friedrich Bodenstedt.

Schickt man mir Eure Bücher in's Haus,
Ihr fliegenfangenden Kleinigkeitskrämer,
Ich würfe sie gleich zum Fenster hinaus,
Müßt' ich sie dann nicht bezahlen als „Nehmer".

Ihr zeigt uns Goethe in seiner Blöße,
Wie ihn Bedientenaugen sahn;
Ich seh' ihn lieber in seiner Größe,
Im Schmuck, den er sich selber angethan.

Ihr reicht dem Riesen nicht bis zum Knie, —
Und wollt nun seine Größe messen,
Wenn er sich bückt zu trinken, zu essen; —
Wir suchen sie in seiner Poesie.

Wenn selig meine Augen sich erhellen,
Weil eine hehre Schönheit mich entzückt, —
Was scheeren mich die Schneidermamsellen
Und Kammerzofen, die sie geschmückt!

Daß auch der größte Genius,
Dafern er Kleider trägt und Hemden,
Waschfrau und Schneider haben muß,
Wird keine Menschenseele befremden.

Befremdlich ist nur, daß all' den Bettel
Von Kleiderrechnung und Wäschezettel
Herauszugeben nach halbem Jahrhundert,
Wird als verdienstliches Werk bewundert.

Wie glücklich sind wir mit Shakespeare gewesen!
Den brauchen wir immer nur selber zu lesen:
Der gütige Himmel zerstörte bei Zeiten
Die shakespeareanischen Kleinigkeiten.

Jeden Lappen und Zettel zu untersuchen
Und Alles darüber genau zu buchen,
Das Unterste zu oberst kehren:
Heißt das unsre großen Männer ehren?

Was sie der Welt wollten offenbaren,
Das haben wir durch sie selbst erfahren,
Und was sie selbst geheim gehalten,
Seid Ihr nicht berufen zu entfalten.

Man entfernt das Gerüst nach des Bau's Vollendung,
Daß wir ihn vollendet mögen schauen,
Ihr aber gebt Euch die traurige Sendung,
Ihn neu mit Gerüsten zu umbauen,
Zu suchen nach weggeworfenen Splittern.
O möchte der Himmel hineingewittern,
Der Blitz entzünden den ganzen Plunder!
Das gäbe ein wahres Beleuchtungswunder
Der Bilder unsrer hehren Meister,
Befreit vom Staub der Sammelgeister!

Gescheitert.

Erzählung von A. Vivanti-Lindau.

I.

Es muß ungefähr dreißig Jahre her sein, seit ich ihn zum ersten Mal sah. Ich war im Comptoir von Loughton, Loughton & Comp. in London und unterhielt mich mit dem Chef des Hauses, meinem alten Freunde, Robert Loughton.

„Wer führt Ihre deutsche Correspondenz?“ hatte ich ihn gefragt. „Die Briefe sind Meisterwerke, dem Inhalt wie der Form nach. Wir sehen ihrer Ankunft wie einem Ereigniß entgegen und sie haben einen merklichen Einfluß auf unsre Geschäfte, denn sie zeugen von einem Scharfsinn, einer Tragweite des Geistes, die überrascht.“

Mit wohlgefälligem Lächeln hörte Herr Loughton meine Lobpreisungen an und erwiderte: „Sie haben Recht; der junge Mann, der meine deutsche Correspondenz besorgt, ist ein ausgezeichneter Kopf, und ich bin stolz darauf, ihn herangebildet zu haben, denn er ist ganz in meiner Schule aufgewachsen. — Er kam vor zehn Jahren als fünfzehnjähriger Bursche zu mir. Apropos! er ist halb und halb ein Landsmann von Ihnen. Seine Mutter ist eine Deutsche, und so viel ich weiß, eine gescheute, tüchtige Frau. Sein Vater hingegen war ein Thunichtgut. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Er ging fort, — nach Australien glaube ich, — und man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Die verlassene Frau ernährte sich und ihren Knaben durch Unterrichtgeben; sie wurde mir empfohlen, und ich nahm den Sohn in mein Comptoir. Vom Laufburschen hat er sich nach und nach zu meinem auswärtigen Correspondenten heraufgearbeitet, und was mehr ist, er hat einen bedeutenden Einfluß im Geschäft errungen. Ich unternehme nichts Wichtiges, ohne mich mit dem jungen Merton zu besprechen, und habe es bis jetzt jedesmal bereut, wenn ich meinem eigenen Gutachten folgend, seiner Ansicht entgegen gehandelt habe. — Er ist ein höchst intelligenter Mensch von einer rastlosen Thätigkeit und Energie. Wenn Sie es wünschen, werde ich ihn Ihnen vorstellen!“

„Thun Sie das,“ erwiderte ich, „Ihr Correspondent interessirt mich, und ich wechselte gern ein paar Worte mit ihm.“

„Mr. Merton!“ rief mein Geschäftsfreund; und einen Augenblick darauf erschien ein junger Mann in der Thür, die aus dem Comptoir in das Cabinet des Herrn Loughton führte. — Auf den ersten Blick erkannte ich seine deutsche Abstammung. Das war unzweifelhaft „une tête carrée.“ Welch' mächtige Stirn! voll, prächtig gewölbt und besonders in der Region der Augenbraunen außerordentlich

entwickelt. Ein gewöhnliches Gesicht wäre von solcher Stirn erdrückt worden, die Züge wären klein und unbedeutend erschienen, aber die von Mr. Merton waren in Harmonie mit derselben. Die Augen groß, voll, von stahlblauer Farbe, hatten einen klaren, durchdringenden Blick; Mund und Kinn drückten unbeugsamen Willen aus.

Herr Loughton stellte uns einander vor. — Obgleich bescheiden in seinem Auftreten, hatte Mr. Mertons Wesen doch etwas sehr Sicheres und Bestimmtes; und nach wenigen Minuten waren wir in ein für mich höchst anregendes Gespräch verwickelt. Seine Unterhaltung hatte dieselben Vorzüge, die seine schriftlichen Mittheilungen auszeichneten; eine große Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks, bei bewunderungswürdiger Gedankenfülle. Was er sagte, interessirte mich so lebhaft, daß ich fast ausschließlich zuhörte und mich darauf beschränkte, ihn zum Sprechen aufzumuntern.

Nach Verlauf von beinahe einer Stunde brach ich endlich die Unterhaltung ab. Ich sprach dem jungen Mann mein Vergnügen aus, seine persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben und die Hoffnung, dieselbe, bei meinem nächsten Besuche in London, zu erneuern. — Bald darauf empfahl ich mich Herrn Loughton, nachdem ich ihm zu seinem Mitarbeiter Glück gewünscht hatte. —

Kaum ein Jahr nach meinem Besuch in London bemerkte ich, daß die Briefe, welche ich von Loughton, Loughton & Comp. erhielt von einer fremden Hand und in einem andern Geiste geschrieben waren.

In einem Privatbriefe an Herrn Robert Loughton frug ich diesen, weshalb Mr. Merton seit einiger Zeit aufgehört habe, die Correspondenz zu führen.

„John Merton hat uns verlassen," schrieb mein Freund mir zurück. „Wir haben uns ungern von ihm getrennt, aber er ist von einem nicht zu befriedigenden Ehrgeiz. — Wir boten ihm unsere Procura und ein glänzendes Gehalt an; und als ihm dies nicht zu genügen schien, ein Interesse am Geschäft; aber auch damit war er nicht zufrieden. Theilnehmer wollte er werden und bestand sogar darauf, daß sein Name in die Firma aufgenommen und dieselbe statt Loughton, Lougthon & Comp. in Zukunft Loughton, Loughton & Merton heißen sollte. In Bezug auf pecuniäre Bedingungen zeigte er sich bescheiden, jedoch auf die tolle Prätension, Theilnehmer zu werden, wollte er nicht verzichten. Da wir darauf nicht eingingen, hat er uns verlassen und sich selbständig etablirt. Ein hiesiger Banquier hat ihm ein Capital vorgeschossen, und das Haus Merton & Comp. fängt schon an, uns bedeutende Concurrenz zu machen. — Mein Bruder Henry ist der Meinung, daß wir ihn um jeden Preis hätten festhalten sollen, aber ich selbst bereue unsere Trennung nicht. Er war ehrgeizig und herrschsüchtig. Er, unser ehemaliger Laufbursche, wäre, ehe wir uns dessen versehen hätten, unser Herr geworden; — wir seine Diener. Schon in der letzten Zeit wollte er Alles nach seinem Willen lenken und war unzufrieden, wenn er nicht fessellos schalten und walten konnte."

II.

Fast zehn Jahre waren vergangen, als ich John Merton wieder sah. Ich befand mich in Geschäften in London und wohnte bei dieser Gelegenheit einem öffentlichen Gastmahl bei, das nach englischem Brauch für einen Wohlthätigkeitszweck ver=

anstaltet war. Ein Herzog präsidirte, und an seiner Seite saß Mr. Merton, nun aber nicht mehr schlechthin „Mr. Merton“, sondern „John Merton, Esquier M. P.“ (Mitglied des Parlaments).

Ich hatte längst von dem überraschenden Glückswechsel des ehemaligen Correspondenten meines Freundes Loughton gehört und war begierig, einen Mann wieder zu sehen, der im Zeitraum von zehn Jahren ein kolossales Vermögen erworben hatte, dessen großartige Unternehmungen von glänzendem Erfolg gekrönt waren, und dessen Name zu den ersten und angesehensten in der Handelswelt gehörte.

Sein Aeußeres hatte sich wenig verändert; nur sein dunkelblondes Haar war etwas spärlicher auf dem Scheitel geworden und seine Stirn erschien dadurch noch höher gewölbt, noch wuchtiger. Aber das Auge hatte nichts von seinem Glanze und seiner Lebhaftigkeit verloren; nur war an die Stelle einer gewissen bescheidenen Zurückhaltung, die früher seine Erscheinung charakterisirte, eine siegesfrohe Sicherheit getreten, die nicht frei war von einem leisen Anflug der Selbstgefälligkeit.

Ihm war „Alles wohlgerathen“: was er auch erstrebt, er hatte es erreicht: Reichthum, Ansehen, Einfluß. Die Welt neigte sich vor dem Glücklichen und verehrte seinen Erfolg. — Die stolzen Adligen Englands hielten es nicht unter ihrer Würde, ihn in ihre Clubs aufzunehmen und an seiner Tafel zu schwelgen; Minister und Parteiführer schmeichelten dem Manne, der, wenn er bisher auch nicht oft als Parlamentsredner aufgetreten war, doch in den Ausschußsitzungen und bei Abstimmungen einen großen Einfluß ausübte; — Mütter heirathsfähiger Töchter, bestürmten ihn mit Einladungen zu Bällen und fêtes champêtres; Schaaren von Bittstellern belagerten ihn; — er war der Allgesuchte, der Allgepriesene. Es war nicht zu verwundern, daß Mr. Merton mit sich und der Welt zufrieden schien.

Der übliche Toast, „die Königin“, war mit den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen ausgebracht worden; des Prinzen von Wales und der königlichen Familie hatte man in gleicher Weise gedacht: als der Präsident sich noch einmal erhob, um die Gäste aufzufordern, auf das Gedeihen und segensreiche Wirken der Gesellschaft, in deren Interesse sie sich versammelt hatten, anzustoßen. „Und ich ersuche Sie,“ schloß er seine Rede, „zu gleicher Zeit des edlen, großherzigen Mannes zu gedenken, dessen beispielloser Freigebigkeit die Gesellschaft es verdankt, daß sie in Zukunft im Stande sein wird, ihre wohlthätige Wirksamkeit bedeutend auszudehnen; ich meine den Mann hier an meiner Rechten, den Mann, den ich mit Stolz meinen Freund nenne, dessen Name überall, wohin sich unser Handel erstreckt, sei es im fernen Osten, in China und Japan; sei es im weitentlegenen Westen, an der Goldküste Californiens, gekannt und geehrt ist und für gleichbedeutend mit Intelligenz, Unternehmungsgeist und Rechtlichkeit gilt; der zu den Männern zählt, die der englischen Nation die ehrenvolle Stellung des ersten Handelsvolkes der Welt sichern; ich meine den großmüthigen Gönner der Gesellschaft, Mr. John Merton.“

Begeisterter Beifall folgte diesen Worten, und als John Merton sich erhob, um in üblicher Weise seinen Dank für die ihm angethane Ehre auszusprechen, konnte er lange sich nur lächelnd nach allen Seiten verbeugen, — der Beifall war zu laut, als daß er sich hätte hörbar machen können. Endlich trat Ruhe ein, und als Merton zu sprechen anfing, lauschten Alle mit respectvoller Aufmerksamkeit seinen Worten.

Er dankte zunächst dem Präsidenten für die schmeichelhafte und ehrenvolle Weise, in der er seiner erwähnt habe; dann setzte er den wahrhaft humanen Zweck der Gesellschaft, deren Gedeihen zu fördern dieses Festessen veranstaltet sei, auseinander und nachdem er eine kurze Rundschau der großen englischen Wohlthätigkeitsanstalten gehalten und ihre Ansprüche auf die Freigebigkeit der Begüterten hervorgehoben hatte, glitt er in leichter und natürlicher Weise auf das Gebiet allgemeiner socialer Zustände hinüber, und nun erst war er in seinem Element; nun erst fühlte man die Macht seines Geistes, der die schweren verwickelten Probleme der Gegenwart mit Leichtigkeit zu umspannen schien. Und nicht nur die englischen Verhältnisse beleuchtete er. Nichts lag zu fern, um nicht von seinem umfassenden Geiste erreicht zu werden; sein weiter Blick schweifte über die höchsten Höhen, drang in die entlegensten Tiefen. Zumal die amerikanischen Zustände, die einen so unermeßlichen Einfluß auf den europäischen Handel ausüben und die im Allgemeinen so schwer erklärlich und so unberechenbar sind, legte er in der durchsichtigsten Weise dar. — Ich lauschte wie gebannt, und als er schwieg, stimmte ich laut in den Beifall ein, der von allen Seiten erscholl.

Es folgten noch andere Reden und Toaste, dazwischen die in England übliche Tafelmusik, aus heiteren und rührenden Liedern bestehend, die gewöhnlich von recht guten Sängern und Sängerinnen vorgetragen werden; doch ist mir von alledem keine Erinnerung geblieben.

Als die Tafel aufgehoben war, drängte sich Alles nach der Seite, wo der Präsident und Mr. Merton sich mit einigen Andern der angesehensten Gäste unterhielten. Ich war dem Strome gefolgt und fand mich nach kurzer Zeit Mr. Merton gegenüber. Er sah mich einen Augenblick an, und ich gewahrte sofort in seinem Gesicht einen Ausdruck des Wiedererkennens. Ich verbeugte mich und, ihn deutsch anredend, drückte ich ihm über unser Wiedersehen nach so vielen Jahren meine Freude aus und fügte hinzu, mit welchem Interesse ich seiner vortrefflichen Rede zugehört hätte.

„Es ist mir ebenfalls sehr angenehm Herr . . .“

„Winter“, ergänzte ich. —

„Ja wohl, Herr Winter aus Barmen, der Freund meines ehemaligen Principals, des braven Mr. Robert Loughton. Ich habe seinen Tod tief betrauert, und obgleich die Verhältnisse uns in den letzten Jahren seines Lebens trennten, habe ich doch nicht vergessen, wie viel ich dem braven, tüchtigen Manne verdanke. Es wird mir stets eine Freude und Ehre sein, einen Freund Mr. Robert Loughtons zu sehen.“

Darauf wandte er sich Anderen zu, die, begierig ein Wort mit dem großen Manne zu wechseln, sich herandrängten. Er hatte mich mit liebenswürdiger Herablassung, die einem Fürsten wohlgestanden hätte, entlassen. Ich nahm ihm das nicht übel; er war ein Fürst im wahren Sinne des Wortes, — der Ersten Einer.

III.

Und wieder waren zehn Jahre vergangen, als ich John Merton zum dritten Male in meinem Leben begegnete. Es war drei Jahre nach dem Falle des großen Hauses Merton & Co., der wie ein zerstörendes Erdbeben die commerzielle Welt erschüttert und zahllose andere Häuser mit in den Untergang gezogen hatte. Der Sturz

eines Hauses, dessen Verbindlichkeiten sich auf drei Millionen Pfund Sterling beliefen, war ein Schlag, von dem der Handel sich nicht leicht erholte. Der Eindruck war um so stärker, als John Merton allgemein für einen der intelligentesten Männer Englands gegolten hatte und den Ruf strenger Ehrenhaftigkeit genoß.

„Es steht nichts fest auf Erden.“ Ein ähnliches Gefühl schien die ganze commerzielle Welt ergriffen zu haben, als man hörte, John Merton habe seine Zahlungen eingestellt. Aber die Fluth des Lebens verwischt bald die Spuren auch der größten Umwälzungen und Zerstörungen. Außer von denen, die persönlich durch das Fallissement gelitten hatten — und ihre Anzahl war allerdings keine kleine — wurde das Ereigniß allmälig vergessen. —

Ich war wieder in London und besuchte den Director einer der großen Bankinstitute. Ich traf ihn im Gespräche mit Mr. Merton. Ich erkannte den letzteren auf den ersten Blick; sein Gesicht gehörte zu denen, die man nicht vergißt; doch sein Aussehen hatte sich in den zehn Jahren, in denen ich ihn nicht gesehen, bedeutend verändert. Sein Haar war vor der Zeit ergraut und bedeckte nur spärlich den Scheitel. Die Augen hatten viel von ihrem Glanze und Feuer verloren; die Mundwinkel hatten sich gesenkt, was dem Gesicht einen Ausdruck unterdrückten Leidens oder zurückgehaltener Bitterkeit gab. Auch die Haltung war eine andere. Die Sorgenlast, die ohne Zweifel Jahre lang schwer auf ihm geruht, hatte den starken Mann — wenn auch nicht gebrochen, doch gebeugt; die auffallend stramme, gerade Haltung, welche ihm früher eigen gewesen, war verschwunden.

Mr. Merton wollte sich bei meinem Eintreten entfernen, doch ich ersuchte ihn zu bleiben, da mein Geschäft auch in Gegenwart eines Dritten abgemacht werden könnte. Er erinnerte sich meiner nur noch dunkel; das Zusammentreffen nach dem Festessen war ihm gänzlich entfallen.

Es gelang mir ihn zu veranlassen, in der Auseinandersetzung eines Planes, den er soeben dem Director vortrug, fortzufahren. Er hatte einen schriftlichen Entwurf für die Bildung einer Actiengesellschaft bei sich, und indem er zuweilen Stellen daraus vorlas, zuweilen Erklärungen hinzufügte, entwickelte er ein Project, das mir außerordentlich wichtig und vielversprechend erschien. Er war noch immer John Merton, ein Mann von klarstem Verstande, und rastloser geistiger Beweglichkeit. — Ich hörte jedem Worte aufmerksam zu und war erstaunt, daß die Auseinandersetzung auf Mr. Morley, den Bankdirector, nicht denselben Eindruck machte, wie auf mich. Dieser schien nur aus Höflichkeit den Sprecher nicht zu unterbrechen, doch aber der Sache selbst wenig Aufmerksamkeit zu schenken. In zerstreuter Weise schnitzelte er an einem Bleistifte, und als er ihn auf ein kurzes Endchen reducirt hatte, kritzelte er damit auf einem Stück Papier herum. Doch ließ er Mr. Merton ruhig seinen Plan auseinandersetzen. Als dieser damit zu Ende war, sagte Mr. Morley in gleichgültigem Tone: „Schön, Mr. Merton! wenn Sie das Papier hier lassen wollen, werde ich dasselbe noch einmal prüfen. Ich muß jedoch gestehen, daß, soviel ich nach Ihrer Auseinandersetzung beurtheilen kann, Ihr Plan mir unpraktisch und sehr gewagt erscheint. Ich kann mich aber irren. Lassen Sie den Entwurf hier, die Sache eilt ja nicht und will, so scheint es mir, mit Bedacht überlegt sein.“

„Ich wünsche nichts weiter, als daß Sie den Plan prüfen; ich bin sicher, Sie werden Sich von seiner Ausführbarkeit überzeugen. Erlauben Sie mir in einigen

Tagen wieder vorzusprechen, um dann Ihre Ansicht entgegenzunehmen." Mit diesen Worten nahm er seinen Hut und ging.

Wie bei früheren Gelegenheiten, hatte auch diesmal John Merton den Eindruck eines bedeutenden Mannes auf mich gemacht, und ich nahm keinen Anstand, mich Mr. Morley gegenüber in diesem Sinne zu äußern. Aber dieser zuckte die Achseln.

„Merton ist ein Träumer," sagte er verächtlich; „an schönen Worten fehlt es ihm nicht. Wenn man ihn sprechen hört, sollte man glauben, er könnte Kieselsteine in Gold verwandeln; aber seine Pläne sind Seifenblasen, die, wenn man sie genauer untersucht, zerplatzen. — Die Erfahrung hat ja gelehrt, was er kann. Ein Mann, der Millionen besaß! — Hat er nicht Alles verloren und unermeßliche Summen dazu, die ihm nicht gehörten?"

„Da haben Sie wohl Recht," erwiderte ich, „aber er hatte die Millionen doch erst erworben. — Denn bedenken Sie die Zeiten! — Auch der Klügste und Scharfblickendste kann sich irren. Merton hat ohne Zweifel große Irrthümer begangen, doch galt er mit Recht für einen der intelligentesten Kaufleute Londons."

„Weil er schöne Worte machen kann. Glauben Sie mir, es ist wenig dahinter. Er ist ein Phantast. Andere geben ihm schlimmere Namen, sie nennen ihn Schwindler, Betrüger, aber die thun ihm Unrecht. Wäre er das, so hätte er etwas für sich gerettet, aber er ist arm. Seine Mutter, die kürzlich gestorben ist, hat ihm ein Paar tausend Pfund hinterlassen, von denen er jedoch nur die Zinsen beziehen kann. So ist er wenigstens kein Bettler."

„Hat er keine Familie?" frug ich. —

„Kinder nicht, seine Frau hat ihn verlassen. Sie ist die Tochter Lord Winfords, der berühmt ist wegen seiner schönen Töchter und seiner vielen Schulden. Lady Giogiana war die hübscheste von allen. John Merton vergaffte sich in sie, und sie nahm ihn, weil er damals auf mehrere Millionen geschätzt wurde und ihr zehntausend Pfund als jährliches Nadelgeld aussetzte. Es ist augenscheinlich, daß sie nie die geringste Neigung zu ihm gehabt hat; denn sobald es sich herausstellte, daß er ruinirt sei, verließ sie ihn und lebt jetzt allein und zufrieden von ihren £ 10,000 Renten. Man sagt, Merton habe die Lieblosigkeit seiner Frau tiefer als alles andere Traurige empfunden; das ist möglich, aber reine Vermuthung. John Merton ist nicht der Mann, sich über dergleichen auszusprechen. Ich sah ihn an dem verhängnißvollen 4. October, als er seine Zahlungen einstellte. Er wurde von allen Seiten bestürmt; die halbe City lief zusammen. Ich wäre toll geworden, denn alle Welt schien den Verstand verloren zu haben. Er sah blasser aus, als gewöhnlich, aber verlor keinen Augenblick seine Geistesruhe. Diejenigen, die verzweifelten und jammerten, suchte er soviel wie möglich zu beschwichtigen; die Anklagen und Beschuldigungen Anderer ertrug er mit ruhiger Würde." — —

Sechs Monate später erhielt ich den Prospect einer neugegründeten, großartigen Actiengesellschaft, die genau nach dem Plane gebildet war, den John Merton in meiner Gegenwart dem Bankdirector Morley mitgetheilt hatte; nur der Name war ein anderer, als der von Merton vorgeschlagene. Unter den Directoren las ich Namen, die der höchsten Aristokratie der Geburt und des Geldes angehörten.

Ich freute mich, daß ich Recht gehabt, als ich den Plan für ausführbar und beachtungswerth erklärte, und besonders, daß es Merton gelungen war, Morley hiervon

zu überzeugen; denn ich sah, daß die Londoner Bank, die Morley leitet, die Bank der neuen Gesellschaft war.

„Man wird Merton ohne Zweifel die Führung des Geschäfts übertragen haben," dachte ich. „Mit einem solchen Manne an der Spitze ist der Erfolg gesichert; denn trotz seines Falles ist und bleibt er doch ein kaufmännisches Genie." — Aber vergebens suchte ich in dem Prospecte nach seinem Namen. Später erfuhr ich, daß man sich seine Idee angeeignet, ihn selbst aber vollständig auf die Seite geschoben habe. Die Actiengesellschaft ist eine der brillantesten und einträglichsten Englands.

IV.

„Last scene of all!" — Heute Morgen brachte mir die Post einen Brief von Robert Loughton jun., Sohn meines alten verstorbenen Freundes. — Nachdem er in demselben Geschäftliches erledigt hat, schloß er wie folgt: „Ich habe Ihnen noch eine Mittheilung zu machen, die Sie gewiß nicht gleichgültig lassen wird. Am 6. dieses Monats ist John Merton plötzlich am Schlagfluß gestorben. Er kam gegen neun Uhr Abends nach Haus und schien so wohl wie gewöhnlich. Um zehn Uhr, als die Magd zu Bett ging, sah sie ihn am Schreibtische sitzen, eifrig mit Schreiben beschäftigt. Er verneinte ihre Frage, ob er noch irgend etwas wünsche. — Den nächsten Morgen, als die Magd in das Zimmer trat, fand sie zu ihrem Schrecken das Gas noch brennen und sah ihren Herrn, der vom Stuhle herabgesunken war, leblos auf dem Teppich liegen. Sie rief Beistand herbei, aber es konnte Nichts gethan werden. Die Doctoren erklärten, daß Merton schon vor mehreren Stunden zu leben aufgehört habe. Sein Tod scheint ein ganz schmerzloser und plötzlicher gewesen zu sein. Der Entwurf eines neuen, großartigen Projectes lag auf seinem Schreibtische, und es scheint, daß er bis zum letzten Augenblicke seines Lebens daran gearbeitet habe. Ich schreibe Ihnen diese Details, weil Sie mir mehrere Male Ihr warmes Interesse für den armen Merton ausgesprochen haben und von seinem Talent und Geist eine hohe Meinung hatten." —

Das Blatt entfiel meiner Hand; ich weiß nicht, warum mich die Nachricht so tief erschütterte. Ich war dem Manne nur drei Mal im Leben flüchtig begegnet, und doch ergriff mich sein Schicksal so gewaltig. — Ein großer, kühner beflügelter Geist, der rastlos nach großen Zielen gestrebt, war gescheitert. So lange der Erfolg ihm die vollen Segel geschwellt und er stolz durch die, von der Sonne des Glücks bestrahlte, goldschimmernde Fluth dahineilte, hatte die Welt ihm zugejauchzt; aber als der Sturm losbrach, und das edle Fahrzeug an verborgenen Riffen zerschellte, wandte sie sich kalt und gleichgültig ab, und noch ehe die Wellen über dem kühnen Schiffer zusammenschlugen, hatte man ihn, wie einen längst Gestorbenen, vergessen. —

Was war sein Leben? — Ein Fiebertraum. Er hat ihn auf einem harten Bette ausgeträumt. Nun ruht er in Frieden.

Die Veilchen.

Dramatischer Scherz von Marie v. Ebner-Eschenbach.

(Aufgeführt am Hofburgtheater.)

Personen.

Graf Sigmund Andlau. Gräfin Neuberg.
Franziska, seine Frau. Baronin Wolf.
Gräfin Platen. Baron Rathhausen.
Ein Diener.

(Eleganter Salon. Links, am Camine ein Tisch, Canapé und Fauteuils. Rechts, am Fenster ein kleiner Marmortisch, auf dem eine Blumenvase steht, zwei Fauteuils.)

Erster Auftritt.

(Sigmund und Franziska an dem kleinen Tische. Diener steht vor Franziska und präsentirt auf silberner Platte ein großes Veilchenbouquet.)

Diener. Graf Ahlfeld läßt sich erkundigen nach dem Befinden der Frau Gräfin und anfragen, ob er im Laufe des Vormittags seine Aufwartung machen dürfe?

Franziska. Freilich, freilich, ich erwarte ihn.

Diener. Sehr wohl. (Will gehen.)

Franziska. Vergessen Sie ja nicht: Ich ließe danken, schönstens — bestens — ich hätte eine große Freude gehabt.

Diener. Sehr wohl. (Ab.)

Franziska (das Bouquet zu Sigmund hinüberreichend). Da! Ist das nicht liebenswürdig?

Sigmund (nimmt die Blumen). Ein prächtiger Strauß! Eins — drei — fünf, eigentlich sechs Sträuße in einen zusammen gebunden. Ach, wie das duftet! .... Mich mahnt's an unsere Wälder, wo jetzt auch die Veilchen blühen.

Franziska. Mich mahnt's an den guten Menschen, der mir die Blumen geschickt hat. Ist Ahlfeld nicht vortrefflich? Er sucht meine Gedanken zu errathen, mir den kleinsten Wunsch zu erfüllen.

Sigmund (faßt ihre Hand). Thut er das allein?

Franziska. Ich sagte gestern vor ihm und — noch einem Anderen, daß ich Veilchen über Alles liebe.

Sigmund. Du? — Ich dachte, Julie Neuberg hätte es gesagt.

Franziska. Sie sagte mir's nach.

Sigmund. Und sah Ahlfeld dabei an.

Franziska. Wenn sie's gethan, hat sie den Rechten angesehen. Er versteht doch was man meint wenn man sagt: Ich liebe Veilchen über Alles!

Sigmund. Liebst Du sie, so freu' Dich an den lebendigen. Das sind ja nur arme sterbende. In Andlau, geliebtes Kind!

Franziska. In Andlau und immer in Andlau! — Geliebter Mann: Die Veilchen habe ich auf dem Lande durch neunzehn Jahre genossen, erlaube mir sie im zwanzigsten — in der Stadt zu genießen. Bester — ich bin so zufrieden hier, über jede Beschreibung! .... Das Herz geht mir auf unter allen den prächtigen Menschen, die ich täglich kennen lerne. Niemals hätte ich geglaubt, daß es so viele gute Menschen gäbe. Wie kommen mir Alle entgegen, wie lieben mich Alle! Sigmund, ich freue mich, daß ich lebe — Du hast eine glückliche Frau!

Sigmund. Nun, dann bin ich ein glücklicher Mann!

Franziska. Es thut so wohl, geliebt zu werden, und mich liebt man, weißt Du das?

Sigmund. Aus eigenster Erfahrung.

Franziska. Dich meint' ich nicht. Daß Du mich liebst, versteht sich von selbst, wärst Du

sonst mein Mann? — Aber mich lieben auch Leute, bei denen sich's nicht von selbst versteht.

Sigmund. Ist das möglich?

Franziska. Alles liebt mich — Alt und Jung, Groß und Klein.

Sigmund. Was da fleucht und kreucht — die ganze Menschheit und die ganze Arche Noä — Dash an der Spitze.

Franziska. Ah, Dash! (Klingelt. Diener kommt. Zu ihm.) Ist das Kammermädchen mit Dash nach Hause gekommen?

Diener. Noch nicht. (Ab.)

Franziska (am Fenster). Wie lange sie ausbleibt!

Sigmund. Bei diesem Wetter .... Und Dash hat nicht einmal einen Regenschirm mitgenommen.

Franziska. Schlechter Spötter! — Also: Mich liebt man, ich habe Freunde, wahre Freunde gewonnen in dieser kurzen Zeit!

Sigmund (lacht). Haha .... Wahre Freunde, hier?

Franziska. Zuerst meine edle Gräfin Berg.

Sigmund. Die laß ich gelten, die Eine!

Franziska. Dann Ahlfeld — Julie — Auguste —

Sigmund. Das sind mir die rechten!

Franziska. Höre sie nur reden.

Sigmund. Reden?! .... Du mußt nicht Alles für ausgemacht halten, was sie — reden. In einem Scheffel Schmeichelei geben sie Dir kaum ein Körnchen Wahrheit.

Franziska. Mir zu schmeicheln fällt Niemandem ein.

Sigmund. Glaubst Du? — Ich versichere Dich des Gegentheils. In der Welt sagt man einander angenehme Unwahrheiten. Das nennen die Leute: liebenswürdig sein.

Franziska. Und sollten es eigentlich falsch und verächtlich nennen.

Sigmund. Kind! .... Beurtheile nur die Anderen nach Dir selbst. Sagst Du allen Deinen „guten", „vortrefflichen" Freunden immer die blanke Wahrheit?

Franziska (zuversichtlich). Immer!

Sigmund. Liebes Herz, wenn jede kleine Unwahrheit, die Du gesagt hast, seitdem wir in die Stadt gekommen sind, (seufzend) um hier unsere letzten Honigwochen zuzubringen, Dich nur eines Deiner Haare gekostet hätte — so viele ihrer sind, heute müßten wir zum Perrückenmacher schicken.

Franziska. Genug, zu viel! .... Was muß ich hören? Du hältst mich für eine ausgelernte Lügnerin, vielleicht auch Heuchlerin — warum nicht gleich auch Räuberin und Mörderin?

Sigmund. Franziska!

Franziska. Welche Anklage, mein Gott, welche gräßliche Anklage!

Sigmund. Von einer Anklage ist nicht die Rede. Ich behaupte eine Thatsache ohne sie zu verdammen, wenn ich sie auch nicht gerade lobe.

Franziska. Nicht loben, heißt tadeln.

Sigmund. Bitte um Entschuldigung. — O Frauenlogik!

Franziska. Nicht loben, heißt nicht tadeln! — O Männerweisheit!

Sigmund. Schon zwanzig Jahre und noch so kindisch!

Franziska. Erst dreißig Jahre und schon so grundgescheidt!

Sigmund. Ich will mich nicht ärgern, liebes Kind ....

Franziska. Warum denn nicht? — Aergere Dich nur; ich ärgere mich sehr.

Sigmund. Die Uhr schlägt Eins. Nun werden sie gleich da sein, die „guten", „vortrefflichen" Freunde. Erlaubst Du mir, bei jeder kleinen Unwahrheit, die in den nächsten sechzig Minuten über Deine Lippen kommt, einen dieser Veilchensträuße zum Fenster hinauszuwerfen?

Franziska (welche inzwischen die Blumen in die Vase gesetzt hat). Mich dazu, wenn ich lüge!

Sigmund. Dich? .... Dich erst dann, wenn alle Sträuße schon draußen sein werden.

Franziska. Bei der siebenten Lüge?! — Gut, ich gebe Dir die Erlaubniß dazu.

Sigmund (drückt ihr die Hand). Danke Dir. Aber — an Deinem Geburtstage soll ich Dir den Hals brechen?

Franziska. Es wird den Hals nicht kosten, der Sand vor dem Hause ist ja hoch aufgeschüttet.

Diener (meldend). Das Kammermädchen ist mit Dash nach Hause gekommen.

Franziska. Endlich! (Diener ab.)

Sigmund. Dash? — Ein Wink von oben. Schicksalsmächte, ich verstehe Euch. — — Nach dem sechsten Strauße fliegt Dash! (Geht zur Thüre und ruft hinaus.) Bringt Dash in mein Zimmer.

Franziska (ängstlich). Du wirst doch nicht? ....

Sigmund. Deine siebente Lüge tödtet das süße Thier, und Du sagst nicht eine!

(Diener trägt einen Korb, in dem ein kleines Hündchen liegt, über die Bühne und geht ab.)

Franziska. Du hast Recht. Also Topp — eingeschlagen.

Sigmund. Der Vertrag ist geschlossen.

Franziska. Unter einer Bedingung. Wenn alle Besuche fort sind und alle Sträuße noch da, leistest Du knieend Abbitte.

Sigmund. Von ganzem Herzen.

Franziska (die Thür öffnend, hinter welcher der Korb mit dem Hündchen vermuthet wird). Ja, was macht denn mein Dash, mein lieber? . . . Bist froh, daß Du mich wieder siehst, — sag' ja, mein Dash! So — so, nur ruhig! — Placire Dich!

Diener (meldend). Frau Gräfin Neuberg. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Vorige. Julie.

Franziska. Willkommen, Liebste! (Umarmt Julie.) Dein Namenstag, nicht wahr?

Julie. Dein Geburtstag, nicht wahr?

Franziska. Ich gratulire!

Julie. Ich gratulire! (Zu Sigmund.) Guten Morgen Ihnen. (Sie legt Hut und Shawl ab.)

Franziska. Nun, machen sie sich? — Bringen wir sie zusammen?

Julie. Wir bringen sie zusammen.

Franziska. Herrlich, ich bin entzückt!

Julie (zu Sigmund). Und Sie?

Sigmund. Ich bin bereit, es zu werden, haben Sie nur die Gnade, mir zu sagen worüber?

Franziska. Er fragt!

Julie. Sie fragen?

Sigmund. Ich frage: Wovon ist die Rede?

Franziska. Wovon spricht seit acht Tagen die ganze Stadt?

Julie. Was bewegt alle Gemüther, setzt jeden Ehrgeiz in Bewegung?

Sigmund. Nun?

Julie. Die lebenden Bilder —

Franziska. Die wir arrangiren.

Sigmund. So?

Franziska. Wir sagen es ja in einem fort.

Sigmund (zuckt die Achseln). Ich habe eben nichts gehört.

Franziska (zu Julie). Uebernimmt Ahlfeld die Direction?

Julie. Wir übernehmen sie, Ahlfeld und ich; mein Bruder ist Regisseur, Baron Rathhausen zeichnet schon die Costümes.

Sigmund. Schon? . . . .

Julie. Wir brauchen die Bilder morgen, es müssen Wunder von Geschwindigkeit geschehen.

Sigmund. Und die erwarten Sie von Rathhausen, dem umständlichsten aller Menschen.

Julie. Umständlich ist er, das muß man sagen.

Franziska. Wohl auch ein wenig langweilig dazu.

Sigmund. Findest Du? (Zu Julie.) Und wenn er mit ihr spricht, hört sie ihn an mit einer Aufmerksamkeit! . . . . Es sieht aus, als wollte sie jedes seiner Worte verschlingen.

Julie. Wäre eine unverdauliche Speise.

Franziska. Es sieht auch nur so aus. Ich mache ein neugieriges Gesicht und höre ihm gar nicht zu, sondern denke, was mich freut.

Sigmund. S — o? . . . . Daran erkenn' ich meine aufrichtige Frau.

Franziska (zu Julie). Hast Du die Liste der Glücklichen mitgebracht, denen wir erlauben mitzuwirken?

Julie. Hier ist sie. Wir waren strenge, Ahlfeld und ich.

Sigmund (leise zu Franziska). Schon wieder: Ahlfeld und ich. Was behaupte ich immer?

Franziska (ebenso zu ihm). Unmöglich, Sigmund. — Eine verheirathete Frau! (In der Liste lesend, laut.) Gut, vortrefflich — aber, wo bleibt Betty, und — Adele und meine Freundin Auguste?

Julie. Die Eine ist alt, die Andere häßlich, die Dritte — Beides. Wir können sie nicht brauchen.

Franziska. Liebe Julie, ich kann mich mit Augusten nicht verfeinden, sie ist Ohr und Auge der Oberstkanzlerin. Ich bin um das Marienkreuz eingekommen und bedarf einer Fürsprecherin bei der boshaften Excellenz. Ueberdies lieb' ich Auguste und sie kann ohne mich nicht leben.

Julie. Unglaublich!

Franziska. Ich glaube es. — Sie hat es mir gesagt!

Julie (lacht). Sie glaubt etwas, weil man ihr's sagt! . . . . Herzenskind, werde älter und Du glaubst blos deshalb eine Sache nicht, weil man sie Dir gesagt hat.

Sigmund. Hört! hört!

Julie. Zur Tagesordnung. Aus dem Macbeth machen wir kein Tableau, reflectiren also auf Deine drei — Damen nicht.

Franziska. Wohlan, wenn es sein muß. — Ich opfere Auguste, jedoch mit schwerem Herzen, mit bösem Gewissen. Nun erweise mir das Schicksal nur die einzige Gunst, sie heute nicht hierher zu führen. Ich könnte ihr nicht in die Augen sehen . . . . Ihr kleinen Götter des Zufalls, Euch ruf' ich an! . . . .

Diener (meldend). Baronin Wolf! (Ab.)
Franziska. Das ist zum Verzweifeln!
Sigmund (für sich). Zum Entzücken!

Dritter Auftritt.

Vorige. Auguste.

Franziska (ihr entgegen). Liebste, beste Auguste, wie schön, daß Du kommst! Wie freut mich's, Dich zu sehen ....

Sigmund (der sich gegen Auguste verneigt hat, stürzt zum kleinen Tische und wirft bei Franziska's letzten Worten ein Bouquet zum Fenster hinaus). Numero Eins!

Franziska (sieht es, für sich). Adieu. Abbitte. Das hatt' ich vergessen.

Auguste (macht Julien, die zu Sigmund getreten ist und leise mit ihm spricht, eine kalte Verbeugung). Die Gräfin Neuberg. Ich bitte, sich nicht stören zu lassen.

Julie. Worin denn, liebe Baronin?

Auguste. In dem eben geführten Gespräche. (Leise zu Franziska.) Nimm Dich vor der Kokette in Acht!

Franziska. Ich?

Auguste. Was mich hierher zieht, ist die Sympathie für die Frau des Hauses. (Sie setzt sich zu Franziska.)

Sigmund (leise zu Julie). Die Baronin erweist mir die Ehre zu glauben, daß Sie ....

Julie. Lächerlich und abscheulich! (Für sich.) Sie wär' im Stande mich zu verleumden, bei Ahlfeld.

Franziska (zu Auguste). Was willst Du sagen?

Auguste. — Nichts, mein gutes armes Kind. ... Unter Anderem, Liebste! Ich komme von der Kanzlerin. „Andlau's arrangiren Tableaux," sagte sie. — „Ich glaube es nicht," sagte ich. „Eine so wichtige Sache unternimmt Franziska ohne mein Wissen nimmermehr."

Franziska. — Natürlich — (Blickt zu Sigmund hinüber, der eben im Begriffe ist, ein zweites Bouquet aus der Schale zu nehmen, und stockt.) Wie könntest Du glauben, daß ich — daß wir ...

Auguste. Was ist Dir, Franziska? (Für sich.) Mit welcher Unruhe sie hinüberblickt! — Ganz verloren vor Eifersucht. (Laut.) Hab' ich nicht Recht gehabt?

Franziska. Freilich — nein — das heißt ... (winkt Julien, leise) hilf mir, ich weiß nicht, was ich ihr sagen soll.

Julie (zu Auguste). Wir wollten Sie überraschen, liebe Baronin, aber das ist unmöglich. Sie sind allwissend. Ja denn, wir machen Tableaux.

Auguste. So. So.

Franziska. (sehr rasch). Bei denen wir auch Dir eine Rolle zudachten. . .

Sigmund (wirft das zweite Bouquet zum Fenster hinaus). Numero Zwei!

Franziska O weh!

Julie (leise zu Franziska). Was thust Du? (Zu Auguste.) Unter den Zuschauern nämlich. (Tritt wieder zu Sigmund.)

Auguste. War das Deine Meinung, Franziska?

Franziska. Meine Meinung — ich — versteh' mich recht —

Auguste. So sprich doch, liebes Herz!

Franziska (nachdenkend). Das geht! (Laut.) Unsere Meinung war — meine Meinung vor allem Andern — (leise) Das geht wieder nicht ... Ei — ich kann nicht helfen! (laut mit Entschlossenheit) Dir die Wahl zu lassen — willst Du mitwirken, Liebste, so wird es uns eine Freude sein. (Für sich.) Das Dritte ist hin!

Sigmund (das dritte Bouquet zum Fenster hinausschleudernd). Numero Drei!

Auguste. Nun — wir werden sehen — ich verspreche nichts, aber — wenn ich durchaus unentbehrlich wäre ...

Julie (leise zu Franziska). Da hast Du's! — Man muß sie auf andere Gedanken bringen. (Laut.) Und Sie sprechen uns gar nicht von unserer verehrten Frau Kanzlerin?

Auguste. Ich fand sie sehr verstimmt.

Julie. Verstimmt? Das wäre! Wissen Sie denn, daß man sich in der Stadt erzählt, ihre Stellung sei erschüttert?

Auguste. Geschwätz!

Julie. Man nennt sogar ihre Nachfolgerin.

Auguste. Ich bitte Sie! — Und wer sollte das sein?

Julie. Die Gräfin Berg.

Franziska. Wär's möglich? Die edle liebenswürdige Gräfin Berg? Welch' ein Tausch? — Es wäre ein wahres Glück — —

Auguste. Doch nicht für Dich? Ei, ei, Franziska. Du solltest nicht Partei für sie ergreifen; die Berg ist die intimste Feindin der Frau Kanzlerin und die Frau Kanzlerin ist Dir sehr gewogen.

Franziska. Nun ja, gegen mich war sie immer sehr gnädig, gegen andere jedoch —

Auguste. Was gehen Dich die Andern an? — Du wirst noch heute einen Beweis ihres Wohlwollens empfangen.

Franziska. Auguste, versteh' ich Dich?

Auguste. Bist Du nicht vor drei Tagen um das Marienkreuz eingekommen?

Franziska. Freilich, freilich.

Auguste. — Mit welchem Erfolge, wird Dir Gräfin Platen selbst mittheilen, und zwar — hier, und zwar — sogleich.

Franziska (aufspringend). Die Oberkanzlerin bei mir?!

Julie (spöttisch). Welche Ehre! (Für sich.) Zu mir kann sie nicht kommen!

Auguste. Bei Dir! — Um Dir persönlich die Freude auszudrücken, die es ihr macht, die Gewährung Deiner Bitte mit ihrem ganzen Einflusse zu unterstützen.

Franziska (fällt ihrem Manne, dann Augusten, dann Julien um den Hals). Ich hab's! Ich hab's! Ich hab' das Kreuz!

Auguste. Drei Tage nach Einreichung Deines Gesuchs. Ein seltener Fall, ein unerhörter. Ich weiß Personen, die seit drei Jahren fortwährend um das Kreuz petitioniren und es nicht erhalten können.

Julie. Vermuthlich trägt eine kleine Bosheit der Frau Kanzlerin die Schuld.

Auguste. Oder eine kleine Mangelhaftigkeit im Stammbaume. Es soll an einer Urgroßmutter fehlen.

Julie (für sich). Unverschämt! — Die ihrige war eine Wäscherin!

Diener (meldend). Herr Baron Rathhausen!

(Rathhausen tritt ein, eine Mappe unter dem Arme. Begrüßung. Diener ab.)

Rathhausen. Schöne Damen: „Vor Euch wir beugen unser Knie".

Franziska. Thun Sie das im Geiste, bester Baron, in der Wirklichkeit jedoch — setzen Sie sich nieder.

Rathhausen. Mit der Ausführung der Costüm-Zeichnungen für die darzustellenden Tableaux betraut, erlaube ich mir, den Entwurf derselben einem (zu Augusten) eben so reizenden (zu Franziska und Julie) als erfahrenen Areopag vorzulegen.

Auguste. Immer liebenswürdig der Baron!

(Rathhausen breitet die Zeichnungen auf dem Tische aus. Erstes Tableau: Theuerdank.)

Auguste. Ah — deliciös! (Leise zu Franziska.) Schauerlich!

Rathhausen (zu Sigmund). Das bist Du — Theuerdank — Maximilian. (Zu Franziska.) Das sind Sie — Prinzessin Ehrenreich — Maria von Burgund.

Franziska (mit einem Ausruf des Schreckens). Das bin ich?!

Rathhausen (zu Julie). Das sind Sie — die schöne Mechtildis.

Julie. Ent — entzückend! (Leise zu Sigmund.) Eine Vogelscheuche.

Rathhausen. Was sagen Sie, meine Damen?

Auguste (für sich). Ce sont des horreurs. Sie werden aussehen wie die Narren. (Laut.) Charmant, Baron! Charmant! Ich bewundere in Ihnen einen kleinen Kaulbach.

Rathhausen (küßt ihre Hand). O gnädigste Baronin — einen ganz kleinen! (Zu Franziska.) Ihr Urtheil, schönste Gräfin?

Franziska. Mein Urtheil? — im Ganzen — (zu Sigmund hinüberblickend) das heißt im Einzelnen . . . Ich versichere Ihnen, lieber Baron...

Rathhausen. Im Ganzen sind Sie zufrieden?

Franziska (für sich). Der gute Mensch — ich kann ihn nicht kränken. (Laut.) Sehr zufrieden.

Sigmund (wirft das vierte Bouquet zum Fenster hinaus). Numero Vier.

Franziska (leise). Numero Vier auch dahin wegen eines armseligen: Sehr zufrieden? (Trotzig.) Warte! wenn ich schon für eine Lüge bezahlen muß, so soll's doch wenigstens eine tüchtige sein! (Zu Rathhausen.) Prächtig sind Ihre Bilder, Baron! Ich habe nie etwas Schöneres gesehen.

Rathhausen. Sie sagen das nicht blos, um mir Freude zu machen? Es ist Ihre wirkliche Meinung?

Franziska. Meine wirkli . . . (mit einem Blick nach den Veilchen) Nein! — es sind nur mehr zwei Sträuße übrig, die muß ich mir für die Kanzlerin aufheben. (Zu Julie.) Ich darf nicht mehr lügen — lüge Du für mich.

Julie. Von Herzen gerne. (Zu Rathhausen.) Können Sie noch zweifeln? sie ist ja ganz begeistert!

Diener (meldend). Ihre Excellenz Frau Gräfin Platen.

(Alle stehen auf.)

Auguste. Sagt' ich's nicht? Da ist sie!

(Gräfin Platen tritt ein. Diener ab.)

Franziska. Sie ist's. Gräfin, diese Ehre, dieses Glück — dieser Besuch . . .

Platen. Die willkommene Gelegenheit, Sie meiner freundlichen Gesinnungen zu versichern.

Franziska. Ich weiß nicht wie ich meine Freude ausdrücken soll —

Platen. Ich lese sie auf Ihrem Gesichte.

Auguste (zur Platen). Bekömmt sie das Kreuz?

Platen. Es ist ihr so gut wie gewiß, kostet mich nur mehr ein Wort an die höchste Frau.

(Zu Franziska.) Sie ahnen nicht, was mich eigentlich hierher führt?

Auguste (zu Franziska). Sie will Dich überraschen — sag' nein! Du bist mir's schuldig.

Franziska. Nein, Gräfin, ich habe keine Ahnung. (Seufzend.) Numero Fünf!

Sigmund (schleudert das fünfte Bouquet zum Fenster hinaus). Numero Fünf.

Platen (feierlich). Die Achtung und Liebe, welche ich für Sie hege, kennend, wird Ihre Hoheit Ihr Gesuch um allergnädigste Verleihung des Marien-Kreuzes auf meine Bitte zu bewilligen geruhen.

Franziska. O — theuere Gräfin!

Rathhausen. Ich gratulire!

Auguste. Und ich!

Julie. Und ich!

Sigmund. Meine Frau ist Euer Excellenz sehr verpflichtet.

Franziska. Ihnen allein verdanke ich dieses Glück, Ihrer unsäglichen Güte für mich!

Platen. Ihre Dankbarkeit thut mir wohl. In einer Stellung wie die meinige erfährt man sie selten. Man kommt zu oft in die Lage, Andern nützlich zu sein, und für nichts strafen uns die Menschen härter als für Dienste, die wir ihnen erwiesen haben.

Auguste. Ja wohl, ja wohl.

Franziska. Ist das möglich? — So schlecht könnten die Menschen sein? Dann wär's ja ein Unglück zu leben!

Platen. Halten Sie es denn für ein Glück?

Franziska. Bis jetzt ist mir's so vorgekommen.

Platen. Ihre Jugend erklärt diesen beneidenswerthen Irrthum. Wenn Sie einmal meine Erfahrungen — Doch ich bin heute besonders verstimmt — durch einen neuen Schmerz, eine neue Enttäuschung . . .

Franziska (für sich). Die arme Frau!

Auguste. Was ist geschehen, Theuerste?

Platen. Gräfin Berg ist abgereist.

Alle Uebrigen. Abgereist?!

Platen. Und ohne Abschied, ohne mir Lebewohl zu sagen.

Auguste. Die Herzlose! Nach allem was Du für sie gethan hast!

Julie (zu Sigmund). Jetzt ist die Platen allmächtig! (Laut.) Also fort ist sie? — Glückliche Reise, ich weine ihr nicht nach. Verzeihen Sie, Gräfin, aber wir können Ihren Schmerz nicht heilen. Nicht wahr, Franziska?

Sigmund (zu Franziska). So sprich doch, liebes Kind.

Franziska. Nicht? — o ja . . .

Julie (leise). Schweige! (Laut zur Platen.) Ihre Güte beurtheilte diese Dame mit einer Nachsicht, die ihr von uns nicht zu Theil wurde. Nicht wahr, Franziska?

Franziska. Nachsicht?

Julie. Einen Augenblick ehe Sie kamen, Gräfin, sprachen wir davon — Franziska und ich, wie schrecklich es doch wäre, wenn die Intriguantin ihr Ziel erreichte, das — Sie wissen es nicht, Frau Kanzlerin, Sie sind zu edel, zu großmüthig, um derlei Dinge für möglich zu halten — kein anderes war als: Sie aus der Stellung zu verdrängen, in welcher Sie so segensreich wirken — in welcher Sie unersetzlich sind!

Platen (zu Auguste.) Eine geistreiche Frau, die Neuberg. Ich weiß nicht, was Du gegen sie hast. (Laut.) Man sagte mir wohl, daß Gräfin Berg diese Absicht hegte, allein ich habe es nicht geglaubt. Uebrigens — möglich, daß ich mich irrte — möglich, daß Andere die Gräfin besser zu beurtheilen verstanden als ich. (Zu Franziska.) Wer sagte mir doch, daß Sie sehr gut mit ihr gewesen sind?

Franziska. Ich — ich . . .

Julie (leise zu ihr). Um Gotteswillen, es gilt das Kreuz! (Einsagend.) Du kanntest sie kaum . . . .

Franziska. Ich kannte sie kaum . . . .

Sigmund (stürzt zum Tischchen und wirft das letzte Bouquet beim Fenster hinaus). Numero Sechs!

Franziska. Was habe ich gethan?! . . . . Das war feig! Das war schlecht!

Julie. Wir fanden sie unbeschreiblich widerwärtig, wir Beide und alle Welt. Nicht wahr, Franziska?

Sigmund (öffnet die Thüre in's Nebenzimmer). Dash! ich muß ihn in der Nähe haben.

Platen (sehr freundlich). Ei, ei — so unbeliebt wäre die Berg in der Gesellschaft? Was meint unsere kleine Gräfin dazu?

Julie. Rede!

Sigmund. Dash! komm, mein kleiner Dash!

Franziska. Laß das, Sigmund — ich weiß ja doch, Du machst nicht Ernst. Auch ist's nicht nöthig — ich bin beschämt genug. — (Mit muthvollem Entschluß.) Frau Kanzlerin, Gräfin Berg ist meine verehrte Freundin — ich schätze sie, ich liebe sie, und verachte mich, daß ich sie einen Augenblick verläugnen konnte.

Platen. Verläugnen? — ja, warum denn?

Franziska. Ich dachte — ich meinte —

Platen. Doch nicht, es thun zu müssen,

mir zu Gefallen? .... Ich will nicht hoffen, daß Sie so klein von mir denken?

Franziska. Gräfin — Gräfin —

Sigmund. Gnade, Excellenz, mit den diplomatischen Ränken meiner Frau. Euer Excellenz sind zu großmüthig, um es nicht zu verschmähen, einen Gegner, der Ihnen so wenig gewachsen ist, ganz zu vernichten.

Platen. Na — tür — lich. (Zu Auguste.) Ein unausstehlich süffisanter Mensch! (Laut.) Vernichten? Diese reizende kleine Frau? — Wenn Sie wüßten, wie gnädig ihre Hoheit ihr gesinnt sind! wie sie heut wieder sagten: „Die süße, kindliche Andlau —" so kindlich — zu kindlich fast, um jetzt schon das Marien-Kreuz .... (Zu Auguste.) Der Orden ist keine Kleinkinderbewahr-Anstalt! (Wendet sich zu Julien.) Wenn ich nicht irre, bewerben auch Sie sich um das Kreuz!

Julie (verneigt sich zustimmend).

Auguste (rasch und spitz). Aber es fehlt an einer Urgroßmutter.

Platen. Ganz recht. Ihre Urgroßmutter jedoch war?

Julie. Eine Freiin von Thal.

Platen (zu Rathhausen). Die sind gut.

Rathhausen. Mit uns verwandt. So alt wie die Welt.

Platen (zu Julie). Ihr Gesuch ist doch eingereicht? Die höchste Frau werden es vielleicht heut noch signiren. (Zu Franziska.) Und das Ihre — Gräfin, wird — wie gesagt — seiner Zeit Berücksichtigung finden. Um ein wenig Geduld darf man bei Ihrer großen Jugend wohl bitten.

(Franziska und Julie machen eine tiefe Reverenz. Platen schreitet majestätisch hinaus, von Sigmund bis zur Thüre begleitet. Auf der Schwelle bleibt sie stehen und sich zurückwendend:)

Platen. Auguste! (Platen ab.)

Auguste. Gleich, mein Engel. (Zu Franziska.) Was hast Du gethan?

Julie. Was hast Du gethan?

Franziska (mit unterdrückten Thränen). Das Kreuz ist dahin — Thut mir leid! .... (Zu Julie.) Ich will's verschmerzen, wenn, was ich verliere — Du gewinnst.

Julie. Mein Herzenskind!

Rathhausen (Sigmund auf die Schulter klopfend). Höre, ich sage Dir, Du hast eine merkwürdige Frau!

Diener (meldend). Graf Ahlfeld! (Diener ab.)

(Ahlfeld tritt ein. Er hält die sechs Veilchensträuße in der Hand und geht rasch auf Franziska zu, ohne Julie gleich zu bemerken, die in's Fenster getreten ist, dessen Vorhänge sie ihm verdecken.)

Ahlfeld. Gräfin, was bedeutet das? Vor fünf Minuten trete ich in den Hof und siehe da, mir fliegt aus diesem Fenster ein Veilchenstrauß entgegen. Ich hebe ihn auf und finde auf dem Boden umhergestreut noch fünf andere Sträuße, — dieselben, die ich Ihnen mit meinen Glückwünschen heut zu schicken wagte.

Julie (vortretend). Mit Ihren Glückwünschen? Sie vergessen also nur die Festtage Ihrer alten Freunde.

Ahlfeld (schlägt sich vor die Stirne). Ihr Namenstag .... (Leise und flehend.) Julie!

Franziska. Fort mit den Blumen! Fort! .... Ich mag sie nicht sehen!

Ahlfeld. Warum? Was haben ....

Franziska. Jeder dieser Sträuße mahnt mich an eine Lüge, eine Falschheit.

Ahlfeld (bestürzt). Lüge —? Falschheit —?

Julie (leise zu ihm). Auch mich! auch mich!

Ahlfeld (ebenso zu ihr). Ich schwöre Ihnen ....

Auguste. Was werden wir hören?!

Franziska. O meine Freunde, meine lieben Freunde! unwahr bin ich gegen Euch Alle gewesen. —

Alle (außer Sigmund). Unwahr?

Franziska. Aber es soll gut gemacht werden. Keine neue Lüge mehr und die alten — ehrlich eingestanden!

Sigmund. Was fällt Dir ein, Franziska!

Franziska. Grenzenlos aufrichtig will ich sein —

Ahlfeld } (zurückweichend). Gräfin!
Julie } Verschone mich!

Franziska. Was fürchtest Du, Liebste?

Auguste (sich an Juliens und Ahlfelds Verlegenheit weidend). Die Gräfin fürchtet, zu hören, was man von ihr denkt, könnte sie hochmüthig machen.

Franziska (wirft sich Augusten um den Hals). Ausgeschlossen warst Du von unsern Tableaux, Theuerste! ....

Sigmund. Da haben wir's! } (Fast zugleich.)
Julie. Sie ist verrückt! }
Rathhausen. Sie ist merkwürdig! }

Auguste. Ausgeschlossen? .... Und das sagst Du mir noch?!

Franziska (zu Rathhausen, mit gefalteten Händen). Ihre Bilder, o bester Baron! finde ich nichts weniger als prächtig ....

Sigmund. Franziska!

Julie. Sie wird gefährlich.

Ahlfeld (hängt ihr den Shawl um). Gehen wir, bevor die Reihe an uns kommt.

Rathhausen. — Nichts weniger als prächtig?

Sigmund. Hilf Gott, sie hat einen förmlichen Anfall von Aufrichtigkeit!

Auguste. — Ausgeschlossen — ich! — ich!... O meine Ahnung! o mein betrogenes Herz!

Franziska. Nicht doch — nicht doch — ich liebe Dich ja, und jetzt erst recht!

Auguste. Laß das. Ich habe von Freundschaft geträumt — ich bin aufgewacht.

Sigmund (begütigend). Suchen Sie wieder einzuschlafen.

Auguste. Niemals! (Wendet sich zum Gehen.)

Franziska. Bleibe! bleibe!

Auguste. Adieu!

(Die Herren verneigen sich. Auguste geht ab.)

Franziska. Sie hat mich verlassen!

Julie (die inzwischen ihren Hut aufgesetzt hat). Das werden alle Deine Bekannten thun, wenn Du ihnen nichts zu sagen weißt, als die Wahrheit.

Franziska (will ihre Hand fassen). Ach Julie! meine liebste Freundin! vielleicht meine einzige! Dir habe ich ja gar nichts . . . .

Ahlfeld (ihr in's Wort fallend). Die Gräfin will auch nichts hören.

Julie. Nein! — Lebewohl. Ich wünsche diesem Hause, das zu einem Tempel der Aufrichtigkeit gemacht werden soll, recht viele Besucher . . . . unter denen ich selten zu treffen sein dürfte.

(Die Herren verneigen sich. Julie ab).

Franziska. Auch sie! Auch sie!

Ahlfeld (halblaut zu Sigmund). Ich muß folgen — Du begreifst.

Sigmund. Ja wohl. Geh', bevor meine Frau ebenfalls zu — begreifen anfängt.

Franziska. Lieber Sigmund, mir scheint, ich habe schon angefangen. (Nimmt die Veilchen, die Ahlfeld auf das Tischchen gelegt hat und reicht sie ihm.) Nehmen Sie Ihre Veilchen mit, Graf Ahlfeld, — das sind nur arme sterbende, und ich gehe, mich an den lebendigen zu freuen.

Ahlfeld. Ich gehorche, Gräfin. (Geht ab.)

Sigmund. Hab' ich verstanden? . . . . Du willst fort?

Franziska. Was soll ich noch hier, wenn ich den Leuten nichts mehr zu sagen weiß, als die Wahrheit? — Welche Menschen, Sigmund! welche Menschen! — Du behältst Recht, — ich habe nicht einen einzigen Freund!

Sigmund (knieend). Einen doch!

Rathhausen (ebenso). Und noch einen.

Sigmund. Sieh Dich um, Franziska.

Franziska (thut es, und erblickt den knieenden Rathhausen). Wie — Was? — Sie sind da? — gehen Sie — folgen Sie den Andern, lassen Sie mich allein mit meinem Schmerz, mit meiner Enttäuschung und — (stürzt in Sigmund's Arme) mit meinem Manne!

Rathhausen (sich erhebend). Oh — wenn Sie mich dulden wollten in dieser Gesellschaft!

Franziska. Bester Baron — als meinen Freund?

Rathhausen. Als Ihren Verehrer! (Zu Sigmund.) Du hast wohl nichts dagegen?

Sigmund. Nicht das Geringste! — Nach Andlau! . . . Du besuchst uns doch — Verehrer?

Rathhausen (zu Franziska). Darf ich?

Franziska (reicht ihm die Hand). Nach Andlau, — dort wollen wir allen Leuten die Wahrheit sagen.

Sigmund. Nicht Allen. Geben wir unser Bestes nur den Besten. Mit den Uebrigen seien wir — liebenswürdig.

Sonette.

Von St. Barron.

Bin ich der Jäger, der im Waldesrunde
Das scheue Reh verfolgt mit frevlem Hoffen?
O nein! ich bin das Wild, vom Pfeil getroffen,
Und warmes Herzblut quillt aus meiner Wunde.

Ein liebreich Wort von Dir, und ich gesunde!
Du aber wendest ab von mir den schroffen
Verschloss'nen Sinn — ach einst so mild und offen! —
Es tönt kein Wort des Heils aus Deinem Munde.

Und ich zu stolz, als Bettler d'rum zu flehen,
Verberge tief in mir die heil'gen Gluthen,
Die mit mir leben und mit mir vergehen.

Dein kindliches Vertrau'n zu allem Guten,
Vor meiner Liebe wollt' es nicht bestehen;
Nun muß, von Dir verschmäht, mein Herz verbluten.

Wie der vom Sturm Verschlag'ne fruchtlos trachtet
Im kleinen Boot zu nah'n dem Heimathstrande,
Das Haupt versengt vom heißen Sonnenbrande,
Das Aug' von Todesdunkel schon umnachtet,

Und wie er qualvoll dürstend — ungeachtet
Ihn Meer umgibt bis zu des Himmels Rande, —
Bevor sich lösen ganz des Lebens Bande,
Nach einem Trunke süßen Wassers schmachtet:

So sehn' ich mich im Sturm des wilden Strebens,
Ein einz'ges holdes Glück noch zu erwerben,
Nach dem ich schmachte, todesmatt — vergebens!

O gönntest Du mir seliges Verderben,
Daß ich den letzten süßen Trunk des Lebens
Von Deinen Lippen trinken dürft', und sterben!

Schon ist das letzte Abendroth verschwunden;
Im Garten duftet süß Jasmin und Flieder,
Und klagend tönen Philomele's Lieder
Von Liebe, die Erhörung nie gefunden.

Nun harr' ich sehnsuchtsvoll noch wenige Stunden,
Dann schwebt der Traumgott leis' zu mir hernieder,
Führt mich zu Dir, Du Heißgeliebte, wieder,
Und Herz an Herz sind selig wir verbunden.

O holde Nacht! Du strahlst wie lichte Sonnen
In's dunkle Leben mir, das an Beschwerden
Und Gram so reich, so arm an Freud' und Wonnen,

Du gönnst im Traum mir Himmelsglück auf Erden!
Doch mit dem Grau'n des Tages ist's zerronnen,
Und wieder muß es Nacht im Herzen werden.

Hinaus zum Strand! Hörst Du die Brandung tosen?
Mit Macht greift Aeolus heut' in die Leier,
Und spielt zum Tanz auf für die Hochzeitsfeier
Des Meeres mit dem Sturm, dem ruhelosen.

Die schöne Braut schmückt sich mit weißen Rosen
Und hüllt sich züchtig ein in Wolkenschleier,
Denn ungestüm schon naht der wilde Freier,
Mit seinem Liebchen minniglich zu kosen.

Frischauf in's Bad! zum Reigen auf den Wellen!
Hei, wie vor Lust und Uebermuth sie schäumen,
In tollem Taumel hoch und höher schwellen!

Nun gilt's im Tanz bald hoch empor sich bäumen,
Bald wirbelnd dreh'n, bald jäh zu Boden schnellen —
Ein Bacchanal im Reich Poseidons träumen.

Daß einst der Lorbeer meine Schläfen kröne,
Hast schmerzvoll Du, Geliebte, mir verkündet,
Wie mancher Strom wohl schön und herrlich mündet,
Ob zwischen Felsen seine Fluth auch stöhne.

Hat doch der Gott des Lichtes und der Töne
Qualvoller Sehnsucht Tiefen selbst ergründet,
Als er von heißer Liebesgluth entzündet
Den kalten Lorbeer fand statt Daphne's Schöne!

Beim Himmel! gleichen Preis will ich erringen!
Mag liebeleer das Leben mir verblühen,
Der Liebe soll mein hohes Lied erklingen!

Und einst wird manches Herz für mich erglühen,
Und mancher frische Kranz mein Bild umschlingen,
Wenn längst ich selbst verwunden Leid und Mühen.

Ich bin betrübt zum Meer hinausgegangen,
Die Sonne neigte sich vom Himmelsbogen,
Und taucht zur Ruhe in die blauen Wogen.
Wann wird erfüllt nach Ruhe mein Verlangen?

Und dunkler ward's. Der Wind kühlt mir die Wangen;
Da kamen über's Meer einhergezogen,
Von schaumgewebten Schleiern leicht umflogen,
Des Meeres Töchter wunderhold und sangen:

„Zum Lebewohl nur hörst Du, und sonst nimmer,
O Sohn der Erde, unsre ewigen Lieder!
Fahr wohl! Du findest Ruhe bald für immer."

Alsdann entschwebten über's Meer sie wieder,
Und als ihr Sang verhallt, ihr letzter Schimmer
Zerflossen war, da sank die Nacht hernieder.

Nacht ist's. Es braust der Sturm wie Geisterklagen,
Als wollt' er mein zertrümmert Glück bedauern;
Er braust durch meine Brust mit Todesschauern —
Ich muß ja letztes Lebewohl Dir sagen!

Nie wieder wird ein Erdenglück mir tagen,
Seit ich verstoßen bin aus diesen Mauern;
Ein trostlos Sehnen, ein unheilbar Trauern,
Muß ich mit mir durch's weite Leben tragen.

Leb wohl! Nie wird mein Aug' auf Deinem blauen
Holdsel'gen Auge wieder weilen, nimmer
Dein engelschönes Angesicht mehr schauen.

Dort kündet schon im Ost ein leichter Schimmer
Des Trennungstages unerbittlich Grauen —
Leb wohl! leb wohl! ich scheide nun für immer.

Ach, manche Nacht durchwacht' ich im Gebete
Um Kraft und Muth, mein endlos Weh zu tragen;
Doch war umsonst mein demuthvolles Zagen —
Nicht gab mir Gott, was ich so heiß erflehte.

Wenn nur im Traum Dein Bild vorüberwehte,
Ergriff mich gleich ein trostlos wildes Klagen!
Nie kann ich mehr dem süßen Wahn entsagen,
Der mich so elend macht, für den kein Lethe.

Wie an Prometheus' Leber einst der Geier,
So frißt der Gram am Marke meines Lebens.
Der Tod nur ist mein Retter, mein Befreier.

Dann ist vollbracht der Kampf ruhlosen Strebens,
Dann schmückt mein Grab Cypressenkranz und Leier,
Und dieser Spruch: Gelebt — geliebt — vergebens.

Gedichte.

Bertarit.

Verona's ganze Bettlerschaft,
Was Hände streckt und harft ein Lied,
Labt mit der Purpurtraube Saft
Der Königsenkel Bertarit.
  Er beut den vollen Humpen
  Mit ritterlicher Art
  Dem Lazarus in Lumpen
  Und dem Apostelbart.

Frisch blüht des Wirthes Angesicht,
Mit Rosen hell die Stirn umkränzt;
Sie zechen, bis von Mondenlicht,
Die Etsch im Silberbogen glänzt.
  Des Schlosses offne Halle
  Füllt wunderlich Getön,
  Sie harfen rings mit Schalle:
  „Was ist das Leben schön!"

Wie freundlich schaut aus blondem Haar
Der Schenk, und noch ein Knabe fast!
Um ihn vergißt der Gäste Schaar
Der Armuth und der Jahre Last.
  Er singt in hellem Tone:
  „Mein Hof umgibt mich hier!
  Versagt man mir die Krone,
  Mir bleibt der Rose Zier.

Das Reich verwaltet mir der Ohm,
Und weist mich an auf Scherz und Lust,
Drum leit' ich einen Freudestrom
In jede kummervolle Brust.
  Bevor Du, blutgefärbter
  Erlauchter Purpur, mein,
  Will fröhlich ich Enterbter
  Mit euch Enterbten sein." —

Da reckt ein Alter sich empor
Zu seinem mild geneigten Haupt,
Und murmelt ihm entsetzt in's Ohr:
„Das Leben wird Dir heut geraubt!

Dein Ohm — ich lauschte — wehe! . . .
Die Meuchler sind nicht weit.
Nimm mein Gewand, ich flehe!
Dich rettet nur dies Kleid!

Wirf um den braunen Mantel hier
Und nimm des alten Rollo Stab,
Tief in die Stirne drücke Dir,
Kind, meinen Pilgerhut herab!
Verstecke nur die Locken,
Sie ringeln sich zu licht!
Nun fort, und unerschrocken!
Der Tod erräth Dich nicht!" —

Im Hofe klirren Axt und Schild —
Ein Pilger schleicht mit Stab und Hut.
„Von hinnen, Bettler! Edelwild
Begehren wir und Königsblut!" —
Der, fröhlich im Erbarmen,
Allum den Becher bot,
Der holde Wirth der Armen
Entrinnt im Kleid der Noth.

Und als nach manchen Jahres Flug
Er wiederkam, ein männlich Herz,
Und seiner Krone Räuber schlug
Mit Heeresmacht, gehüllt in Erz,
Da wuschen sie die Halle
Von dunkelm Blute rein
Und seine Bettler alle
Lud er zur Krönung ein.

Ein Abschied.

Noch einmal an der ehr'nen Schwelle,
An strenger Pflichten ernstem Thor
Trug mich zu warmer Sonnenhelle
Ein kurzer Jugendtraum empor.

Noch einmal hat mit Götterfunken
Das Burschenleben mich erwärmt,
Noch einmal hab' ich mitgetrunken
Und mitgesungen, mitgeschwärmt.

Noch einmal hat mich hold umwunden
Der Jugendfreundschaft Rosenband,
Das einst sich, da ich Dich gefunden,
Mir weich um Herz und Seele wand.

Weshalb? woher? Freund, das sind Fragen,
Auf die es keine Antwort gibt:

Genug, wir haben uns vertragen,
Wir haben herzlich uns geliebt.

Jetzt heißt es: Auseinandergehen!
Mir ist nicht leicht zu Muth und froh;
Wer weiß, ob wir uns wiedersehen?
Und keiner kennt das Wann und Wo.

Vielleicht daß wir nach grauen Jahren,
Wenn unsrer Freuden Stern erblich,
Desselben Wegs zufällig fahren,
Philister Du, Philister ich.

Von andern Banden dann umwunden
Und voll zufrieden mit dem Tausch
Gedenken lächelnd wir der Stunden,
Die wir geweiht dem Jugendrausch.

Und doch! Ich fühl's: dies frische Leben,
Das uns vereint hat lieb und hold,
In unsre Zukunft muß es weben
Mit hellen Fäden lautres Gold.

Ich fühl's: wer so wie wir gesprochen,
Und wie gesprochen, so gethan,
Dem kann das Siechthum wohl den Knochen,
Doch Siechthum nicht der Seele nahn.

Versprich drum, wenn mit seinen Ränken
Das Leben nach dem Geist uns strebt,
Der schönen Stunden zu gedenken,
Die wir gemeinsam durchgelebt.

Edgar Allan Poe.

Ein Essay von Eduard Engel.

Es ließe sich eine Serie von Aufsätzen schreiben unter dem gemeinsamen Titel „Unglückliche Dichter". Es gibt kaum eines unter den modernen Völkern, welches nicht eine von Gott sichtlich begnadete Persönlichkeit aufzuweisen hätte, in der ächter Genius, Bewußtsein des höheren Berufs und der eigenen Begabung mit inneren dämonischen Feinden im Kampfe lag, die schließlich nach heißem Ringen triumphirten und dem sturmgepeitschten Leben erst im Grabe Ruhe gönnten. Namen wie Christian Günther, Bellmann, José de Larra, Chatterton, Nerval, Grabbe, würden die gemeinsame Ueberschrift begründen.

Nicht leicht dürfte es aber einen Dichter gegeben haben, der mit größerer Begabung so große Fehler, so verachtungswürdige Schwächen verband, wie Edgar A. Poe. „Er war dem Trunke ergeben und starb an dessen Folgen" — so müßte, wenn die Barmherzigkeit nicht größer wäre als die Gerechtigkeit, die Grabschrift dieses bedeutendsten amerikanischen Dichters lauten, und das hat schon viele seiner besten Landsleute von der Lectüre und der rechten Werthschätzung seiner Werke zurückgeschreckt.

Und doch hat der frühe dem Fluche seines Selbst zum Opfer Gefallene manche kostbare Perle hinterlassen, die es wohl der Mühe werth scheinen läßt, zu ihr über unheimliche Abgründe, durch grauenhafte Wogen hinabzutauchen. Wir sprechen hier nicht in erster Reihe von seinem in der englisch redenden Welt geradezu als unübertrefflich geltenden Gedichte „The Raven", welches auch in Deutschland durch Anthologien und eine Novelle Spielhagens bekannt geworden ist, — übrigens in Wahrheit ein Meisterwerk der Form und als solches trotz Rückert einzig dastehend; wir sprechen auch nicht vorzugsweise von seinen abstoßenden und doch anziehenden Halbdunkelgeschichten, in denen sich groteske Geheimnißkrämerei, Scharfsinn, Originalität und Grazie des Stils die Hand zum seltsamsten Bündniß reichen, — halb Breughel, halb Ostade. Nein, wenn wir den Dichter Poe meinen, so haben wir von einigen weniger bekannten, rein lyrischen, ungekünstelten Liedern zu sprechen, die, dessen sind wir gewiß, seinen Namen sicherer auf die unbefangene Nachwelt bringen werden, als seine vielbeklatschten sprachlichen Kunststücke und seine waghalsigen Versuche an den Grenzen der Menschheit.

Es waren Stunden der reinsten dichterischen Begeisterung, frei von jeder Effectberechnung, frei auch von der peinigenden Sorge des amerikanischen Kampfes um's Dasein, in denen er ein wie ein letzter warmer Sonnenstrahl in sein kaltes Leben fallendes Liebesverhältniß mit den rührendsten Tönen besang: „Ich sah Dich einmal, — einmal nur — vor Jahren". Wie weiß er eine längst vergessene Jugendliebe mächtig wieder heraufzubeschwören in dem Gedichte „an Annabel Lee", die ihm „die neidischen Engel entrissen", deren Andenken er aber ewig in sich wachgehalten:

„Und im Mondenschein hüllen Träume mich ein
An die herrliche Annabel Lee!
Wenn das Sternenheer steigt, Dein Blick sich neigt
Auf mich, o Annabel Lee!
Nachts ruh' ich nun hier und zur Seite Du mir,
O mein Liebling, mein Liebling, mein Leben, mein Weib,
In dem Grabe hier an der See,
In dem Grab an der donnernden See!"

Aus lichten für ihn unerreichbaren Höhen winkt ihm ihr Bild und der kranke Dichter wühlt selbstquälerisch in seinem Herzen mit dem Dolche der Erinnerung, mit dem Bewußtsein der eigenen Verworfenheit:

„Du warst der Seele Heiland,
Mein Sehnen, meine Pein,
Im Meer ein grünes Eiland,
Ein Quell, ein heil'ger Schrein,
Geschmückt mit Früchten, Blumen —
Und alle Blumen mein!

O Traum, zu schön auf Erden,
O Sternenhoffnung, nur entflammt,
Um ausgelöscht zu werden!
Wohl hör' ich einer schönern Zeit
Ermahnungsruf — allein
Der Abgrund der Vergangenheit
Zieht gierig mich hinein!" — —

Es liegt in solchen ächten Dichtungen, Geburten des Schmerzes und der reuevollen Selbstqual, eine Kraft, die versöhnend einen Schleier wirft selbst über die unlautersten Regungen der Brust, aus der sie entsprungen.

Und nun zu dem Leben Edgar A. Poe's.

Der Dichter wurde in Baltimore im Jahre 1811 geboren als zweites Kind einer Schauspielerfamilie. Das unstäte Leben der Eltern muß auf das reizbare Gemüth des Knaben einen frühen unheilvollen Eindruck gemacht haben, denn selbst nach seiner Adoption durch einen der reichsten Kaufleute der Stadt — er war wenige Jahre alt gänzlich verwaist — vermochte die sorgfältigste Erziehung nicht den Hang nach einem gewissen Vagabundenthum in ihm zu ertödten. Dazu kam, daß sein kinderloser Adoptivvater, ein Mr. Allan, in verzeihlicher Verzärtelung des hübschen, vielversprechenden Jungen demselben allen Willen ließ. Erzogen wurde er in einer Privatschule bei London und in der spukhaften Geschichte von „William Wilson" gibt er später eine tiefempfundene Beschreibung seiner köstlichen Schulzeit.

Noch ein Knabe entwich er nach dem Continent, um den Griechenkrieg gegen die Türken mitzumachen, — vielleicht phantastisch angeregt durch das ruhmreiche Beispiel des kurz vorher für dieselbe Sache gestorbenen Lord Byron. Schon in Petersburg aber konnte er aus Mangel an Mitteln nicht weiter, der Amerikanische Gesandte mußte sich seiner annehmen und ihn in die Heimath zurückschicken.

Hier fand der junge Wildfang die Dinge im Hause seines Adoptivvaters sehr verändert vor; Mr. Allan hatte sich nach dem Tode seiner ersten Frau mit einer jungen Dame verheirathet, und aus der Ehe waren Kinder entsprossen. Was an dem Gerücht von einem Verhältniß der jungen Frau zu dem heranreifenden, leidenschaftlich angelegten Dichter Wahres ist, läßt sich heute nicht mehr ermitteln, — genug, er mußte das Haus, in welchem er ein zweites Heim gefunden, verlassen und Mr. Allan zog von der Zeit ab gänzlich seine Hand von ihm.

Es begann nun für Edgar Poe ein Leben, welches sich Jeder an der Hand seiner Erfahrungen von „verbummelten Genies" ausmalen mag, — ein literarisches aus der Hand in den Mund Leben, ein wüstes von Ziel zu Ziel Irren: bald Beschäftigung in einer Redaction, unterbrochen durch leichtsinnige Pflichtvergessenheit, bald eine Stellung an der Spitze eines Journals, — häufige Krankheiten in Folge ent-

zügelter Ausschweifungen, dann oft ein Emporraffen für einige Zeit, ein glücklicher Griff in sein besseres dichterisches Selbst, — zuletzt ein Ende mit Schrecken!

Man hat in ähnlichen Fällen einer beklagenswerthen Versunkenheit (wie bei Christian Günther selbst ein Goethe) nach Entschuldigung, nach Rechtfertigung gesucht, man hat die Gründe für so trübe Erscheinungen in der Hartherzigkeit eines bigotten, pedantischen Vaters, in der Treulosigkeit eines geliebten Mädchens und anderen Erschütterungen zu finden geglaubt. Das alles kann nicht für Edgar Poe angeführt werden. Er hat mehr als je ein Dichter auf seinem Lebenswege hilfreiche Hände gefunden, die ihm gern eine bessere Bahn geebnet hätten zu einem ruhigen Dasein, zu einem ehrenvollen Wirkungskreise; er hat diese liebevollen Hände durch sein Betragen ermüdet. Liebe und Freundschaft der edelsten Männer und Frauen hat er allerwärts sich erblühen sehen, aber der Dämon war zu stark in ihm und siegte.

Keineswegs soll damit gesagt sein, daß das Laster, an welchem Poe gleich unzähligen seiner Landsleute wie an einer unvertilgbaren Krankheit litt, stärker in ihm aufgetreten sei als in vielen Tausenden, die demselben zu widerstehen vermochten, — im Gegentheil, er war nach gewöhnlichen Begriffen durchaus nicht unmäßig, ein einziges Glas Wein aber war im Stande, ihn bei seiner verzärtelten, überaus nervös-reizbaren Constitution zu Excessen aufzuregen, die nachher eine nagende und verzweifelte Reue im Gefolge hatten.

Seine erste literarische Leistung, durch die er die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenkte, war eine Preisarbeit unter dem Titel „Manuscript, in einer Flasche gefunden". Hier schon läßt er ganz seiner wilden Phantasie die Zügel schießen; es ist eine geistreiche Robinsonade, nicht ohne einen gewissen Scharfsinn und namentlich, wie alle seine späteren Werke dieser Richtung, ausgezeichnet durch eine ächtdichterische Farbentreue bei schrankenlosestem Fabuliren. Nur lagert eine dichte Wolke voll schwülen unheimlichen Mysticismus über dieser Geisterschifferzählung.

Der 22 Jahre alte Dichter, der bis dahin nur ein unbeachtet gebliebenes Büchlein voll ziemlich unbedeutender Gedichte veröffentlicht hatte, gewann mit der erwähnten Arbeit übrigens nur deshalb den Preis, weil die hochweisen Herren Preisrichter zu der Ketzerei sich bekannten, ein guter Schriftsteller schreibe auch eine gute, leserliche Handschrift, — und Edgar Poe hatte sein Manuscript sehr zierlich copirt.

Er mochte sich im Besitze des Preises ein angehender Krösus dünken, denn bald darauf verheirathete er sich mit einer Cousine, die kein beneidenswerthes Leben an seiner Seite geführt hat.

Seine sämmtlichen nächsten Arbeiten, darunter besonders die längere Erzählung von „Gordon Pym", zeichnen sich durch ihre geschickt durchgeführte und stets auf der Höhe der Spannung erhaltene Excentricität aus, es sind, wenn man will, Cabinetsstücke im Stile Amadeus Hoffmanns, mit der poetischen Färbung Chamisso's und dem Robinsonadentalent eines Jules Verne.

Wir haben in seinen zahlreichen Erzählungen, die den weitaus größten Theil seiner gesammelten Werke*) bilden, drei Gruppen scharf zu unterscheiden, die den drei Hauptrichtungen seiner ewig grübelnden, hinduartig selbstquälerischen Laune entsprechen. Da sind zuerst seine ahnungsschaurigen Gespenstergeschichten, bei deren Lectüre man das helle Tageslicht nicht voll genug in's Zimmer strömen lassen kann, um sich nicht von der dämonischen Gewalt des Dichters zu lebhaft mitreißen zu lassen. Beim Lampenlicht gelesen, müssen diese raffinirten Schöpfungen geradezu schädlich für Geist und Körper wirken. Zu dieser Gattung gehören die Geschichten: „Die schwarze Katze", „Der Fall des Hauses Usher", „Der Kerker und das Pendel", „Die Maske des rothen Todes", „Das ruhelose Herz", „Hop-frog". Der Leser glaube aber ja nicht aus diesem Ueberschriftenregister entnehmen zu dürfen, daß er es hier

*) Die beste Gesammtausgabe von Poe's Werken erschien im Jahre 1853 in New-York, besorgt von Rufus W. Griswold, in 4 ansehnlichen Bänden.

mit bloßen Gruselhistorien zu thun hat, die auf kindische Gespensterfurcht, auf die ängstliche Lust am Ungeheuern, Geheimnißvollen berechnet sind, — es sind abgerundete, sehr fein ausgearbeitete und namentlich im Stil unerreichbare Studien.

Um an einem Beispiel zu zeigen, in welcher Richtung sich diese Art von Erzählungen bewegt, deuten wir kurz den Inhalt der letzten beiden an.

Das ruhelose Herz klopft in der Brust eines alten Mannes, der unter demselben Dache mit einem jüngern Hausgenossen zusammenwohnt und von diesem gehaßt wird, grimmig, erbittert, tödtlich gehaßt, wegen des unerklärlichen feindseligen Zaubers, den eines seiner Augen auf den jüngeren Mann unbewußt ausübt. O dieses Auge! Er ermordete endlich den Greis. — Hören wir, wie er den Vorgang erzählt:

„Freilich nervös, schrecklich nervös war ich damals und bin es noch, warum soll ich denn aber wahnsinnig sein? Meine Krankheit hatte meine Sinne nur geschärft, nicht zerstört, nicht abgestumpft. Vor Allem war mein Gehör unglaublich scharf. Ich hörte alle Dinge im Himmel und auf Erden, ich hörte manche Dinge in der Hölle. Wie käme ich also dazu, wahnsinnig zu sein? Gebt doch Acht, wie genau, wie ruhig ich die ganze Geschichte erzählen kann.

Wie der Gedanke zuerst mir durch den Kopf fuhr? — das kann ich unmöglich mehr sagen; aber einmal gefaßt verfolgte er mich unablässig, Tag und Nacht. Ich hatte gar keinen vernünftigen Grund, auch reizten mich des Alten Schätze nicht. Ich haßte ihn auch nicht. Ja, ich liebte den alten Mann sogar. Er hatte mich nie gekränkt, er hatte mich nie beleidigt. Sein Gold war mir gleichgültig. Ich denke, es war sein Auge! — ja, das muß es gewesen sein. Eines seiner Augen glich dem eines Geiers — es war ein bläßliches, blauschimmerndes Auge. So oft sich sein Blick auf mich richtete, wurde mir das Blut in den Adern zu Eis, — und so ganz allmälig, nach und nach reifte in mir der Vorsatz, dem alten Mann das Leben zu nehmen und so sein Auge für immer loszuwerden. — —

— — Ich weiß, ihr haltet mich für wahnsinnig. Aber Wahnsinnige wissen ja nicht, was sie thun. Ihr hättet mich jedoch nur sehen sollen, ihr hättet nur sehen sollen, wie überlegt ich handelte, mit welcher Vorsicht, mit welcher Verstellung ich an's Werk ging! Nie hatte ich den alten Mann freundlicher behandelt als die Woche, bevor ich ihn tödtete. Und jede Nacht, nach Mitternacht, drückte ich an der Thürklinke und öffnete sie, — o so sacht! Und wenn ich dann meinen Kopf durch die Oeffnung gesteckt, so zog ich eine Blendlaterne hervor, aber ganz verschlossen, so daß kein Lichtstrahl in's Zimmer fallen konnte. Ihr würdet gelacht haben, wenn ihr gesehen hättet, wie schlau ich zu Werke ging.

Dann schlich ich mich selbst sehr, sehr behutsam hinein, um nicht den alten Mann im Schlaf zu stören. Ich brauchte eine ganze Stunde, ehe ich so weit in's Zimmer gelangte, daß ich ihn auf seinem Bette liegen sehen konnte. He, wäre ein Wahnsinniger auch so vorsichtig gewesen? Und wie ich im Zimmer stand, öffnete ich die Thür meiner Laterne leise, — ganz leise, denn sie hätte ja sonst geklirrt. Aber nur so weit öffnete ich sie, daß ein einziger dünner Strahl auf das Geierauge fiel. Und so trieb ich es sieben lange Nächte, immer kurz nach Mitternacht, — aber ich fand das Auge stets geschlossen und es war mir unmöglich, die That zu vollbringen; denn es war nicht der alte Mann, der mich peinigte, sondern nur sein böses Auge. Und jeden Morgen nach Tagesanbruch ging ich dreist in sein Zimmer, sprach ungenirt mit ihm, rief ihn im herzlichsten Ton beim Namen und fragte ihn, wie er die letzte Nacht geschlafen habe. Wie hätte also auch der alte Mann vermuthen können, daß ich immer nicht weit von seinem Lager gestanden? — —

— — In der achten Nacht gab ich mir die größte Mühe, die Thür möglichst geräuschlos zu öffnen. Der Minuten-Zeiger einer Uhr bewegt sich schneller vorwärts als meine Hand. Nie zuvor hatte ich meine Ueberlegenheit, meinen Scharfsinn so bewundert. Ich konnte mein Triumphgefühl kaum bemeistern. Wenn ich bedachte, daß ich hier die Thür nach und nach immer weiter öffnete und er nicht die geringste Ahnung von meinem Vorhaben hatte, so mußte ich innerlich lachen. Lachen — das mußte er gehört haben, denn plötzlich bewegte er sich, wie in namenlosem Schrecken. Ihr denkt vielleicht, ich sei jetzt schnell entflohen, — aber nein. Sein Zimmer lag wie eine Grube in der tiefen Finsterniß da (die Fensterläden hatte er wie gewöhnlich aus Furcht vor den Räubern fest verschlossen), und so wußte ich, er konnte mich nicht gesehen haben, — also immer weiter, weiter schob ich die Thür auf . . . .

Schon stand ich im Zimmer und wollte gerade die Laterne öffnen, als mein Daumen von dem Handgriff abglitt, — es war ein kaum vernehmbarer Laut, aber der alte Mann richtete sich im Bett auf und schrie: „Wer ist da?“

Ich hielt den Athem an und gab keine Antwort. Eine ganze Stunde stand ich so da, ohne auch nur einen Muskel zu bewegen, aber der Alte legte sich nicht nieder. Lauschend saß er aufrecht in seinem Bett, ganz wie ich es eine Nacht nach der andern gethan.

Auf einmal hörte ich ein leises Stöhnen und wußte, das war das Stöhnen der tödtlichsten Angst. Es lag kein Schmerz, es lag kein lautes Weh in diesem Laut, — es war nur der dumpfe unterdrückte Ton, wie er sich der von innerster Qual beladenen Seele entringt. — — — Ich kannte den Ton, ich wußte, was der alte Mann fühlte, und bemitleidete ihn, wenn ich mich auch innerlich vor Freude schüttelte. Ich wußte, daß er nun schon seit dem ersten Tone, den sein Ohr vernommen, wachte. Ich fühlte, wie seine Furcht immer wilder wurde, wie er sie anfangs zu unterdrücken gesucht, aber es nicht vermocht hatte. Er konnte sich sagen: „Es ist nur der Wind im Schornstein, nur eine Maus, die über die Diele schlich, nur ein leise zirpendes Heimchen" So hatte er vielleicht sich selbst wieder in Schlaf zu lullen gesucht, aber alles vergebens. Alles vergebens, denn schon hatte sich, ihm nahend, der Tod mit seinem Schleier auf die Seele geworfen. Und dieser Schatten ließ ihn, der nichts mehr hörte, der nichts mehr sah, meine Anwesenheit im Zimmer fühlen.

Lange genug hatte ich darauf gewartet, daß er sich wieder niederlegen möchte, — bis ich schließlich ein kleines, — aber ganz kleines Spältchen meiner Laterne öffnete und daraus einen feinen Lichtstrahl auf sein Geierauge fallen ließ. Es stand weit offen, und je länger ich darauf hinstarrte, desto grimmiger wurde ich. Habe ich nicht gesagt, daß meine Sinne eine ganz übernatürliche Schärfe erlangt hatten? Nun wohl, an mein Ohr drang ein tiefer, schneller Ton, als wenn eine in Watte eingewickelte Uhr leise tickte. Ich erkannte diesen Ton — es war das Herz des alten Mannes, welches in ängstlichschnellen Schlägen pochte. Aber noch wartete ich einige Minuten, ohne mich zu rühren. Das Pochen wurde lauter, immer lauter! Ich dachte, das Herz müßte brechen. Und dann wieder faßte mich die Angst, die Nachbarn möchten das Geräusch hören.

— — — Der alte Mann war todt, todt wie ein Stein. Ich legte meine Hand auf sein Herz und ließ sie mehrere Minuten darauf ruhen, — kein Schlag mehr, sein Auge konnte mich nimmer quälen. — — Ich begrub ihn unter den Dielen des Zimmers, so behutsam, so geschickt, — kein menschlich Auge hätte irgendetwas entdecken können. Ich brauchte nichts fortzuwaschen, keinen Blutflecken, dazu war ich zu behutsam gewesen.

Als ich mit der mühsamen Arbeit fertig war, schlug es 4 Uhr, noch dunkle Nacht. Gleich nach dem Glockenschlage pochte es an die Hausthür. Ich öffnete sie mit leichtem Herzen, was hatte ich jetzt noch zu fürchten? Drei Männer traten in's Haus, die sich für Beamte der Polizei ausgaben. Ein Nachbar hatte in der Nacht einen Schrei gehört, eine Unthat vermuthet und die Polizei sollte nun den Thatbestand untersuchen. — Ich lächelte, was hatte ich zu fürchten? Der Schrei rührte von mir her, — ein wüster Traum, — sagte ich. Der alte Mann sei auf's Land gereist. Ich führte die drei Männer im ganzen Hause herum. Ich hieß sie alles untersuchen. Endlich führte ich sie auch in des Alten Zimmer, zeigte ihnen sein Geld, seine ganze Habe, alles unangerührt. Eine wahre Sicherheitsbegeisterung hatte mich erfaßt, ich holte Stühle, lud sie zum Sitzen, um sich von der gehabten Mühe zu erholen, und setzte mich mit der wilden Kühnheit eines glorreichen Erfolges über eben der Stelle, unter der ich mein Opfer verscharrt hatte.

Die Beamten waren zufrieden, mein sicheres Wesen hatte auch sie sicher gemacht. Während wir so von gleichgültigen Dingen sprachen, fühlte ich doch, wie ich allmählich bleich wurde, und ich wünschte sie über alle Berge. Mein Kopf that mir weh, es summte, es hämmerte mir in den Ohren, — aber sie saßen noch immer da, unterhielten sich ruhig weiter. Immer deutlicher wurde das Summen und Hämmern, — ich sprach lebhafter, lauter, um des Gefühls Herr zu werden, bis ich schließlich inne wurde, daß das Geräusch — nicht in meinen Ohren war!

Ich wurde noch blasser, ich sprach noch schneller und lauter. Aber auch das Geräusch schwoll an, ein Ton, wie wenn eine in Watte gehüllte Taschenuhr leise, dann immer vernehmlicher tickte. Ich ächzte fast, — aber die Beamten hörten noch nichts. Ich stand auf und sprach lebhaft, mit den heftigsten Gestikulationen, — warum gingen sie nur noch immer nicht? Auf und nieder ging ich im Zimmer mit dröhnenden Schritten, als stachle mich das arglose Wesen meiner Gäste zur Wuth, — aber das Geräusch wuchs an Stärke mit jedem Augenblick. Gott im Himmel, was sollte ich thun? Ich schäumte vor Wuth, ich fluchte. Den Stuhl, auf dem ich gesessen, schlug ich gegen die Dielen, immer dabei mit den Männern sprechend, — aber der Ton wurde lauter, lauter, lauter! War es denn möglich, daß die Männer ihn nicht hörten? Allmächtiger Gott! — nein, nein! — sie hörten, sie schöpften Argwohn, — sie wußten, — sie trieben mit meiner Seelenangst nur Scherz. Das waren meine Gedanken damals, das sind sie noch heute. Alles eher, als diese unerträgliche Folter! Alles eher, als diesen gräßlichen Spott! Ich konnte ihr heuchlerisches Lächeln nicht länger ertragen. Ich fühlte, ich mußte laut aufschreien oder sterben. Und nun — wieder — horch! lauter, lauter — lauter!

„Ihr Schurken!" kreischte ich, „verstellt euch nicht länger! Ich gestehe die That! Reißt die Dielen auf, — hier, hier! — hier schlägt das grauenvolle Herz des alten Mannes!'"

In dieser wie in vielen anderen Erzählungen gefällt sich Poe in der Schilderung krankhafter Seelen-Zustände, in die er sich mit lüsterner Grausamkeit hineindenkt. Seine Prosa hat manche auffallende Aehnlichkeiten mit der von Heinrich von Kleist und wer die Werke beider unglücklichen Dichter aufmerksam liest, wird leicht mannichfaltige innere wie äußere Beziehungen zwischen ihnen herausfinden.

Eine zweite Geschichte: Hop-frog ist der Hofnarr und Leibzwerg eines gewaltthätigen Königs, der Spielball dieses Tyrannen und seiner gottvergessenen sieben Minister. Einst vom Weine trunken läßt sich der König zum rohesten Jähzorn gegen Hop-frog und dessen schwächliche Schwester Trippetta hinreißen, er stößt das arme Mädchen mit den Füßen von sich und droht dem Zwerge mit den schlimmsten Strafen. Da hört man, als wäre es draußen auf dem Gange, einen knirschenden, nagenden Ton, — die Höflinge wähnen, es sei der Leibpapagei, der seinen Schnabel am Fenster wetze; nein, es ist der Zwerg, der unter Zähneknirschen dem ganzen grausamen Hofe Rache schwört. Aufgefordert, dem Könige einen nagelneuen Maskenscherz zu ersinnen, schlägt er ihm vor, sich mitsammt seinen Ministern auf dem nächsten Maskenball in Gestalt von Orang-Utangs zu zeigen, sich mit einander durch eine lange Kette zusammen zu fesseln und so den ganzen Maskenschwarm in Schrecken zu setzen. Der König geht mit Wonne auf diesen bestialischen Scherz ein. Hop-frog besorgt selbst die Kostüme, die er, damit sie besser sitzen mögen, tüchtig eintheert, — der beabsichtigte Schrecken wird glänzend erzielt. Da senkt sich, anfangs zum großen Gaudium der Gesellschaft, der Kronleuchter von dem 30 Fuß hohen Plafond hernieder, der Zwerg schließt die ganze Affengesellschaft an einen der Zacken desselben an, ein Ruck, und sie schweben hoch in der Luft. Der Zwerg ist selbst am Kronleuchter mit hinaufgezogen von unsichtbaren Händen, eine brennende Fackel schwingt er in der Rechten und nachdem er unter allgemeinem Entsetzen die gräßlichsten Drohungen ausgestoßen, zündet er die ganze gefesselte Regierung des Königreichs an, die elendiglich verbrennt. Er selbst verschwindet durch eine Oeffnung in der Decke.

Das ist so die mehr oder weniger ungeheuerliche Art, in welcher Poe seine Schreckensgeschichten vor sich gehen läßt. Erfindung wie Ausführung und Sprache haben gleich begründeten Anspruch auf das Lob ihrer Originalität. Aber geradezu unbegreiflich ist es, wie eine begabte Dichternatur auf dergleichen hirnverbrannte Stoffe verfallen konnte, die so gänzlich aus dem Rahmen des rein Menschlichen heraustreten. Hier haben wir Einen aus der Schule, mit der ein Goethe sich nie befreunden konnte, wenngleich er ihrer Begabung Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. Edgar Poe ist der amerikanische Hyperromantiker. Er hat dem in der ganzen Literatur seiner Nation sich zeigenden Hange zum Außergewöhnlichen, in Prosa wie in der Poesie, am meisten und verhängnißvollsten nachgegeben, denn was sind gegen solche Ausgeburten überhitzter Phantastik, wie sie Edgar Poe aus dem Hexenkessel seiner Grübeleien hervorgreift, die tours de force eines Longfellow, der doch immer noch über sich blauen Himmel und freie Luft fühlt, und eines Whitman, der den Refrain des Goethe'schen Kophthenliedes in die Wirklichkeit übersetzt?

Man muß in Betracht ziehen, daß wir es bei dergleichen Erzeugnissen mit einem künstlich unterhaltenen Fiebertraum zu thun haben. Das Hauptverdienst, welches dieser Gattung von Erzählungen einen bleibenden Werth verleiht, ist eben die Formvollendung, die Meisterschaft des Stils. Poe geht schrankenlos mit seinem Werkzeuge, der Sprache, um — im Liede wie in der Erzählung. Er läßt unsere Spannung auf einer Nadelspitze schweben und alle Qualen der gereiztesten Erwartung ausstehen, ehe er sie von dem Banne befreit, aber dann auch nur um sie in einen Abgrund schreckenvollster Enthüllung zu schleudern.

Auch bei E. T. A. Hoffmann haben wir das unnatürliche Hineinspielen der unsichtbaren Geister- und Ahnungswelt in das Leben des Menschen. Wenn bei Poe das Bild eines Pferdes in der Sammettapete sich belebt und mit dem Bewohner des Zimmers feurigen Fluges durch die Lüfte saust, so beleben sich bei Hoffmann, der

mehr Kleinmalerei treibt, Tintenfässer, Geigen, Thürklinken und ähnliche dem profanen Auge sehr alltäglich erscheinende Dinge. Um derartigen forcirten Spuck vertragen zu können, muß man wohl eine unangenehme Bedingung erfüllen, nämlich sich in die Stimmung — hineintrinken, deren Folgen solche Wahnsinnsphantasien zu sein pflegen.

Wie anders bleibt z. B. Chamisso, der freilich auch nicht ungern sich den Nachtseiten des Lebens auf seinen Dichtergängen zuwandte, Herr seines Stoffes! Auch mischt er meist eine tüchtige Dosis gesunden Humors in seine geheimnißvollen Balladen, mag auch der Humor ein bischen derb um sich schlagen. Wir merken bei ihm immer, daß er doch nur mit uns spaßt, uns nur ein wenig zum Narren hält. Bei Edgar Poe dagegen herrscht ein verteufelt ernsthafter Ton, wir werden stark veranlaßt zu der Ueberzeugung, daß der Dichter selbst an die Gebilde seiner erhitzten Phantasie glaubt. Wissen wir übrigens doch auch von Hoffmann, daß er sich bei seiner Schriftstellerei Abends Gesellschaft von seiner Frau leisten ließ, weil es ihn gruselte.

Die zweite Gruppe der Poe'schen Erzählungen — unstreitig die werthvollste — enthält sehr amüsante, belehrende, überaus scharfsinnig mit dem Kleide der greifbarsten Wahrscheinlichkeit angethane Geschichten. Die beste Charakteristik dieses Genres, des originellsten, das sich denken läßt, gibt der Dichter selbst in dem Motto, welches er an die Spitze einer seiner berühmtesten Erzählungen*) gesetzt: „Was die Sirenen dem Odysseus sangen, oder welchen Namen Achilles in seiner Frauenverkleidung führte, das sind zwar schwierige Fragen, aber noch nicht gänzlich außerhalb des Bereichs menschlichen Forschens."

Die Ueberschriften dieser Geschichten sind zur Lectüre verlockend genug und wir können sie dringend dazu empfehlen, obwohl auch hier eine gewisse Portion Nervenstärke sehr am Orte ist. Der Leser kann aus einigen dieser kleinen Meisterwerke zehnmal mehr Uebung für den praktisch sich bethätigenden Scharfsinn schöpfen als aus hunderten von Schachpartien, — ganz abgesehen von dem geradezu bezaubernden Stil. Wir nennen besonders die Erzählungen: „Der Goldkäfer", „Die Mordthaten in der Rue Morgue", „Das Geheimniß von Marie Roget", „Der entwendete Brief". Der „Goldkäfer" ist das amüsanteste und belehrendste dieser Stücke. Ein klein wenig starker Glaube dürfte vielleicht erforderlich sein, aber Unmögliches enthält die Geschichte nicht. Der Inhalt hat unzweifelhaft Alexander Dumas sen. bei seinem famosen „Grafen von Monte-Christo" geleitet. Es handelt sich nämlich um die Entdeckung eines unermeßlich großen Schatzes mit Hilfe einer Chiffreschrift, die vor unsern Augen entziffert wird. Wir wollen hier schon vorweg bemerken, daß Edgar Poe in der schamlosesten Weise namentlich von Franzosen geplündert wurde. Seine Erzählungen wurden schon zu seinen Lebzeiten in französischen Zeitschriften übersetzt oder anderweit bearbeitet. Ja, Herrn Sardou's nicht unberühmtes Stück: „Les pattes de mouche" beruht sicher auf der Pointe der Poe'schen Erzählung: „Der entwendete Brief".

Geschichten wie „Die Mordthaten in der Rue Morgue", und „Das Geheimniß von Marie Roget" lassen übrigens entschieden bedauern, daß Edgar Poe nicht — Beamter der Detective-Polizei geworden. Er entwickelt in der Entwirrung eines geheimnißvoll verschlungenen Knotens eine erstaunliche Begabung. Wir sind auch nicht der Ansicht, daß es dem Werthe dieser interessanten Erzählungen Eintrag thut, daß der Knoten von dem Verfasser eigens zu dem Zwecke geschürzt wurde, um nachher mit scheinbarem Scharfsinn aufgelöst zu werden; — als ob es nicht gleichgültig wäre, an welchem Punkte der Scharfsinn einsetzt, ob bei der glücklichen Erfindung einer spannenden Verwickelung, die auf dem Wege eben dieser Erfindung ihre Lösung findet,

*) „The murders in the Rue Morgue."

oder aber in der Entwirrung eines gegebenen Räthsels. Auch enthalten diese Erzählungen außer dem Spürnasentalent, welches sie so ausgiebig zeigen, denn doch noch etwas mehr als ein blos amüsantes Spiel mit der eigenen überlegenen Geisteskraft. Die tiefdurchdachten Auseinandersetzungen über die Grenzen des menschlichen Scharfsinns sind voll des anregendsten und belehrendsten Materials zu einer Auffassung des Lebens, die man die mathematische nennen kann. Alle diese grundgenialen Dichtungen sind eine bewundernswerth geschickte Variation des altes Spruches, daß die Wahrheit viel seltsamer ist als die Erfindung.

Die dritte Gruppe seiner Werke enthält zwar auch noch hier und da manches Schreckhafte, aber im Allgemeinen waltet hier mehr der Humor vor, wenn auch ein etwas barocker, maskenhafter Humor. Meist sind es Robinsonaden mit einem graziösen wissenschaftlichen Anstrich, reich an überraschenden Resultaten einer gut geschulten Beobachtung. Wir nennen hier namentlich „Die Abenteuer eines gewissen Hans Pfaall“, „Der Ballonschwindel“, „Eine Fahrt in den Maelstrom“, „Mellonta tauta“, „Ein paar Worte mit einer Mumie“. In diese Kategorie gehört auch die längere Münchhausenade von „Arthur Gordon Pym“.

Alle diese Erzählungen haben gerade heute ein erhöhtes Interesse, da sie unstreitig den Anstoß gegeben haben zu einem eigenthümlichen schnell berühmt gewordenen Zweige der neufranzösischen Literatur, mit dem erzählenden Weltumsegler Jules Verne an der Spitze.

„Die Abenteuer eines gewissen Hans Pfaall“ enthalten nämlich nichts Geringeres als die wunderbaren, barnumhaften Erlebnisse eines guten Rotterdamer Bürgers, der auf die absonderliche Idee kommt, im Ballon nach dem Monde zu fahren, und diese uns allmälig ganz plausibel gemachte Idee zur vollsten Zufriedenheit Edgar Poe's und des gläubigen Lesers ausführt. Poe hat mit dieser Erzählung den Anstoß gegeben zu einer großen Zahl von modernen Mondpartien. Jules Verne mit seinem „De la terre à la lune“ ist nicht der einzige, der dies Gebiet erfolgreich betreten, er hat unter seinen Landsleuten manchen Concurrenten. Sie alle jedoch stehen auf den Schultern Edgar Poe's, der sie freilich an Genialität der Erfindung und besonders an stilistischer Künstlerschaft weit überragt.

Der „Ballonschwindel“ ist ein „authentischer“ mit mathematischen und physischen Beobachtungen der interessantesten Art gefüllter Bericht in Form eines Tagebuches über eine Ballonreise vom Europäischen nach dem Amerikanischen Continent. „Mellonta tauta“ gibt eine amüsante Schilderung der muthmaßlichen Zustände nach tausend Jahren, wie sie ihre Schatten in einen phantasiereichen Kopf vorauswerfen.

Das Beste dieses Genres ist unzweifelhaft neben der etwas zu schreckhaften „Fahrt in den Maelstrom“ noch die „Reise Arthur Gordon Pym's nach dem Südpol“. Nicht einen Augenblick legt Edgar Poe hier selbst bei den tollsten Uebertreibungen und Erfindungen seine Kaltblütigkeit und Ernsthaftigkeit ab, er ist zum Todtlachen feierlich und allmälig erstirbt selbst das Lachen des Lesers, er wagt kaum Athem zu holen, denn die Ereignisse werden so grauenhaft ernst und dabei doch im Verhältniß zu dem Vorangegangenen so wenig unwahrscheinlich, daß man nach der Lectüre wie aus einer andern Welt zu kommen meint.

In seiner Carrière als amerikanischer Zeitungsredacteur und Mitarbeiter an vielen ästhetischen oder rein unterhaltenden Zeitschriften hatte Poe dann reichliche Gelegenheit zu Beobachtungen nach der komischen Seite hin. Er hat diese auf's Köstlichste verarbeitet in seinen satirischen Aufsätzen „Rezept, einen Blackwood-Artikel zu schreiben“, „Ein ge—x—ter Aufsatz“ und vor allen „Das literarische Leben von Robert Dingsda, Esquire“. Hier kann man einmal frei aufathmen nach der beängstigenden Wirkung der Lectüre seiner anderen Schriften, ein herzliches Lachen bleibt sicher bei Keinem aus, der diese von Witz und heiterster Laune übersprudelnden Sachen liest. —

Wir geben hier ein Pröbchen aus der letztgenannten Erzählung:

— — — „Mein lieber Bob," sagte mein Vater und hob mich an den Ohren zu sich in die Höhe, „Bob, mein Junge, Du bist ein Tausendsasa und artest darin ganz nach Deinem Herrn Papa. Auch hast Du einen riesigen Kopf und ich calculire, es ist mehr als ein Körnchen Gehirn darin; darum wollte ich anfangs aus Dir einen Advocaten machen, wenn nur das Handwerk nicht schon so ehrlos geworden wäre, — und mit der Politik gibt's nichts zu verdienen. Alles in Allem genommen ist Deine Idee eine ganz schlaue, — das Geschäft eines Redacteurs ist das beste und gelingt's Dir, nebenbei noch so ein Bischen Dichter zu sein, was beiläufig die meisten Redakteure sind, so schlägst Du zwei Fliegen mit einer Klappe. Um Dich in Deinen ersten Versuchen zu unterstützen, bewillige ich Dir die nöthigen Requisiten: eine Dachkammer, Feder, Dinte und Papier, ein Reimlexikon und einen Jahrgang der „Schmeißfliege". Ich denke, mehr kannst Du nicht verlangen."

„Ich wäre eine undankbare Canaille, wollte ich noch mehr," rief ich voll Begeisterung. „Ich werde Dir meine Dankbarkeit beweisen, indem ich Dich zum Vater eines Genies mache." — — —

So ging ich nun an die Arbeit. In einem abgelegenen Bücherkeller kaufte ich mir vier wie es schien ganz unbekannte längst vergessene Bände. Aus dem einen, einer Uebersetzung „Inferno's" von einem gewissen Dante, schrieb ich sauber eine ziemlich lange Stelle über einen Herrn Ugolino ab, der ein Paar dumme Jungen zu Söhnen hatte. Aus dem zweiten Bande, in dem eine Menge alter Theaterstücke standen, copirte ich zierlichst eine Reihe von Versen über „Engel und Diener des Lichts".*) Der dritte Band war das Werk eines alten blinden Mannes, eines Irokesen oder Griechen — auf solche Kleinigkeiten kommt's gar nicht an —, ich nahm die ersten 50 Verse daraus, worin ein gewisser Achilles wüthend ist und dergleichen mehr. Auch der vierte Band rührte von einem blinden Menschen her, der über „heiliges Licht" ein paar Seiten geschrieben.**) Wenn auch ein blinder Mann eigentlich nichts mit Licht zu schaffen hat, so waren die Verse doch in ihrer Art nicht übel.

Die eleganten Copien dieser vier Stellen unterzeichnete ich mit dem schwungvollen Namen Opodeldoc und schickte dann jede einzelne an die vier größten Journale der Stadt mit der Bitte um Aufnahme und Honorirung. Das Resultat dieses prächtig angelegten Planes bewies mir aber bald, daß sich nicht alle Redakteure so leicht fangen lassen, wie ich mir eingebildet. —

Unter der Rubrik „Correspondenz" sagte mir das Journal „Humdrum" folgende Artigkeiten:

„Opodeldoc (wer sich auch unter diesem Namen verbirgt) hat uns eine lange Tirade über einen wahnsinnigen Kerl, Ugolino, geschickt, der sich einer Menge ungezogener Kinder erfreut; das beste wäre, er prügelte sie tüchtig durch und schickte sie ohne Abendbrod zu Bett. Die ganze Geschichte ist furchtbar zahm — um nicht flach zu sagen. Herr Opodeldoc entbehrt jeglicher Phantasie — und Phantasie ist nach unserer bescheidenen Ansicht nicht nur die Seele, sondern sogar das Herz der Poesie. Dergleichen Nonsens nehmen wir nicht auf, honoriren wir nicht. Wir zweifeln jedoch nicht, daß das Journal „Lollipop" oder der „Rowdy-dow", oder „Goosetherumfoodle" dergleichen Unsinn mit Entzücken ihre Spalten öffnen werden."

Nicht viel besser behandelte mich das „Lollipop":

„Ein Individuum, welches sich den Namen „Opodeldoc" anmaßt, (zu wie gemeinem Mißbrauch müssen so berühmte Heroen ihre Namen hergeben!) hat uns etwa 50 Verse übersandt, die mit folgendem Unsinn anfangen:

„Singe, o Göttin, den Zorn des Peleiden Achilles." —

Wir bemerken Herrn Opodeldoc ganz ergebenst, daß der letzte Auslaufer unserer Druckerei mindestens bessere Verse macht. Glaubt Herr Opodeldoc, scandiren zu können? Erst zählen, Verehrtester! Unbegreiflich aber bleibt uns doch, wie er dazu kommt, gerade uns dergleichen unsagbaren Unsinn anzubieten! Dies Gewäsch ist gerade gut genug für Gelichter wie „Humdrum", Rowdy-dow" und „Goosetherumfoodle". Und dazu verlangt dieser Herr Opodeldoc noch Honorar (!) für sein Geträtsche!! Weiß dieser Herr denn nicht, daß wir selbst als ein bezahltes Inserat Derartiges nicht aufnehmen?!"

Bei seinen dichterischen Schöpfungen im engeren Sinne ist Edgar Poe sein Leben lang in einem schweren Irrthum befangen gewesen, der um so eigenthümlicher berühren muß, als er ihn eigentlich im inneren Widerspruch mit seinen wirklichen dichterischen Leistungen hegte und aussprach.

*) Wir vermuthen, der Band habe den „Hamlet" eines gewissen Shakespeare enthalten.

**) Vielleicht Miltons „Ode an das Licht"?

Ausgehend von dem in geistreichster Weise durchgeführten Grundsatz, daß die Dichtung in der „Hervorbringung der Schönheit“ bestände, suchte er den Nachweis zu führen, daß man mit etwas Talent auf ganz systematische, vorher zu berechnende künstliche Weise ein gutes, wirkungsvolles Gedicht schreiben könnte. Und daß ihm keineswegs hierbei der Beifall des großen Haufens, der ungebildeten Lesermenge den Ausschlag gab, beweist sein an verschiedenen Stellen emphatisch wiederholtes Bekenntniß, daß Alles, was der Menge gefiele, eben deswegen schlecht und tadelnswerth sein müsse.

So nahm er sein angebornes großes Dichtertalent irrthümlich nur für das Resultat seiner sorgfältigen poetischen Experimente und freute sich wie ein großes Kind, wenn ihm der Beweis gelungen zu sein schien, daß man ohne Beanlagung das Dichten lernen könne. Etwas Gutes wirkte bei ihm diese ästhetische Richtung jedenfalls, denn sie zwang ihn, den Regellosen, zur peinlichsten Sorgfalt in der Form, zu einer wahren künstlerischen Filigranarbeit. Es dürfte wirklich kaum ein englischer — ja schwerlich selbst ein deutscher — Dichter gefunden werden, auch Byron nicht, und Tennyson erst gar nicht, der in so geradezu raffinirter Weise allen Anforderungen einer wirkungsvollen, schönen Form so glänzend entsprochen hätte wie Poe.

Bevor er seinen hochberühmten „Raben“ schreibt, geht er, förmlich ab ovo anfangend, erst mit sich sorgsam zu Rathe, wie man ein gutes Gedicht zu schreiben habe. Er bereitet sich zu seiner Aufgabe, das beste englische Gedicht zu verfassen, durch einen tiefdurchdachten Aufsatz „über das Rationale des Verses“ vor, — wie man aus dem Titel sieht, eine mathematische Betrachtung eines sonst immer für die Domäne des Gefühls und Geschmacks gehaltenen Gebietes.

Von der Untersuchung über das Wesen der griechischen und römischen Verskunst ausgehend weist er zunächst nach, daß alle Versuche, antike Muster in englischer Sprache nachzuahmen, a priori unsinnig seien. Er bricht also über die modernen Leistungen der englischen Dichtkunst in classischem Gewande, wie sie durch Longfellow in Aufnahme gekommen, den Stab. Er will die dichterischen Formen seiner Sprache beschränkt wissen auf das Maß des durch das innerste Wesen dieser Sprache selbst als erreichbar Gebotenen. So weist er denn nach, wie man mit weiser Beschränkung doch mit diesen einfachsten Mitteln unendlich Wirkungsvolles erzielen kann.

In einem in die Zeit nach der Entstehung seines „Raben“ fallenden Aufsatz „Die Philosophie der dichterischen Composition“ legt er die sezirende, schonungslose Hand an die Entstehung dieses seines schon damals viel bewunderten Gedichtes. Wir können an dieser Stelle nicht näher auf diese Procedur eingehen, aber wir müssen ihm doch wohl auf's Wort glauben, daß er so zu Werke gegangen, wie er hier schildert, wenn dadurch auch die Illusion, mit welcher man dies Gedicht zu betrachten pflegt, gründlich zerstört wird. Johannes Scherr urtheilt über das Gedicht „Der Rabe“, es sei mit dem Herzblut des Dichters geschrieben, — er scheint bei all seiner Belesenheit doch nicht die Zeit gefunden zu haben, den oben genannten Aufsatz zu lesen, in welchem der Dichter selbst uns eines ganz Anderen belehrt.

Die Welt, meint Poe, täusche sich ganz außerordentlich über die Productionsweise der Dichter. Man denke gewöhnlich, das werde so eins nach dem andern fix und fertig wie eine eben geborne Minerva auf's Papier geworfen in göttlicher Begeisterung. Nein, durchaus nicht, — vielmehr fange jeder verständige Dichter und Schriftsteller, namentlich wenn er einen großen Effect erzielen wolle, von hinten an, nichts sei falscher als das „commencer avec le commencement“. Es sei zu bedauern, daß nicht einmal ein großer Dichter alle Stadien klarlege, durch welche er schließlich zu einem schönen Resultat gekommen sei, — man werde dann schon die Theorie bestätigt finden; er habe wenigstens alle seine guten Schöpfungen in dieser systematischen Weise hervorgebracht. Und so reißt er Stück für Stück die holde Täuschung des Publicums herunter, daß alle Schönheiten einer Dichtung aus dem innersten bewegten Herzen des Dichters strömen müßten. Die Glanzstellen seines

„Raben“ seien mit genauester Berücksichtigung der Wirkung gewisser Vocale im Verein mit gewissen Consonanten zusammengedrechselt, die kunstvollsten Assonanzen und Alliterationen seien überall da angewendet, wo ein bestimmter Effect von ihm beabsichtigt gewesen sei, — kurz das bewunderte Gedicht sei Alles, nur nicht eine begeisterte Improvisation.

Wenn wir nun auch wol niemals uns der Täuschung hingegeben haben, als seien Meisterwerke wie Goethe's Braut von Korinth, seine Elegien, Schillers Balladen und Lied von der Glocke nicht das herrliche Resultat peinlichster, bis in die Details sich vertiefender Arbeit, so muß uns doch ein solches realistisches Geständniß unsanft berühren. Bezüglich des Gedichtes „The Raven“ aber war schon lange vor unserer Bekanntschaft mit jenem erläuternden Aufsatz Poe's unsere Ueberzeugung feststehend, daß ein solches Werk lediglich eine Meisterschöpfung sei bezüglich der Form und der künstlerischen Behandlung der Sprache, — aber doch innerlich kalt. Wie ganz anders, wie frisch und lebenswarm nehmen sich dagegen die formvollendetsten Gedichte eines Platen, Rückert, Bodenstedt aus! „Der Rabe“ wird für den gebildeteren Geschmack nie für etwas Besseres gelten, als für ein sehr geeignetes, des Händeklatschens sicheres Programmstück eines kunstfertigen öffentlichen Declamators, und in Amerika tritt auch schwerlich ein solcher auf, ohne „auf vieles Verlangen“ den Raben zum Besten zu geben.

Eine der schönsten Strophen möge hier im Original stehen:

„Be that word our sign of parting, bird or fiend!“ I shrieked upstarting —
„Get thee back into the tempest and the Night's Plutonian shore!
Leave no black plume as a token of that lie thy soul hath spoken!
Leave my loneliness unbroken! — quit the bust above my door!
Take thy beak from out my heart, and take thy form from off my door!“
Quoth the Raven: „Nevermore.“ — —

Wer sich übrigens davon überzeugen will, wohin dieses bewußte systematische Hinarbeiten auf den äußern Effect führt, der lese desselben Dichters Lied: „Die Glocken“. Es enthält eine lebendige Schilderung des verschiedenen Geläutes der Glocken, — des winterlichen Schlittengeläutes, der Hochzeitglocken, der Sturmglocken u. s. w. In jedem Verse wechselt die ganze Tonart je nach dem Charakter der Glocken. Nie hat ein Dichter geschickter die Assonanz verwendet, nie mit so souveräner Verachtung auf die Schwierigkeiten einer doch nicht für übermelodiös geltenden Sprache herabgeblickt als Edgar Poe in diesem Gedichte, und doch ist der Eindruck kein reiner, kein befriedigender. Wir setzen auch hier, um einen Einblick in die eigenthümliche Werkstätte dieses Sprachkünstlers zu gewähren, eine Originalstrophe her:

Hear the sledges with the bells —
Silver bells!
What a world of merriment their melody foretells!
How they tinkle, tinkle, tinkle,
In the icy air of night!
While the stars that oversprinkle
All the heavens, seem to twinkle
With a crystalline delight;
Keeping time, time, time,
In a sort of Runic rhyme,
To the tintinabulation that so musically wells
From the bells, bells, bells, bells,
Bells, bells, bells, —
From the jingling and the tinkling of the bells.

Zum Glück für seinen bleibenden Ruhm als Dichter ist Edgar Poe bei seinen höheren Aufgaben in dieser an die Marotte grenzenden Vorliebe für die Formkunststücke sich durchaus nicht treu geblieben. Gerade seine besten Gedichte bewegen sich in den denkbar einfachsten Rhythmen, ja sein schönstes Gedicht „An Helene“ verschmäht sogar die Hilfe des Reims, ein bei Poe überaus seltener Fall. Hier fühlt

man frei und rein den Hauch des Dichters, der jede selbsterfundene künstliche Fessel in dem Augenblick abstreift, wo sein Herz mächtiger und weiter zu schlagen beginnt und den Menschen über sich selbst und seine Gewohnheiten hinaus erhebt.

Das Gedicht „An Helene“ hatte ein schönes, hoffnungsreiches Verhältniß des Dichters nach dem frühen Tode seiner Gattin zu einer der schönsten Frauen Amerika's zum Gegenstande. Sie liebte den unglücklichen Dichter um seines besseren Selbst willen und man sprach ziemlich bestimmt von einer bald bevorstehenden ehelichen Verbindung. Das abscheuliche Benehmen aber, dessen sich der Dichter einst im berauschten Zustande schuldig machte, brach jede Beziehung zwischen Beiden für immer ab. Damit war der letzte Stern von seinem Himmel gesunken und Reue, Scham, schneidiger Selbstvorwurf drückten ihm die Feder in die Hand zu seinem schönsten Gedichte:

An Helene.

„Ich sah Dich einmal — einmal nur — vor Jahren,
In einer lauen Julimitternacht.
Vom vollen Monde, der wie Deine Seele
Sich kühnen Flugs den Weg am Himmel bahnte,
Floß wie ein Silberschleier hell das Licht
In schwüler Ruhe, Schlaf auf seinen Schwingen —
Hernieder auf die schlummernden Gesichter
Von tausend Rosen eines Zaubergartens,
Wo selbst der Wind nur leise schlich auf Zehen —
Floß nieder auf die schlummernden Gesichter
Der Rosen, die voll Dank für Lieb und Licht
Mit lindem Wohlgeruch sich selbst verhauchten —
Floß nieder auf die schlummernden Gesichter
Der Rosen, die mit einem Lächeln starben,
Von Dir und Deiner süßen Huld bezaubert.

In Weiß gekleidet, lehntest Du am Hügel,
Den Veilchen krönten; währenddeß der Mond
Sein mildes Licht goß auf der Rosen Antlitz
Und auch auf Deins, das sorgend zu ihm schaute!

War's Fügung nicht, die in der Julinacht —
War's Fügung nicht, ach! stets gepaart mit Sorge,
Die still mich stehn hieß vor der Gartenthür,
Zu athmen diesen Weihrauchduft der Rosen?
Kein Schritt ward laut, es schlief die arge Welt,
Und einzig wir nur wachten, Du und ich —
Wie schlägt mein Herz bei diesen beiden Worten!
Nur wir allein! — Ich stand und schaute hin,
Da plötzlich schwanden vor mir alle Dinge,
(Ich sagte ja, der Garten war verzaubert) —
Der Perlenglanz des Mondes löschte aus,
Der moos'ge Hügel und die Schlangenpfade,
Die hellen Blumen und der Zweige Rauschen
Ward mir entrückt, ja selbst der Rosen Hauch
Sank sterbend in den Arm der linden Luft.

Und Alles war verschwunden, nur nicht Du,
Nur Deiner Augen göttlich Leuchten nicht,
Und Deine Seele nicht in diesen Augen.
Ich sah nur sie, sie waren mir die Welt, —
Ich sah nur sie — und sie ach! wen'ge Stunden,
Solang nur, bis der Mond herniedersank.
Wie stand die wilde Schrift von Herzensleiden
Geschrieben in den himmlisch hellen Sternen!
Wie tiefes Weh und doch wie hohe Hoffnung!
Welch' eine stolzerhabne stille See!
Wie hoher Muth und doch wie tiefe Liebe,
Wie unergründlich tiefes Herzensneigen!

Und endlich sank Diana's holde Scheibe
In eine westlich ferne Wolkenmasse,
Und Du glittst wie ein Geist von mir hinweg,
Verhüllt durch Grabesbäume. Nur die Augen
Sie blieben mir und sind noch nicht entschwunden.
Mir leuchtend auf dem nächtlich öden Heimweg
Sind sie noch nicht wie all mein Hoffen dunkel.
Sie folgen mir, sie führen mich durch's Leben,
Sie sind die Herren und ich bin der Sklave,
Noch nie ist mir ihr holdes Licht erbleicht.
Und ich lass' ach! so gern durch sie mich retten,
Mich reinigen in ihrem Zauberfeuer
Und heiligen in ihrem Himmelslicht.
Sie füllen meine Seele mit der Schönheit,
Die Hoffnung heißt, sie sind die Himmelssterne,
Die knieend ich in tiefer Nacht verehre:
Ja selbst im hellen Mittagsglanz des Tages
Seh' ich sie noch, zwei süße Strahlenkronen,
Zwei Venussterne heller als die Sonne!

Können wir nicht mit vollem Recht nach einer solchen Probe ächten dichterischen Geistes nur bedauern, daß Edgar Poe mit den reichen ihm verliehenen Gaben ungefähr so umgegangen ist wie ein großer Violinvirtuose, der sein Leben lang mit Ausnahme weniger Momente reiner Herzensergießung nur auf der G-Saite spielt?

Kurz vor seinem Tode sollte der Dichter noch inmitten alles Elends den köstlichsten Balsam finden in der Sorgfalt und Hingebung eines weiblichen Wesens. Er, der früh Verwaiste, Vater- und Mutterlose, war seiner Schwiegermutter stets ein guter Sohn gewesen, — und nun ging dies arme Weib, die durch kein lebendes Band mehr mit ihm verbunden war, für ihn von Haus zu Haus betteln.

Wir wüßten keinen versöhnenderen Schluß für diese Betrachtung des Lebensganges des unglücklichen amerikanischen Dichters als die Worte, die die Mutter seiner Frau an den voraussichtlichen Sammler und Herausgeber der Werke ihres „armen Eddie" nach Poe's Tode schrieb: „Ich brauche Sie wohl nicht erst zu bitten, seinen Tod bekannt zu machen und gut über ihn zu sprechen. Ich weiß, Sie werden es thun. Aber sagen Sie auch darin, was er mir für ein zärtlicher Sohn war, mir seiner armen trostlosen Mutter!"

Elisabetha Kulmann.

Ein Gedenkblatt von Pauline Schanz.

Im Anfange dieses Jahrhunderts befand sich auf der Insel Wassili-Ostrow in Petersburg eine ärmliche hölzerne Hütte, in welcher eine junge deutsche Frau mit ihrer kleinen Tochter in äußerster Dürftigkeit lebte.

Dieses Kind, Elisabetha Kulmann, geb. am 5. Juli 1808, gest. am 29. November 1825, entwickelte sich zu einer literarischen Erscheinung so eigenthümlicher Art, zu einem Wesen von so eminenter geistiger Begabung, daß ihr früher Tod Jeden mit aufrichtiger Betrübniß erfüllen muß.

Die Aufzeichnungen, welche der Lehrer und Erzieher Elisa's, Carl Friedrich von Großheinrich, über die Kindheit, die geistige Entwicklung und Jugend derselben hinterlassen hat, sind im hohen Grade interessant, und obgleich mit enthusiastischer Vorliebe und überschwenglicher Begeisterung geschrieben, dennoch auf das rechte Maß zurückgeführt, immerhin Beweise dafür, daß die frühverstorbene Dichterin eine hoch über das Gewöhnliche hinausgehende Begabung für die Dichtkunst sowohl, als für die Sprachwissenschaft besessen und daß durch ihren vorzeitigen Tod die Literatur viel verloren hat.

Obgleich in Petersburg geboren und gestorben, war Elisa doch dem Namen und der Abstammung nach eine Deutsche und sie hinterließ so beachtungswerthe deutsche Dichtungen, daß es als eine Ungerechtigkeit erscheint, die Dichterin schon jetzt unter die Vergessenen gerechnet zu wissen.

In der erwähnten Biographie Elisa's finden wir wörtliche Aeußerungen von Goethe, Jean Paul und Johann Heinrich Voß über einige der ihnen zur Beurtheilung vorgelegten Dichtungen Elisa's.

Goethe sagte, nachdem er sich eine Anzahl deutscher und italienischer Gedichte hatte vorlesen lassen, zu einem Freunde, welcher ihm dieselben gebracht:

„Sagen Sie der Dichterin in meinem, in Goethe's Namen, daß ich ihr in der Literatur einen ehrenvollen Rang prophezeie, sie mag von den ihr bekannten Sprachen schreiben, in welcher sie wolle."

Jean Pauls Ausspruch über Elisa's Dichtungen lautet wörtlich:

„Wir Süddeutsche haben uns bisher wenig um nordische Literatur bekümmert; mir ahnt aber, daß dieser kleine, so hellstrahlende Stern uns früher oder später zwingen wird, unsere Blicke nach ihm zu wenden."

Johann Heinrich Voß, dem man später als den beiden erstgenannten Dichtern Elisa's im griechischen Geiste geschriebene größere Dichtung „Korinnens Werke" zur Beurtheilung vorgelegt hatte, schrieb in Bezug darauf Folgendes:

„Man geräth in Versuchung, diese Gedichte für eine meisterhafte Uebersetzung der Werke irgend eines Dichters aus den glänzendsten Zeiten der griechischen Literatur zu halten, so sehr hat sich die Verfasserin in ihren Gegenstand hineinzudenken gewußt. Man findet auch nicht ein Wort, das uns in dieser Täuschung störte, daß wir ein Werk des Alterthums lesen. Man hat Mühe zu begreifen, daß ein so junges Mädchen zu einer so tiefen und ausgebreiteten Kenntniß der Kunst und der Werke des Alterthums gelangen konnte."

Elisa hatte neben ihrer poetischen Begabung, wie schon erwähnt, ein außerordentliches Sprachtalent; sie verstand elf Sprachen, sprach acht und hinterließ außer zahlreichen, zum Theil ungedruckt gebliebenen Uebersetzungen aus der spanischen, italienischen, portugiesischen, altgriechischen und neugriechischen Sprache in das Russische und Deutsche, drei starke Bände Originaldichtungen in deutscher, russischer und italienischer Sprache, die sämmtlich nach ihrem öffentlichen Erscheinen die höchste Anerkennung gefunden.

Elisabetha Kulmann war die Tochter eines geachteten Officiers, Feodorowitsch Kulmann, dessen Großeltern Einwanderer aus dem Elsaß gewesen. Er starb schon, als Elisa erst wenige Jahre alt war, seine Familie in größter Dürftigkeit zurücklassend. Elisa's Mutter, eine Deutsche, scheint eine gemüthvolle und hochgebildete Frau gewesen zu sein und, obgleich in Armuth und Mangel lebend, sich doch mit außerordentlicher Sorgfalt und zartem Verständniß der Erziehung des hochbegabten Kindes hingegeben zu haben.

Schon sehr früh bekundete dieses eine reiche, blühende Phantasie, eine seltene Verstandesschärfe, ein riesenhaftes Gedächtniß und einen Fleiß, von welchem ihre literarische Hinterlassenschaft ein staunenswerther Beweis ist.

Bei der tiefen Armuth, in welcher Elisa mit ihrer Mutter lebte, scheint es dennoch kaum annehmbar, daß sich die reichen Anlagen des Kindes zu einer solchen Höhe hätten entwickeln können, wie es geschehen, wenn Elisa nicht in dem obenerwähnten Karl Friedrich Großheinrich einen so verständnißvollen und gewissenhaften Lehrer, Bildner und Freund gefunden hätte, der das Zuviel ihrer üppigen Phantasie ebenso in das rechte Maß lenkte, wie er alle in ihr schlummernden, vielseitigen Talente zum Erblühen brachte.

Wäre es diesem im Aufgang erloschenen Dichtergestirn vergönnt gewesen, seine Strahlenbahn zu ziehen und zu seinem vollen Glanze aufzusteigen, so würde auch der Name dieses Mannes, dem Elisa so viel verdankte, zugleich mit dem ihren ruhmvoll auf die Nachwelt gekommen sein.

Das sollte nicht geschehen, Elisa lebte nur „was Rosen leben, einen Morgen lang“ — und was sie geschaffen, waren nur die frühen Knospen eines, wunderbar von Duft und Klang erfüllten Mädchenherzens. Aber auch an diesen Knospen, die in mächtiger Fülle sich an's Licht gedrängt, ist des Schönen, Phantasievollen und Gedankenreichen so viel, daß sich der Leser immer wieder mit Verwunderung wiederholen muß: Es ist ein Mädchen von noch nicht 17 Jahren gewesen, welches ein solches Vermächtniß hinterlassen hat!

Elisa's Dichtungen lassen sich in zwei Perioden abtheilen.

Ihre ersteren Gedichte schrieb sie, ehe sie die Griechen, ihre Sprache und Dichtungen kennen lernte, die zweite Hälfte entstand nach jener Zeit.

Wie sehr Elisa in den Geist des griechischen Alterthums mit all seinen feinen Schönheiten untertauchte und wie sehr sie diesen in ihre eigenen Schöpfungen zu übertragen gewußt hat, bezeugt das schon mitgetheilte Urtheil von Voß.

In diesem Sinne beurtheilt auch Heinrich Kurz in seiner Literaturgeschichte Elisabetha Kulmanns Poesien mit folgenden Worten:

„Wenn man schon über die Masse ihrer Dichtungen erstaunen muß (die deutschen Poesien enthalten allein über 100,000 Verse), so steigert sich bei näherer Betrachtung das Erstaunen zur höchsten Bewunderung, wenn man sieht, welche ungeheure Fortschritte das junge Mädchen von Jahr zu Jahr machte.“ — — —

„Als sie die Griechen kennen lernte, versenkte sie sich mit solcher Kraft und Innigkeit in die Meisterwerke derselben, daß ihre Dichtungen in Geist und Form das Gepräge ihrer griechischen Vorbilder annahmen.“ — —

„Es lag aber dieser griechische Geist, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, schon von Natur in der Dichterin, er wurde nur durch das Studium der großen Meister des Alterthums entwickelt und genährt. Wir finden schon in ihren früheren Gedichten und ehe sie die Griechen kennen lernte, die hohe Einfachheit des Ausdrucks

und der Form neben der reichen Mannigfaltigkeit des dichterischen Colorits, jene schöne Harmonie zwischen Form und Inhalt, die wir an den Griechen bewundern, und es ist schon charakteristisch, daß sie von jeher die reimlosen Verse den gereimten vorzog, weil ihr der Reim nur ein täuschender Schmuck erschien. Sie bediente sich mit Vorliebe der dreifüßigen reimlosen Jamben und es ist wahrhaft bewundernswürdig, wie sie in diesem Maße, das sich nur für das leichte, anakreontische Lied zu eignen scheint, die erhabensten Ideen auszudrücken vermochte. Doch auch im Reim bewegte sie sich, besonders in der letzten Zeit, leicht und gewandt und namentlich scheint er in ihren spätern Gedichten selten oder nie als überflüssiger Zierrath." —

Elisa fühlte sich nie unglücklich durch ihre Armuth, nur als dieselbe sie, die den Tod im Herzen fühlte und so gern leben, schaffen, sich Ruhm erwerben wollte, hinderte, nach dem fernen Süden zu ziehen und dort Genesung zu trinken, bricht sie in ihren Liedern in wehmuthsvolle Klagen aus. Mit außerordentlicher Geistesstärke und Gottergebenheit sieht sie dem sicheren Tode monatelang entgegen, sie ergibt sich in sein unerbittliches „Komm!" obgleich sie schwer von einem Leben scheidet, in welchem sie die zwei über Alles theuren Menschen, ihre Mutter und ihren Lehrer zurücklassen muß, von einem Leben, welches eben erst begonnen hat, ihr Freuden der reinsten Art, Bewunderung, Sonnenschein, Blumen entgegenzubringen, welches eben die ersten Lorbeerzweige auf ihr junges Haupt gedrückt und des Herrlichen so viel noch für sie in seinem Schooße zu bergen scheint.

Der Lehrer Elisa's, der in der aufopferndsten und uneigennützigsten Weise seine Zeit der Ausbildung dieses seltenen Wesens gewidmet hatte und der mit unendlichem Weh „die zarte, dem Himmel entstammte Nachtigall ihre Schwingen ausbreiten sah, um ihren Flug wieder nach den Sternen zu nehmen", gab seiner geliebten, genialen Schülerin auf deren Todtenbette das heilige Versprechen, so viel in seiner Macht stehe, all sein ferneres Leben dazu zu verwenden, ihren Namen auf die Nachwelt zu bringen.

Und der treue Lehrer hat sein Versprechen gehalten, so viel es eben in seiner Macht gestanden.

Elisa starb an den Folgen einer heftigen Erkältung, die sie sich während der, am 7. November 1824 stattfindenden, furchtbaren Ueberschwemmung Petersburgs durch die Newa zugezogen; überdies war ihr Körper stets zart und der ihm innewohnende Feuergeist hatte wohl das Seine dazu beigetragen, in unermüdlichem Schaffensdrange die ätherische Hülle aufzureiben.

Während ihrer letzten Lebensjahre hatten sich Elisa's Verhältnisse und ihre Aussichten für die Zukunft günstig gestaltet. Die Kaiserin Elisabeth Alexiewna, welcher Großheinrich eine Uebersetzung der Lieder des Anakreon von seiner Schülerin in acht Sprachen hatte überreichen lassen, hatte die Dichterin mit einem kostbaren Diamantcollier beschenkt und ihr einen Jahrgehalt von 200 Rubeln ausgesetzt. Durch hochgestellte Freunde war ihr und ihrer Mutter manche Erleichterung gewährt und war Elisa in die feineren Kreise der russischen Hauptstadt eingeführt worden, wo das wunderbare Mädchen, zu dessen geistigen Vorzügen sich eine seltene körperliche Schönheit gesellte, allgemeines Aufsehen erregte.

Nach ihrem Tode ward Elisa innig betrauert und Theilnahme, Bewunderung und Liebe folgten ihr in das frühe Grab. Die russische Kaiserin ließ für die frühgeschiedene Dichterin ein prächtiges Denkmal aus carrarischem Marmor von dem italienischen Bildhauer Triscorni ausführen und dasselbe über Elisa's Grabe auf dem smolenskischen Kirchhofe aufstellen. Es stellt das junge Mädchen in einem offenen Sarcophage ruhend dar, in derselben Lage wie es verschieden, den schönen Kopf mit dem griechischen Profil in die linke Hand gestützt, von Akanthusblättern umkränzt, denen eine abgebrochene Rose entfällt. Das Piedestal ist mit neun Inschriften in verschiedenen Sprachen, die Elisa gesprochen und in denen sie geschrieben, bedeckt: russisch, deutsch, altgriechisch, englisch, italienisch, spanisch, portugiesisch und neugriechisch.

In der kurz nach ihrem Tode erbauten Isaaks-Kirche ward ihre Portraitstatue, dreißig Fuß, in Gold, neben der der Großfürstin Alexandra Nikolewna, mit noch elf anderen Engelgestalten eine Rundgruppe bildend, aufgestellt.

Ebenso finden sich ihre Züge, nach einer Marmorbüste Elisa's von Catozzi gemalt, auf einem Altargemälde in derselben Kirche, eine Verurtheilung des heil. Georg darstellend.

Die Kaiserliche Akademie in Petersburg unterzog nach dem Tode Elisa's deren hinterlassene Schriften einer eingehenden Prüfung, welcher ein glänzendes Zeugniß und die Herausgabe der russischen und italienischen Gedichte auf Kosten der Akademie folgte.

Die deutschen Dichtungen seiner Schülerin wurden von Großheinrich gesammelt und mit einer ausführlichen Biographie und dem Bildniß Elisa's versehen, herausgegeben. Dieses Werk erlebte im Jahre 1857 die achte Auflage. Ebenso haben ihre nicht deutschen Werke mehrfache Auflagen erlebt.

Bald nach dem öffentlichen Erscheinen der Werke der Dichterin erhoben sich gewichtige Stimmen zu ihrem Lobe. Deutsche, russische, italienische literarische Zeitschriften wetteiferten darin, der während ihrer kurzen Lebenszeit kaum gekannten Dichterin ein Todtenopfer zu bringen.

Und dennoch ist der Name der damals so Gefeierten heute in Deutschland fast vergessen, verschollen.

Daß dem so ist, beruht vielleicht nicht nur in der Undankbarkeit und Vergeßlichkeit des lesenden Publicums, sondern darin, daß Elisa's hinterlassene Werke doch eben nicht die Arbeiten eines ausgereiften Dichtergeistes sind und sein können, trotz aller der ihnen innewohnenden Schönheiten, trotz ihres Gedanken- und Bilderreichthums. Sie selbst hat ja auch ihre Dichtungen nur bescheidener Weise: „Poetische Versuche" genannt.

Ein solch meteorgleich aufsteigendes und schnell verlöschendes Licht regt der Mitlebenden Interesse tiefer an als das der Nachlebenden. Ueberdies liegt eben in dem weichen, melodischen, doch in fast allzu gleichmäßigem Wellenschlage sich bewegenden Rhythmus dieser Gedichte etwas Ermüdendes, was für unsern Zeitgeschmack, der in der Dichtkunst die hochgehenden Wogen, die glühenden Farbentöne, den leidenschaftlichen Pulsschlag sucht, wie etwas Veraltetes anmuthet.

Ein in neuerer Zeit erschienenes kleines Werk („Dichtungen von Elisabeth Kulmann, ausgewählt und mit einer Einleitung versehen von Franz Miltner, Heidelberg, Georg Weiß") macht es Jedem leicht, dem das größere Werk Großheinrichs nicht zugänglich sein sollte, aus einer gutgewählten Auslese Elisabeth Kulmanns Dichtungen kennen zu lernen und, gewiß nicht ohne Rührung und Theilnahme, bei Gelegenheit ihres fünfzigjährigen Todestages — (19. November 1875) — der liebenswürdigen Frühgeschiedenen zu gedenken.

Kritische Rundblicke.

Das Leben ohne Gott von Julius Duboc. Hannover. Carl Rümpler. 1875.

Als sie noch die schöne Welt regierten, die Götter Griechenlands, mußte es mancher tüchtige Mann schwer büßen, daß er an der Existenz der regierenden Herrschaften zu laut gezweifelt oder sie gar geleugnet hatte. Gleichwohl waren die Leugner im Recht, vollkommen im Recht, und die Priester und ihre Gläubigen im Unrecht, vollkommen im Unrecht. Gegenwärtig bestreitet Niemand, daß Zeus und Phöbos Apollon, Athene und Aphrodite und alle die anderen Prachtgebilde ihren Ursprung der menschlichen Phantasie verdankten, daß sie derselben Quelle entstammten, aus welcher die Fetische, die Vitzliputzli und ähnliches Gelichter zum Vorschein kamen und kommen. Auf heftigen Widerspruch muß aber gefaßt sein, wer heute behauptet, den eifrigen, zornigen Gott habe die religiöse Phantasie der Juden, den liebenden Vater des Weltalls die religiöse Phantasie des Christenthums erzeugt, wer auch diesen edelsten Schöpfungen der Einbildungskraft die Existenz außerhalb der menschlichen Vorstellung abspricht, und wer noch weiter geht, indem er die Inconsequenz der Idee als Idee, die Unhaltbarkeit der Vorstellung auch als bloße Vorstellung für erwiesen hält und an die Stelle des hinfällig Gewordenen etwas Neues zu setzen strebt. Wie kann die Welt bestehen, wie kann der Mensch leben, wenn kein Schöpfer und Erhalter da wäre? fragen die Gläubigen. Einen durchaus würdig gehaltenen und voller Ueberzeugung entströmten Beitrag zur Beantwortung dieser Frage liefert der durch seine „Psychologie der Liebe", seine „Geschichte der englischen Presse" und andere Schriften rühmlich bekannte Dr. Julius Duboc.*)

Die Arbeit führt den Titel: „Das Leben ohne Gott", und sie schließt mit den Worten: „Aus der quellenlosen Sandwüste eines Glaubens, der keiner mehr ist, einer Weltanschauung, die keine innere Wahrheit mehr besitzt, pilgern wir aus, um dem Verschmachten zu entgehen und wir suchen das Neue, das uns volle Labung gewähre, mit dem Rufe des Psalmisten: „Wie eine Hindin nach den Wasserquellen, so lechzet meine Seele, o Gott, nach Dir! Meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott." Leicht könnte man dadurch zu der Annahme verführt werden, das Buch verfolge den Zweck, nachzuweisen, ein Leben ohne Gott sei nicht möglich, aber das Gegentheil ist der Fall. Der Titel meint den alten, von der Naturwissenschaft und Kritik in seinen Grundvesten untergrabenen und erschütterten Gottesbegriff, der Schluß den neuen, der, mit den Wissenschaften im Einklang stehend, der Kritik keine Blöße mehr bieten und zugleich dem Gemüth und dem Verstande völlig Genüge leisten soll. In magnis voluises sat est. Zu einer gangbaren Brücke über die Kluft, welche die Kenntniß der Naturgesetze zwischen unserer Einsicht und unserem religiösen Trostbedürfniß eröffnet hat, fehlt es zur Zeit noch eben so sehr an brauchbarem Material, wie an festem Baugrund. Wir können vorläufig nichts thun als die Lehre vertiefen und ausbreiten, daß es eine Nothwendigkeit für den menschlichen Geist ist im Denken auf ein Letztes, ein Unerklärbares zu stoßen, dessen Wortbezeichnung ganz gleichgiltig, welches aber als Letztes, Aeußerstes, Allumfassendes nicht zu entbehren ist; daß wir bei jedem Versuch, dieses Allumfassende vorstellbar zu machen, uns in unlösliche Widersprüche verwickeln, daß aber eine vollständige Ethik sich begründen lasse, ohne Beihilfe des Unbegreiflichen. Die ausnahmslose, starre Gesetzmäßigkeit der Naturvorgänge tritt dem Menschen unendlich oft als feindselige Macht entgegen; durch sie leiden wir und Niemand

*) Vgl. „Kleine Bücherschau."

außer uns gewährt uns auch nur den mindesten Beistand. Allein auf uns selbst und auf gegenseitige Unterstützung sind wir angewiesen, — was kann es Unsinnigeres geben, als die Uebel, denen wir von Seiten der Natur ausgesetzt sind, durch böswilliges oder thörichtes Verhalten unter einander noch zu vermehren?

Duboc behauptet im Wesentlichen den Standpunkt, welchen David Strauß in seinem letzten, vielbesprochenen Werk „Der alte und der neue Glauben" einnimmt. Er weist auf das hin, was „Strauß selbst (in dem Nachwort) über das Unzulängliche seiner Arbeit in Bezug auf die für unser sittliches Verhalten sich ergebenden Folgerungen geäußert," und sagt von sich: „Ich habe mich bemüht, einige vorhandene Lücken auszufüllen, ohne jedoch dem Aufbau einer Pflichten- und Tugendlehre mich auch nur von Ferne nähern zu wollen." Den Hauptbestandtheil seiner „Untersuchungen über den ethischen Gehalt des Atheismus" bildet die Beantwortung der Frage: welche Wirkungen auf das Innere muß es haben, wenn der Mensch zu der positiven Ueberzeugung gelangt ist, „daß der Gott-Geist nur unserem Vorstellungsgebiet angehört, und daß die individuelle Fortdauer des Menschen oder eines Theils desselben nach dem erfolgten, sinnlich wahrnehmbaren Auflösungsakt des Todes eine Unmöglichkeit ist". Der vorgefaßten Meinung, welche ein für allemal keine echte Moralität ohne kirchliche Religiosität gelten läßt, ist niemals in diesem Punkt etwas zu beweisen; jedem Vorurtheilsfreien aber, der Kirchenthum und Sittlichkeit, Dogmenglauben und Humanität auseinander zu halten vermag, wird es einleuchten, daß man „edel, hilfreich und gut", und doch fest überzeugt davon sein kann, es gebe keinen Geist ohne Körper, also kein immateriell existirendes und wirkendes Geisteswesen, und eine persönliche Fortdauer nach dem Tode gebe es eben so wenig. Der Geist — einen anderen als den menschlichen kennen wir nicht — ist eine Erscheinung sui generis, die, an bestimmte körperliche Bedingungen geknüpft, ihren besonderen Gesetzen folgt, und aufhört, sobald jene Bedingungen nicht mehr erfüllt werden.

Höchst anregend wirken Duboc's Betrachtungen über das Wesen der Ehrfurcht, über den Egoismus, über die Würde des Menschen und über die sittliche Weltordnung, auch wenn man ihnen gar nicht oder nur bedingungsweise zustimmt. Er fordert, wie Strauß, Ehrfurcht vor dem Universum, allein dieses Gefühl wird dem unmöglich, der nur starre Gesetzmäßigkeit im Weltall erblickt. Woher schwindet der Glaube an den persönlichen Gott, der die Haare auf unserem Haupte gezählt haben soll? Weil man sieht, wie die brutale Gewalt sie der schwachen Unschuld ausrauft ohne Einschreiten der allgütigen Allmacht. Und das nur im Kampf um's Dasein bestehende Weltall soll Ehrfurcht einflößen? Entzücken und Bewunderung, Entsetzen und Ingrimm, ja; aber Ehrfurcht, nein. Zur Ehrfurcht gehört außer den übrigen Erfordernissen Hingabe und Vertrauen, ohne sie kommt keine Ehrfurcht zu Stande; wie aber soll man einem Getriebe sich hingeben und ihm vertrauen, das keine Rücksicht kennt, keinen Unterschied macht, dessen Räder und Stampfen das Empfindende eben so gleichgiltig zermalmen wie das Empfindungslose? Mit der Veränderung des Masculinum „Gott" in das Femininum „Natur" oder das Neutrum „Weltall" wird das Alte zu keinem Neuen.

Was Duboc über das Zusammenwachsen von Gutsein und Glückhaben in unserer Auffassung sagt, verdient aufmerksam gelesen zu werden. „Die Zusammengehörigkeit derselben ist für uns ganz selbstverständlich, sie ist das sich Geziemende, das was sein soll, wenn Alles geht, wie es gehen sollte, sie bildet den Inbegriff einer sittlichen Weltordnung." Nun gehen die Dinge aber höchst selten, wie sie nach unserem Wunsch gehen sollten, und die sittliche Weltordnung bliebe somit ein bloßes Postulat. Allein es gibt eine sittliche Weltordnung, die real vorhanden ist, obschon sie sich um das Glück oder Unglück der Guten und Schlimmen nicht im Mindesten bekümmert. Nach ihr kommt das Böse nur parasitisch am Guten zum Vorschein, muß das Laster die Tugend heucheln und ihr auf diese Weise seinen Tribut zollen, nach ihr ist eine Gesellschaft von lauter Verworfenen gar nicht denkbar und hält sogar eine Bande von Räubern und Mordbrennern nur durch die Tugenden der Einzelnen, durch ihre Treue, ihren Muth und ihre Opferfähigkeit zusammen.

Vortrefflich gelungen sind die Schilderungen des Zwiespalts im geistigen Leben der Gegenwart und des Schadens, welcher dadurch der Charakterbildung erwächst. Einerseits fehlt der lebendige Glaube, andererseits thut man als sei er noch unverletzt vorhanden. Die alten Formen stehen da, aber sie passen nicht mehr zum neuen Inhalt, man fühlt sie als lästigen Druck; durch die naiven Fragen der Kinder gerathen die Erwachsenen in Verlegenheit, die

Güte Gottes, welche den Sperlingen Würmer bescheert, hat bei den Würmern, die zerhackt werden, ein jähes Ende, man fühlt sich unheimlich, weil man weiß, der Boden, auf dem man steht, hat seine Festigkeit eingebüßt. Alles, was Duboc von der Erziehung sagt, von den Fehlern, in die man verfällt, von der richtigen Art, das heikle Thema „Gott" mit der Jugend zu besprechen, wird man mit Nutzen lesen, wenn man zur Partei des Verfassers gehört, und die Gegner, könnten sie nur zur eingehenden Lectüre einer Schrift wie die vorliegende bewogen werden, selbst die Gegner müßten bekennen, daß Liebe zur Wahrheit und religiöses Empfinden auch da anzutreffen sind, wo alle Glaubensartikel längst über Bord gegangen.

In einem Anhange macht sich Duboc das Vergnügen die Fehler nachzuweisen, auf denen Eduard von Hartmanns Berechnung des Weltelends beruht. Man braucht nicht Optimist zu sein, um diesen klaren Erwägungen mit Genuß zu folgen. Der Philosoph des Unbewußten hat sich durch seine Selbstbiographie begründeten Anspruch auf den Titel „Der seelenvergnügte Pessimist" erworben. Sein Wohlbehagen muß sich vermehren, wenn er liest, wie deutlich die Irrthümer seiner Doctrin aufgedeckt sind, wie aber, trotz Albert Lange, Wilhelm Tobias, Julius Duboc und anderen Störenfrieden, in dieser mit Urtheil so mangelhaft ausgestatteten Welt die Philosophie des Unbewußten heiter ihr Dasein fristet.

O. S. Seemann.

Lyrik.

Das vor einigen Wochen in Detmold mit hellstem Patriotismus gefeierte Hermanns-Fest hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf jenes von Eisenbahnen, Touristen und „garçons" noch fast gänzlich unbeleckte deutsche Winkelchen gelenkt. Alle Berichterstatter, Zeichner, Turner, Schützen, Krieger und Festbummler haben die herrliche Gegend, die „tausendjährigen" Buchen, die kräftige teutoburgische Luft, die herzige Einfachheit des Fürstenthums Lippe-Detmold nicht genug rühmen können. Mit Recht empfahl man diesen schönen Erdfleck allen sommerkurbedürftigen Schwiegermüttern, allen unverheiratheten Tanten und Solchen, die es nicht bleiben wollen, allen mißvergnügten Geheimräthen, die sich gerne ein volles Knopfloch stehen ließen — kurz allen Denen, die Ende Juni das Reisefieber zu bekommen pflegen.

Daß die Geburtsstadt Grabbe's und Freiligraths aber auch lebende Schätze, poetische Kleinodien wie in einer geheimnißvoll vergrabenen Schatztruhe birgt, daß zwischen der Gruft des unglücklichen Dichters der „Hohenstaufen" und der Wiege des beliebten „tropisch-überseeischen" Poeten eine blühende Laube steht, darinnen eine heimische Nachtigall ihre lieben Melodien erklingen läßt — davon wußte kein Festberichterstatter zu sagen. „Frühlingsblüthen und Herbstbläter. Gedichte von L. Altenbernd. Detmold. Meyer'sche Hofbuchhandlung. 1872." Dies ist der Titel eines Büchleins, an dem der Unterzeichnete eine „Rettung" versuchen will.

Einfache, herzige Weisen sind es, wie Du ähnliche an lichten Sommertagen aus Feld und Wald ertönen hörst. Du lauschst. Das Gezwitscher, Gejuble, Gepfeife läßt Dich keinen Einzelton vernehmen. Du gehst tiefer hinein in den Waldesschacht und da tönt es zusammen, herzenstief und glockenrein:

Wie schön bist du, geliebtes Heimathland!
— — — — — — — —
Die Buche rauscht auf deinen Bergeshöhn —
Wie bist du, Heimathland, so lachend schön!

Auf deinen Halden schwärmt, des Sturms Genoß,
Mit schnellem Huf das wilde Sennerroß,
Der sand'gen Steppe und des Waldes Kind,
So frei, so stolz, und flüchtig wie der Wind.
Und hoch vom Bergeshang im Abendstrahl
Blickt still der Hirsch hinab in's Waldesthal,
Das, zugedeckt von Bergesschatten tief,
Zur Ruhe schon die Waldgenossen rief.

Durch deine Buchenwälder kühl und grün
Hör' ich geheimnißvoll die Sage ziehn;
Sie flüstert in den Wipfeln, schlingt sich grau
Um des Cheruskerfürsten Denkmalsbau;
Leis summend aus den Tagen seines Ruhms
Die Wiegenlieder deutschen Heldenthums;
Von Ahnen spricht sie, wie die Eichen fest,
Von alter Treue, die nicht wankt, nicht läßt.

Die Liebe zu der Heimath ist dem Dichter das stärkste Gefühl. Sie läßt ihn an dem herrlichen Donoper Teiche von kommenden bessern Tagen träumen, sie umwebt ihm den dürren Haidesand der Senne mit bestrickendem Zauber, sie läßt ihn an der einsamen Halde dem Trällern einer Hirtin zuhören und die Stimme klingt ihm, wie Elfengeplauder:

„Du fröhliche Unschuld, im Walde versteckt,
Wer hat dir das Räthsel des Lebens entdeckt?"

Ein melancholischer Zug, der, ohne an die philosophische Tiefe eines Hieronymus Lorm zu

reichen, in seiner wehmüthigen Aufrichtigkeit recht innig rührt, zieht sich durch die meisten Liebeslieder: Frühes Scheiden (S. 37).

Wohl dem, der früh sieht scheiden,
Was nimmer ihm bestimmt,
Wenn in des Herzens Asche
Noch still ein Funke glimmt.

So lang die Thränenquelle
Im Busen nicht versiegt
Die Gräber zu bethauen,
Darin sein Hoffen liegt.

So lang noch warm die Strahlen
Der Lebenssonne glüh'n
Und ihm die Gräber decken
Mit Blumen und mit Grün.

Es sind keine großen, himmelsstürmenden Probleme, die den Dichter bewegen: sein Lied fließt dahin, still, anspruchslos aber eigenthümlich, wie der friedliche Schwan den Strom hinuntergleitet. An originellen, sogar ächt humoristischen Wendungen für die uralten Dichtergeheimnisse, Liebes Leid und Lust, Frühlingsahnung, Herbstsehnsucht und fröhlichen Natursinn, fehlt es nicht. So ist das wundervolle Gedicht: „Vernahmst Du's nie?" (S. 45) das beste, ergreifende Zeugniß dafür, daß wirklich der prometheische Funke sich auf dem Hausaltar des Dichters entzündet hat. — Wir erwähnten zu Anfang des Dichters Liebe zu seinen heimischen Wäldern, zu alledem, was seine Heimath, die an vielen Punkten Manchem recht prosaisch erscheinen mag, einschließt. Doch hängt er sein Herz nicht mit jenem, wie der selige Professor Haupt zu sagen pflegte, wenn er auf die literaturhistorisch-biographischen Bestrebungen der alten italienischen Gelehrten zu sprechen kam, mit jenem „kümmeltürkischen Localpatriotismus" an seine lippeschen Grenzpfähle, sondern der Zauber von Kaiser und Reich ist stark genug für ihn, seinem Dichtergemüth die schönsten, kernigpatriotischen Gesänge zu entlocken. — Ein längeres episches Gedicht, „Moses Abschied", zeigt uns den alten Seher und Gesetzgeber der Israeliten in der ganzen Gemüthstiefe und göttlichen Begnadung, die ihn zu einer der dichterischen Gestalten der alten Ueberlieferung stempelt. —

Möchte doch meine Besprechung der Gedichte Altenbrands dazu beitragen, den Sänger vor der Vergessenheit zu bewahren, der bescheiden genug von seinen innigen Liedern im Prolog sagt:

. . Als ich kaum den Lenz genossen,
Des Sommers mich noch kaum erfreut,
Da kam der Herbst mit Sturm und Schlossen
Und hat die Blüthen mir verstreut.
Die wandernd ich noch aufgefunden,
Die nicht verwelkt indessen, wand
Ich mir zum Strauß in stillen Stunden
Und lege sie in Eure Hand.
Genug des Glücks, wenn sie geblieben
Im Sturm des Lebens frisch und grün,
Am treuen Busen meiner Lieben
Als ein „Gedenke" fortzublühn.

Gotthilf Weißstein.

Kleine Bücherschau.

Wie Michelet's „L'amour" bei uns sich längst eine dem geistreichen Inhalt des Buchs entsprechende Anerkennung erworben, so wird gegenwärtig auch der „Psychologie der Liebe" von Julius Duboc in der französischen Presse eine aufmerksame Prüfung und anerkennende Würdigung zu Theil. Die Revue Scientifique vom 9. October widmet dem genannten Buch eine sehr ausführliche Besprechung, in welcher u. A. bemerkt wird: „Das vorliegende Werk hat in Deutschland einen günstigen Erfolg gehabt. Es ist in einem klaren, fließenden, eleganten Stil geschrieben und kann auch von allen Denjenigen mit Interesse gelesen werden, welche schon die Werke von Balzac, Stendhal und Michelet über denselben Gegenstand gelesen haben. Das Buch besitzt eine Fülle feiner Bemerkungen und ist reich an pikanten und gutgewählten Beispielen." Der französische Kritiker erhebt alsdann eine Reihe von Einwendungen gegen die seines Erachtens zu „idealistische" Definition, welche Duboc von der Liebe aufgestellt hat, fühlt sich aber im weiteren Verlauf nur um so mehr gedrungen, der realistischen Beobachtungskraft des deutschen Verfassers seine ungetheilte Anerkennung auszusprechen. „Der Idealismus, zu dem sich Herr Duboc bekennt," heißt es weiterhin, „hindert ihn nicht, ein sehr genauer Beobachter zu sein. In demselben Augenblick, wo man fürchtet, der Verfasser möchte sich ganz auf dem unbestimmten Gebiet idealistischer Doctrinen verlieren, fühlt man sich im Gegentheil in das wirkliche Leben durch Bemerkungen zurückgeführt, deren sich Balzac und Stendhal nicht zu schämen brauchten. Man begegnet dieser Eigenschaft nicht ganz selten heutigen Tages bei den Deutschen, daß sie mit anscheinend beinahe mystischen Neigungen einen schar-

fen Sinn für das Praktische und Positive verbinden, während wir in Frankreich ganz im Gegentheil viele Schriftsteller erblicken, die mit großem Geräusch die tiefste Achtung für die Erfahrung, die Praxis bekennen, aber sich dabei mehr noch wie Andere auf das Gebiet zerfahrener Declamationen und utopischer Illusionen verirren." Die Unbefangenheit, mit der hier ein Franzose über ein Buch urtheilt, das sich stellenweise über französisches Wesen ziemlich ungünstig ausspricht, ist gewiß bemerkenswerth.

Von Alfred Friedmann, einem jungen Dichter, der sich bereits durch mehrere poetische Veröffentlichungen, besonders durch seine ganz eigenartig-reizvolle „Savilla" bekannt gemacht hat, sind zwei neue, episch-lyrische Dichtungen erschienen: „Die Feuerprobe der Liebe" — „Angioletta" (Wien, Verlag von L. Rosner). Man kann den Verfasser nicht besser charakterisiren, als mit den Worten, die Friedrich Marx über ihn veröffentlicht hat: „Mir scheint in Friedmanns Dichtungen hellenischer Formensinn und das antike Schönheitsideal mit dem italienischen Farbenzauber der Renaissance, dem lechzenden Liebesbedürfnisse des deutschen Gemüthes und dem ironisch-freien Weltverstande modernster Lebensphilosophie verbunden zu sein. Helena und Faust sind die Eltern seiner Muse, zwischen deren Dialogen hin und wieder Mephistopheles seinen Spott in gedämpftem Tone flüstert."

Eugen Leyden hat in Zürich ein Bändchen „Schlichte Gedichte" erscheinen lassen, in welchen er theils gegen die Kritiker seiner früheren Gedichtsammlungen, theils gegen das Vaterland dieser Kritiker — das deutsche Reich — Alles ausschüttet, was er auf dem Herzen hat. Die mögen mit sich selbst zu Rathe gehen, wie sie den Zorn des beleidigten Poeten überleben wollen. Was aber das deutsche Reich betrifft, so hat es zum Glück bisher eine recht gute Gesundheit bewiesen und wird hoffentlich auch durch Eugen Leydens Angriffe nicht gleich in seinen Grundvesten erschüttert werden.

Miscellen.

Von Otto Roquette wurde am Hoftheater in Hannover jüngst eine fünfactige Komödie: „Die Schlange“ aufgeführt, in der wir eine glückliche Bereicherung unsres Lustspielrepertoirs erblicken. Der Dichter schildert das späte Sichzusammenfinden zweier Herzen, die durch ein Mißverständniß lange getrennt waren und unter dem Weh dieser Trennung sich in's Häßliche verzerrt haben. Die seelischen Kämpfe, aus welchen sie sich nur langsam und widerstrebend emporringen, entschleiert er als echter Herzenskündiger — und da er nebenbei durch genug episodische Zuthaten für eine erheiternde Beweglichkeit der Scene gesorgt hat, so wird sein Stück ohne Zweifel einen sieghaften Rundgang über die Bühnen machen.

*

Die zur Ertheilung des Schillerpreises eingesetzte Commission hat sich diesmal dahin entschieden, daß keines der in den letzten 3 Jahren erschienenen Dramen des Preises würdig zu befinden und die Ertheilung desselben daher auszusetzen sei. Dieser Beschluß erregt allerwärts ein peinliches und begründetes Aufsehen. Sehr treffend äußert sich darüber Adolf Stern in der „Dresdener Zeitung.“ Er sagt: „Die einfache „Aussetzung“ der Preisertheilung ist der bedenklichste Entschluß, den die Commission fassen konnte. An das Drama, welches sie in sechs Jahren zu bezeichnen hat, werden nun nothwendig noch höhere, noch strengere Forderungen gestellt, als an das in regelmäßiger Folge preisgekrönte; so gut wie einmal kann auch zwei-, drei-, viermal der Preis ausgesetzt werden; und welches Werk soll endlich den Erwartungen entsprechen, die bei einer ein Jahrzehnt und länger hinausgeschobenen und endlich doch gewährten Preiskrönung wach werden müßten?! Diesen Erwartungen könnte, wie die Gegenwart einmal ist, Schiller selbst nicht genügen. Bei einer regelmäßigen, im ursprünglichen Sinne der Stiftung liegenden Ertheilung des Preises an das relativ beste Stück (wenn auch noch so relativ beste!) würde der dramatischen Dichtung entschieden mehr genutzt werden. Denn so sehr wir die Motive und die Ueberzeugungen der Preiscommission achten, so leben wir doch mit Tausenden des Glaubens, daß irgend ein Drama vom Verdienst des Lindner'schen „Brutus und Collatinus“, der Geibel'schen „Sophonisbe“ oder der Kruse'schen „Gräfin“ auch innerhalb der letzten Jahre in Deutschland an's Licht getreten ist!“ — Ganz unsere Meinung.

*

Den Empfindlichen.

Was eifert Ihr und geifert Ihr,
Wenn Hinz und Kunz euch tadelt?
Durch euren Zorn wird die Kritik
Geehrt nur und geadelt!

Ward Cicero von Mommsen nicht
Verhöhnt in kecker Fehde?
Und doch hab' ich noch nie gehört
Von einer Gegenrede.

Auch Shakespeare ließ von Benedix
Mit Gleichmuth sich beleidigen.
Tiberius aber ließ sich selbst
Von Adolf Stahr vertheidigen!

Das lebenskräftige Genie —
Kein Urtheil kann's erschüttern,
Doch tadelnswürdig sind schon Die,
Die vor dem Tadel zittern.

O. Bl.

*

Von Otto Franz Gensichen erscheint demnächst bei Eugen Grosser in Berlin ein Band „Spielmannsweisen. Lieder und Gedichte.“

*

Ein liebenswürdiges Impromptu Grillparzers theilt uns eine Freundin des Dichters mit. Es war zur Zeit an die Braut von Joseph Weilen gerichtet und lautet:

Ich preise Dich, ohn' Dich zu kennen,
Das möchte Mancher vorschnell nennen,
Und hätte doch, wie sehr! gefehlt:
Ich kenne den, der Dich gewählt.

*

In Wien ist ein neues Blatt: „Die Wahrheit" erstanden, das sich an allen Straßenecken durch eine unglaublich pathetische Ankündigung bemerkbar macht. Unter Anderm verspricht es, „Brot statt rasselnder Steine" (!) zu bieten und „Alles, was die Lüge verfaulen und vermorschen ließ", von Neuem wiedererstarken zu lassen. Wir möchten den Lesern dieser Affiche frei nach Hamlet zurufen:

Zweifelt an der Sterne Klarheit,
Zweifelt an der Sonne Licht.
Doch daß lügen kann „die Wahrheit",—
Daran, Leser, zweifelt nicht!

*

Eine drollige stilistische Zweideutigkeit entschlüpfte unlängst der „Tribüne". Sie meldete nämlich: „Die Dickhäuter-Sammlung des zoologischen Gartens hat neuerdings durch die Herren William und Gustav Schönlank hier einen äußerst werthvollen Zuwachs erhalten."

*

Daß bei der Meldung von Theatererfolgen oft abenteuerliche Superlative mit unterlaufen, ist man gewöhnt. Immerhin kann es überraschen, wenn in Nr. 6 der „Neuen Zeit" telegraphisch berichtet wird, daß ein Schauspieler am Hamburger Stadttheater in der Titelrolle einer Novität „unzählige Male" gerufen wurde. Unzählige Male? ... Da bleibt wohl nur die Annahme übrig, daß der Verfasser des Telegramms noch nicht bis Drei zählen kann.

*

Kurt Mook schreibt an den Herausgeber d. Bl.:

„Lieber Freund! Ich möchte schwören, daß Ihnen folgende Stelle aus Lessings Fragmenten unbekannt war, als Sie Ihr Epigramm ‚den Tadlern Lessings' schrieben: „.... Fehlt einst der Mensch in ihm, ist doch der Fehler schön. Nur seine Stärke macht, daß wir die Schwäche sehn. So kann der Astronom die fernen Sonnenflecken — durch Hilf' des Sonnenlichts und anders nicht entdecken"".....

Es liegt hier der erstaunliche Fall einer fast wörtlichen Reminiscenz vor, — ein Fall, der den Spruch von Marie v. Ebner bestätigt: „Gesagt ist Alles schon, man kann nur wiederholen! Der ehrlichste Poet hat unbewußt — gestohlen!"

*

☛ **Zur Nachricht.** Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin.

Sirmio.

Novelle von Hermann Lingg.

Endlich war es dem Dichter Catullus gelungen, seine Lesbia zu bewegen, mit ihm Rom zu verlassen, um einen mehrwöchentlichen Aufenthalt an den Ufern des Benacus auf seinem geliebten Landsitze Sirmio zu nehmen. Es war dies schon längst sein Lieblingswunsch gewesen; er wollte die Geliebte nicht nur in der ländlichen Umgebung, in der reizenden Einfachheit des Landlebens bewundern, er hoffte auch in ihr Gemüth, das bisher nur an den Freuden der Weltstadt Gefallen gefunden hatte, für die innigere Lust idyllischer Tage eine Empfänglichkeit zu pflanzen und er versprach sich davon eine neue und tiefere Verknüpfung mit der Seele des von ihm angebeteten Mädchens. Was konnte den Bund ihrer schon so treu verbundenen Herzen siegreicher befestigen, als die gemeinschaftliche Glückseligkeit, welche die Betrachtung einer großartigen Gebirgsnatur und eines reizenden Seeufers gewähren würde? Wie wollten sie da zusammen stundenlang in der schönsten Einsamkeit, im Schatten einer Pinie, im Schatten der Oelbäume, das Gemurmel und das Plätschern der Welle belauschen, Felsen erklimmen, Kränze von Epheu um die Götterbilder des Atriums winden, und sich an der Unterhaltung mit Winzern und Fischern, an den Eigenthümlichkeiten der Thierwelt in Feld und Wasser belustigen. Aber nur nach vielem Zureden, nach vielen Bitten und Vorstellungen hatte er sie dazu bewegen können, denn Lesbia war eine ächte Tochter Roms und wollte sich als solche nur in Rom glücklich fühlen.

Der Vorabend der Abreise war indessen herangerückt und während Lesbia in ihrem Hause, umgeben von Dienerinnen, mit Vorkehrungen für die Reise beschäftigt war, fand sich Catullus in einem Kreise dichterischer und gelehrter Freunde ein, um eine Schilderung Bithyniens vorzutragen, ein Landschafts- und Sittengemälde aus dem Lande, in welchem er kurz vorher noch Kriegsdienste geleistet hatte. Er war nämlich erst vor wenigen Tagen aus jener Provinz wieder nach der Hauptstadt zurückgekehrt. Die ungeheuerlichen Aussaugungen des Landes durch die damalige Verwaltung, und das hochfahrende Benehmen eines der dortigen Machthaber gegen den Dichter hatten ihn vermocht, seine Entlassung zu nehmen und nach Hause zurückzukehren. Nicht ohne Einfluß auf seinen Entschluß mochten auch Briefe von Freunden gewesen sein, welche ihm Manches über schwankende Treue seiner Lesbia berichteten, die stets eine Schaar von Verehrern um sich versammelt hatte und bald diesen, bald jenen mehr oder weniger zu begünstigen schien.

Lesbia, oder mit ihrem eigentlichen Namen Clodia, war die Schwester des gefürchteten Volks- und Bandenführers Clodius. Geistreich und von hervorragender Schönheit, hatte sie stets einen Kreis jener ehrgeizigen und Alles wagenden Männer um sich, die im Verein mit ihrem Bruder unaufhörlich die Ruhe des römischen Staates bedrohten, die immer Anschläge gegen seine politischen Feinde, und gelegentlich auch gegen die Verfassung und die Gesetze zu jeder Zeit unterstützten, — Freigeister, Schwelger, — Leute, die nichts achteten, als die Gewalt, vor nichts zurückschreckten und über Alles ihre unersättliche Genußgier und Habsucht setzten.

Catulls erster Gang nach der Rückkehr hatte einem Besuche bei Clodia gegolten. Noch in vollem Kriegskleid, den Helm auf dem Haupte, trat er in ihr Haus ein. Er fand sie im Kreise ihrer Verbündeten, von welchen er mit Jubel empfangen wurde. Clodius umarmte ihn, denn dieser gewaltthätige Mann fühlte sich durch die Liebe des Dichters zu seiner Schwester geehrt. Wenn gleich Catullus nicht reich war und nicht von vornehmer Abkunft, so gehörte er doch durch sein Talent, seine Verbindungen mit Cäsar, mit Cornelius Nepos und anderen hervorragenden Männern den ersten Kreisen Roms an. Dazu war seine Erscheinung, seine Persönlichkeit höchst einnehmend. Obwohl schlank und zart gebaut, hatte sein Aeußeres doch etwas Kräftiges, dem nordischen Typus sich Näherndes, in Gestalt und Bewegung überaus Gewinnendes. Trotz der scharfen Satyre, die ihm zu Gebote stand, war er dennoch beliebt; man wußte, daß er uneigennützig, von fester Gesinnung und hoher Gerechtigkeitsliebe beseelt war. Es war nicht befremdend, daß ihn die wilden Parteigänger mit einer Art von Ehrerbietung begrüßten. Um so kühler war das Benehmen Clodia's gegen ihn gewesen. War sie betroffen, in dieser Umgebung gleich bei seinem ersten Besuche von ihm überrascht zu werden? Fast schien es, als hätte sie ihn lieber noch in Bithynien gewußt, als rechne sie ihm seine baldige Zurückkehr als Weichlichkeit an, als einen Mangel an Ausdauer und Tapferkeit. Catullus, der dies aus ihrer Rede, aus einem Lächeln, das ihren Mund umspielte, entnehmen mochte, rechtfertigte sich in kurzen Worten und schied verletzt und mit tiefer Bitterkeit im Herzen.

„Es ist so," rief er aus, „unseren Handlungen wird man immer nur die niedrigsten, elendesten Beweggründe unterschieben, — aber daß selbst sie, die mich doch besser kennen sollte, daß selbst sie so von mir denkt, o wie schmerzt es mich!"

Er wünschte nichts sehnlicher, als Rom sogleich wieder zu verlassen. Da fiel ihm sein Landhaus am Benacus ein; er gedachte seiner alten Mutter, die dort die Wirthschaft besorgte; theuere Erinnerungen wachten in ihm auf. Dorthin, ja dorthin! Nur dort konnte sein Gemüth wieder genesen, sein Bewußtsein erstarken, dort wollte er begonnene Arbeiten vollenden, ganz nur der Muse leben. Aber Lesbia? konnte er wirklich glauben, ohne ihren Anblick irgendwie froh zu werden? ohne von ihr angeregt zu sein, etwas Schönes zu vollenden? ohne von ihren schönen Augen belohnt zu werden, sich irgend eines Werkes seiner Dichtung erfreuen zu können? Sie mußte mit ihm; es mußte gelingen, sie dafür zu bewegen. Es sollte zugleich ein Prüfstein ihrer wahren Neigung für ihn sein. Unter dem sanften Einfluß einer Umgebung, wie die jener würdigen Matrone, seiner Mutter, mußte Lesbia jede Unzier einer falschen Bildung ablegen und ein edleres Wesen sich aneignen. Damit würde sie auch ihn besser achten und vor dem Troß der gewöhnlichen Verehrer bevorzugen

lernen. Sie, die schon soviel glänzende Anlagen des Geistes und Herzens besaß, würde nur glänzender hervorleuchten, wenn diese glücklichen Eigenschaften noch durch den Werth der Tugend erhöht würden. Das alles sagte er sich und in diesem Sinne schrieb er an sie. Er bat, er beschwor sie, ihm nach Sirmio zu folgen.

„Komm," rief er aus, „reise mit mir nach dem schönsten See Italiens; werde die Göttin jener reizenden Ufer. Du wirst in Cornelia, meiner Mutter, eine vortreffliche Römerin, eine liebevolle Freundin finden. Komm, entfliehe der schwülen Sonne Roms, der Einförmigkeit seiner abspannenden Vergnügungen, jenen inhaltslosen Geschwätzigkeiten, jenen verwirrenden Tagesgesprächen und lerne ein neues Leben, ein wahrhaft göttergleiches genießen. Dort lächelt Dir Alles; holde Einfachheit der Sitten und Großartigkeit der Natur; Du wirst Gebirge sehen, die den Himmel zu tragen scheinen, und Ströme bewundern, welche die Wogen wie mit titanischer Wuth an die Gestade schleudern. Komm, wenn Du mich liebst."

Diese Worte verfehlten ihres Eindruckes bei Clodia nicht. Sie bereute, ihrem Treuen gegenüber sich so kalt gezeigt zu haben, ein zärtliches Mitleid schlich sich in ihr Herz; der Wunsch, sich gütig erweisen zu können, die Lust nach Veränderung, nach Neuem erwachte lebhaft in ihr; sie sagte zu. Es wurde verabredet, mit dem ersten Tage nach den Idus des Mai die Reise anzutreten. Clodius versprach eine tüchtige Schaar seiner Bewaffneten als Begleitung.

Es war eine schöne, milde Frühlingsnacht, als die Reisecolonne aufbrach, denn man hatte beschlossen, vorzugsweise die Nächte zu benützen und den Tag über Rast zu halten. Noch lange, nachdem sie schon die Vorstädte verlassen hatten, kamen sie an Villen vorüber, über deren Mauern die Blüthenbäume ihnen duftige Grüße zusandten, und Glück auf den Weg zu winken schienen. Clodia ward abwechselnd bald in einer Sänfte getragen, bald bestieg sie den von Maulthieren gezogenen Wagen; ihr zur Seite zügelte Catullus in anmuthigen Bewegungen ein Pferd von spanischer Zucht. Die Bewaffneten, welche zum Theil ebenfalls zu Pferde, theils zu Fuß die Bedeckung bildeten, reihten sich zu beiden Seiten des Zuges an und folgten demselben. Sie schlugen am Rastorte das Zelt auf und hielten die Wache. Es waren riesige Nubier in prächtiger Rüstung, schweigende Gesellen, an unbedingtes Gehorchen gewöhnt.

Es war Mittag; Catullus lagerte am Saum eines Eichenhaines zu Füßen der Geliebten.

„O, wie glücklich," rief er aus, „wie glücklich fühle ich mich hier, in dem Gedanken, Dich gewissermaßen mir errettet zu haben; es ist als lebten wir in arkadischen Zeiten, in Zeit Homers oder unseres Numa."

„Auch mir," antwortete Clodia, „gefällt dieses Leben, ich freue mich schon auf Sirmio, wo das Alles erst seinen Gipfel erreichen soll. Schon einigemal habe ich die Dryas aus den Zweigen hervorlauschen sehen und manchmal ist mir, als höre ich die leise Stimme der Echo von jenen Bergen herübertönen."

„Süße Träumerin," sagte Catull, „scheinst Du mir doch selbst schon eine der Nymphen dieses Hains. In der That, ich glaube jetzt, daß die alten Dichter, wenn sie von solchen Erscheinungen der Götterwelt sprachen, nicht eine bloße Erfindung, ein Gebild ihrer Phantasie gaben, sondern selbst glaubten, das gesehen zu haben, was sie beschrieben."

„Wär' es möglich," rief Lesbia, „und also sahen sie wirklich die göttlichen Wesen selbst?"

„Vielleicht nur so," erklärte Catullus, „daß sie bei besonders hervorragenden Menschen in gewissen Augenblicken aus ihren Zügen, ihren Geberden etwas Ungewöhnliches, Ueberirdisches hervorleuchten sahen, was ihnen dann die Anwesenheit einer, im Sterblichen verhüllten Gottheit verrieth." —

„Und wie werden wir nun unser Leben auf dem Lande einrichten?" fragte Clodia ein ander Mal.

„Gänzlich nach Deiner Neigung, nur mit dem Unterschiede, daß wir etwas früher als in Rom uns dem Schlafe entwinden werden, um die Pracht eines Morgens am Seeufer zu genießen, wenn die kühlen erfrischenden Winde die Wellen kräuseln und mit Deinen träumerischen Locken spielen. Und ebenso werden wir auf der Terrasse uns der Abendluft erfreuen und des herrlichen Anblickes, wenn Selene über den Bergen heraufsteigt und ihr Bild im Spiegel des Sees beschaut."

„Wahrlich," rief Clodia aus, „mich erfaßt ein geheimer mystischer Schauer, wenn ich an dieses Schauspiel denke, ich verehre die herrliche Göttin Artemis in dem Anblick, den Du mir eben geschildert hast."

Indem sie so sprachen, klang wirklich eine angenehm tönende Weise von fernher in den Wald herein.

„Es sind Hirten, die heimkehren," sagte Catull, „sie mahnen uns an die Fortsetzung unserer Reise. Doch wird uns heute vor Einbruch der Nacht ein gastliches Dach aufnehmen, denn ich bemerke einige Ermüdung an Dir, theuere Lesbia."

Sie blieben denn auch in einer kleinen Stadt bei Freunden der Familie Clodius.

Gegen Ende der zweiten Woche erreichten die Reisenden den Benacus. Es war schon ziemlich dunkel, als sie ankamen; die Ufer lagen in nächtliches Grau gehüllt und leichter Wind fächelte die Wellen. Hie und da blickte auch ein Stern aus den Wolken und sein Wiederschein glitzerte auf der Fluth. Bereits lag ein Boot zu ihrer Ueberfahrt nach der Halbinsel bereit. Bei ihrer Ankunft vor der Villa gab ein Ruf der Ruderer das Zeichen zur Landung und sogleich bemerkte man Lichter in der Halle und durch die Gärten her gegen den Strand sich bewegen. Sämmtliche Hausbewohner, Gäste, Sklaven und Nachbarn hatten sich eingefunden, um den Sohn der Herrin des Hauses zu begrüßen. Unter Voranleuchten der Fackeln und begleitet von einer ländlichen Musik stiegen sie die Treppen zur Villa hinan und betraten das festlich bekränzte Atrium. Hier erwartete Cornelia ihren Sohn und die junge Römerin an seiner Seite. Unter frohen Gesprächen und gegenseitigen Liebkosungen nahm man das Mahl und begab sich dann in die mit allem Luxus jener Zeit geschmückten Schlafgemächer. Die Matrone geleitete selbst ihren Gast in ein neben dem ihrigen gelegenes Zimmer. Es war ein kleiner Raum, die Wände mit Marmor ausgelegt und geschmückt mit artigen Gemälden. In einer Nische stand die niedliche Statuette einer Diana, die einem Reh, das an ihr emporstrebt, schmeichelt. Auf zwei Candelabern brannten Wachskerzen, von denen ein würziger Wohlgeruch das Gemach durchströmte und deren Licht den Arabesken an der Wand eine eigene Lebendigkeit verlieh.

Am nächsten Morgen führte Catullus seine Lesbia in den Hallen und Gängen seines Hauses umher, in die Gärten und die nächstgelegenen Wirthschaftsgebäude. Der Nachmittag war einer kurzen Schifffahrt auf dem See gewidmet. An einem

der nächstfolgenden Tage ward ein ländliches Fest gefeiert, ein anderes Mal brachten sie die Stunden des Vormittags mit Fischfang zu oder sie durchstreiften den Wald, besuchten die Felsgrotten am Ufer, die Punkte, von welchen sich die weiteste Aussicht über den See hin ergab, und so vergingen eine und zwei Wochen im angenehmsten Müssiggang, in liebenswürdiger Zerstreuung. Clodia schien ganz und gar die Stadt vergessen und nur noch Sinn für das Landleben zu haben. Ja, dies war bald in einem Grade der Fall, daß es öfters zu scherzhaften Neckereien zwischen den Liebenden Anlaß gab, ja sogar hie und da einen Schatten von Ueberraschung auf die strengen Züge der Matrone warf. Philosophische Gespräche, geistreiche Erörterungen, wie Clodia sonst in Rom mit ihrer Umgebung, am meisten mit Catull selbst gepflogen hatte, wies sie jetzt ab; nicht einmal seine Distichen, wenn sie gleich an sie gerichtet waren, mochte sie noch anhören.

„Hinweg mit diesen Dingen!“ konnte sie ausrufen, „Alles das haben wir in Rom zurückgelassen, — fort, hinaus zu den Wellen, unter die Schatten der Bäume! Ich kann Dir versichern, Cajus, eine Unterhaltung mit einem Deiner Heerdenlenker oder Rebenhüter ist mir belehrender, als alle Klügeleien unserer Sophisten und Rhetoriker.“

„Es ist Dir wenigstens etwas Neues,“ sagte Catullus lächelnd, „und ich will dafür sorgen, daß Dir Alles, was Du hier siehst und hörst, recht lange seinen Reiz behalte.“

Lesbia entzog ihm aber plötzlich ihre Hand, die er gefaßt hatte und eilte, einem ländlichen Reigen beizutreten, der eben nach der Melodie einer Rohrpfeife begonnen hatte. Sie stellte sich an die Spitze der Tanzenden und raste nun mit solch' wilder Lust und Heftigkeit, daß sie erschöpft niedersank. Trotz dieses kleinen Unfalls steigerte sich ihre Leidenschaft, an den Possen und Ausgelassenheiten der Landleute theilzunehmen, nur noch mehr; sie lehrte die Jugend gefällige Lieder, neue Tanzweisen und Spiele, wie sie in Rom gebräuchlich waren, und bald war sie die Königin all dieser kleinen Feste, zu welchen die Sommerzeit reichlichen Anlaß bot. Bei einem solchen, denn sie hatte auch Wettkämpfe angeordnet, vertheilte sie Preise an die besten Tänzer und Ringer und diesmal fiel der Preis einem jungen Winzer zu, den sie schon seit längerer Zeit begünstigt und ausgezeichnet hatte. Er empfing von ihrer Hand ein reichliches Geschenk und eilte damit unverzüglich, ohne nur ein Wort an die vornehme Geberin zu richten, zu seiner Braut, die nahebei unter einer Schaar von Mädchen stand und eine besonders anmuthige Erscheinung war. Clodia war offenbar durch diese auffällige Vernachlässigung geärgert, und bezwang wohl ihr Gefühl, aber nicht so ganz, daß nicht eine leichte Röthe des Verdrusses ihr in die Wangen stieg. Catullus lachte in heiterem Muthwillen, näherte sich ihr und sprach:

„Nun fürchte ich dennoch, daß unsere Sitten Dich die feineren Gewohnheiten der Stadt möchten vermissen lassen. Aber gib Acht, ich werde ihn bestrafen.“

Er schritt auf das Paar zu, das sich eben fortzugehen anschickte, nahm ohne Weiteres das Mädchen am Arme und begann mit ihr, die ihn rasch zu verstehen schien, einen wilden bacchantischen Tanz. Sie schwangen sich in lebhaftester Bewegung, sich einmal nähernd und wieder von einander entfernend, faßten sich bei den Händen, neigten sich über, schienen sich in die Arme stürzen zu wollen und rasten dann plötzlich wieder auseinander, Zweige der Reben abreißend und Epheuranken,

womit sie sich umwanden, und schienen so, das Haupt auf den Nacken zurückgebeugt, zu erstarren.

„Genug," rief Clodia heftig, und auf einen Wink von Catullus entfernte sich seine Tänzerin und ihr Bräutigam.

Mit ruhiger Miene trat er vor Clodia, die ihn zerstreut ansah und sich, ohne ein Wort zu sprechen, zur Tafel führen ließ. Die kleine Verstimmung war aber bald wieder gehoben und die geselligen Vergnügungen nahmen schon am folgenden Tage wieder ungestört ihren Fortgang, als bald darauf ein Ereigniß ernsterer Art die Freuden unterbrach.

An einem Mittag zog von den Gebirgen im Norden her ein furchtbares Gewitter über die Gegend. Unaufhörlich rollte der Donner, während mehrerer Stunden bedeckte Finsterniß das Land und den See, dessen Getöse furchtbar war. Der Sturm entwurzelte Bäume, deckte Häuser ab, der Hagel verwüstete Felder und Rebgärten. Als Catull gegen Abend, nachdem das Gewitter ausgetobt hatte, umherging, die Verheerungen zu überschauen und den am meisten Betroffenen hilfreiche Hand zu bieten, sah er hart am See eine Gruppe Menschen beisammen, die in großer Aufregung schienen. Näher tretend erkannte er, daß es sich um die Beerdigung eines Mannes handle, der, offenbar vom Sturm in einem Fahrzeuge überrascht, seinen Tod in den Wellen gefunden hatte und an's Ufer geschleudert worden war. Niemand wollte in dem Leichnam einen bekannten, in der Gegend heimischen Menschen erkennen; Niemand wollte Hand anlegen, ihn zu bestatten. Viele behaupteten sogar, es müsse wohl ein Götterfeind gewesen sein und vielleicht seinetwegen, des mit einer schweren Schuld Beladenen, sei der furchtbare Sturm entstanden. Der Dichter wollte dies dahin gestellt sein lassen, sprach es aber als erste und unbedingte Pflicht aus, den Leichnam dem Schooße der Erde zurückzugeben. Mit Umsicht und Festigkeit leitete er die Bestattung und gab sogar eine kleine Libation dem Fremden, dem Unbekannten auf seinen dunklen Weg mit.

In der Nacht darauf träumte ihm, der Todte trete in freundlicher Gestalt vor sein Lager und drücke ihm mit einer eigenthümlichen Handbewegung seinen Dank aus.

„Du hast mir," sprach der Schatten, „die Ruhe, und meinen Staub der mütterlichen Erde gegeben, ich werde Dir einst noch meinen Dank dafür erstatten."

Damit verschwand die Erscheinung; Catullus erwachte und es war ihm, — so lebhaft war sein Traum gewesen — als ob er dieselbe dunkle Gestalt in die Mauern seines Schlafzimmers verschwinden sehe. Doch schwieg er über dieses Ereigniß gegen Jedermann.

Die vielen Unglücksfälle, welche das Gewitter über die Besitzungen gebracht hatte, waren vom ungünstigsten Einflusse auf die frohe Stimmung gewesen, in der man bisher gelebt hatte, die Lustbarkeiten waren unterbrochen und hörten ganz auf, ein düsterer Ernst lag über Allem ausgebreitet. Man hatte die Hände voll zu thun, um den angerichteten Schaden möglichst wieder gut zu machen. Der bisherigen Anordnerin der Feste, ihr, die die Seele aller Vergnügungen war, schien dies nicht unerwünscht. Sie hatte seit jenem Abend, als sie die Unart des jungen Winzers erfahren, so ziemlich die Lust an ihrem bisherigen Umgange verloren und fand keinen Geschmack mehr, an den Unterhaltungen der Landleute theilzunehmen. Sie zog es jetzt vor, stundenlang allein am Seeufer zu wandeln, über die Felder zu streifen und

Blumen und Muscheln zu sammeln, welche sie zu Hause dann in eigene wunderliche Formen musivisch zusammenlegte.

„Dies ist meine Poesie," sagte sie zu Catullus, „ihr Poeten macht es aber auch nicht anders. Ihr suchet und pflücket die Blumen und bunten Steine der Sprache und stellt sie dann in hübschen Bildern, euern Metaphern, zusammen."

„Ein Hysteronproteron," rief Catullus, „denn eben wir Dichter bereichern diese Sprache; wir sind es, die ihr Anmuth, Bewegung und Mannigfaltigkeit geben, indem wir die Gedanken in Worte kleiden, welche die Ausdrücke der gewöhnlichen Vorstellung überragen, weil diese Vorstellungen eben lebhafter und gewaltsamer in uns leben, als in Anderen."

„Ach, ihr seid alle doch nur Nachahmer der Griechen," unterbrach ihn Lesbia, „ihr Römer seid keine Dichter, ja nicht einmal unsere römische Sprache ist für die Dichtkunst geschaffen; sie ist die Sprache des Forums, nicht die des Musenhaines. Die Gedanken und Empfindungen, von welchen Du sprichst, erscheinen mir in eueren lateinischen Hexametern wie Kinder, welche schwere Panzer sich anlegen und Eisenhelme sich auf die kleinen Köpfe setzen."

„Nun, ist das auch bei diesem Verse der Fall," fragte Catull, indem er ihr zuflüsterte: „Amata tantum quantum amabitur nulla?"

„O, wie schwerfällig das lautet," lachte Lesbia, „wie gesetzt und gemessen, Worte wie Marktgewichte. Höre dagegen im Griechischen nur vier sapphische Zeilen, und tausend Nachtigallen und Liebkosungen locken aus ihren wenigen Silben. — Aber Du trauerst, mein Freund," rief sie und küßte ihn, „soll ich Dir sagen und wieder sagen, daß Catullus all seinen Zeitgenossen vorangeht und Lieder dichtet, die mit den lieblichsten der hellenischen Muse den Vergleich bestehen?"

„Ich werde Dir," erwiderte Catullus, „nächstens eine Ode der Sappho in meiner Uebertragung vorlesen und Du sollst mir zugestehen, daß ich Dein eben ausgesprochenes Lob zu verdienen strebe. Aber siehe, der frühe Mond ist schon hinunter, es ist Zeit nach Hause zu gehen."

Sie erhoben sich von dem Felssitze am Ufer und schritten der Villa zu, in weicher, träumerischer Stimmung, geeinigter als je in ihren Ansichten und Gefühlen. Auf dem Wege vernahmen sie eine Nachricht, welche schon seit einigen Tagen Alles umher in große Aufregung versetzt hatte, nämlich daß in Verona eine Gladiatorenbande angekommen, daß große Spiele gegeben und Fechter- und Thierkämpfe stattfinden würden.

„Wir werden diese Spiele nicht versäumen," rief Clodia mit freudeblitzenden Augen, als sie beim Mahle saßen; „laßt uns sehen, was eine Stadt der Provinz zu bieten vermag."

„Wenn Du darauf bestehst, Theuerste," versetzte Catullus, „so werde ich sogleich nach Verona schicken, um Plätze zu bestellen. Meiner Neigung jedoch entsprechen diese Circuskämpfe nicht und, um gerade auf unser früheres Gespräch zurückzukommen, ich behaupte, ein Volk, das an solchen Schlächterscenen sich weidet, wird nie an der edlen Form der Tragödie Gefallen finden."

„Es mag so sein," antwortete Clodia, „aber nichts desto weniger wollen wir diesem Schauspiele beiwohnen, wir sind ein kriegerisches Volk und Schmach derjenigen Römerin, die vor Blutvergießen zurückschaudert. Nur so werden euch Helden geboren."

„Ich stimme ihr bei," rief die Mutter Catulls, „haben doch die vestalischen Jungfrauen selbst die ersten Sitzreihen inne, um dem tödtlichen Kampfe ihre Theilnahme zuzuwenden."

„Ich hoffe jedoch, nur deshalb," entgegnete Catullus, „damit sie recht oft von dem schönen Rechte Gebrauch machen, den Unglücklichen, der unterliegt, vor dem Todesstreiche des Siegers zu schützen."

„Ja, wahrlich, ein schönes Vorrecht!" rief Clodia begeistert aus, und dabei blickte sie sinnend vor sich nieder und stützte ihr schönes Haupt in die Hand.

Als man sich erhob, um sich zur Ruhe zu begeben, trat Catullus zu ihr und flüsterte ihr zu: „Amata nobis quantum amabitur nulla. Ist es so besser?"

„Ich glaube ja," sagte sie und sah ihn mit einem innigen Blicke an, „singe mir noch viele solch' schöner Rhythmen und ewig wird Lesbia ihren Catullus lieben."

„Ewig," sagte er, „und bald, geliebte Lesbia, soll unsere heilige Liebe ein ewiges Bündniß besiegeln."

* * *

Zu allen Thoren herein strömte das Volk nach Verona am Tag der Spiele. Die Gladiatoren waren aus ihrer Kaserne auf dem Wege zum Circus aufgebrochen und hatten vor dem Palast des Prätors Halt gemacht. In der Arena selbst füllten sich die Räume mit Zuschauern, einer lärmenden, glänzenden Menge, lachend, fluchend, jubelnd, spottend, von Aufregung entflammte Gesichter, erhobene Fäuste, trunkene Stimmen, im Ganzen ein blutdürstiges Ungeheuer; geputzte und geschmückte Weiber, Männer von dämonisch gemeinem Aussehen, eine furchtbare Versammlung, von der Begier entflammt, ihre Mitmenschen kämpfen und — sterben zu sehen.

Catullus und Clodia hatten in der Nähe des Prätors ihren Sitz. Quintus war ein Freund des Dichters und wollte ihn bei sich wissen. Die Schönheit Clodia's mochte nicht wenig beigetragen haben, ihn zu jeder Gefälligkeit gegen den Gast bereit zu machen. Die bewunderte Römerin erschien in eigenthümlicher Weise. War es Absicht, oder ein die Ordnung ihres Anzuges beherrschender, ihr selbst nicht ganz bewußter Zug: ihre Kleidung bot ein der geheiligten Tracht der Vestalinnen ähnliches Bild. In der Nachahmung des priesterlichen Schleiers, in der Farbe der Gewandung, selbst in ihrer Haltung lag etwas, was unwillkürlich an die Würde jener Jungfrauen erinnerte und die Stimmung ihres Gemüthes verrieth.

Als sie sich mit Catull in dem Kreise des tobenden Schauplatzes befand, begafft und mitunter von dreisten Zurufen begrüßt, ergoß sich eine purpurne Verlegenheit über ihr Antlitz. Die längere Einsamkeit, an die sie gewöhnt war, machte es ihr doppelt peinlich, sich an einem Orte zu befinden, wo die ausgelassenste und niedrigste Leidenschaft sich überall so deutlich vordrängte. Ihren Freund beschlich ein ähnliches Gefühl, beider Blicke verstanden sich sogleich und senkten sich, beschämt darüber, sich hier zu finden.

Schon jedoch wurde ihre Aufmerksamkeit nach dem Schauspiel hingeleitet.

Zwei Reihen von Kämpfern traten sich gegenüber, noch schien es nicht tödtlicher Ernst werden zu wollen, sie verließen die Arena, nachdem sie mehr ihre Fertigkeit im Handhaben der Waffen gezeigt hatten, als daß sie ernstlich aufeinander losgegangen

wären. Der nun folgende Zweikampf fiel schon blutiger aus, doch auch diesmal endigte er damit, daß der Besiegte nach der ersten Verwundung das Feld räumte und unter großem Gelächter der Zuschauer eine ihm eröffnete Zuflucht fand. Demjenigen aber, welcher den Platz behauptet hatte, trat nun ein zweiter Kämpfer entgegen, der durch ein ungeschicktes, fast feig erscheinendes Benehmen die Unruhe und das Mißfallen der Zuschauer erregte. Der Gegner, ihm weit überlegen, schien ihn nur zu verhöhnen und seine mehr prahlerisch als gut geführten Streiche spielend abzuwehren. Bald aber schien doch auch er gereizt zu werden und traf den ungeschickten Gegner mit einigen so wuchtigen Hieben, daß dieser zu Boden sank. Wilder Beifallsjubel, tausendfaches Gebrüll begleitete den Fall. Der Sieger schwang triumphirend sein Schwert und erwartete die Zustimmung, dem Gestürzten den Todesstoß versetzen zu dürfen, und dieser streckte den Arm nach dem Zuschauerkreis empor mit dem Zeichen des um Gnade Flehenden. Aber kein Mitleid regte sich, nur Murren und verwünschendes Geheul und Hohngelächter erscholl — schon war der Unglückliche fast verloren, — da erhob sich Clodia und rief während einer Pause allgemeiner Erwartung mit lauter Stimme:

„Römer! Volk Verona's! Gnade für Diesen!"

Ein allgemeines Murren des Mißfallens war die Antwort, aber schnell hatte der Prätor die gefährliche Lage bemerkt und rief: „Ruhe, Ruhe! Ich kaufe diesen Sklaven los für mich, er ist mein."

Alles schwieg, es war das Schweigen unzufriedener Ueberraschung. Jetzt wandte auch Catullus seinen Blick nach dem Unglücklichen, der noch in derselben Lage, bluttriefend und bestaubt, einen scheußlichen und mitleidswerthen Anblick darbot.

Und wie seltsam!

Das waren die Züge jenes Todten, den er hatte beerdigen lassen, es war das Antlitz des Schattenbildes, das ihm im Traum erschienen, es war dieselbe Bewegung der Hand, womit jener von ihm Abschied genommen hatte. Der am Boden Liegende schlug die Augen auf. Es war kein Zweifel! Genau so hatte ihn jene Traumgestalt angeblickt . . .

Die Diener des Prätors trugen den Fechter aus der Arena und Quintus erschöpfte sich in Huldigungen gegen Clodia, die aus seinem Munde beinahe wie leiser Spott klangen.

„Ich werde diesen Sklaven, den ich so edlen Gefühlen zu danken habe, stets an meiner Seite behalten, nur weil Deine Blicke so mild auf ihm geruht."

Clodia schwieg. Streitende Empfindungen erfüllten sie; wollte der Stolz sie eine Handlung bereuen lassen, durch welche sie eine so unvolksthümliche Wallung an den Tag gelegt hatte, so bewunderte sie doch wieder bei sich selbst ihren Muth und dann erwachte schließlich die Theilnahme mit dem Menschen, dem ihr kühnes Benehmen das Leben gerettet hatte. Wie würde er wohl seine Dankbarkeit für sie in Worte kleiden? Was mochte er für sie empfinden? Von welcher Hingebung für sie mußte er beseelt sein! Was war er? Was waren seine Schicksale? Wird er ihrer Theilnahme werth sein? Wird er am Leben bleiben — wird sie ihn wieder zu sehen bekommen? Ja gewiß, sie wird, sie muß ihn sehen, ihm das Glück zu Theil werden lassen, daß die, die ihn vom Tode errettet, ihm ihren Anblick nicht entzieht. Aber was hatte sie am Ende gethan? einem Fechter, einem gewöhnlichen Sklaven das Leben geschenkt, war das so etwas Besonderes? In Rom würde sie nicht weiter darüber nachgedacht haben.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, fand sie sich nebst ihrem Begleiter von Quintus mit der Bitte angegangen, für heute nicht mehr nach Sirmio zurückzukehren, sondern seine Gastfreundschaft anzunehmen und mit ihm in seinen Palast zu kommen, wo seine beiden Schwestern gerne ihr zu Diensten sein würden. Sie sagte rasch zu, so rasch, mit solcher Freudigkeit in dem Ton ihrer Worte, daß sie selbst darüber erschrak.

„Wenn Du es wünschest," sagte Catullus, „so bleiben wir in Verona; dieses Schauspiel, in welchem Du selbst eine Rolle übernommen, hat Dich ermüdet. Mit Dank, Quintus, nehmen wir Dein Anerbieten an."

So folgten sie ihm in seinen Palast, von einer glückwünschenden Begleitung umringt.

Der Prätor Quintus war ein schöner Mann, in seiner Gestalt, in seinen Gesichtszügen lag der Ausdruck von Kraft und Ausdauer, gepaart mit Schlauheit; die großen dunklen Augen, der volle und feine Mund zeugte von Freundlichkeit und Wohlwollen; seine Amtsverwaltung zeichnete sich durch strenge Gerechtigkeit aus, auch war er ein unbedingter Anhänger Cäsars, bereit, sein Loos mit dem des siegreichen Feldherrn zu vereinigen und voll Zuversicht, dereinst eine höhere Stufe der Ehre und Thätigkeit zu erlangen.

„Sie nimmt seine Gefälligkeit mit freudestrahlenden Mienen an, — die langentwöhnten Töne der Schmeichelei scheinen ihr süß zu lauten," sagte sich Catullus, als bei der Mahlzeit Clodia, auf Polstern und Prachtdecken neben dem Prätor gelagert im heitersten Sinne sich immer mit ihm unterhielt und mit tausend Neckereien ihn zu fesseln bemüht schien. „So war sie in Sirmio nie, so glücklich, so rückhaltlos, froh! Welche Veränderung! Und was kann die Ursache sein, als eine keimende Neigung zu dem schönen und angesehenen Manne, der einem nach äußerem Glanze verlangenden Herzen Alles gewähren kann, was die Welt schätzt und bewundert. Sie fühlt sich, und weiß es vielleicht kaum, erst hier wieder in dem ihr zusagenden Elemente . . ."

„Lebe wohl, theure Lesbia," sagte Catull mit einem schmerzlichen Ausdrucke in seinen Worten, als sie von den Sklaven auf ihrem Ruhebette in die Frauengemächer getragen wurde, „lebe wohl, theure Lesbia!"

Nichts sonst sollte den leisen Argwohn verrathen, der sich in seiner Brust zu regen begann.

Und doch hatte er sich geirrt, Clodia's Gedanken galten einem Anderen, als dem schönen und reichen Prätor. Als sie sich mit den Dienern allein sah, richtete sie sich auf und fragte nach dem unglücklichen Fechter.

„Ist er in Pflege?"

„Er schläft."

„Gut, ich will ihn sehen."

Die Männer gehorchten. Clodia ward in ein enges und dunkles Gewölbe gebracht, das keinen andern Schmuck der Wände hatte, als mehrere darin befestigte Eisenringe. Es waren die, in welchen man die Sklaven band, wenn sie gegeißelt wurden. Im Grunde dieser Höhle auf einer Rohrmatte lag Derjenige, den sie von einem schmählichen Tode befreit hatte. Er schlief fest, ein Lächeln umspielte seine Lippen, als freue sich dieser Körper seines neugeschenkten Daseins mit dem verdoppelten Gefühle der Jugend und Gesundheit; die Wunden schienen ihm wenig anzuhaben. Sie sah,

daß dieser in der Arena schwächlich erschienene Jüngling, wie er jetzt vor ihr lag, eine kräftige Gestalt war, an Ebenmaß des Baues ein Antinous. Sie ließ ihre Sänfte neben sein Bett niederstellen und betrachtete sein Gesicht, das schön zu nennen gewesen wäre, wenn nicht eine gewisse Gedrücktheit unter diesen krausen Locken und ein wildes Aussehen den geborenen Sklaven verrathen hätte. Ein sprossender Bart umrahmte die braunen trotzigen Züge des jungen Fechters. Sie sah, wie sein sehniger Arm, den er über die Brust gelegt hatte, sich mit jedem Athemzug hob und senkte und sie konnte sich nicht enthalten, ihre Hand an die Stelle zu legen, wo sein pochendes Herz schlug, gleich als wollte sie die heftigen Schläge beruhigen, . . . aber ein zündender Funke theilte sich ihr mit und eine zärtliche Gluth fühlte sie durch ihre Adern sich ergießen; sie war versucht, mit ihren Lippen den seinigen zu begegnen, als der Jüngling im halben Schlafe die Augen öffnete und schnell wieder schloß, nachdem er seinen verwunderten, geblendeten Blick zu ihr emporgerichtet hatte. Rasch nahm sie den Kranz aus ihren Locken, drückte ihn auf seine Augen und entfernte sich.

Sie liebte, — seit diesem einen allmächtigen Augenblick liebte sie — und mit der Leidenschaft des Blutes, mit dem sehnsüchtigen Feuer verzehrenden Verlangens. Was sie vorher empfunden, war dahin, wie ein Nichts, selbst ihre Neigung zu Catullus erschien ihr wie etwas Längstverklungenes, fast wie etwas, wovor sie sich fürchtete, wovor sie zurückscheute, während hier beseligende rückhaltlose Hingabe sie ganz erfüllte.

Der verwundete Gladiator war, als die Erscheinung des schönen Weibes wie ein Traum ihn bezaubert hatte, sogleich wieder in Schlummer gesunken. Unruhiger, qualvoller durchwachte sie, von deren Liebe er keine Ahnung hatte, die Stunden bis zur Morgenfrühe. Ihr Stolz, ihre Bildung, ihre Empfindung für Catullus, Alles stritt gegen diese so plötzlich erwachte Leidenschaft, allein vergeblich! Ihr Seelenkampf endete damit, daß sie ein Gebet an Aphrodite richtete und sie bat, ihre Wünsche zu erfüllen.

Nicht weniger erregt und verstört vom Gram einer schlaflosen Nacht, in der er sich zu einem muthvollen, aber bitter-schmerzlichen Entschluß emporgekämpft hatte, trat Catullus des folgenden Tages, zur Abreise gerüstet, bei Clodia ein.

„Wie?“ rief sie ihm entgegen, „wirklich? ist es Zeit von hier fortzugehen, jetzt schon? Nein unmöglich, wir dürfen die angebotene Gastfreundschaft nicht so schnell von uns weisen. Dein Freund bat gestern, daß wir noch einige Tage bei ihm zubringen möchten.“

„Du sollst auch bleiben,“ entgegnete Catullus, „ich sehe, wie sehr Du Dir hier gefällst, es wäre Unrecht von mir, wollt' ich Dich wieder in die Einsamkeit meines Landgutes verbannen. Wie ich sehe, hast Du Dich in das Leben, das Dir allein zusteht, hier gefunden. Ja bleibe Du, ich erfülle damit den lebhaftesten Wunsch meines Freundes, des Prätors, der es nicht fehlen lassen wird, Dir zu bieten, was Verona an gefälligen Unterhaltungen besitzt. Mich ruft die Sorge um eine bejahrte Mutter, die Sorge für mein durch den Orkan verwüstetes Besitzthum zurück. Sollten wir uns wiedersehen . . .“

„Wiedersehen?“ unterbrach ihn Clodia, „wiedersehen? in welch bedenklichen Worten sprichst Du,“ — aber sie fühlte wohl, wie sehr er im Grunde das Rechte

getroffen hatte und fügte nur bei: „Ja, reise Du voraus, ich werde nachkommen; zweifle nicht, gewiß, wir sehen uns wieder.“

Durch solche Zusicherung, welcher der Anschein nur zu sehr widersprach, keineswegs beruhigt, verließ Catullus die Geliebte mit dem Vorsatz, ihr zu entsagen, und mit einem Gruße, der ihr deutlich sagte: „Lebewohl für immer!“ Noch kürzer war sein Abschied von Quintus: „Clodia wird noch länger Deine und der Deinigen Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, mich rufen unaufschiebbare Pflichten nach Hause. Nicht ohne Schmerz reiße ich mich los, ich vertraue Dir das Theuerste, was ich besitze. Lebe wohl, seid glücklich.“ —

Abgewandten Hauptes drückte er dann dem verstummten Freunde die Hand und trat rasch in den Hof hinaus, wo bereits die versammelten Diener Pferde und Gepäck bereit hielten.

Zu Hause angekommen warf er sich nach den ersten Begrüßungen auf sein Lager und es stürmten nun die heftigsten Ausbrüche eines verschlossenen Schmerzes unaufhaltsam hervor.

„Hör' endlich auf,“ rief er, „schmeichelnder Wahn, geliebt zu sein; sie ist unwiederbringlich verloren! Nichts bleibt, als den Verlust zu ertragen, — o vermöcht' ich es! Aber gegen ihn am meisten richtet sich mein Vorwurf, den falschen Freund, der Dich mir entrissen, — war ihm nicht die Freundschaft so heilig, daß er unser Bündniß lösen durfte? Mußte er sich sobald Deinen verlockenden Blicken gefangen geben! — Doch nein, was vermochte er Anderes zu thun, — wer hat je dem Zauber Deiner Schönheit widerstanden? Hätte er sich weigern sollen, eine Gunst anzunehmen, die für seinen Freund schon verloren war? Nur sie allein ist anzuklagen. Aber ich werde standhaft sein, nie wieder soll mich die Ungetreue zu ihren Füßen sehen, nie wieder soll sie meine liebkosenden Worte hören, — sie, die nie ein Anderer so lieben wird, als sie von ihrem Catullus geliebt ward.“

Mit solchen und ähnlichen Klagen verbrachte der Unglückliche die ersten Tage seit der Trennung; er sprach aber diese Klagen nicht nur aus, er theilte sie nicht nur den Cypressen am Ufer, den Wellen, den Marmorstatuen in seinem Garten mit, er übertrug sie auch mit dem Griffel in schöner Versform auf Rollen, auf einzelne Blätter, die er dann wieder zerriß oder in den See streute. Doch immer von Neuem ergoß sich sein liebendes Herz in Strophen. Und wie seine Gedanken stets um die Verlorene beschäftigt waren, so versuchte er bald, ihrer Worte über den Vorzug der griechischen Sprache sich erinnernd, Gedichte der Sappho und des Kallimachus nachzubilden. Diese Arbeiten wurden ihm ein magisches Band, das mit leiser Gewalt die Entfernte ihm heranzog, und wie ihr Bild damit immer wieder in ihm auflebte, die er doch meiden wollte, so gestaltete es sich zu einem völlig idealen in seinem Innern und die wirkliche Lesbia entschwand ihm mehr und mehr. Ja, er würde vielleicht nur zaudernd und mit Widerstreben eine Gelegenheit, sich ihr wieder zu nähern, ergriffen haben. Er würde im Grunde seines Herzens gefürchtet haben, durch eine Wirklichkeit die geistige Gegenwart ihres Wesens zu zerstören, da es ihm so, aus Erinnerungen und Wünschen verwoben, einzig und unentreißbar zu eigen war.

Die Matrone, welcher diese Verwandlung in der Gemüthsstimmung ihres Sohnes nicht entging, äußerte sich eines Tages in einer Weise, die eine längst in ihr bestandene Gesinnung an den Tag legte. Es waren nämlich Briefe eingetroffen, welche

von nichts so sehr erfüllt waren, als von dem Aufsehen, welches Clodia an der Seite des Prätors in Verona erregte. Man betrachtete sie dort bereits als seine Verlobte und baldige Gattin.

„Mich überrascht diese Wendung der Dinge nicht," sagte Cornelia, „ich habe mich über Clodia nie getäuscht; sie liebte es mehr, sich in Deinem Ruhme zu gefallen, von Dir vergöttert zu wissen, als daß es ihr je Ernst gewesen wäre, die Idylle eines unbeachteten Glückes mit Dir zu theilen. Ich freue mich nur, Dich so gefaßt zu sehen."

„Ach Mutter," rief Catullus; „solltest Du wirklich Recht haben? Ich liebe sie noch, noch allzusehr!"

Er stürzte fort an den See und warf sich in die Wellen, die Qual im Herzen mit dem Kampf gegen die Wogen niederringend. Beruhigter wandte er sich am Abend wieder zu seiner dichterischen Beschäftigung.

* * *

Einige Zeit nach diesen Vorfällen traf ein Bote mit einem Briefe des Prätors an Catullus ein, den Dieser in der sichern Voraussetzung öffnete, die förmliche Anzeige von der Vermählung seines Freundes zu vernehmen. Aber welch Erstaunen überkam ihn, als er Folgendes las:

„Theuerster. Weder mir unbekannt, noch von mir ungewürdigt waren Deine Gefühle bei unserem Abschied in Verona. Was aber hätte ich Dir sagen können in jenem Augenblick? Ich wußte, welchen Argwohn Du gegen mich hegtest und ich wußte mich nicht schuldlos genug, um mich offen und bestimmt zu rechtfertigen. Ich hatte bereits einer Regung nachgegeben, die mir ein Verrath an unserer Freundschaft zu werden drohte, die ich niederzukämpfen kaum noch im Stande war. Die Zauberin, die Sirene hielt mich gefesselt. Ich gab mir selbst aber den Schwur, nicht zu wanken und unerschütterlich zu bleiben. Ich weiß nicht, ob ich Wort gehalten hätte, wenn nicht ein furchtbares Ereigniß mir zu Hilfe gekommen wäre, und mir die Augen über unsere beiderseitige Lage geöffnet hätte. Clodia, höre und staune, liebte jenen Fechter, für dessen Leben sie damals in der Arena gebeten hatte. Sie liebte den Sklaven, sie ermuthigte ihn, sie kam heimlich mit ihm zusammen, sie lag in seinen Armen. Als es zuerst mir hinterbracht wurde, glaubte ich nicht daran, ich wollte mich überzeugen. Sirmio, so nannte sie den Sklaven, war als ihr Mundschenk bestellt. Einstmals beim Mahle überraschte mein Blick den seinigen in wonnetrunkenem Einverständnisse mit dem Auge Clodia's. Als er sich ertappt sah, überfiel ihn solch ein Schrecken, daß er die kostbare Schale, die er ihr eben reichen sollte, zu Boden fallen ließ. Ich befahl ihn auf der Stelle zu geißeln, vor ihren Augen — verstehst Du, Catullus? vor ihren Augen. Sie bat, erst lächelnd und kalt, gleichsam als gält' es ihr nur darum, das Vergnügen der Tafel nicht unterbrechen zu lassen; vergeblich. Sie bat zornig und zärtlich — ich blieb unerbittlich. — „Gerade weil er gegen Dich verstieß, soll er gepeitscht werden," rief ich. — Schon fiel der erste Streich auf den

Rücken des Elenden; da beim ersten Stöhnen, das sich seiner Brust entrang, sprang sie auf und deckte ihn mit ihrem eigenen Leibe. Dieser Anblick war für mich das Widrigste, was ich je gesehen. „Wie," rief ich, nun meiner Sache gewiß, „was soll das, Du liebst jenen Menschen?" — „Ja," rief sie fest, „und lieber will ich mit ihm sterben, als ihn so Schimpfliches erdulden sehen." — „O," antwortete ich, „wenn dem so ist, so wahr ich Prätor dieser Stadt bin, wenn Du ihn liebst, so soll er Dein Gatte werden. Ich gebe Dir ihn als Deinen Freigelassenen. Auf! kein Zögern!" — Die Ceremonie der Freilassung ward sogleich vorgenommen und die Hochzeit auf den folgenden Tag festgesetzt. Ich war empört und sie willenlos. Ich bebte vor Wuth und bezwang mich, indem ich mich nur durch den bittersten Hohn äußerte. — Clodia aber, in die Furcht des Sklaven und seiner Genossen verflochten, welche hinter meiner Ruhe ein furchtbares Strafgericht ahnten, ließ sich von ihren Vertrauten, deren sie nun unter meinem Gesinde besaß, so für den Geliebten in Angst setzen, daß sie mit ihm zu flüchten beschloß und auch noch in derselben Nacht mein Haus und Verona in Begleitung des Freigelassenen verließ. Wohin sie sich gewandt, ist bis jetzt nicht erforscht. Siehe zu, was Du thun willst. Möglich, daß sie bei Dir Hilfe suchen. Was mich betrifft, ich bin vollständig geheilt. Den Göttern sei es Dank! Lebe wohl!"

Der Dichter lächelte Anfangs, als er diesen Brief gelesen hatte. Es erschien ihm beinahe wie eine Genugthuung, auch den Freund, der doch immerhin sein erster Nebenbuhler war, verschmäht, betrogen zu wissen. Er lächelte und der begünstigte Sklave erschien ihm nicht anders, als jener glückliche Sperling am Busen Lesbia's, den sie so sehr geliebt hatte. Bald aber und je mehr das Geschehene in seiner Vorstellung lebendig wurde, erwachte die alte Gluth der Liebe, der Eifersucht, noch heftiger, qualvoller, da keine Achtung vor dem Bevorzugten, keine mit der Bitterkeit gemischte Trauer die Leidenschaft mäßigte. Auf Denjenigen, den er eben noch bemitleidet und verachtet hatte, warf sich nun ein ungezähmtes Gefühl des Hasses, der Rache. Er würde diesen Menschen vernichtet haben. Eine bacchantische Verzweiflung, eine wilde Raserei ergriff ihn, eine grimmige Mordlust!

„Der Eber, der Eber, die Netze her!" schrie er auf, warf sich sein Schwert um die Schulter und stürmte auf seinem Partherrosse planlos in die anbrechende Nacht hinaus.

Bald umfing ihn dichter Wald von Ulmen und Eichen, der volle Mond schien in röthlichem Glanze durch die mannigfach verästeten Bäume. Hohe Blumen mit betäubendem Geruche sproßten am Wege zwischen den Felsen. Stunde um Stunde verfloß; er jagte sein Pferd tiefer und tiefer in den Wald, sein Gesicht war von Zweigen und Dornranken zerrissen, blutig. Schlingkraut hing über ihn herein und sein Blick starrte trüb und kalt vor sich aus.

In diesem Augenblicke tauchte vor Catullus eine Gestalt auf.

Es war Sirmio.

„Verruchter," schrie er ihn an, „wo ist die Römerin?"

„Ich habe sie beraubt und getödtet," war die trotzige Antwort.

Der Sklave, der seine Geliebte unfern unter dem schützenden Dache eines vorragenden Felsstückes, da sie vor Müdigkeit nicht mehr weiter konnte, zurückgelassen

hatte und nun nach einem Pfad in dem Wald ausspähen wollte, sah wohl ein, daß es ihm, so überrascht, vor Allem darauf ankommen müsse, von dem Aufenthalt Clodia's den Verfolger abzulenken, indem er hoffte, auf diese Art die Nutzlosigkeit weiterer Nachforschungen einleuchtend zu machen. Sich durch die Flucht zu retten, schien ihm ein Leichtes und später konnte er immer wieder, wenn er seinem Verfolger entronnen, dahin zurückschleichen, wo er Clodia geborgen hatte.

So wandte er sich denn, nachdem er kaum sich als des Mordes an Clodia schuldig bekannt hatte, zu rascher Flucht, auf seine Gewandtheit vertrauend, da er in Mitten der Gebirge Spaniens aufgewachsen, die Behendigkeit und die List eines Luchses besaß. Catullus aber, schneller als der Sklave, hatte sein Schwert gezogen und es dem Fliehenden von rückwärts in die Weiche geschleudert, daß er augenblicklich zusammenbrach, und dann tödtete er ihn auf der Stelle.

Indem der Sklave nun verröchelnd vor Catullus auf dem Boden lag und das Mondlicht sein Gesicht beleuchtete, traten die Züge des Fechters deutlich hervor und es waren wieder dieselben, die er einst im Traume gesehen, es war das Gesicht des Ertrunkenen, dem er ein Begräbniß verschafft hatte, und mit derselben Handbewegung, wie er ihm in jener Nacht erschienen war, wie er sie auf dem Sand der Arena emporgehalten hatte, erhob sich der Sterbende noch einmal und fiel dann todt zusammen . . .

Catullus, von einem ungeheuern Schauer erfaßt, sprengte mit Entsetzen von dannen.

Als er seine Villa erreichte, schlug der See die Wellen fast wieder wie in jener Nacht an die Stufen der Terrasse, Blitze leuchteten über das Wasser und der Sturm warf geknickte Zweige in die Fluth.

„Furchtbares hab' ich erlebt," rief Catullus aus. „Ist es also wahr, daß den Menschen Zukünftiges offenkundig wird, wie geschieht dies? Beherrschen uns wirklich unfaßbare Mächte, die in unsre Seele, wie in ein Saitenspiel eingreifen? Oder ist es so, daß nicht allein auf der mit Bewußtsein thätigen Sphäre der Seelenkraft die Erhaltung und das Glück des Menschen beruht, — gibt es auch ein Unbewußtes in uns, das mit gleicher Sorge wirkt und schafft, ohne daß wir es durch eine andere Mittheilung kennen, als die der Ahnungen, der Träume? Verbindet es sich mit dem Walten in der Natur und taucht es vor uns auf, so erscheint es als Anzeichen, Vorbedeutung. Ein solches Anzeichen war mir diese Gestalt. Aber was wollte seine Erscheinung, wie sie in mein Leben eingriff? Mich von Clodia trennen? — Würde ich mit ihr verbunden unglücklicher geworden sein, als ich es jetzt bin, von ihr getrennt? — Sollte, sie verloren zu haben, mir ein Heil geworden sein? Nein, ein Anderes ist es, was mir bedeutet wurde. — Monde sind verflossen, seit im fernen Asien an einer einsamen Küste mein Bruder seinen Tod fand, und noch bin ich nicht dahin gereist, ihm die Grabesspenden, die Todtenopfer zu bringen. Ich Säumiger, ich Verruchter! Auf, fort nach jenen Ufern, wohin mich sein verlassenes Grab ruft. Einem Fremden, einem Unbekannten konnte ich die treue Pflicht der Bestattung erweisen, und die höhere vernachlässigte ich! So hielt das Irrsal der thörichten Liebe mich gefangen! Aber hinweg jetzt Gedanken an jenen Wahn und lasset mich einer ernsten und heiligen Verpflichtung genügen."

An einem der nächsten Tage reiste Catullus nach thränenreichem Abschied von

seiner betagten Mutter, die er nicht wieder sehen sollte, von seinem heimathlichen Landgute ab. Die Reise war eine lange und beschwerliche, die Rückkehr durch viele Hemmnisse aufgehalten und erfolgte erst nach Verlauf von mehr als einem Jahre.

* * *

Clodia indeß war an jenem verhängnißvollen Tage von Dienern des Prätors, die den Wald durchstreiften, aufgefunden und in einem Zustand tiefster Beschämung und Hilflosigkeit in den Palast gebracht worden. Nach einem heftigen Fieber, das ihr Bewußtsein auf viele Tage lang umhüllte, erholte sie sich, wie aus einem schweren Traume erwachend. Sie vernahm, daß Catullus nach Asien gereist sei, für immer von ihr Abschied genommen hatte. Bald darauf kehrte sie nach Rom zurück. Als Quintus, der Prätor Verona's, mit Cäsar ebenfalls dahin kam, um eine hohe Stellung unter dem künftigen Imperator einzunehmen, erhielt seine Werbung um ihre Hand Gehör.

Sie lebte nun, eine der ersten und einflußreichsten Frauen jener Zeit, einen glänzenden Hof um sich, in unermeßlicher Pracht und Verschwendung, und unbekümmert um die strafende Nachrede plebejischer Sittengerichte.

Als Catullus in Italien eintraf, hörte er von ihrem Aufwand und ihrem Leben die abenteuerlichsten Gerüchte; an den verrufensten Orten wollte man sie gesehen haben, Namen der Verworfensten wurden als die genannt, die ihre Umgebung bildeten. Catullus beschloß, sie zu fliehen, doch sah er wohl ein, es würde ihm unmöglich werden, ihr in Gesellschaft nicht zu begegnen.

Und wirklich, es kam ein Tag, an dem sie sich wiedersahen.

Clodia gerieth, trotz aller angenommenen Zurückhaltung, bald in einen solchen Eifer vor seinen Augen und brach in Gegenwart ihres Gemahls gegen Catullus in solch' leidenschaftliche Vorwürfe aus, daß er sich sagte: „Da glimmt noch Etwas, das allzudeutlich von Liebe zu mir spricht. Ich sterbe darauf, sie liebt mich noch."

Andere Schönheiten Roms, die ihm gepriesen wurden, forderten zum Vergleiche auf, der immer günstig für Lesbia ausfiel; auch hier mußte er sich sagen: „Keine kommt ihr an Anmuth nahe, keine an Zauber der Rede, an Reichthum des Witzes und der Phantasie."

Dennoch hielt er sich fern.

Aber Lesbia gab die Hoffnung nicht auf, den Dichter wieder gänzlich in ihren Fesseln zu sehen. Sie schrieb ihm, betheuerte, ihn noch zu lieben und keinem andern Sterblichen, keinem Gotte so mit ganzer Seele anzugehören; unwandelbar werde ihre Liebe fortan bestehen. Catullus blickte ernst und finster auf diese Versprechen, die ihm zu viel zu sagen schienen, als daß sie wahr sein konnten. Dann aber rief er sich alle seligen Stunden am Benacus zurück, sein Herz wallte hoch auf und die Versuchung erhob sich in ihm mit verjüngter Gewalt . . .

So traf ihn ein Freund Acilius, der ihn für den Abend zu sich bat.

„Ganz Rom," sagte dieser, „spricht von Deinem Gedichte „die Hochzeit des Peleus und der Thetis", alles ist voll Bewunderung und wir, Deine nächsten Freunde hörten noch keine Zeile davon. Ich bitte Dich, heute mit dem Aufleuchten des ersten Sternes zu mir zu kommen. Willst Du?"

„Gerne.“

„Auch haben wir ein Theaterspiel vor: Ariadne.“

„Ich komme, verlasse Dich darauf.“

„Meine Barke wird Dich am Tiberufer erwarten, Du kennst den Lenker und die gewohnte Stelle zum Einsteigen. Und noch eins. Manlius wird nächstens seine Hochzeit feiern; Du würdest ihn Dir unsterblich verpflichten, wenn Du ihm und seiner Braut ein Epithalamium dichten wolltest.“

„Ich werde Alles thun, was ihr wünscht, ich werde heute jede Bitte, jeden Wunsch erfüllen. Lebe wohl!“

Als es dunkelte, glitt eine Barke mit Catullus den Tiberfluß entlang, einem ansehnlichen Hause zu, das hart am Ufer lag. Der Dichter wurde durch eine Reihe Zimmer in einen kleinen Saal geführt, worin sich die Bibliothek des Hausherrn befand. Säulen, welche durch Vorhänge in den Zwischenräumen verbunden waren, verdeckten ein dahinter liegendes Gemach.

„Wahrscheinlich der Raum für den Vortragenden, oder die Bühne,“ sagte er sich.

Er mochte eine geraume Zeit gewartet haben, als er ein Geräusch hinter den Teppichen vernahm, wie das Gleiten einer Sandale, — lauschend trat er näher, die Vorhänge öffneten sich und er erblickte Clodia, wie sie vor einem großen goldenen Spiegel sitzend, ihre langen wallenden Locken über den schneeigen Nacken zurücklegte. Sie wandte sich lächelnd nach ihm um, er stürzte auf sie zu, da — plötzlich, — war es ein kalter ertödtender Blick, der ihn durchschauernd traf? waren es ihre geschminkten Wangen? war es ein Zusammendrängen alles dessen, was er um sie gelitten? Er blieb wie gefesselt, wie erstarrend vor ihr stehen, unvermögend ein Wort über seine Lippen zu bringen, ohne das mindeste Gefühl von Liebe, von Regung für die einst Angebetete. Alles, was er für sie gefühlt, war erloschen, verwischt in einem Augenblicke, so gänzlich ausgetilgt, als wäre es nie gewesen.

Und so eilte er hinweg. Niemand begegnete ihm, Niemand hielt ihn zurück, er war allein, ganz allein, und verließ unverzüglich die Schwelle des Hauses, in welchem er sie — es war zum letztenmale — gesehen hatte.

Bald kehrte er nach seinem Landsitze zurück und ließ über dem Grabe des Unbekannten, den er bestattet hatte, einen Denkstein aufrichten, über dem eine Gestalt in Marmor abgebildet war, mit Flügeln, verhüllten Hauptes, und die auf den Fußspitzen leise dahin zu wandeln schien.

Columbus.

Dramatische Scenen von Hans Herrig.

Personen.

Ferdinand von Arragonien.
Isabella von Castilien.
Der Herzog von Medina-Celi.
Alfonso de Quintanilla, Hausmeister des Königs.
Bischof Talavera.
Sanchez, Ortiz, Professoren.
Christoph Columbus.
Diego, sein Sohn.
Ein Greis.
Ein Krüppel.
Ein Mädchen.
Ein Herold.

(Vorhof zur Alhambra, im Hintergrunde diese selbst, doch auch Durchblick in die Ferne zur Ebene von Granada.)

Erster Auftritt.

(Trompetenfanfaren. Ein Herold tritt auf.)

Herold.

Im Namen Christi, in des Kreuzes Namen,
Im Namen Ferdinands von Arragonien,
Im Namen Isabellens von Castilien
Nehm' ich die Burg Granada's in Besitz,
Alhambra, unser Eigenthum fortan.
Tritt ein, o König, Königin, tritt ein,
Auch hier ist Boden, welcher euch gehört.

(Der Herold schreitet vorwärts, ihm nach der feierliche Zug der spanischen Könige. Voran Trompeter, Bannerträger, dann Ferdinand und Isabella, hierauf Bischöfe, Granden, Professoren, Mönche, endlich Soldaten. Volk drängt hinterher.)

Isabella.

In diese Mauern träumt' ich mich schon oft,
O süßer Tag, der mich hineingeführt!
Ihr herrenlosen, unbeflaggten Zinnen,
Bekehrung bald dem unterworfnen Volk
Wird hoch herab die Kreuzesfahne pred'gen;
Was wir ihm auch zu Christi Ruhm geraubt,
Weit mehr ihm geben wir zu Christi Ruhm.
Dies war mein Trost im langen blut'gen Krieg:
Wir waren Streiter Gottes und sonst nichts.

Ferdinand.

Erwünschter Tag! das ganze span'sche Land
Befreit vom Joch des Halbmonds und von Neuem
Der Gothen alte Herrlichkeit erstanden!
Fortan gehört uns selbst die ganze Kraft,
Und einem Riesen gleich steht Spanien da,
Gelehnt voll Hoheit an Gibraltars Säule.
Granada's holde Königin, steig' empor!

(Der Zug setzt sich wieder in Bewegung und verschwindet in den Räumen der Alhambra.)

Das Volk.

Heil König Ferdinand von Arragonien!
Heil Königin Isabella von Castilien!

Zweiter Auftritt.

(Auch das Volk drängt hinterher, nur Bettler, Krüppel, Frauen bleiben zurück, unter einander im Gespräch. Ein junges Mädchen steht einsam an der Mauer. Ein Greis sitzt ganz in Gedanken versunken auf einem Steine. Columbus und Diego sind gleichfalls aufgetreten.)

Columbus.

Dank Deiner Führung! Bring' ihm meinen Gruß!

Diego.

Ich bleibe bei Dir!

Columbus.

Nicht doch!

Diego.

Was denn thut's?

Columbus.
Mein Sohn, sei folgsam, wenn Dein Vater bittet!
Diego.
Weh mir! ich fürchte wieder böse Tage!
Columbus.
Geh' fort! — doch hör' —
(leise zu ihm)
wenn unterwegs Du bist,
So lachst Du nicht und sprichst: „Der arme Narr!
Ich war sein Kind, nun ward er wieder meins."
Diego.
Mein theurer Vater!
Columbus.
Sprichst Du's jetzt schon aus?
Mitleid vom eig'nen Kind! bedaur' mich nicht!
Geh, geh, Du siehst, wohin ich heut mich stelle,
Zu Bettlern, Krüppeln — betteln werd' ich selbst.
Du sollst nicht zuschaun! Geh, Dein Vater will's!
Leb wohl!
Diego.
Lebwohl, mein Vater. Möchte Gott
Mit Dir und Deinen Worten heute sein!
(Diego ab.)
Greis.
Bei Kön'gen bitten — ei, das ist kein Betteln.
Dann wär's auch beten!
Columbus.
Bin ich denn ein Bettler?
Fordr' ich Almosen? O die lump'gen Heller,
Mit Wucherzinsen werd' ich sie belohnen —
Greis.
Gerechtigkeit verlang' ich. Nichts sonst, nichts!
Weh' euch, wenn ihr sie mir nicht geben wollt!
Ich trag' auch das. Doch bricht sich selbst den Stab
Der ungerechte Richter! Schöne Welt! —
Kann er doch schließlich nicht einmal dafür!
Denn so war's ja vom Anbeginn der Zeit:
Unwissenheit sitzt vornehm zu Gericht
Und Weisheit führt gar kläglich ihre Sache.
Columbus
(welcher auf die heftige Rede des Greisen aufmerksam geworden ist).
Gerechtigkeit! Sonst nichts? Da sind wir Brüder!
Ich ford're nur dies eine, letzte Recht,
Daß man gerecht mich hört. Reich machen werd' ich —
Greis (aufspringend).
Reich machen. Du? und wie?
Columbus.
S'ist mein Geheimniß.
Greis.
Seid Ihr Adept? seid Ihr ein Alchymist?
Columbus.
Was kümmert's Euch? Frag' ich nach Eurem Stand?

Greis.
Soll ich die gute Laune mir verderben!
In dessen Oberstübchen ist's nicht richtig.
Wer Großes sucht, dem geht's nun einmal so:
Er wird die Narren stets sich rühmen hören,
Daß sie mit ihm auf gleichem Wege sei'n.
Doch wollt' ich zürnen, wär' ich selbst nicht besser!
Am Besten ist's, man hält geduldig still
Und geht auf jede Tollheit ein. Mein Freund,
Bittsteller bist auch Du heut bei den Kön'gen?
Columbus.
Ein Darlehn fordr' ich —
Mit Königreichen werd' ich es verzinsen!
Ein Krüppel
(welcher das Gespräch der Beiden mit angehört).
Ich wünsche nichts mir als das Gnadenbrod.
Für König Ferdinand war ich im Krieg
Und habe meinen rechten Arm verloren,
Nun ist es billig, daß er für mich sorgt.
Columbus.
Wo sind Elende, die mir nicht verwandt?
Im Dienste Gottes hab' ich mich gemüht,
Nun ward das Flügelpaar des Muthes lahm,
Und nach dem Gnadenbrod des Glückes schmacht ich.
Mädchen.
Ich bin die Tochter eines edlen Vaters
Und will der Kön'gin mich zu Füßen werfen,
Aus meiner Niedrigkeit mich aufzuheben.
Columbus.
Du bist nicht, was Du scheinst. So geht's auch mir.
Greis.
Es standen seltsam günstig die Planeten,
Dies ist die Stunde, welche hohes Heil
Der Welt bedeutet. Seine Pforten öffnet
Uns das verlor'ne Eden.
Columbus.
Lasest Du
Dir aus den Sternen diese hehre Kunde?
Krüppel.
Glorreich, ihr Herrn, ist wahrlich dieser Tag,
An dem das Kreuzheer durch Granada's Straßen
Siegreich daher zieht und der stolze Moslim
Sich scheu verbirgt, wo seines Königs Burg —
Greis.
Was ist Granada, dieser Fetzen Lands? —
Wenn Spanien will, nennt es die Erde sein.
Columbus
(indem er auf den Greis zuspringt und ihn umarmt).
Laß küssen Dich, graubärtiger Prophet.
Krüppel.
Zwei sonderliche Kerle! Ei, den Arm
Miss' ich doch lieber noch, als den Verstand!

Greis.

Wohl dem, der ausharrt, denn er wird gekrönt!

Columbus.

Weh dem, der feig wird, denn er erntet nie!

(Auf dem obersten Thurme der Alhambra wird eine Kreuzesfahne aufgezogen.)

Mädchen.

Seht hin, da steigt die Kreuzesfahne auf!

Columbus (kniet).

O Kreuzesfahne, vor dir sink' ich hin,
Trage nicht ich auch dich in meiner Hand?

Greis (zu dem Mädchen).

Wer wollte lachen, wenn's hier aus den Fugen.

(Aus der Alhambra erschallt ein Tedeum, Alles kniet.)

Columbus.

In's Herz, ihr Kön'ge, möcht' ich heut euch schau'n,
Wo der Erfüllung wonn'ge Lust es schwellt.
Auch ich hab' stets von einem Tag geträumt
Gleich diesem. O du überstolzer Wahnsinn!
Gleich diesem, sagst du? Doch du meinst, weit mehr,
Weit mehr bedeuten werde jener Tag.
Te Deum laudamus. Ach ich möcht' ihn träumen,
Hold eingelullt vom fernen Jubellied.
Ich möcht' ihn träumen? Muß ich es denn nicht?
Vom Morgen bis zum Abend muß ich's thun,
Und wieder dann vom Abend bis zum Morgen—

Der Krüppel.

Aus ist der Sang. Die Majestäten nah'n.

Greis.

Des Glückes Stunde naht nun auch für mich.

Mädchen.

O Hoffnung, täusche mich nicht dieses Mal!

Columbus.

Und ich muß betteln!

Dritter Auftritt.

Ferdinand und Isabella, der ganze Zug kehrt zurück.

Alle.

Heil König Ferdinand von Arragonien,
Heil Kön'gin Isabella von Castilien.

Herold.

Ferdinand und Isabella von Granada.

Alle.

Heil und hoch!

Ferdinand.

So wär' des Lebens schönster Tag erlebt,
Und fast in Wehmuth merk' ich, daß er scheidet,
So vielen Reichthum er auch hinterläßt.
Mein treues Weib, vor Allem preis' ich Dich,
Du warst die Seele dieser heil'gen That,
Und wir die Hand nur, welche sie vollführt.

Isabella.

Was konnt' ich thun? Du dankst sie Gott allein
Und Deinen tapfern Kriegern, Spaniens Stolz.

Ferdinand.

Wie oft nicht kam von Dir uns neuer Muth!

Isabella.

Nur Liebe war es: Muth ward sie in Dir!
Das Weib ist arm, denn sonst besitzt es nichts.

Ferdinand.

Dies eine nur, in dem sie Alles gibt!
Muth meiner Seele, Flamme meiner Brust,
Laß küssen Dich, geliebte Isabella.

Alle.

Lang lebe Ferdinand und Isabella!

Isabella.

Sieh dort am Weg die Schaaren der Bedrängten,
Sie strecken flehend vor die off'ne Hand.
O! wenn ein Bettler seine Hand aufthut,
So schrick vor Schmutz und Schwielen nicht zurück;
Du Reicher, halte für den Himmel Dich,
Und sie für Blumen, welk vom Erdenstaub,
Die Du mit Deinem Thau erquicken sollst.

Das Mädchen.

In diesem Brief lies meiner Leiden Zahl.
Ich bin von edlem Stamm, den Noth entlaubt,
Sei Du der Lenz, der neu ihn blühen macht.

Isabella.

Gern werd' ich lesen, helfen lieber noch.

Ferdinand.

Im Kampf für mich verlorest Du den Arm!
Dein König sorgt für Dich, sei sorglos selbst.

Krüppel.

Herr, laßt mich küssen Eures Mantels Saum!

Isabella.

Hier, Bettler! dank mir im Gebet zu Gott!

(Isabella mit dem Herzoge von Medina-Celi stehen in Columbus Nähe, zu Ferdinand, neben welchem Alonzo de Quintanilla steht, ist der Greis herangetreten.)

Ferdinand.

Und Du, phantast'scher Alter!

Greis.

Majestät,
Nicht, um zu betteln, tret' ich vor Euch hin!

Quintanilla.

Mich dünkt, der alte Narr ist mir bekannt.

(Er redet leise mit Ferdinand.)

Isabella.

Der treue Perez, einst mein Beichtiger,
Schreibt mir von einem Genueser Seemann,
Der wichtige Entdeckungen gemacht
Und heut an uns're Huld sich wenden wolle.

Medina-Celi.
Ein Genueser! Dann ist eins gewiß:
Er hat sie nicht gemacht, er will sie machen.

Greis.
Geheimnisse hab' ich Euch zu vertrau'n,
Mehr werth, als dieses ganze Reich Granada.

Medina-Celi.
Da steht der Genueser. Holla, Freund!
(Columbus verbeugt sich.)

Isabella.
Ihr nennt Columbus Euch?

Columbus.
Christoph Columbus!
(S' bleibt mir wahrhaftig in der Kehle stecken,
Zu bitten lern' ich niemals doch!) Ein Bettler,
Nah ich mich Dir, erhab'ne Majestät,
Und ein Geschenk doch leg' ich Dir zu Füßen.

Ferdinand.
Gut, Quintanilla. Also, werther Freund —
Dich mit den abgeriss'nen Kleidern mein' ich —
Die Schätze des Großmoguls, die Demanten
Und gold'nen Berge Indiens nennst Du Dein
Und willst uns zum Geschenk das Alles machen?

Columbus.
Almosen sind es, dürft'ge, die ich ford're
Von einem Fürsten, der zu geben weiß:
Die Schätze Indiens nennt er fortan sein.

Greis.
Die Kunde stammt aus fernem Morgenland,
Wohl mancher Forscher war schon dicht am Ziel.
Nur ich erreicht's, wenn in Gedanken auch.
Gedanken sind es nur, die ich gemischt,
Und der Begeist'rung Flamme brannt' empor,
Da kochten sie und wallten durcheinander
Und schieden sich zu Schlüssen, Folgerungen.
Als ich's mit kühlen Blicken übersah,
Fand ich, was ich ersehnte, den Erfolg.
Soll Alles das in Wirklichkeit gescheh'n,
Bedarf ich köstlicher Gesteine noch,
Edler Metalle, duftiger Essenzen.
Und bald im Tiegel brodelt die Tinktur,
Die Quintessenz, die Herrin der Natur.
O Fürst, weist nicht das Glück von Eurer Thür,
Es wird zum Fluch, kehrt es sich zürnend ab!

Columbus.
Die Kunde stammt bereits aus alter Zeit,
Manch' Seemann sah die ferne Küste schon.
Auch mein Schiff hat nicht Anker dort geworfen.
Die Reisen, die ich dorthin unternahm,
Fanden im Raume meines Schädels statt,
Von dem bekannten Ufer der Gewißheit
Stieß ich hinein in's Meer der Hypothesen;
Vernunft, die sieht, wo Untief' ist und Sturm,
Hatt' ich als sichern Compaß zum Geleit.
Ich fand mein Reiseziel, und Indien war's,
Ich fand's im Westen, das gen Ost euch flieht.
O, setzt nur ihr die Segler nun in's Meer,
Daß ich den Ocean durchschneiden mag.
Hoch über Indien strahlt dann jenes Kreuz.
Laßt mich sein Träger, euer Bote sein:
Wen Gott euch sendet, weist ihn nicht zurück,
Es kehrt mit ihm Gott selbst sich von euch ab!

Ferdinand.
Ihr kennt ihn also?

Quintanilla.
Jedwedes Schloß in Spanien sucht er heim,
Auch ließ sich Mancher mit dem Schwärmer ein,
Der eine Zauberkunst versteht —

Ferdinand.
Die Kunst,
Das schwere Gold in leichten Rauch zu wandeln.

Isabella.
Seltsamer Mensch. Hörtet Ihr solche Bitten
Jemals, Medina-Celi?

Medina-Celi.
Leider that ich's.
Auch mir fiel dieser Pred'ger einst beschwerlich.
Von einem König pilgert er zum Andern,
Stand vor ital'scher Städte Senatoren,
Von Frankreichs Hof vertrieb man ihn mit Schimpf —

Isabella.
Und prüfte Niemand?

Medina-Celi.
Wohl. Der Portugiese.
Es segelten die Schiffe lange Wochen
Stets westwärts, westwärts. Westwärts nämlich liegt
Nach Jenem Indien. Sagt' er selbst nicht so?
Doch nichts als weite Wassereinsamkeit
Ersah'n die Schiffer, selbst am letzten Tag
Vom höchsten Mast zum fernsten Horizont.

Greis.
Weise nicht fort mich, König, und bedenke,
Daß Gott in dieser Stunde mit Dir spricht.

Columbus.
Gott schickt mich zu Dir.

Medina-Celi.
So spricht jeder Narr
Und hat auch Recht. Gott sendet ihn uns zu,
Damit wir in Geduld uns üben möchten.

Ferdinand.
Nun, Isabella, was verhandelst Du?

Isabella.
Ein alter Seemann ist's, ein Genueser,
Er bietet seinen Dienst uns an und will
Zum Abend fahren, uns das Morgenland
Entdecken, Indien an Spanien schenken.

Ferdinand.
Es scheint, die Tollen kamen hier zusammen,
Als sei'n sie Priester und wir die Gemeinde.

Quintanilla.
Den Alten kenn' ich. Seid gegrüßt Columbus!
Ich habe Tolles nie an ihm bemerkt.

Ferdinand.
Das eben ist der Tollsten schlimmste Art,
Die toll in Einem, sonst verständig ist.
Der Hochmuth ist's, der ihren Geist verwirrt,
Der Wahn, der sei der Größte schon von Allen,
Der nur ein Andrer ist, wie alle Andern.

Greis (kniet).
Mit Deinem Fußtritt wirfst Du mich in's Grab!
Herr, Deine Knie umklammr' ich. Diese Sporen,
Die eisern Dir an Deinen Fersen klirren —
In meinem Tiegel werden sie zu Gold.

Ferdinand.
Heda, Trabanten, schafft den Läst'gen fort.
Hier, nimm dies Schmerzensgeld.
(Er gibt ihm eine Börse.)

Greis.
Pfui, Deine Pfenn'ge.
Doch nein! nein! her damit! ich kann sie brauchen —,
S' ist Gold doch wenigstens — s' ist blankes Gold.
(Trabanten führen den Greis ab.)

Columbus.
Nun kommt die Reihe an den zweiten Narr'n!

Ferdinand.
Laßt uns in's Lager eilen. Dort erwartet
Ein reiches Mahl uns.

Columbus.
Nicht einmal gehört!

Isabella.
Hier wartet noch Columbus der Entscheidung.

Ferdinand.
Wir könnten ihn auf Morgen uns versparen.

Isabella.
Ich mag ihn heut nicht, an solch' frohem Tag,
Von dannen zieh'n mit Grimm im Herzen wissen.

Ferdinand.
Für Spaniens Kronen will er Land entdecken?

Talavera.
Will Indien, nach Westen segelnd, treffen,
Dasselbe Indien, das im Osten liegt.

Ferdinand.
Je nun, ich bin ein Staatsmann und Soldat.
So will ich eine Commission ernennen
Aus Dienern Christi und aus Professoren.
Sie möge prüfen, was an seinem Plan.

Columbus.
Wenn Ihr an die mich weist, mein großer König,
Nehm' ich's als Abweisung und hab' genug.

Quintanilla.
So scheut er doch der Sachverständ'gen Blick?

Medina=Celi.
Weil eine Ausgeburt der Phantasie
In Staub zerfällt, berührt sie der Verstand.

Isabella.
Was hast Du, Genueser, weshalb willst Du
Nicht mit gelehrten Männern Dich besprechen,
Die uns'res Reiches beste Zierde sind?

Sanchez.
Die Wissenschaft ist ohne Vorurtheil,
Wiegt mit der Wage der Gerechtigkeit.

Columbus.
Die kennen nichts als ihre Pergamente.
Da nun das Große, das geschehen soll,
In keinem Pergament verzeichnet steht,
Vielmehr dem Auge dessen, der es schafft,
Als schönes Traumbild vorschwebt, seinem Mund
Ein ärgerlich Prophetenwort entschlüpft,
Wird es vor ihnen niemals Gnade finden,
Bis es vollendet, Allen deutlich ist,
Lesbar als Grabschrift dessen, der es that.

Ortiz.
Hochmüth'ger Bursch!

Sanchez.
Nicht viel erwart' ich da,
Bescheid'ner denkt, wer seines Werths gewiß.

Ferdinand.
Indeß ein König, Freund, ist nicht allwissend!

Columbus.
An Könige nur hab' ich meine Botschaft.

Ferdinand.
Nun, Isabella?

Quintanilla.
Dämpft Euren Stolz!

Talavera.
Unchristliches Gebahren,
Der Wahrheit Botschaft geht an alles Volk!

Columbus.
Allein, wer auf den Höh'n des Lebens steht,
Ereignisse von Weitem kommen merkt
Und wegblickt über jede engende
Umgebung, der hat Augen für die Ferne.

Ferdinand.
Wenn ich an meine Räthe Dich verweise,
Will ich nicht selbst Dein letzter Richter sein?

Columbus.

Schon liegt des Alters Schnee auf meinem Haupt,
Es drängt die Zeit, daß ich mein Werk vollende.

Ferdinand.

Du Ungestümer! Hier versammelt sind,
Das Siegesfest Granada's zu begeh'n,
Die höchsten Würdenträger uns'res Reichs,
Darunter Salamanka's Professoren.
Ich will Dich hier vernehmen. Tretet näher,
Schenkt euern Rath uns, daß wir dann entscheiden.

(Die Professoren, Talavera und noch ein Bischof treten heran, die Königin und ein Paar Damen setzen sich auf Tabourets, die Edelknaben aus einem Seitengebäude holen.)

Ferdinand.

Nun denn, Du wilder Schwärmer, laß Dich hören!

Isabella.

Du grimmer Seemann, schildr' uns Deinen Plan.

Columbus.

Ein Schwärmer!
Wo war ein Einfall wohl so platt, wie meiner,
Für den ich leid' — ein Kind wär' drauf gekommen,
Doch die sechstausend Jahre alte Menschheit
Braucht einen armen Greis, wie mich, dazu!

Ferdinand.

Nun, Genueser!

Columbus.

Inmitten jenes Azuroceans,
Den unser Aug' dort oben Himmel nennt,
Schwebt, schön im Gleichgewicht, die runde Erde!

Talavera.

War das nicht Ketzerei?

Ortiz.

Nicht widersprechend
Jedwedem Augenschein?

Sanchez.

Man hör' ihn weiter!

Columbus.

Dieselben Sterne grüßen Abends uns,
Die bleich am Morgen von uns Abschied nehmen,
Rothflammend steigt die Sonne früh herauf,
Und neigt in gleicher Pracht zum Abschied sich.
Meint ihr, sie lege schlafen sich im Meer
Und werf' ihr Purpurkleid sich von den Schultern,
Wie Du, o Königin es wohl Abends thust!
Des Universums Licht sei ausgeblasen
Vom Flügelschlag der nah'nden Dunkelheit,
Wie man die Kerze mit der Hand verlöscht?
Was euch als Sonnenuntergang erscheint,
Weil ihr zurückbliebt, als sie vorwärts zog —
Wärt mit den Winden ihr vorangeflogen,
Ein Sonnenaufgang wär' es euch geworden.
Mag uns die Nacht in ihren Schatten nehmen,
Ein ew'ger Morgen ist der Sonne Lauf,
Vor'm Auge Gottes gibt es keine Nacht!

Isabella.

Doch nun, ehrwürd'ger Vater, frag ich Euch:
Verträgt sich dies mit unsrer Kirche Satzung?

Talavera.

Der heil'ge Geist im Bibelbuch spricht anders:
Nicht in des Aethers Lüften schwebt die Erde,
Gleich einem Adler in sich selber hängend —
In weiter Runde dehnt sie flach sich aus,
Gleich einem Zelt, gleich einem Erzgewölbe
Bedeckt von oben sie des Himmels Kuppel:
So ahmen wir die Welt in Kirchen nach.

Sanchez.

Die Alten sämmtlich auch sind dieser Meinung;
So sagen Classiker und Kirchenväter.

Columbus.

Die Sonne also geht im Osten auf,
Aus Indien kommend, aus des Morgens Reich,
Von dort den blauen Pfad nach Westen zieh'nd,
Und wenn in Indien schon das Licht ermüdet,
So loht bei uns der helle Mittag noch.
Sie sinkt hinab. Dieweil wir staunend stehn
Vor'm ungeheuern Brand des Horizonts —
Der Tag will, scheint's, wie einst Sardanapal
Mit sich in Flammen morden seine Welt —
Blickt in den Ganges schon der stille Mond,
Und sanfte Sterne leuchten durch die Palmen.
Auch uns umfängt die schattenkühle Nacht,
In tausend Funken sprüht das Firmament,
Indeß die Sonne rastlos eilt, den Tag
Wie einen schönen Sklaven mit sich führend,
Wie einen Liebenden an Strahlenketten.
So wird sie Morgen bei den Antipoden,
Und während Träum' uns seltsam unterhalten,
Weckt sie dort jugendkühn die Schläfer auf, —
Um hier auch endlich wieder zu vergehn,
Ein ries'ger Phönix, denn ihr letzter Tod
Gebiert von Neuem sie und Indien zählt
Froh seinen sel'gen Morgen einen zu.

Ferdinand.

Gut. Laßt die Sonne ihre Pfade ziehn,
Sie wird nie müde. Doch was soll das uns?

Columbus.

Nicht nur zur Leuchte ward sie uns gesetzt,
Sie soll uns auch ein leuchtend Vorbild sein,

Daß wir's ihr gleichthun. Laßt uns ihren Pfad
Verfolgen und wir müssen, grad wie sie,
Nach Abend zu das Morgenland erreichen.

Ortiz.

Und das nun ist sein Plan. Sobald man annimmt —
Und Hypothesen sind ja nicht gefährlich —
Nimm an, das Weiß sei Schwarz, was thut es Dir? —
Sobald man annimmt, kugelförmig sei
Die Erde, scheint der Plan mir ziemlich simpel!

Sanchez.

Sobald man annimmt! Wer in aller Welt
Nimmt, wenn ihm die fünf Sinne noch gesund,
Dergleichen an! Es gibt Collegen zwar,
Die sich nicht schämen, die sich unterstehn
Dergleichen den Studenten vorzutragen
Und so die jungen Seelen zu vergiften.
Schon zehnmal widerlegt —

Ortiz.

Von wem? von wem?
Ich sage: sei sie Kugel. Wär' sie's auch:
Unmöglich ist's, der Sonn' es gleichzuthun.

Isabella.

Sie schwebt auf ihren Strahlenfittichen
Sorglos dahin!

Columbus.

Der Mensch hat eine Seele,
Und diese Seele auch trägt Strahlenfittiche:
Begeistrung, Glaube, Liebe, —
Die könnten nicht ihn in die Ferne tragen?

Ferdinand.

Doch wer hat Recht?

Sanchez (auf Ortiz zeigend).

In keinem Falle der!

Columbus.

Dein Nachbar, edler König Ferdinand,
Der Herrscher Portugals, hat er nicht kühn
Im fernen Meere Länder sich erworben?
Jedoch zu feig, in's Weltmeer vorzudringen,
Wichen die Küsten Indiens ihm zurück.
Wie unvernünftig wäre doch die Schöpfung,
Wenn nichts als wüster Ocean dort tobte,
Nein! dort ist Land, dort steigen aus den Fluthen
Freundliche Küsten auf, Paläst' und Tempel —

Ferdinand.

Du sprichst als hättest Du das All geschaut.

Columbus.

Nie war ich dort, und doch! ich hab's geschaut!

Talavera.

Und wer denn zeigt' es Dir, Ezechiel
Der neuen Zeit!

Columbus.

Gott, Priester, wer wohl sonst?
Gott will nicht, daß die Länder dort verschmachten,
Viel tausend und viel abertausend Seelen
Dem Heil hinsterben! deshalb nahm er mich
Und zeigte sie und sprach: sei ihr Gesandter!

Ferdinand.

Willst Du's noch weiter hören?

Isabella.

Schilt mich nicht!

Ferdinand.

Gott also, Freund Columbus, zeigt' es Dir?

Sanchez.

Verständ'gen Männern ist's viel zugemuthet,
Ein solches kindisches Geschwätz zu hören.

Talavera.

Am Besten wär's für den Fanatikus,
Der Inquisitor nähm' ihn ins Verhör.
Daß er ein Ketzer ist, bezweifl' ich nicht.

Columbus.

Als Kind schon spielt' ich oft am Meeresstrand
Und starrt' hinaus in seine blauen Fernen.
Ich meint', es müßt' ein seltsam hohes Glück
Verborgen unter'm Horizonte sein.
Und ob ich älter ward, es hielt mich fest
Mit milder Sehnsucht und ich blickte lang,
Wo Meer und Himmel in einandergreifen,
Und keines aufhört und auch keins beginnt,
Ein dämmernd Sinnbild der Unendlichkeit.
Die Welt, in der ich lebte, schien so eng!
O, wie beneidet' ich die Sonne da,
Die weiter ging und jenen Kreis durchschnitt,
Den mag'schen Bannkreis meiner Träumerei;
O wie beneidet' ich die hohen Sterne!
Ich hätt' ein goldnes Auge des Zeniths
Wohl mögen werden, Alles so zu schaun,
Und doch, ich hätt' auch wieder mich begnügt,
Wär' ich ein Wasservogel nur gewesen,
Ein stummer Fisch! im Wellenreiche wandernd
Hätt' ich den ganzen Ocean durchsucht
Und jedes Land, das in ihm ruht, umkreist.

Ferdinand.

Phantast'sche Wünsche!

Ortiz.

Ich versteh' ihn nicht!

Isabella.

Dämmernde Fernen! wohl begreif' ich ihn!

Columbus.

Was ich gelesen je in alten Schriften
Vom Paradies und von dem sel'gen Eiland
Atlantis, das im Meersabgrund versank,
Was mir Matrosen, weit vom Sturm verschlagen,
Von fremder Zonen Wundern je erzählt,
Das Alles zog mir schattend durch's Gemüth.
Wegwerfen wollt' ich oft den Seemannskittel
Und ostwärts pilgern, durch die Wüstenei'n
Des Lands, um Indien nur zu schaun,
Und schalt das Meer, daß es so tückisch sei,
Und meinem Glauben schalt ich, der so schwach,
Daß ich nicht auf den Wassern könne schreiten.
Doch wenn ich dann am Strande wieder stand,
Da sangen mir so süß die Wellen zu:
Verlaß' uns nicht, wir sind es, die dich lieben,
Auf unserm Rücken wollen wir Dich tragen,
Und deinen Morgen dir im Abend zeigen.

Talavera.

Er hat ein fließend Mundwerk!

Sanchez.

Ein Suada!

Columbus.

So sangen mir die Wellen lockend zu,
Ob ich am Ufer stand, wo sich der Tagus
In's Meer stürzt, ob auf jenen fels'gen Inseln,
Den glüh'nden Perlen, welche Portugal
Im Weltmeer sich gefischt, ob fern im Norden
Auf wilden Klippen, rings von Eis umstarrt,
Wo aus dem Schnee des Berges Flamme springt —
Die Welle, die vom Abendroth gefärbt
Zu meinen Füßen rauschte, sang mir's zu,
Und blickt' ich da der Sonne nach, die schied,
Mir war's, als würd' ich aus mir selbst gerissen,
Als zöge mich die feur'ge Mutter an sich,
Daß ich mit ihrer Gluth verschmelzen mußte.
Und unabsehbar weit schaut' ich hinaus,
Und sieh! die Nacht, die hinter mir versank,
Wie eine Wolke, welche über's Haupt zieht,
Und auf der Erde mitschleppt ihren Schatten,
Und vor mir stieg ein schöner Morgen auf;
Der hob sich, wie ein Atlas aus den Wogen,
Und auf den Schultern trug er eine Welt,
So wundersam, wie ich sie nie geschaut.
Ja, das ist Indien! rief ich jauchzend aus,
Und wie das Kind nach einem Spielzeug langt,
Mit dem die Mutter ihm vor'm Auge tändelt,
Wollt' dem Giganten ich sein Kleinod rauben.
Da überkam mich plötzlich Finsterniß,
Im nächt'gen Nebel trübe lag die Fluth,
Die Wellen rauschten mürrisch wie im Zorn —

Ortiz.

Was meint ihr, Talavera?

Talavera.

Was ich meine?
Mit gleichem Rechte könnt' auch einer kommen
Und Schiffe fordern, um zum Mond zu fahren!

Sanchez.

Ich weiß nicht, ob des Königs Majestät
Für solche Träumerei —

Columbus.

Was, Träumerei!

Sanchez.

Man sperr' ihn kürzlich in ein Irrenhaus.

Columbus.

Sind's denn nicht Gründe? daß die Erde rund —

Ortiz.

Und nehmen wir dies an —

Sanchez.

Wenn toll wir selber —

Talavera.

Wenn Ketzer wir —

Ortiz.

Und nehmen wir dies an:
Wenn man nun immerfort nach Westen fährt,
Ist es, als führ' man einen Berg hinunter.
Das ist ja möglich. Aber, Freund Columbus,
Wie willst Du wieder in die Höhe segeln?

Columbus.

Den Berg hinauf, Du würdiger Gelehrter,
Trieb schon gar viel zum Strande der Azoren:
Riesige Gräser, die nur Indien kennt,
Geschnitzte Hölzer, ja ein kleiner Kahn
Und Leichen eines unbekannten Stamms.

Ferdinand.

Verloren liegen mag im Ocean
Noch irgend eine namenlose Insel —

Columbus.

Auch dort im Land des Eises, wo ich war,
Erzählt im Volk man, daß in grauer Zeit
Einst Männer, welche stets nach Westen fuhren,
Zu einem großen Land gekommen sein.

Medina-Celi.

Thule's Barbaren werden gar citirt.
Ja, wackrer Seemann, hast Du solche Zeugen,
Kann ich Dir noch in allerhand Romanen
Von wundersamen Ländern Kunde geben.

Columbus.

Vielfach sahn Schiffer schon dem Abend zu
In weiter Ferne Indiens Küsten dämmern.

Ferdinand.
Nicht wahr, Medina, jene Fabelländer
Die liegen auch im Abendroth verborgen!

Ortiz.
Ich bin zwar nicht ein Mathematikus
Und sag' nur dies: Wenn Alles das so wäre,
Die Alten, die in Kunst und Wissenschaft
Uns Meister sind, sie hätten's längst entdeckt.

Columbus.
Was kümmern die mich, welche ehmals lebten:
Ich lebe jetzt!

Isabella.
Und wär's nicht Grausamkeit
Von Gott, das heil'ge Evangelium
Erst jetzt durch Euch in jene Welt zu tragen?

Columbus.
Was hilft es, wollt' ich klüger sein, wie Gott!
Ich weiß nur das, Gott will sie jetzt gerettet.
Nicht die hier um uns stehn, nur schaun auf Euch,
Im Himmel oben blicken sie jetzt herab:
Und all die Engel jener fernen Länder,
All die bekümmerten Schutzgeister jener
In Nacht des Heidenthums begrabnen Länder,
Sie stehen bang, was Ihr entscheiden werdet!

Sanchez.
Wie schon bemerkt: in's Irrenhaus mit ihm,
Man laß ihn ein paar Dutzend Mal zur Ader!

Columbus.
Wohl dem, der Gottes halber wird geschmäht!
Denn seine Botschaft trag' ich durch die Welt,
Ihr aber sollt sie hören, danach thun!

Talavera.
Falsche Propheten rühmen auch sich Gottes!

Columbus.
Wenn einst ihr vor dem Thron des Höchsten steht
Und er euch fragen wird: Nahmt ihr ihn an?
Nahmt ihr ihn an? habt ihr ihn angenommen?
Ihr Zitternden, welch' eine Antwort habt ihr —
Wenn jene Engel klagend nun erscheinen,
Und wenn ich Klag' erhebe über euch —
Meint ihr, der Heiland nur sei dort geziert
Mit seines Erdenlebens blut'gen Wunden?
Jedweder, der im Dienste Gottes litt,
Trägt seine Wunden fort in Ewigkeit,
Und wie Rubinen leuchten sie von ihm,
Die schönste Zier des hochzeitlichen Kleids,
Drin jeder Gast am Tisch des Lammes prangt.
Weh denen, die die Wunden zugefügt!
Daß ihre That sie schaun in alle Zeit,
Das ist der Wurm im Herzen der nie stirbt.

Ferdinand.
Nachdenklich wirst Du, meine holde Gattin!
Die Zeit der Predigt ist vorüber, mein' ich
Und dies hier draußen ist kein Gotteshaus!
Auf meine Räthe muß ich mich verlassen:
Sagt eure Meinung wahrhaft, offen, klar:
Was haltet ihr vom Plane dieses Mannes?

Talavera.
Er dünkt mich Ketzerei!

Ortiz.
Mich toller Hochmuth.

Sanchez.
Mich eitle Narrheit!

Die Professoren.
Nicht'ge Phantasie!

Sanchez.
Man jag' ihn fort!

Medina-Celi.
Und mög' ihm streng verbieten
Dem Hofe noch einmal sich aufzudrängen.

Columbus (zu sich selbst).
Hör', Schuft Columbus, wenn Du etwa zitterst
Und blaß wirst und Dir's vor den Augen schwindelt,
Bist Du's auch werth, daß sie die Hunde holen
Und auf Dich hetzen!

Isabella.
Zürne nicht mit mir
Und denk', es sei die Laune eines Weibs:
Weis' ihn nicht ganz fort, schick' ihn nicht in's Elend.

Ferdinand.
Nun denn, Columbus, höre meine Antwort:
Nichts mehr von Deinem abenteuerlichen
Und unerhörten Plan! Bedenke Dich,
Laß ab von Deinem Uebermaß und passe
Dich der beschränkten Art der Erden an,
Du wirst Dich dabei wohler fühlen, Mann!
Auf meiner Flotte nehm' ich Dich in Dienst
Und mach' zum Capitän Dich eines Schiffs —

Columbus.
Ich dank' Euch Herr — o Herr, ich dank Euch sehr!
Ihr seid ein lieber Herr, Ihr meint es gut.
Doch seid gesegnet Ihr mit Dienern ja,
Und könnt solch einen alten Mann entbehren.

Ferdinand.
Du siehst, daß diesem Thoren nicht zu helfen!
Nun aber kommt, der Tag verging beinah,
Genießt den Abend jetzt!

Isabella.
Und kommt der Alte,
Sorgt auch für ihn, trotz Allem, auch für ihn!

Quintanilla.
Und doch, so hört' ich niemals einen Narren!

Medina=Celi.
Nicht? denkt nur an den alten Alchymisten —
Beredt ist Jeder, gilt's die eig'ne Sache.

Vierter Auftritt.

(Der königliche Zug verläßt die Bühne. Nur die Bettler u. s. w. bleiben zurück. Auch der Greis tritt wieder auf.)

Greis.
Nun, alter Seemann!

Columbus.
Ah! mein Ebenbild!

Greis.
Ei, tröste Dich mit mir. Laß Freund' uns sein,
Wir haben beide Grund, die Welt zu hassen.

Columbus.
Verstünd' ich's doch! so recht aus Herzenslust.

Greis.
Was ist die Erde werth? Daß sie Dein Fuß tritt.
Ging's Allem eben so, was darauf lebt!
O Welt, du jämmerliche Buhlerin,
Schmink dich mit deinem gold'nen Sonnenschein —

Columbus.
O Welt, o Welt, für die Gott selbst sich hingab,
Wer darf dich hassen, wo dich Gott geliebt?

Greis.
Du liebst sie?
(Columbus nickt.)
Freund, laß Dir die Wahrheit sagen:
Du bist ein Narr! ganz gründlich bist Du toll!

Columbus.
Ein alter Mann mit einem Jünglingsherzen,
Verliebt in eine Welt, die ihn verschmäht —
Ja, das ist toll!

Krüppel.
Seht her, was mir der König hat geschenkt:
'Nen ganzen vollen Beutel voll Dublonen.

Greis.
Mir auch, — wer weiß, ob ich ihn nicht noch prelle,
Vielleicht entdeck' ich's ohne seine Hülfe,
Wie König Midas sitz' ich dann im Gold —
Und gebe keinen Heller davon ab.

Krüppel.
Und Du, mein Lieber!

Das Mädchen.
Spottet nicht, Hidalgo!
Denn was verstehn von seinem Plane wir —
Laßt uns nicht lachen!

Krüppel.
Kleine, Du hast Recht!
Kommt, Leute, kommt, denn Wein und Braten gibt's
Für jeden heut' an unsrer Herrscher Tisch.

Greis.
Hörst Du nicht, alter Ingrimm? Er ist taub.
Nun ja, das Schicksal meint es, wie ein Teufel —
Doch soll's mir nie den Appetit verderben —
Vorausgesetzt, es gibt etwas zu essen,
Du willst nicht — bleib und hungre!

Fünfter Auftritt.

(Alle ab. Columbus allein. Es wird allmälig Abend.)

Columbus.
Was mich nun wohl im fernen Ocean
Dies Indien angeht? Predigt doch mit mir,
Ihr guten Leute, sprecht Vernunft mir ein,
Sagt mir: ich möcht' es ruhig schlummern lassen —
Und kann ich nicht zu ihm, nicht deshalb klagen.
Ich kann doch auch zum Monde nicht empor,
Und zu den Sternen kann ich auch nicht fliegen,
Der Sonne Flammenwagen nicht besteigen.
Nicht wahr, o Bäumchen du mir gegenüber,
Du hast dem Abendwind nie vorgejammert,
Daß du zeitlebens fest im Boden steckst?
(Sein Blick fällt plötzlich auf die im Hintergrunde flammend untergehende Sonne.)
Der Adler freilich —
O Sonne, Sonne, kann ich nicht empor?
Ich weiß es doch, sonst flog ich zu dir auf
Und mit dir blickt' ich über's weite Meer,
Und Indien küßt' ich — ich war Helios
Und Indien meine süße, liebe Braut.
Wohin denn wandelst du? nicht wahr du schreitest
Auf dem azurnen Weg zum Westen vorwärts
Und eilst dahin, wohin ich mit dir möchte.
Du goldnes, segelloses Schiff, du fährst
Durch den saphirnen Ocean des Himmels,
Und während du am dunkeln Fels der Nacht
Hier Schiffbruch leidest, fährst du triumphirend
Dort in des Tages lichten Hafen ein,
Mit rothen Wimpeln deiner Morgenpracht!
Du flammende, erhabne Königin,
Sprich, willst du meine Grüße mit dir nehmen
An Indien, das ich liebe! Grüß' es mir,
Und daß ich nach ihm schmachte, flüstre das

Den Palmen zu, den duft'gen Riesenblumen,
Erzähl's den hohen, schneegekrönten Bergen,
Ihr eisig Haupt wird ein Gedank' des Mitleids
Sogar durchschauern.

(Er blickt nieder, auf die länger werdenden Schatten.)

Wie die Schatten wachsen,
Das Dunkel zunimmt. Ach, was träum' ich da —
Wer weiß, ob Jene dennoch nicht im Recht,
Ob nicht die Sonn' im Meer sich schlafen legt,
Nicht alle Erde sich in Nacht verhüllt
Und nirgends Morgen ist. Wer weiß, ob nicht
Die Sonn' einst wird vergessen aufzusteh'n,
Und dann die ew'ge Finsterniß regiert!
O Sonne, Sonne, sink' noch nicht hinab,
Denn meinen Glauben nimmst du mit dahin!
Hielt dich nicht einst der Streiter Israels,
Als Gottes Feind es zu vernichten galt?
Die Feinde Gottes muß auch ich vernichten,
Das sind die Zweifel, welche mich bedrängen.
Du sinkst, du sinkst, du sagst, daß ich geirrt —
Glorreich steht sie inmitten rother Gluth
Ein Märtyrer auf seinem Scheiterhaufen —
Sie sinkt, sie stirbt, sie scheidet, sie vergeht.
Hinab, hinab! Das Abendroth erlischt,
Der Schatten wälzt sich vorwärts; Ungeheuer,
Erwürgst du mich mit deinen finstern Krallen?
Es ist ganz Nacht!

(Er sitzt gebrochen da.)

(Der Vorhang fällt langsam.)

Anmerkung.

Es dürfte angemessen sein, darauf hinzuweisen, daß das Drama, dessen erster Akt hier mitgetheilt ist, mit der Entdeckung Amerika's endet. Was Columbus der Menschheit gilt, ist damit ausgedrückt; der Undank aber, der ihn nachher lohnte, leider nichts so Außergewöhnliches, daß er den Hauptgedanken in einem Drama „Columbus" abgeben könnte. Und doch dürfte dasselbe eine Tragödie sein; auch ein Columbus wird sich im Momente der höchsten Wonne nicht verschwiegen haben, daß damit sein Leben eigentlich zu Ende, weil sein Inhalt erschöpft ist. Diese Tragik darf man freilich nicht sentimental auffassen, der Verfasser möchte im Gegentheil seiner Dichtung als Motto das Thema des letzten Triumph-Satzes der Beethoven'schen C-Moll-Symphonie vorsetzen.

H. H.

Die Folgen einer Kritik.

Humoreske von F. Schifkorn.

Mein gelehrter Freund, Doctor A . . . . ist einer der liebenswürdigsten und edelsten Menschen, welche ich je kennen gelernt, ja er wäre nahezu ein vollkommener Mensch, besäße er nicht zwei sehr große Fehler.

Der erste dieser Fehler besteht darin, daß er trotz einer einträglichen Stelle und bei vollkommen gesundem Geisteszustande deutscher Schriftsteller sein will, der zweite, daß er für jede Kritik seiner poetischen Producte so empfindlich ist, wie eine Remonte für Sporn und Schenkeldruck. Allerdings leidet er unter diesen Fehlern selbst am meisten. Opferte er erst seine Mußestunden, ja ganze Nächte, um seiner Phantasie ein unsterbliches Werk abzuringen, so raubt ihm die Kritik darüber Schlaf und Appetit und macht ihn sich und seiner Familie tagelang ungenießbar.

Vor wenigen Wochen kam er in solcher Stimmung zu mir. An der Miene des Eintretenden merkte ich sofort, daß das Gleichgewicht seiner geistigen Atmosphäre wieder durch kritische Stürme gestört sei.

„Weißt Du etwas Neues?" rief er noch an der Thüre.

„Nun?"

„Ein Mensch — nein, nur ein Kritikaster, der selbst, so lange er lebt, nichts, absolut nichts geleistet, ein solches Individuum wagt es, meine Novellen in Bausch und Bogen abzuthun, als gelte es Häringe tonnenweise einzusalzen."

„Sie werden sich durch diese Behandlung um so länger halten."

„Ich bitte Dich, nur jetzt keine schlechten Witze," fuhr er grimmig fort, sich auf einen Stuhl werfend; „das Empörendste aber ist, daß dieses Individuum mein Schulkamerad war, auf einer Bank mit mir saß, und meine Pensa abschrieb."

„Er verdient im Jenseits ewig und auf Erbsen knieend Deine Novellen abzuschreiben."

„Du verdientest für Deine Späße ewig kritisirt zu werden; doch höre nur."

Der Erzürnte zog eine Zeitschrift aus der Hülle seines grollenden Busens, und las: Abermals ein Bändchen Novellen —. „Abermals," eiferte er sich unterbrechend, „dieses abermals allein könnte Einen rasend machen."

„Vielleicht beabsichtigte er das."

„Ah, das soll ihm nicht gelingen; ich will ruhig sein, ich will ihn und seine Kritik verlachen — ha ha ha!"

„So ist's recht,“ sagte ich beistimmend, obschon das Gelächter die verzweifeltste Aehnlichkeit mit den Schmerzenslauten eines unter ärztlichen Händen befindlichen Patienten hatte.

„O, es kommt noch besser,“ rief er dann wieder knirschend, „höre nur: Abermals ein Bändchen Novellen. Selbstverständlich haben wir es auch hier mit pikanten, hochgebildeten Mädchen, mit blonden und schwarzen Locken, seidenen Wimpern und wunderbarem Augenaufschlag zu thun, mit grausamen Vätern oder Müttern, welche ihre Töchter durch den Wunsch, sie mit einem soliden Kaufmanne oder Commerzienrathe zu verehelichen, zu Tode martern, mit vollkommenen Helden, die alles wissen und können außer — Geld verdienen. Die Geschichtchen sind übrigens ganz nett — „hörst Du, Geschichtchen, ganz nett, man könnte rasen, doch nein ha ha ha; also“: ganz nett gemacht, nur begreifen wir nicht, warum der gelehrte Verfasser das Drechseln solcher Nippsächelchen — „Drechseln, Nippsächelchen, ha ha,“ — nicht kinderlosen Damen überläßt, warum er, der Ethnograph und Naturforscher, nicht lieber in den reichen Schatz der von geistreicher Blasirtheit und conventioneller Gezwungenheit unberührten Natur greift, die Poesie nach dem Beispiele französischer Gelehrter durch die Wissenschaft adelnd. Statt superkluge, überfeinerte Culturpüppchen zeichne er uns Menschen, ganze Menschen, deren Pulse noch in unverfälschter Schöpfungskraft pochen, schildere sie in ihren einfachen Lebensbeziehungen treu und wahr wie sie dem Forscher entgegentreten, und er wird ein Kunstwerk schaffen sich zum Ruhme, uns zum Danke. —

„Ha ha, ist dies nicht zum Rasendwerden oder zum Todtlachen?“ fragte mein Freund, die Zeitschrift krampfhaft zerknitternd.

„Keines von beiden,“ entgegnete ich ruhig, „im Gegentheile finde ich diese Kritik äußerst tief, durchdacht, genial.“

„Auch das noch!“

„Man erkennt sofort den Meister, der es bisher nur verschmähte, selbst unvergängliche Kunstwerke zu schaffen. Ich an Deiner Stelle würde sein Recept buchstäblich ausführen; Naturmenschen, wie sie aus der Schöpferhand hervorgingen, einfache Lebensbeziehungen, das Ganze von Wissenschaft triefend — das ist ja für Dich Kinderspiel!“

Mein Freund sah mich eine Weile starr an, doch mein lächelnder Blick überzeugte ihn, daß ich noch nicht übergeschnappt sei.

„Ah, ich begreife,“ sagte er, plötzlich von seinem Sitze aufspringend und die Stube rasch durchmessend; „Du hast recht; ha ha, ich will ein nettes Geschichtchen aus seinem confusen Gehirn, aus seiner matten Seele herausdrechseln, und das Kunstwerk ihm im Manuscripte mit einer Widmung ehrfurchtsvoll zur hochgeneigten Einsicht unterbreiten, aber“ — er seufzte tief auf — „es soll auch mein letztes poetisches Werk, mein Schwanengesang sein.“

„Unmöglich!“

„Meine Hand darauf. Ich bin des Kampfes müde.“

Er sprach es im Tone des sterbenden Fechters von Ravenna und ging.

Wenige Tage später übergab er mir das Concept des seinem kritischen Schulgenossen übersendeten Kunstwerkes. Es enthielt nur die ebenso einfache als großartige Exposition eines Romanes, dessen eigentlicher Held nach dem beigelegten Plane

erst im fünfhundertsten Capitel geboren werden sollte, dessen Fortsetzung jedoch vom Verfasser bescheiden dem Genie seines Kritikers überlassen wurde. Diese Exposition, in dem ersten und einzigen Capitel zusammengefaßt, lautete:

Warrahuhu's Tod.

Die tropische Sonne sendet ihre strahlenden Liebesgrüße (+ 42° R.) auf die jungfräuliche Landschaft des Rio Doce herab. Tiefe Stille herrscht unter den immergrünen Kronen der Cocos- und Jsarapalmen, unter welchen purpurrothe Orchideen und die orangegelben Blüthen des Tapicurubaumes ihre betäubend süßen Düfte ausathmen. Nur der heisere Lockruf eines liebenden Urara oder Trompetenvogels, das Rascheln einer goldgrünen Eidechse oder schillernden Schlange zeugen von der Anwesenheit lebender Wesen.

Doch horch, noch ein langgezogener, düsterer Ton dringt dort aus dem Dickicht von riesigen Farren, Schachtelhalmen und Schneidegräsern, dem Eingeweihten die Gegenwart eines Helden verrathend. Wir irren uns nicht. Allen menschlichen Blicken, außer den unsern, verborgen ruht Warrahuhu, der Botocudenhäuptling gleich einem erzgegossenen Götterbilde sanft schlummernd und — schnarchend.

Welch' erhabener Anblick!

Keine neidische Hülle deckt die dunkeln Glieder des herrlichen Kriegers, deren classische Plastik, gehoben durch rothgelbe Farbenringe aus dem Safte der Urucufrucht (Bixa orellana Lin.) in schwellender Kraftfülle hervortritt. Die charakteristisch langen Heldenohren und die in kräftiger Sinnlichkeit herabhängende Unterlippe sind durchlöchert und mit großen Holzstücken vom Stamme des Barrigudobaumes (Bombax ventricosa) geziert; ein Schmuck, der im Vereine mit der niedern, edel zurückweichenden Stirne, darüber die Federkrone von dem Schwanze des Zuru (Psittacus pulverulentus), dem ganzen Wesen des Häuptlings den Ausdruck unbeschreiblich wilder Hoheit verleiht.

Neben dem Helden liegen dessen schreckliche Waffen, der acht Fuß lange Bogen aus Airiholze mit der Sehne aus Grawatha (Bromelia) gefertigt, und die scharfen Uoogicke wigmoran (botocudisch), Pfeile aus Taquarussurohr, in Wachs eingelassen und am Feuer gehärtet; eine sicher tödtende Waffe in der Hand des unfehlbaren Botocudenschützen, wie der leblose Körper eines gelb- und schwarz-gestreiften Cuparek gipakeia (Jaguar) beweist, der zu den Füßen des Häuptlings hingestreckt liegt.

Obschon der edle Warrahuhu, wie gesagt, vernehmlich schnarcht, hört der Sohn der Wildniß, dessen scharfe Sinne noch nicht durch das anstrengende Studium des Ubi abgestumpft sind, alles was um ihn vorgeht. So bemerkt er auch jetzt das leise Rauschen der fächerartigen Farrenkronen, und kennt dessen Bedeutung; doch keine Muskel seines bemahlten Antlitzes verräth die Bewegung in seinem Innern, nur die kühn gequetschte Nase schlürft mit Behagen den Duft eines nahenden, befreundeten Wesens ein.

Nun theilt sich die dichte grüne Wand, welche das Heldenlager schützend umgibt, einer Gestalt Raum gebend, deren majestätisches und zugleich anmuthiges Auftreten uns sofort die edle Gefährtin unseres Helden erkennen läßt. Auch ihre herrlichen Bronzeformen sind, abgesehen von der bewundrungswürdigen Schmutzschicht, nur mit einer aus dem Bast des Pao d' Estopa verfertigten kleinen Schürze bekleidet,

auch ihre schwellenden Lippen und Ohren schmückt das Mark des Bombax; während dieser Schmuck aber Warrahuhu's kriegerischem Antlitze ehrfurchtgebietende Hoheit verleiht, erhöht er den lieblichen Reiz Ketom-Kudga's (Kleinauge) so sehr, daß ihre Nähe jedes Botocudenherz zu rascherem Schlage treibt, ihr Anblick jedes Botocudenauge entzückt. Trotz einer schweren Last dürrer Äste, welche auf den Schultern Ketom-Kudga's ruht, tritt sie kaum hörbar heran, wirft einen seltsamen trüb-ängstlichen Blick auf den Schlummernden, und eilt dann mit der reizenden Geschäftigkeit einer jungen Frau an die Besorgung ihrer häuslichen Obliegenheiten.

Bald ist aus dem mitgebrachten Holzvorrathe ein Scheiterhaufen gebildet, und emsig handhabt die lieblich Waltende nun den Nom-nom (Feuerzeug), indem sie ein Holzstück des Gamelara (Ficus) mit dem eingedrehten Quirl vom Imbaubabaume (Cecropia) in heftige Reibung bringt, und so die daran gelegten Bastfäden entzündet. Jetzt lodert die Flamme vom häuslichen Herde, und beleuchtet die von der Anstrengung intensiv schwitzende Huldgestalt, wie sie eben nach der nächsten Bromelienstaude greift, um das in deren Blättern angesammelte Wasser in die Cupa, eine Trinkschale aus der Frucht des Calebassenbaumes, zu gießen.

Da richtet sich Warrahuhu's Oberkörper plötzlich empor, während sein Blick immer finsterer an der Gestalt der Gattin haftet. Sein scharfes Auge hatte auf dem wie Bärenzucker glänzenden Nacken derselben mehrere auffallende Schwielen entdeckt, die von dem schwunghaften Charakter der übrigen, seiner Hand entstammenden Erhöhungen stark abstachen, und rasch erwog er im Geiste der dunklen Hieroglyphen mögliche Deutung.

Ketom-Kudga bemerkte nicht sobald die drohende Wolke des Unmuthes auf des Gatten Stirn, als sie gleich dem sanft schmeichelnden West herbeieilte, dieselbe zu verscheuchen. Doch nicht mit leerer Hand, denn ihr weiblicher Scharfsinn hatte sofort das sicherste Beschwichtigungsmittel für männlichen Zorn erwählt, indem sie einen Bündel süßer Pontiackatas (eßbare Blätter der Issarapalme) in den großartigen Mund des zürnenden Gebieters zu stopfen suchte. Allein das Unerwartetste, bisher noch nie Dagewesene geschah, der Mund blieb verschlossen. Einen Augenblick stand die Liebliche bestürzt und ängstlich sinnend, dann aber eilte sie flüchtig wie eine Gazelle nach der Vorrathskammer in der Höhlung des nahen Borrigudobaumes, und kehrte mit freundlichem Lächeln wieder, in der einen Hand grünliche Thonerde nebst einem Stücke fäulnißduftenden Piraoucucufisches, in der andern einige fingerlange, appetitlich fette Larven des Prionius cervicornis tragend. Abwechselnd bot sie die köstlichen Leckerbissen dem Grollenden dar, doch wehe! auch jetzt blieb der Weisheit weites Thor verschlossen. Gleich der welkenden Rose sank Ketom-Kudga's krauswolliges Köpfchen auf den braunkohligen Busen, denn sie kannte keinen andern Weg zum Herzen des Gatten.

Warrahuhu aber streckte den Arm nach dem Nacken der Trauernden, und sprach mit unnachahmlicher Würde: „Von wem?"

Ketom-Kudga's Antlitz wurde bleich wie schlecht gebrannter Kaffee — sie war verrathen, Warrahuhu wußte Alles!

Langsam erhob sich der Held, die wuchtigen Glieder reckend, überblickte dann prüfend die herabhängenden Zweige einer jungen Ceder, schnitt den dicksten mit scharfer Rohrklinge ab und säuberte ihn bedächtig von Seitenzweigen und Blättern.

Ketom-Kudga kannte die Zeichen des nahenden Sturmes.

„Ich schwöre bei dem Lippenringe meines Vaters!“ rief sie betheuernd.

Warrahuhu antwortete nicht, sondern schnitzte.

„Bei Tupan, dem großen Donnerer.“

Warrahuhu schnitzte.

„Bei allen Schrecken Uihuilluhaqui's.“ (Lahmfuß, böser Geist.)

Warrahuhu ließ den Stock groberweise durch die Luft schwirren.

Da merkte Ketom-Kudga, daß ihre Stunde gekommen sei. Seufzend nahm sie das Halsband von schwarzen Beeren und Affenzähnen vom Halse, damit es nicht Schaden leide, denn schon hob Warrahuhu den Heldenarm — da schwirrte ein Pfeil durch die Luft und lautlos stürzte der tapfere Häuptling zu Boden.

„Es ist der Pfeil eines Feindes,“ stöhnte er noch im Tode scharfsinnig, während Ketom-Kudga erwartungsvoll um sich blickte.

In der That schob sich jetzt ein dunkler Schatten zwischen die schräg einfallende Sonne und den sterbenden Warrahuhu. Es war der Schatten Kupilik's, des großen Kriegers.

„Kennst Du Kupilik?“ fragte dieser jetzt, düster auf den Gefallenen herabblickend.

„Warrahuhu kennt ihn und weiß, daß der Pfeil von derselben Hand kam, welche den Nacken des treulosen Weibes liebend zeichnete. Der große Krieger trifft und schlägt gut, Warrahuhu aber geht dahin, wo tapfere Häuptlinge viele Weiber schlagen, und ewig essen —“ und mit einem vorwurfsvollen Blick auf Ketom-Kudga fügte er hinzu: „Nimm sie hin, und diesen Cedernstock, möge Dein Arm — nie ermüden — dann wird — auch Ketom-Kudga — treu — bleiben —“

Es waren die letzten Worte Warrahuhu's, des Botocudenhäuptlings. Kupilik aber murmelte finster: „Ketom-Kudga wird treu bleiben.“

Die Sonne sank hinter die zackigen Linien der Serra dos Aimores, als wollte sie nicht schauen den Tod des erhabenen Häuptlings. Lautlose Stille herrschte wieder, nur unterbrochen von dem Schrei des kreisenden Caracari (Geierart) und dem Schluchzen Ketom-Kudga's. Ach nun hatte sie doch wieder nur Einen Gatten! Die Nacht brach herein und kühlte die Schläfe des Sterbenden; (+ 10° R.) noch ein leises Stöhnen und — Warrahuhu war nicht mehr! —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was der Kritiker zu diesem, seinen Rathschlägen entsprungenen „Meisterwerke“ sagte, blieb mir leider unbekannt.

Philosophie vor Gericht.

Von Gerhard Busch.

Richter.

Des Lächelns Zug um Euren Mund,
Das kaum geziemlich vor Gericht,
Die kecke Stirn beirrt mich nicht;
Allein laßt seh'n, was für Euch streitet.
Die Klage gab sich also kund,
Daß Ihr dem würd'gen Seelenhirten
Einst jener Kränkung Schmach bereitet;
Wo er die Lämmer, die verirrten,
Zurück zum Pfad der Tugend leitet,
Daß Ihr dahin aus frevler Laune
Ein ungeheiligt Thier gebracht,
So sich am Grunzen kenntlich macht,
Und dann, worob zumeist ich staune,
Auch meiner selbst mit Spott gedacht!
Fünf Jahre der Gerechtigkeit
Und ihrem Rächerarm entzogen,
Kommt Ihr nun doch in's Garn geflogen,
Die Schuld zu sühnen jener Zeit.

Angeklagter.

Bin ich die Schuld zu büßen hier?
Nehmt doch den Schuldigen in Haft!
Und könnt Ihr's nicht, was soll das mir?
Was lehrt Euch denn die Wissenschaft?
Der Mensch baut sich aus Stoffen auf,
Die rastlos wechseln, rastlos wandern;
Nach eines Jahres kurzem Lauf
Zerging der ganze Zellenhauf,
Ihr seht schon einen völlig andern.
Da ist doch klar, daß jene That
Ein andrer Mensch begangen hat.
Ich selber, dies System von Zellen,
Das ich so frei bin vorzustellen,
War dazumal noch gar nicht da;
Ich sollt' nun büßen was die Zeit
Vor meinem Sein verschulden sah!
Und das nennt Ihr Gerechtigkeit?

Kläger.

Nur dann ist ächt Philosophie,
Wenn sie im Dienst des Glaubens steht,
Der Offenbarung Melodie
Des Denkers Schaffen fromm durchweht,
Und d'rum ein Gräul, erhört noch nie,
Was aus des Mannes Munde geht —
O würgt ihn mit gerechtem Strang:
Der Geier hungert d'rauf schon lang.
Sein Wort bedroht die festen Säulen
Der Frömmigkeit und der Moral;
Er wird dafür zu ew'ger Qual
Dereinst im Höllenpfuhle heulen!

Angeklagter.

Nun, wenn Ihr deß' so sicher seid,
Sollt' billig die Gerechtigkeit,
Die göttliche, Euch auch genügen;
Gebeut denn nicht Bescheidenheit
Euch ihr vertrauensvoll zu fügen?
Was seid Ihr denn so heiß erpicht
Mit ihrem Amt Euch zu befassen?
Was foltert Ihr den Bösewicht?
Ihr solltet ihr das überlassen.

Richter.

Das mögt Ihr späterhin erfragen,
Nachdem Ihr seid zur Gruft getragen;
Hier wird nur irdisch Recht bewacht.
Ich habe reiflich nachgedacht:
So merkt denn auf! Ihr seid es nicht,
So sagt Ihr, der die That begangen;
Gesetzt, ich gäb' mich d'rein gefangen,
Vermeint Ihr, daß dies frei Euch spricht?

Ihr habt Gestalt und Angesicht
Und habt die Kraft, die er besessen
Und steht, mit rechtem Maß gemessen,
Nun als sein Erbe vor Gericht.
D'rum, wie als Erbe Euch bereichert
Was er an Gütern aufgespeichert,
So müßt Ihr Euch mit Fug bequemen
Auch seine Schulden anzunehmen.

Angeklagter.

Verzeiht, ich widerspreche noch:
Der Casus ist ein andrer doch.
Benennt mich immer Jenes Erben,
Nur wägt auch der Gestaltung Spiel:
Mußt' ich mir doch auf's Neu erwerben
Die Bildung, die mit ihm zerfiel.

Richter.

Laß mit Sophisten Dich erst ein,
So ziehst Du auch bei Ja und Nein
Schon ganz auf ihrem Wege fort;
Die haben stets das letzte Wort.
Zu Ende geht mir die Geduld:
Liegt denn nicht klar zu Tag die Schuld?
Ich schlag' getrost mein Corpus auf
Und das Gesetz nimmt seinen Lauf.

Angeklagter.

Muß die Natur selbst frei mich sprechen,
Wie mögt da Ihr den Stab mir brechen?

Richter.

Der Richter folgt dem Codex nur
Und nicht den Flausen der Natur!

Kläger.

Nun schweigt die Frevlerin Vernunft:
Wie dankt, o Herr, Dir meine Zunft!

Paul Heyse's neuester Roman.

Von S. Heller.

Motto: „Was ist es denn, was aller modernen Kunst so gänzlich abhanden gekommen und dessen Mangel die Quelle all ihrer andern Gebrechen ist? Einzig und allein, daß sie keinen Respect mehr vor der Silhouette hat! Landschaft und Genre, Historie und Portrait, ja selbst Ihre Bildhauerei — überall finden Sie eine Menge kleiner, witziger Ausführungskünste. Färbchen, Tönchen, Druckerchen, eine verflucht geschickte, nervöse, appetitliche Mache, aber im Ganzen keinen großen Zug, keine starken Ausladungen, keinen festen Aufbau, der blos seinen Schatten zu werfen braucht, um schon was vorzustellen."

P. Heyse, Im Paradiese Bd. II, S. 77.

Noch fehlt uns nicht nur in der Novelle, sondern auch im Roman eine eigenthümliche deutsche Richtung; in jener haben wir meist die Franzosen, in diesem die Engländer uns zum Muster genommen. Gustav Freytags verlorene Handschrift bewegt sich zwar in specifisch deutschen Verhältnissen, besitzt jedoch kein wirklich nationales Gepräge, und so lange wir keine Gesellschaft haben, so lange sich kein typisch socialer Ton bei uns ausgebildet hat, wird auch die angestrengteste Arbeit unserer besten Romanciers vergeblich bleiben. Auch „Die Ahnen", soweit aus den bis jetzt erschienenen Bänden dieses weitaussehenden Werkes von Freytag sich schließen läßt, so ernst sie es mit unserm Volksthum nehmen, werden weder in das Volk dringen, dem für so tiefgehende Intentionen in seiner Ungelehrtheit aller Sinn abgeht, noch auch je einen engern Kreis Andächtiger um sich versammeln, da ihnen die Signatur eines Kunstwerks: Durchsichtigkeit und reine Form nicht gegeben ist. Unter den vielen Schriftstellern auf diesem Gebiete gehört Paul Heyse zu den wenigen, welche in ihrem Schaffen immer von einem feinen und richtigen Geschmacke geleitet worden sind. Paul Heyse's Novellen haben nichts Sensationelles, lieben nicht das Ueberraschende und Verblüffende, sondern verfolgen in langsamer, stetiger und durchaus interessanter Entwickelung die Lösung eines sinnigen psychologischen Problems, die Darstellung und Darlegung einer räthselhaften Persönlichkeit, die zarten Fäden, welche die Liebe in die Verhältnisse der beiden Geschlechter spinnt und sie so ergreifend, so wunderlich und immer so eigenartig gestaltet; kurz ihr Vorbild sind die alten Italiener mit ihrer Anspruchlosigkeit, ihrer Einfachheit und Liebenswürdigkeit, ihrer innern Wahrheit, geistigen Vollreife und Kunstvollendung. Als Heyse vor drei Jahren zum Roman überging, mußte man fürchten, die Hand, welche mit solcher Gewandtheit die Nadel geführt und die zierlichen Bildchen stets in so sauberer Radierung gebracht, werde sich für die festern und stärkern Pinselstriche auf breiterer Fläche minder geeignet erweisen. Allein man fühlte sich angenehm enttäuscht. „Die Kinder der Welt" haben vor Allem den großen modernen Gedanken, der alle Bewegungen der Gegenwart leitet, zum Grunde, das Beruhen der Menschennatur auf sich selbst in ihren wichtigsten und folgenschwersten Entschließungen, und hierin ist dieser Roman wahr=

haft deutsch und entlehnt weder nach Form noch nach Wesen etwas einer fremden Weise. Der Schauplatz der Handlung ist Berlin, Heyse's Geburtsstadt, und es steckt etwas von der protestantischen Strenge und Gemessenheit in dem Helden wie in der ganzen Führung der Begebenheiten. Nur an einigen Stellen wird man, wie auch schon in den spätern Novellen, eine bedenkliche Neigung zum Theatralischen, Extremen und zur Effecthascherei gewahr, die der Virtuosität verwandter erscheint, als der gediegenen Kraft und wobei man es auf das Tiefste bedauert, daß ein Dichter von solchem Adel und solcher Feinfühligkeit auch die Plattheit nicht verschmäht, wenn er sich von ihr mit einiger Sicherheit eine Wirkung auf den Leser versprechen kann und zwar nur auf den hastigen, neugierigen und oberflächlichen Leser ganz gewöhnlichen Schlages.

Solche Mängel werden um so verhängnißvoller, da sie leider den äußern Erfolg einer literarischen Erscheinung bedingen und die Wenigsten hochsinnig genug sind, auf diesen ganz zu verzichten, ihre Leistung ruhig hinzustellen und das Verständniß dafür lediglich dieser selbst und der Alles vermittelnden Zeit zu überlassen. Wenn man nach P. Heyse's zweitem Roman, der soeben unter dem vielversprechenden Titel „Im Paradiese“ in drei Bänden erschienen ist, urtheilen darf, hat der Verfasser einen großen Rückschritt gemacht, der durch den Umstand noch viel bedauerlicher wird, daß dieser Rückschritt weniger aus einer Lässigkeit als aus der Gesinnung zu stammen scheint. Der Name des Werks ist verlockend genug. Seit J. J. Rousseau das Evangelium der Natur mit so glühender Beredtsamkeit gepredigt hat, sehnt sich die europäische Menschheit schmerzlich nach dem Paradiese einer reineren und freieren Existenz zurück, die Gränzen der vielen Länder und Länderchen in unserm so kleinen Welttheil werden uns zu eng, wir möchten hinaus aus den Fesseln, in die eine in bloßen Aeußerlichkeiten und Nichtigkeiten sich gefallende Gesellschaft uns geschlagen, und wissen es gewiß dem Poeten Dank, der uns auf den Flügeln seiner Einbildungskraft in dieses Paradies, wenn auch nur auf Augenblicke versetzt. Es war einer der erhabensten Träume Schillers, das Paradies, wie er es in seinem hohen Ideenfluge faßte, dichterisch zu verwirklichen. Die durch unendliche Geistesschätze, durch eine herrliche Bildung und fleckenlose Gesittung frei gewordene Menschheit, der zum Olymp nach langem mühseligem Ringen emporschwebende Herakles und dessen Vermählung mit der Göttin ewiger Jugend sollte der Gegenstand dieser seiner Idylle, wie er sie concipirte, sein. Alles Licht, das in seinem Wesen war, wollte er in diesem einen Punkte sammeln, um das Höchste zu erreichen, — es ist ihm nicht gelungen.

Auch Heyse hat mit demselben Gedanken gespielt; ich fürchte nur, man wird sich sagen müssen, daß er freventlich damit gespielt habe. Ich will nur gleich im Vorhinein erwähnen, daß sein Roman viele hübsche Einzelheiten aufzuweisen hat und daß, wenn er ihn etwa Künstlerleben genannt hätte, man sich mit manchen reizenden Figürchen, manchem geistreichen Aperçu, mancher glücklichen Situation zufrieden geben könnte; es wäre eine seiner schwächern Productionen und man würde ruhig warten, bis seine Erfindung sich einem ergiebigeren Thema zugewendet haben wird, man würde nur nicht in Gefahr kommen, an ihm selbst irre zu werden. Wer uns aber so Großes verspricht, muß, zumal wenn er Paul Heyse heißt, auch Wort halten. Das thut er aber nicht. Er führt uns nach München, wo er selbst seit Jahr und Tag weilt, und in den dortigen Ateliers und in einer Künstlergesellschaft, welche den Namen Paradies führt, spielen sich die Haupt-Scenen des Romanes ab. Aber wenn man schon unter Palmen nicht ungestraft wandelt, so kommt man noch viel weniger von den Gestaden der Isar und von den Münchener Arkaden mit heiler Haut weg. Ich will nicht lästern; in der süddeutschen Natur steckt gewiß etwas Kernhaftes und Urwüchsiges, was am ehesten „im Paradiese“ an seinem Platze ist, aber der ganze Büchermarkt des Münchener Kreises hat etwas tändelnd Selbstzufriedenes, eine Art Behagen bei ziemlicher Beschränktheit des Horizontes, eine gewisse löbliche formgewandte Mediocrität und biedere Mattherzigkeit, die ansteckend wirken, besonders wenn man über die äußere Form so unumschränkt gebietet, wie Heyse. Leider ist es ihm

begegnet, daß dieses Leben ihm wirklich paradiesisch vorkam, daß er die Ungebundenheit, mit welcher die Künstler unter sich umgehen, für Freiheit und diese Menschen für eine Art höherer Societät hält, die derjenigen der Salons vorzuziehen sei. Dazu kommt noch eine große Leichtfertigkeit in der Composition . . . doch es ist endlich Zeit, auf den Inhalt des Romans einzugehen.

Da bleibt es denn zunächst fraglich, wo der Mittelpunkt desselben zu finden ist, um welchen die mannigfaltigen und zum Theil mit vielem Glück gezeichneten Personen, um welchen die ganze Action sich dreht; das ist fatal, nicht blos für ein Kunstwerk, denn auch der blos genießen Wollende verlangt einen Haupt-Charakter, einen Helden. Hier haben wir deren zwei, die allerdings durch ein inniges Freundschaftsbündniß mit einander verknüpft sind, nur daß die Oekonomie und die Motivirung der Vorgänge sie fast zwei Bände hindurch mehr neben als für einander leben läßt und das Interesse an ihnen sich theilt, so daß es zuletzt auch im Eindruck bei einer Zwitterhaftigkeit verbleibt und eine rechte Befriedigung nicht kommen will. Der Bildhauer Jansen, eine Art von neunzehnjahrhundertlichem Michel Angelo, hat sich in München niedergelassen; da ihn aber seine Kunst nicht nährt, pflegt er nebenbei das Handwerk und hat eine ganze Heiligenfabrik, in der handfeste Gesellen Tag für Tag — denn die Bestellungen sind sehr zahlreich — ihre Schuldigkeit thun; daneben aber ist sein Allerheiligstes: da studirt er an dem Modell, als welches ihm ein junges Mädchen, ein Mischmasch von leichtsinniger, naschhafter Genußsucht und unerschütterlichen Tugendmaximen, die rothe Zenz, steht und arbeitet seine Statue einer tanzenden Bacchantin, da sind eben sein Adam und Eva im Entstehen begriffen, ein Wunderwerk der Plastik von antiker Größe. Als solche wird er selbst oft genug geschildert, nur daß wir dem Verfasser dies auf's Wort glauben müssen, da Jansen zwar eine ehrliche Haut ist, ein tüchtiger und keineswegs alltäglicher Mensch, aber ohne jedes besonders idealische Merkmal. Er lebt nur seiner Kunst und seinem Kinde, das eine Pflegemutter ihm getreulich erziehen hilft, da die eigentliche Mutter, eine Schauspielerin, die er, der nunmehr bereits alternde, in seinen jungen Jahren kennen gelernt, ihn in einem Seebade betrogen hat, so daß sie von ihm ganz verstoßen wurde.

Eines Sonntags überrascht ihn der seit Jahren verschollene Baron Felix von Waiblingen, sein Freund. In seiner Heimath, einer deutschen Duodez-Residenz, hatte dieser seine kleine Cousine kennen und lieben gelernt. Irene ist ein kleines Persönchen voll Geist, Schönheit und von seltener Energie eines von den festesten Grundsätzen geleiteten Willens. Sie kommt oft zu Hofe und hat sich von dessen Peinlichkeiten manches angeeignet, was aber dem holden Geschöpf gar nicht übel steht, und die ungebundenen Manieren des Cousins sind einer solchen allerliebsten Hofmeisterin auch durchaus bedürftig. Aber der gemeinschaftliche Oheim des verliebten Paares weiß es durch Vorbringen von allerlei nichtigen Gründen durchzusetzen, daß Felix die Heirath auf drei Jahre verschiebt und sich mittlerweile nach Amerika einschifft. Dort führt er ein ziemlich freies Abenteurerleben, reist aber verliebter als jemals zurück und ist schon dem Ziel seiner Wünsche nahe genug gekommen, als eine Unvorsichtigkeit des Oheims Alles wieder in Frage stellt. Er erkundigt sich bei Felix in Irenens Gegenwart nach einer Engländerin, mit der Felix in einem Seebad eine galante Begegnung gehabt. Der gute Onkel merkt wohl gleich, welches Unheil er angerichtet und bricht ab, aber Irene weiß genug. Sie entfernt sich, um an Felix einen langen Brief zu schreiben, worin sie fordert, daß er ihr sein Verhältniß zu jener Engländerin offen und unumwunden mittheile, da es ihr Recht sei, um diese Dinge zu wissen. Der Stolz des Bräutigams weigert sich, dieses billige Verlangen zu erfüllen und ein vollständiger Bruch zwischen den Liebenden ist die unmittelbare Folge davon. Nunmehr eilt Felix zu Jansen und will Hals über Kopf Bildhauer werden, wobei wir erfahren, daß er schon früher allerlei dilettirt habe und daß also eine Art Wilhelm Meister hier zu der Ueberzeugung gebracht werden soll, daß er in das wirkliche Leben gehöre und es mit der Kunst recht windig bei ihm aussehe.

Hierdurch gelangen wir in die Paradies-Gesellschaft all der Kunstgenossen Jansens,

der Maler verschiedenster Branchen und anderer mehr oder minder künstlerisch angelegter Naturen, die allmonatlich einmal in einem Garten Münchens zusammenkommen und bei gutem Wein und freiem Herzensergusse ihr Paradies-Gelage halten. Wir sehen hier den armen Kohle, der immer nur Hölderlin'sche Verse im Munde führt, stets die gloriosesten Fresken im Kopfe hat und nur die nackte Wand sucht, um seine Conceptionen darauf zu verewigen. Diesen Gefallen thut ihm denn auch der dicke Eduard Rossel, ein behäbiger Mensch voll Verstandesschärfe und eindringendem Kunstverständniß, dessen Reichthum und Trägheit ihn der Arbeit entheben, der aber von jedem Einfall zum Schaffen angeregt wird, ohne früher den Finger zu rühren, bis er verarmt und die Noth ihn zu einem geschätzten Coloristen macht. Eine sehr wichtige Rolle spielt der Oberlieutenant Schnetz, der seinen Ingrimm und seine Verbissenheit gegen alles Bestehende in meisterhaften Silhouetten und Caricaturen ausläßt, sonst aber in mehr als bescheidener Häuslichkeit dürftig und eingezogen lebt. Eben so trübsinnig ist Elfinger, der Buchhalter und ehemalige Schauspieler, dem aber einst als Hamlet durch eine Ungeschicklichkeit seines den Laërtes spielenden Collegen auf der Bühne während der Fechtscene das Rapier in ein Auge fuhr, so daß er unfähig wurde, weiter die Bretter zu betreten, und nur in freien Stunden, im Paradiese, wohldressirte Marionetten seine Gedanken über die Kunst in hübschen Knittelversen spielen und sprechen läßt. Sein Freund Rosenbusch, genannt Röschen der Schlachtenmaler, ist dagegen immer rosenfarbenen Humors, läuft allen Mädchen nach, füttert im Atelier zwei weiße Mäuse, bläst leidenschaftlich Flöte, malt die Schlacht bei Lützen, mit der er nie fertig wird, und weiß alle seine Erlebnisse und die Ereignisse des Tages gar geschickt in Reime zu bringen, die er mit erstaunlicher Fingerfertigkeit dutzendweise in Briefen, Reden und lyrischen Ergüssen zum Besten gibt. Nach langem Hin- und Hertappen findet er seine schönere Hälfte endlich in der Genremalerin Minna Engelken, seiner Atelier-Nachbarin, einem ältlichen Mädchen, in welchem enthusiastischer Sinn für alles Schöne und Gute, haushälterische Tugenden und eine resolute tapfere Haltung im Kampfe um das Dasein sich zu einem der köstlichsten Frauenbilder vereinigen, die Heyse jemals gemacht. Neben dem griechischen Maler Stephanopulos, dessen Muse aber mehr die Aphrodite Pandemos als die Urania ist, sei als Letzter und wahrlich nicht Geringster Jansens riesiger Neufundländer, der kluge Homo genannt, der die Katastrophe der Handlung herbeiführt, und während alle Menschen recht spießbürgerlich heirathen, einen wirklichen Heldentod stirbt — eine unfreiwillige Selbstironie Heyse's, der für einen reinen, in sich fertigen Menschen in all den 7 Büchern nicht Raum hatte, und ihn zuletzt und wie aus Verzweiflung in diese treffliche Hundeseele verwies.

Jansen trifft nun auf eine 31jährige Jungfrau von classischen Formen, hohem selbstständigem Sinn und tiefem Gemüthe, auf die reiche Julie, und liebt sie beim ersten Anblick. Ihr geht es nicht anders. Da er seiner Frau gerichtlich keine Untreue nachweisen kann, da sie es ferner liebt, vor aller Welt die gekränkte Unschuld zu spielen, so ist er ganz hoffnungslos, jemals Juliens Hand zu erhalten. Dazu kommt noch, daß die reiche Russin Nelida, die ihm nachstellt, obwohl sie ihre Jugend längst hinter sich hat, und die er einmal tödtlich beleidigt hat, sich mit seiner Frau gegen ihn verbindet, so daß ihm sogar sein Kind entrissen wird. Julie kommt zufällig dazu, es zu retten; Jansen und Felix aber, die der fliehenden Schauspielerin nachsetzen, weil sie um die bereits erfolgte Rettung des Kindes nichts wissen, erleben gar außerordentliche Dinge. Jansens Weib wird eingeholt, Jansen findet natürlich sein Kind nicht dort, wo er es sucht, aber er hat sich vorgenommen, nun ein Ende zu machen und die Scheidung auf jeden Fall zu bewirken. Er findet hartnäckigen Widerstand, alle seine Vorstellungen erlahmen an dem heuchlerischen Charakter seiner Frau, die ihn mitten unter den höhnischsten Sarkasmen noch anklagt, treulos gegen sie zu sein und sie, um seinen Lüsten fröhnen zu können, grundlos beschuldigt zu haben. Mitten in diesem Wortwechsel hält es Felix angezeigt, dem bedrängten Freunde beizuspringen; leise und unbemerkt hat er die Thür geöffnet und steht plötzlich vor —

seiner Engländerin. Jansens Frau war es, die erst auf Helgoland den Namen Jackson angenommen hatte und dort mit ihm so lange kokettirte, bis sie in eine Intimität geriethen, welche zuletzt — und Alles in einer einzigen Nacht — sich in gegenseitigen Abscheu vor einander verwandelte. Was zwischen den Beiden damals vorging, können wir nicht einmal ahnen und abermals müssen wir dem Dichter Alles auf sein Wort glauben. Noch mehr, wir müssen wie halbwüchsige Jünglinge, die zu gewissen Zweideutigkeiten, welche sie gar nicht verstehen, cynisch lächeln, um nur glauben zu machen, daß sie ganze Kerle sind, uns anstellen, als wüßten wir etwas von dieser Orgie auf Helgoland, und wir wissen, ehrlich gesagt, gar nichts davon. Es bleibt uns daher auch völlig unbegreiflich, wie diese Schauspielerin beim Anblick des Baron Felix auf einmal die Farbe wechselt, laut aufkreischt, in die wüthigsten Krämpfe verfällt, lange wie todt daliegt und endlich ganz gebrochen weiter reist, zuletzt auch ihre Einwilligung zur Scheidung gibt, so daß Julie und Jansen nach Italien reisen, um dort einander für immer anzugehören. Sie haben sich zuerst heimlich, nur mit Wissen der Kunstgenossen geheirathet, und erst nach Jansens Scheidung von seiner ersten Frau erhält ihr Bündniß die kirchliche Weihe.

Wo steckt nun in allem diesem Seltsamen das Paradiesische? Das ist doch ganz gemeine Menschen-Misere. Und wenn Jansen bei der Entdeckung, daß sein bester Freund sein Verräther war, nach Hause stürmt, sich im Atelier einschließt, die Heiligen zerschlägt und sich auf die Trümmer hinlegt, wo ist da der antike Mensch mit seiner Ruhe und Fassung? Und Felix hat sich mit dieser Frau ganz unwissentlich eingelassen, nicht einmal daß Jansen verheirathet sei war ihm bekannt, es ist also gar kein Grund zur Verzweiflung vorhanden. Einen geradezu komischen Anstrich bekommen die Schicksale, welche Felix durchmacht. Kaum ist er bei Jansen in der Lehre, so langt auch schon Irene in München an, von wo sie nach Italien zu gehen beabsichtigt. In einer Gesellschaft trifft sie mit Felix zusammen. Sofort beginnt ein wechselseitiges Sichfliehen und Sichverfolgen, das an's Lächerliche gränzt und wo doch fast tragische Vorkommnisse eingewebt sind. Wie Irene des Verlobten ansichtig geworden ist, eilt sie an den Starnberger See, Felix flugs ihr nach. Abermaliges Zusammentreffen in einem Gasthausgarten. Ein Sturm erhebt sich auf der Rückfahrt und Felix rettet Irenen das Leben. Drittmaliges Zusammenstoßen des Liebespaares in einem anderen Wirthshause, wo Felix von Irenen im Tanze mit der rothen Zenz überrascht wird. Irene flieht, man weiß nicht mehr zum wie vielten male; Felix erhält von einem Bauernlümmel, der auf die rothe Zenz eifersüchtig ist, einen Messerstich in die Schulter und schwebt zwischen Leben und Tod; jetzt wird Irene kirre. Nach vielen Wochen ist Felix endlich genesen, verschämtes Stelldichein der Liebenden im Paradiese, wo aber Jansens erste Frau eine furchtbare Scene herbeiführt, die dem armen Homo das Leben kostet. Darauf die Entdeckung, wer jene Engländerin war, und nun hält sich Felix unwürdig seines großen Freundes, unwürdig Irenens, nun sagt er ihr ab und nun flieht sie richtig nach Italien.

Und wohin er? Ich habe zu bemerken vergessen, daß der Roman 1869 anfängt, und daß eben jetzt der deutsch-französische Krieg ausbricht. Dieser Krieg hat manche deutsche Gebrechen geheilt und er curirt auch gründlich die Schäden von P. Heyse's neuester Arbeit. Denn wie Felix haben sich auch Elfinger, Rosenbusch und Schnetz in allerlei Sackgassen verrannt und der Krieg, in den sie eilen, hilft ihnen und dem Autor aus allen Verlegenheiten. Sie kommen dann siegreich zurück, etliche angeschossen, etliche heil und gesund, zu den letztern gehört auch Felix, dem eine Verwaltungsstelle in dem neu erworbenen Elsaß-Lothringen in Aussicht steht. Da das Paradies in ein Lazareth umgewandelt worden ist und dem weitern Bestehen des Romans gleichsam der Boden unter den Füßen weggezogen worden, so eilen unsre genialen Künstler, das auch äußerlich zu werden, was sie im Gedanken längst gewesen — verheirathete Philister. Jansen und Julie haben längst die Parole gegeben, es folgt die Verbindung Rosenbuschs mit der Malerin, Elfingers mit der Handschuhmacherstochter Fanny, Rossel's mit der rothen Zenz und für Felix kommt abermals Irene

nach München, und wenn sie sich nicht abermals geflohen, so haben sie sich noch heute.

So wären wir denn wieder aus dem Paradiese heraus, oder richtiger wir sind nie darin gewesen, denn die Welt, in der wir uns bewegten, war durchaus die unsrige. Einen großen Zug, eine starke Ausladung, einen festen Aufbau — um Heyse's eigene als Motto zu diesem Aufsatze gebrauchten Worte anzuführen — sucht man vergebens in dem ganzen Werke; von Färbchen, Tönchen, Druckerchen, von geschickter und appetitlicher Mache ist genug, vielleicht zu viel darin, und der tiefe Schatten, den es wirft, fällt leider auf den Dichter selbst, der durch die Veröffentlichung dieses Romans, von dem er selbst in der Widmung sagt, daß es nicht die Muse war, die darin ihren schönen Schleier auswarf, um Alles, wie sie darf und kann, paradiesisch zu versöhnen, in unsrer Schuld ist, die er durch eine ihm ebenbürtige Schöpfung baldigst entrichten möge.

Adolf Wilbrandt's Nero.

Von Ferdinand Lotheißen.

Wien, Anfang December.

Vor einigen Tagen brachte das Wiener Hofburgtheater ein neues Trauerspiel, „Nero“ von Adolf Wilbrandt in erster Aufführung. Wilbrandt hat sich in den letzten Jahren rasch die Gunst des Publicums erworben, denn seine Dichtungen hatten etwas Gefälliges und Sympathisches. Nach einer Reihe von Lustspielen, die zum Theil recht gelungen waren, ging er zum höheren Drama über, und wenn man auch zweifeln mochte, ob seine Kraft der größeren Aufgabe gewachsen wäre, so zeigte sein „Gajus Gracchus“ doch eine entschiedene Begabung für die ernstere Dichtungsart. Vor nun einem Jahre gab er dann seine „Arria und Messalina“, worin er einen neuen Weg einschlug, aber durch seine Manier, den Stoff zu behandeln, vielfache und begründete Widersprüche hervorrief. Um so gespannter war man auf das neue Werk Wilbrandt's, das wiederum in die römische Kaiserzeit zurückgriff. Ein zahlreiches und gewähltes Publicum hatte sich zu den ersten Vorstellungen gedrängt; die ersten Kräfte des Burgtheaters waren aufgeboten, um die Wiedergabe des Stücks so glänzend als möglich zu gestalten. Allein trotz des Aufgebots aller scenischen Mittel, trotz einer Darstellung, die hohes Lob verdiente, hat „Nero“ nicht gefallen. Der Dichter wurde zwar am ersten Abend nochmals gerufen, allein schon bei der zweiten Vorstellung verhielt sich das Publicum kühl und ablehnend.

Wir müssen sagen: Mit Recht. Denn Wilbrandt verkennt die Aufgabe der Tragödie, und sein „Nero“ ist selbst „Arria und Messalina“ gegenüber ein Rückschritt.

Die römischen Kaiser erfreuten sich von jeher einer besonderen Popularität bei den tragischen Dichtern; denn irgendwo muß der Mensch doch beliebt sein. Es sind so hübsche Musterbilder von Tyrannen unter ihnen, daß sie eigens für die Tragödie gemacht zu sein scheinen. Eine neuere Schule von Gelehrten will nun zwar diese römischen Imperatoren zu verkannten Größen stempeln, und das leuchtet auch manchem Dramatiker ein, wie erst kürzlich Grosse in seinem „Tiberius“ bewiesen hat. Wilbrandt aber bleibt der alten Tradition getreu; ja, die historischen Cäsaren sind ihm noch nicht toll und blutig genug, er „übertyrannt den Tyrannen“.

Betrachten wir kurz den Inhalt seines neuen Stückes.

Der erste Akt beginnt mit einer vortrefflichen Exposition. Der Dichter versetzt uns in den glänzenden Palast der Kaiser zu Rom. Nero — noch der gütige Cäsar — empfängt die Glückwünsche seiner Familie, seines Hofs, des Senats, zum Jahrestag seiner Thronbesteigung. Die Schmeichelei und Niedertracht des Senats tritt gleich hier in ihrer ganzen erbärmlichen Größe zu Tage, und erweckt fast eine Art Sympathie für den Herrscher, der solches Gesindel sammt seinem Philosophen und Lehrer Seneca, gründlich verachtet. Ungeduldig über die überall sich vordrängende Herrschsucht seiner Mutter Agrippina, dabei der kalten Octavia, seiner Gemahlin, im Herzen

abgeneigt, hat Nero einem griechischen Sklavenmädchen, Acte, seine Gunst geschenkt. Er hat ihr die Freiheit gewährt, hat sie ihrem früheren Geliebten Lucilius entrissen und hegt sie nun in der Stille mit aller Leidenschaftlichkeit seiner sinnlich heftigen Natur. Doch es wird ihm diese Heimlichkeit zur Last. Er will Acte offen an seinem Hof einführen, und dazu muß ihm sein Präfect Anicetus helfen, der das Mädchen als seine Braut dem Kaiser vorstellt. Die stolze Agrippina unterbricht den Präfecten und verlangt in Gegenwart des ganzen Hofs, daß die Dirne weggeschickt werde; nimmer werde sie eine solche Mißachtung ihrer selbst und der Octavia dulden. Nero braust auf, bezähmt sich aber auf ein Wort Seneca's und, um Acte nicht allein wegzuschicken, entläßt er seinen ganzen Hof mit Ausnahme Otho's, eines Genossen seiner Zechgelage und nächtlichen Schwärmereien. Des Zwanges ledig, läßt Nero seiner Wuth freien Lauf; als literarisch gebildeter Tyrann citirt er Homer und den Zorn des Achill. Wir sehen schon jetzt, wie in diesem Menschen Leidenschaft und Unmännlichkeit Hand in Hand gehen; wir ahnen es, daß diese Natur sich nicht rein erhalten kann. In wilden Worten, in welchen es bereits wie Wahnsinn glüht, enthüllt Nero sein Innerstes vor Otho. Der Nero, der mit ihm die Nächte durchjubelt, ist nicht der ächte Nero, ist nur des ächten Nero Kerkermeister. Der wahre Nero liegt noch verborgen, — ein Unhold, den nur Einer kennt — der lacht nicht, singt nicht, trinkt dem Freund nicht zu; still liegt er im Käfig und brütet über sich.

„Ich kenn' ihn; s' ist
Der Sohn der Agrippina. Freiheit will er,
Um Dich und sie und Alle zu zertreten."

Das ist der Ausbruch eines Geisteskranken, und was er hier im Fieber droht, wir sehen es alsbald im Stück zur That werden. Nero brütet allerdings über sich; aber es ist nicht das Grübeln eines Philosophen, nicht das Mühen eines an der Menschheit und sich verzweifelnden großen Geistes. Wilbrandt will seinem Nero keine Hamletsnatur andichten; er gibt ihm nur das düstre Lauern eines Tigers, der nach Blute lechzt. Otho erkennt das sehr gut. Um so unglaublicher und eine Schwäche der Composition ist es daher, daß er im nächsten Augenblick dem Kaiser mit Emphase von seiner Gemahlin Poppäa als der schönsten Frau der Welt spricht. Er muß doch wissen, warum er dieselbe bisher so ängstlich vom Hofe fern gehalten hat. Was er hätte voraussehen müssen, geschieht. Nero verlangt Poppäa zu sehen und lädt sie ein, die Circusspiele, die alsbald beginnen sollen, von den Fenstern seines Palastes aus mit anzusehen. So schickt er Otho heim, und nach einer kurzen aber leidenschaftlichen Scene mit Acte, die er im Nebengemach hatte warten heißen, empfängt er die Gäste, die er zum Schauspiel geladen hat. Die nun folgende Scene ist mit größter Berechnung gemacht und zeigt, daß der Dichter das Geheimniß des Bühneneffects genau kennt und bis zum Aeußersten auszunutzen bestrebt ist. Rauschende Musik hinter der Scene verkündigt den Einzug der Gladiatoren; Nero tritt auf einen Altan, und man hört den Jubelruf des Volks, den Gruß der zum Tod ziehenden Fechter heraufschallen. Auf der Bühne selbst entwickelt sich ein bewegtes Leben. Nero, von Wein erregt, folgt dem Schauspiel; neben ihm Acte, Seneca, Burrus u. a. m. Bald kommt auch Otho mit Poppäa. Der Anblick der letzteren reißt Nero, der schon halb berauscht, auch noch vom Anblick des Bluts erhitzt ist, zur Bewunderung hin, und Poppäa kommt ihm mehr als entgegen. Acte hatte unterdessen in einem der Gladiatoren ihren früheren Geliebten erkannt. Mit jedem Augenblick wächst die Aufregung; Acte bebt hier um das Schicksal des von ihr verlassenen Lucilius — dort wirbt Nero immer dringender um Poppäa's Gunst. Auf einmal hört man, daß Lucilius in eines Gegners Netz verwickelt, gestürzt ist. Das Volk verlangt seinen Tod; Nero aber — der gute Nero! — begnadigt ihn, da er Acte's Erregung sieht. Er ist nicht eifersüchtig, denn Acte ist ihm ja nichts mehr. Doch das erbitterte Volk hört nicht auf des Cäsar Wort, stürmisch besteht es auf seinem Recht, Lucilius sterben zu sehen. Das Alles drängt und wirbelt durch einander, und Nero, vor Zorn rasend, läßt seine Prätorianer auf die Masse einhauen. Ein Wehgeheul hinter

der Scene zeigt, wie gut des Tyrannen Befehl vollzogen wird. Den widrigen Eindruck zu erhöhen, erscheinen gleich darauf Senatoren und Ritter, die im Getümmel auch verwundet worden sind, vor Nero, um ihm zu danken, daß er das Volk in seine Grenzen zurückgewiesen habe. Nero fertigt sie gebührend ab, und eilt zu Poppäa, die nebenan auf ihn harrt.

Das Alles drängt sich in einen Akt zusammen, der farbenprächtig und glühend die römische Welt des ersten Jahrhunderts schildert, und dabei die Verhältnisse klar darlegt, aus welchen sich die weiteren Aufzüge entwickeln sollen. Leider fehlt jede Ruhe der Behandlung, und die fortlaufenden Effectscenen lassen keinen Raum zur genügenden Charakterzeichnung. Man fragt sich, woher die folgenden Aufzüge noch eine Steigerung der dramatischen Wirkung nehmen können, wenn Nero schon im Beginn des Stücks sich im Blute badet? Aber Wilbrandt hat das Kunststück wirklich, wenn auch zum Schaden seines Stückes, fertig gebracht.

Der Knoten ist geschürzt, so weit von einem das Ganze zusammenhaltenden Interesse überhaupt bei einem Werk die Rede sein kann, dessen Aufzüge fast selbstständige Ganze bilden. Man könnte jedem derselben einen für die Gallerie berechneten Titel geben. Der zweite Akt hieße „die Vergiftung des Britannicus", der dritte „die Ermordung der Agrippina", der vierte „der Brand Roms", der fünfte endlich „der Tod Nero's", und fast wäre es nicht nöthig, auch für unsere Besprechung weiteres hinzuzufügen. Effect, Effect und immer wieder Effect! Der zweite Akt bringt eine Scene, die zu dem Aeußersten gehört, was je ein dramatischer Dichter zu bieten gewagt hat. Nero und Agrippina stehen sich gegenüber; der Haß, der sie gegen einander beseelt, bricht in offenen Flammen hervor. Agrippina rechnet ihrem Sohn vor, welche Verbrechen sie für ihn begangen, und der Sohn verwünscht seine leibliche Mutter.

„Von allem Schlimmen, das Du mir geschenkt,
„Werf ich das Schlimmste vor die Füße Dir,
„Blut Deines Bluts; vergiftet, weil geboren!"

Die Scene ist überaus peinlich, und dabei sehr unwahrscheinlich. In ihrem Zorn weist Agrippina auf Britannicus hin, den sie als rechtmäßigen Herrscher an Nero's Stelle auf den Thron erheben werde. Eine Frau wie Agrippina aber droht nicht, sie handelt. Ihr Wort genügt, um Britannicus zu verderben. Der Jüngling muß sterben und zwar sogleich. Nero hat seinen Hof zu einem Fest befohlen, bei dem sein Bruder singen soll. Wiederum sucht der Dichter mit den raffinirtesten Gegensätzen zu wirken. Britannicus singt hinter der Scene, während Nero unter Poppäa's versengendem Blick in furchtbarer Erregung sich auf der Bühne umhertreibt. Er würfelt mit Otho, plötzlich unterbricht Britannicus sein Lied — man hört einen Schrei und in unbeschreiblicher Aufregung verkünden die hereinstürzenden Höflinge des jungen Fürsten Tod. Während dessen hat Nero den Otho gepackt, und ihn gezwungen, um den Besitz der Poppäa zu würfeln. Nero siegt; er verspricht Otho nach Spanien zu senden, ihn mit Ehren zu überhäufen, dann wankt er fort, die Leiche seines Bruders zu sehen.

Im dritten Akt zeigt sich Nero schon erfahrener in der Kunst des Mordens. Seine Mutter steht dem Ehrgeiz Poppäa's im Wege; so muß auch sie fallen. Auf einen Wink der Favoritin sind selbst Seneca und Burrus bereit, den Tod der Agrippina als nöthig und nützlich zu empfehlen. So gelangt denn Poppäa an das Ziel ihrer Wünsche, aber Nero erscheint, von Gewissensbissen gefoltert, im vierten Akt als in völligen Wahnsinn versunken. Nur im Rausch findet er Trost, und so müssen wir denn Zeuge eines wilden Bacchanals sein, während dessen Nero den Befehl gibt, die Stadt Rom anzuzünden. Wieder hört man, wie im ersten Aufzug, in der Ferne Jammergeheul der Menschen; im Hintergrund sieht man die ewige Stadt in Flammen und Rauch, während der tolle Imperator im Palast umherrast, und dabei Poppäa durch den Wurf eines Dreifußes tödtet. So bringt denn der fünfte Akt endlich die Erlösung; man athmet auf, wenn man Nero krank und ab=

gezehrt, aber immer noch im Wahnsinn, seinem Sturz entgegentaumeln sieht. Die Prätorianer erheben sich gegen ihn, weil er sie ohne Löhnung läßt, und von Allen, bis auf die treue Acte und den Sänger Phaon verlassen, gibt sich Nero selbst den Tod.

Nach dem Gesagten ist das Urtheil über Wilbrandt's „Nero" nicht schwierig. Das Stück ist sowohl in Hinsicht der Composition wie der Charakteristik verfehlt, und besonders die letztere irrt auf oft unbegreifliche Weise. Agrippina, deren energischer Charakter zu einer kräftigen, anziehenden Zeichnung wie geschaffen ist, wird bei Wilbrandt zu einem zänkischen, im Grunde armseligen Weib. Acte, die zwischen Nero und ihrem früheren Geliebten hin- und herschwankt, kommt und geht, man weiß nie warum und woher. Von Nero verlassen, wird sie von Agrippina mitgenommen, als aber diese sich zur verhängnißvollen Seefahrt einschifft, bleibt Acte zurück, wahrscheinlich nur, weil sie den Aufzug mit einem plumpen Effecte schließen muß. Denn kaum ist der Muttermord vollbracht, Entsetzen liegt noch schwer auf Nero und seinen Vertrauten, da hört man durch die stille Nacht Acte ein Lied zur Leier singen, um den Contrast recht zu erhöhen. Doch das könnte man übersehen, wäre nur Nero selbst in der Zeichnung gelungen. Wir wollen auf der Bühne Menschen sehen und menschliche Charaktere, denn sonst schwindet unser Interesse. Nero aber, wie ihn Wilbrandt zeichnet, ist kein Mann, er ist geisteskrank, er ist nicht mehr zurechnungsfähig. Mag ihn der Historiker so darstellen, der Dichter darf es nicht. Nicht daß er Verbrechen auf Verbrechen häuft, macht ihn in Wilbrandt's Tragödie unmöglich, sondern daß ihm der Dichter keinerlei Eigenschaft gegeben hat, die Theilnahme erwecken könnte. Shakespeare's Macbeth watet ebenfalls so tief im Blut, daß er nicht mehr zurückkann, aber er ist dabei ein Held, ein Mann, und wenn wir sehen, wie er vom Dämon des Ehrgeizes ergriffen, in sein Verderben stürzt, so schaudern wir, aber wir verlieren nie das Bewußtsein, daß in ihm ein großer Mann zu Grunde geht. Die Bühne kennt kein größeres Scheusal als Richard III., wie ihn Shakespeare gezeichnet hat. Aber selbst sein Bild wird erträglich, da wir in ihm den mächtigen Geist erkennen, der alle um sich her überragt. Wilbrandt's Nero aber ist ein Schwächling an Geist und Charakter. Er ist feig; er handelt nie, und läßt nur in seinen Wuthanfällen andre für sich handeln; er schreit und tobt, und der einzige Charakterzug, der sonst an ihm zu finden ist, ist Lüsternheit und Eitelkeit. Nirgends eine psychologische Entwickelung, ein wahrhaft tragischer Conflict, wie er doch noch theilweise in „Arria und Messalina" zu finden war. Bei diesem letzteren Stück tadelte die Kritik die schroffe Gegenüberstellung absoluter Lasterhaftigkeit und absoluter Tugend. Sollte deshalb Wilbrandt in seinem „Nero" eine so gräuliche Welt gezeigt haben, ein Bild, das nur Schatten, tiefe Schatten und keinen einzigen Lichtstrahl aufzuweisen hat?

Die Kritik hat sich über „Nero" nahezu einstimmig ausgesprochen: das Stück ist unmöglich. Wer es mit Wilbrandt gut meint, muß ihm vor Allem ein warnendes Halt zurufen. Er ist auf dem besten Weg, sein Talent abzunutzen; denn daß er dramatisches Talent besitzt, wird ihm Niemand bestreiten. Es geht nicht in die Tiefe, aber es glänzt, besticht, gewinnt; es ist liebenswürdig und reizvoll. Mit solchen Mitteln wäre er mehr auf das Lustspiel hingewiesen, aber auch auf diesem Gebiet wird er sich nur halten können, wenn er sein Ziel höher steckt, wenn er sich nicht damit begnügt, zu blenden. Derbe Effecthascherei kann das Publicum einen Augenblick überraschen, wird aber jedesmal einen Rückschlag hervorrufen, der dem Werke ungünstig ist.

Ist es erlaubt, auch einmal auf einen Dichter hinzuweisen, der in Deutschland nicht sehr gut angeschrieben ist, und von dem die heutigen Dichter doch Manches lernen könnten? In seinem „Britannicus" hat Racine auch, und zwar in trefflicher Charakteristik, einen Nero gezeichnet. Der französische Dramatiker beweist eine große Bühnenkenntniß, indem er nicht, wie Wilbrandt, den ganzen Tacitus und Sueton dramatisirt, sondern sich begnügt, den Tyrannen nur in einem einzigen Verbrechen,

dem Brudermord, handelnd vorzuführen. Dabei sehen wir tiefer in seine Brust, als es uns die fortgesetzte Schlächterarbeit bei Wilbrandt gestattet. Die eine That genügt, um alle ferneren Gräuelthaten Nero's schaudernd zu ahnen. Ebenso läßt Racine die Wuth Agrippina's nicht dem Nero, sondern hauptsächlich Burrus gegenüber äußern, wodurch er nicht allein den widrigen Eindruck mildert, sondern auch wahrer bleibt.

Ist denn unsere Zeit wirklich so geschmacklos, so herabgekommen, daß man in jeder Kunst, in der Malerei, in der Musik, in der Dichtkunst, nur noch mit überwürztesten Mitteln reizen und einen Erfolg erzielen kann? Oder ist es Mangel an Schöpfungskraft, was die Künstler, Componisten und Dichter dazu treibt, durch ihre lärmenden und anspruchsvollen Werke das Publicum an Aeußerlichkeiten zu gewöhnen und den Geschmack systematisch zu verderben? So viel ist gewiß, daß das Publicum das wahrhaft Schöne und Edle immer noch zu würdigen weiß, — wenn man es ihm nur bietet.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Eine Tragödie wie „Nero" wirkt auch auf die Darsteller verderblich. Ihr sonst so feines, künstlerisch abgerundetes Spiel muß dabei Noth leiden; um die derben Effecte, wie sie das Stück vorschreibt, zu erzielen, müssen die Künstler ebenfalls nach derberen Mitteln greifen, sie werden allzu naturalistisch und unschön. Hat aber diese Manier einmal festen Fuß gefaßt, so greift sie um sich, und die wahre Kunst geht verloren. Vor solchem Loos aber sei das Burgtheater behütet.

Aus dem Tagebuche eines Nachzüglers.

Von W. Marr.

Jüterbock, im November 1875.

— Station Jüterbock! Fünf Minuten Aufenthalt! — In diesen fünf Worten ist die ganze Hast der modernen Journalistik gekennzeichnet. — Ihr armen Redacteure und Kritiker! Stunden, Tage braucht Ihr, um eine Novität durchzulesen, und dann müßt Ihr Euer Urtheil lakonisch formen, um oft in so viel Zeilen als ein Werk Bände hat, es zu richten. Was hilft's Euch, daß Ihr noch so gewissenhaft verfahrt? Der Autor, das Publicum glauben es Euch nicht immer, und der Verleger brummt, daß ihm die besten Curiosa miscellenartig abgefertigt werden.

Aber soll man denn nicht auf einer Station einmal einen Zug vorbeifahren lassen und seinen kritischen Schoppen in Gemüthlichkeit trinken dürfen? Mit den Gästen in den Wartesälen plaudern können? Soll man nicht dann und wann aus dem Bücherballen, der mit dem Zuge weiter geht und dessen Inhalt bereits kritisch skizzirt ist, ein einzelnes Exemplar noch ein Weilchen Halt machen lassen?

Voyons! Ich mache den Anfang mit einem Autor, der schon in diesen Blättern erwähnt ist ....

„Les cavalcades,
Les mascarades
Se croiseront
Sur Velin illustré;
Et puis les bustes
Des gens augustes:
Thiers, Arago,
Pritchard et Pomaré."

Also endigt eine Strophe einer anmuthigen, freilich etwas schlüpfrigen Chansonette „La Lorette"... und ich will gleich so ehrlich sein, zu gestehen, daß vorläufig nur die ersten drei Bände des neunbändigen „Historischen Romans": „Unsichtbare Mächte" von A. Mels*) mir dieses Citat nahegelegt haben, und daß mich die Gluth der verbrannten Phantasie des Dichters schon jetzt aus allen Poren transpiriren macht. Heiliger Alexander (Dumas Vater), heilige Louise (Mühlbach), heiliger Gregorius (Samarow)!! Verlaßt mich nicht bei den noch sechs übrigen Bänden! Biederer Temme und Ihr anderen Sturmläufer auf den Mons Parnassus, die Ihr vor den Musen gerade so viel Respect habt wie s. Z. der Gott Priapus vor den heiligen 11,000 Jungfrauen, umschwebt mich und wirkt mir Gnade bei dem Publicum der Leihbibliotheken aus, wenn ich für die übrigen sechs Bände vielleicht die Zahlungseinstellung der Kritik anmelden sollte.

---

*) Leipzig, Ernst Julius Günther.

Ich gebe zu, es ist unverschämt, einen Roman zu besprechen, den man noch nicht zu Ende gelesen hat. Aber ich treibe die Unverschämtheit noch weiter, indem ich die Thatsache eingestehe. Dafür schwöre ich bei allen Hallucinationen des menschlichen Gehirns, daß ich den Roman zu Ende lesen werde; indessen — stationsweise, denn ich bin nach den ersten drei Bänden so mouchardblasirt geworden, daß ich den Gnadenstoß des Henkers, der vielleicht im letzten Band erfolgen könnte, gar nicht mehr empfinden würde.

„Mouchardblasirt", — spionmüde — ja wohl! Denn in den drei Bänden, die ich hinter mir habe, ist nicht ein einziges Capitel vorgekommen, das nicht von Polizeispionagen handelte, dessen Helden keine Mouchards wären. Alle, alle, alle sind die „rechtschaffensten" Agenten von drei geheimen Polizeibehörden unter Napoleon III. und die wenigen, welche es ohne Firma sind, verbergen es nicht, daß sie „z. D." stehen. Selbst die mazzinistischen Verschwörer, die in dem Roman eine Rolle spielen, selbst die fremden Gesandten, die uns vorgeführt werden, selbst der Jesuitengeneral, ja, selbst Se. Majestät Napoleon III. und dieser mehr als alle Andern — sind Mouchards und schwelgen förmlich in Pfiffen und Kniffen, wie die geschultesten Detectifs. Wahrhaftig, man bekommt ordentlich Lust, der geheimen Polizei selbst seine Dienste anzubieten! Ich liebe das Wettrennen, die Jagd, das Bergesteigen. Ich bin über den Zürichersee in seiner größten Breite geschwommen; ich liebe die schönen Frauen und die schönen Cigarren und bin ein Kenner aller edlen Hunderacen, aber was sind alle diese „noblen Passionen", was ist aller Sport gegen den Sport des Spitzelthums! Ja, es ist ein Sport in des Wortes verwegenster Bedeutung und die „elegantesten Reiterangriffe" sind Nichts dagegen. Poesie, Romantik, Stimmungen, Situationen, wo ein kräftig organisirter Mensch jede Fiber seines Witzes in Spannung und Schwingung versetzen kann, man findet sie nur noch bei der Polizei!... wenn nämlich nur der hunderttausendste Theil von dem, was uns Mels erzählt, „historisch" wahr ist. —

Doch bemeistern wir unsern Enthusiasmus, um ihm später vielleicht wieder die Zügel schießen zu lassen, und fassen wir diese „Unsichtbaren Mächte" zuerst im Ganzen in's Auge.

Nachdem Alexander Dumas (Vater) die Figuren der Weltgeschichte, große und kleine, zu Spielpuppen gemacht hatte, die er nach seiner Pfeife tanzen ließ, wurde das Kunststück in Deutschland durch Frau Louise Mühlbach nachgemacht. Aber es waren doch immer Personen, welche der Geschichte anheimgefallen waren, und die Phantasie der Dichter „historischer Romane" hat hier carte blanche, um aus Pferden Esel und aus Eseln Pferde zu machen. Das las sich ganz spannend und unterhaltend, und manche alte Jungfer, die bisher nur Strümpfe zu stricken oder ihren Schooßhund zu liebkosen wußte, erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß es auch noch Menschen gegeben hatte, welche mehr konnten. — Dann kam Ehren-Gödsche (Ratcliff). Dieser spießte bereits Zeitgenossen an seine Feder. Wirkliche, noch lebendige Menschen! Garibaldi, Mazzini, Cavour, und wie sie heißen mochten, wurden seine Marionetten. Er schrieb ihnen die Rollen auf den Leib, ließ die Rollen drucken und die Komödie des „historischen Romans" spielte sich glänzend ab. Das war noch unterhaltender, noch pikanter als Dumas und Mühlbach. — Hierauf herrschte eine Zeit lang Ruhe in diesem Genre und der Criminalonkel Temme verfolgte seinen Weg ruhig weiter. Wie Leibrock, Spieß u. A. mit ihren Musen jene biedern Räuber gezeugt hatten, die vor lauter Edelmuth platzten, und denen man deshalb Dolchstiche, Mordbrennereien und andere nicht ganz gewöhnliche Zeitvertreibe freudig verzieh, so zeugte Temme den edelmüthigen und hochsinnigen, biederherzigen und tugendsamen Polizeiagenten. Eine köstliche Figur, die jeden gesund-realistischen Menschen zum Lachen brachte, ohne daß man ihn zu kitzeln brauchte. Der Polizist verdrängte nun bald den Spitzbuben in der Bewunderung gefühlvoller Leihbibliothekseelen. Rinaldo-Rinaldini, Cartouche, der bayrische Hiesel und ähnliche Gentlemens büßten ihre letzten Lorbeeren ein. Der „Detectif" machte die Feuilletons der Zeitungen unsicher

und schlug sich dann seitwärts in die Kataloge der Leihbibliotheken. Der fruchtbare Temme schreibt noch heute ruhig weiter und, in der That, „von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern." — Dann trat Gregor Samarow auf. „Um Scepter und Kronen" heißt sein „Roman aus der Gegenwart". Alle Wetter! er läßt gar Kaiser und Könige agiren! Und — man muß es ihm lassen — psychologisch nicht ganz ungeschickt. Der Autor hat sich in der hohen Theatergarderobe umgesehen und weiß, wie sich die Acteurs schminken. — Er hatte glänzenden Erfolg mit seinen hochgestellten Marionetten. Zuguterletzt kommt nun A. Mels. Dieser, frei von aller mädchenhaften Verschämtheit, setzt den geschichtlichen Zeitgenossen den Fuß dermaßen auf den Nacken, daß ihnen und uns schier Hören und Sehen vergehen muß!

Ich habe, wie gesagt, drei von den neun Bänden der „Unsichtbaren Mächte" gelesen und noch keine Ahnung davon, was der Roman dieses Romans sein könnte. Ich habe in die übrigen sechs Bände hineingeblickt und nur ungefähr errathen, daß es sich um etwas handelt, um dessentwillen man nicht gerade neun Bände zu schreiben braucht. Was dieses Etwas ist, das weiß ich nicht. Die Exposition läßt auch nicht die leiseste Vermuthung zu und meine menschlichen Kräfte brachen zusammen unter der Unmasse von haarsträubenden Schauerscenen, welche die Mouchardgesellschaft schon zu Anfang aufführt. Alles was die Leute in den drei ersten Bänden des Romans thun und treiben, geschieht auf selbstgeschaffenen und so unmotivirten Umwegen, daß die Absicht der zügellosesten Effecthascherei unüberhörbar heraustönt. Eine wahre Manie nach Abenteuerlichkeiten beherrscht jeden Einzelnen. Es ist nicht möglich, daß Einer die Augen zum Sehen, die Ohren zum Hören gebraucht. Es muß Alles auf gewaltsame, verschrobene Weise geschehen. Gleich in den allerersten Capiteln kommt eine Vergiftungsscene von so brutaler und doch so gaunerhaft raffinirter Art vor, daß man umsonst räth, warum der Zweck des Attentates nicht weit einfacher erfüllt werden konnte. Dieses Attentat eines — Spions der preußischen Gesandtschaft auf einen andern — Spion ist bei den Haaren herbeigezogen. Zufällig anwesende — Spione legen sich drein, die wieder von anderen — Spionen incommodirt werden. Der größte Spion aber ist der Kaiser Napoleon III., der sich so viel mit der Moucharderie abgibt, daß man nicht begreift, wo er die Zeit hernimmt, um noch irgend einen andern Regierungsakt zu vollziehen!

A. Mels, im Uebrigen ein recht geistreicher College, dem es auch nicht an Liebenswürdigkeit der Schreibweise fehlt, erregte bald nach dem Kriege mit Frankreich ein gewisses Aufsehen, das ihn zuletzt in die Spalten des „Kladderadatsch" und der „Wespen" brachte. Es geschah dies durch chronische Veröffentlichungen von Gesprächen über Staat und Kirche, die er, Mels, mit Napoleon III. gehabt haben wollte. Das waren keine Interviewer-Dialoge. Sie sahen vielmehr so aus, als ob Mels eine Art gelegentlicher Spiritus familiaris des Kaisers der Franzosen gewesen wäre und erregten viel Heiterkeit durch die Naivetät, mit der sie der Welt aufgebunden wurden. Denn Mels gab sich die Miene, als ob er mit Napoleon auf dem Fuße von frère et confrère gestanden hätte, und trug für den gefallenen Cäsar eine wahrhaft elegische Begeisterung zur Schau. Kam Mels auf seinen Kaiser zu sprechen, so klang es beinahe wie: „Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen."

Es ist also anzunehmen, daß es die Absicht des Dichters gewesen, in seinem Roman Napoleon III. ebenfalls zu glorificiren, und wenn Worte Thaten sind, so thut er es reichlich. Aber — er schildert dabei den Kaiser, daß dieser wie ein ganz entnervter Mensch erscheint, der für nichts Actives in der Welt Sinn hat, als für ganz überflüssige, abenteuernde Polizeikunststücke. Er schildert ihn — so bodenlos dumm, daß er ihn zu einem Magnetiseur (und natürlich dito Polizeispion) gehen läßt, um sich wahrsagen zu lassen. Er läßt den Kaiser eine höchst theatralische, auf's Tollste bei den Haaren herbeigezogene Unterredung mit Mazzini haben und diesen — hört! hört! — von Napoleon bekehrt werden, wobei der große italienische Agitator neben dem Manne des 2. December fast zum Lumpen gestempelt wird. Alle alten Jagdgeschichten

werden abermals über Mazzini erwähnt, denn Herr Mels, dessen Bekanntschaft mit Napoleon, wie ich gern glauben will, ihm wohl die Bekanntschaft mit einigen Mouchards des Herrn Pietri verschafft haben mag, ist nicht im Stande, zu begreifen, wie Guiseppe Mazzini gefühlt, gestrebt, gehandelt hat. Der Napoleon im Roman von Mels ist ein Heros der kleinen Mittel, ein durchtriebener und dabei romantisch unbesonnener Mensch, der seine Regentenzeit als Mouchard verbummelt.

Vielleicht bessert er sich in den letzten Bänden. Nach den flüchtigen Recognoscirungen zu urtheilen, die ich angestellt habe, aber schwerlich, denn wo immer ich den Namen Napoleons fand, war ein Polizeimensch nicht weit davon.

Sieht man von diesen unästhetischen Ungeheuerlichkeiten in dem Romane ab, sieht man davon ab, daß Zeitgenossen wieder einmal zu ausgestopften Marionetten des literarischen Industrialismus gemacht werden, will man dagegen seine Nerven reizen durch die tollsten, abenteuerlichsten Tabletten, so sind die „Unsichtbaren Mächte“ — Hautgoût mit Cayennepfeffer.

— — — — — — — —

Acht Tage später.

Es ist vollbracht. Ich habe alle neun Bände hinter mir und will's ganz gewiß nicht wieder thun, wenn Mels seine Drohung wahr macht und eine noch voluminösere Fortsetzung schreibt. —

Zur vergleichenden Novellenforschung.

Von Eduard Grisebach.

In der von mir bekannt gemachten chinesischen Novelle von der treulosen Wittwe ist wohl eine der ergreifendsten Situationen die, wo die Heldin, das Beil in ihrer rechten Hand, die Lampe in der linken, zum Sarge ihres ersten Gatten schreitet und dann die Lampe oberhalb des Sarges niedersetzend, die Aermel aufgestreift, die Zähne zusammenbeißend, mit beiden Händen die Waffe ergreift und auf den Sarg niederfallen läßt, um den Todten an's Licht zu ziehen, damit er dem Lebenden diene. *)

Ein merkwürdiges Gegenstück zu diesem Theil der Novelle hat Honoré de Balzac in einer kleinen, wenig bekannten Geschichte geliefert, welche er im Jahre 1840 veröffentlichte, unter dem Titel: La Grande Bretèche.

Auf dem Schlosse dieses Namens empfing einst die Schloßherrin, die ihren Mann für lange verreist glaubte, einen Liebhaber, und bei der unerwartet plötzlichen Rückkehr des Mannes schob sie den Freund in einen an das Zimmer anstoßenden Alkoven ohne Fenster und schlug die Thür zu. Der Mann merkt beim Eintritt sofort, daß seine Frau aufgeregter als sonst ist, denkt gleich an den Alkoven und fragt: ob Jemand darin sei. Sie antwortet: Nein! und als er darauf selbst nachsehen will, springt sie vor den Eingang und erklärt ihm: wenn er ihr nicht auf's Wort glaube, sei es auf ewig zwischen ihnen aus. Der Mann läßt sie darauf auf Kreuz und Evangelium schwören, daß Niemand im Alkoven sei. Sie schwört mit großer Fassung. Darauf heißt der Mann unverzüglich einen Maurer kommen und den Eingang vermauern. Als das Werk vollendet ist, verläßt er das Haus. Die Frau hatte aber dem Maurer ein Zeichen zu geben gewußt und er hatte einen Stein lose gelassen. Kaum ist der Mann aus dem Hause, beginnt sie mit Beil und Hacke eine Oeffnung in die eben aufgeführte Mauer zu brechen. Aber mitten in ihrer Arbeit kehrt der Mann zurück, läßt schweigend die Lücke wieder ausbessern und bleibt nun drei Wochen ununterbrochen im Zimmer seiner Frau. Anfangs hörte man dann und wann einen schwachen Ton aus dem vermauerten Raume, und wenn dann die Frau in stummer Verzweiflung vor ihrem Manne niederfiel, entgegnete er stets mit eisiger Kälte: Sie haben geschworen, Madame, daß Niemand in dem Alkoven ist.

Die Frau verfiel in Irrsinn und lebte noch lange Zeit auf der Grande Bretèche.

Mehr als 1100 Jahre vorher hatte sich die nämliche Geschichte an dem Hofe des Khalifen Walyd I. (705 bis 715 n. Chr.) zu Damaskus zugetragen.**)

Die Gemahlin des Khalifen hatte auf einer sehr lustigen Wallfahrt nach Mekka den jungen und schönen Dichter Waddâh kennen lernen und sich in ihn verliebt.

---

*) Die treulose Wittwe und ihre Wanderung durch die Weltliteratur. Wien, L. Rosner, 1870.

**) Alfred von Kremer, Culturgeschichte des Orients. I. Band. Wien, Braumüller, 1875.

Waddâh reiste ihr nach Damaskus nach und die Geliebte empfing ihn heimlich bei sich und pflegte ihn, bei einer unerwarteten Störung, in eine prächtige, mit Perlmutter und Elfenbein verzierte Truhe zu verstecken. Eines Tages überraschte sie Walyd, der argwöhnisch geworden, und Waddâh konnte eben noch in der Truhe verborgen werden. Der Khalif ließ sich in ein längeres Gespräch mit seiner Gemahlin ein und bat sie, da sie sich von der Einrichtung des Zimmers unterhalten, zuletzt um ein Andenken — er wählte die Truhe. Ohne eine Miene zu verziehen, ließ die Fürstin ihrem Gemahl die Truhe verabfolgen. Der ließ sofort in seinem eigenen Gemach eine tiefe Grube graben, und die Kiste hineinsenken, vermauern und einen Teppich über die Stelle breiten, indem er rief: „Es kam mir etwas zu Ohren; ist es wahr, so begrabe ich hiermit für immer den Gegenstand meines Verdachtes, ist aber das mir Hinterbrachte falsch, so verscharren wir nur eine hölzerne Truhe." Seiner Gattin erwähnte er dieses Vorfalles nie mehr mit einer Sylbe.

Die Sultanin aber unternahm bald darauf eine strenge Bußfahrt nach Mekka.

Forscher wie Felix Liebrecht oder Hermann Oesterley werden gewiß leicht die Mittelglieder zwischen dem arabischen Aghâny und dem französischen Romancier nachweisen können.

Ein Nachtrag zur „Psychologie der Liebe“.

Von Julius Duboc.

Das kürzlich in diesen Blättern erwähnte*) Urtheil der Pariser Revue Scientifique über meine „Psychologie der Liebe“ gibt mir Anlaß zu einem kurzen kritischen Nachtrag. Nicht wegen des von dem französischen Organ behaupteten allzu idealistischen und spiritualistischen Charakters meiner Erklärung der Liebe. Ich lasse das füglich auf sich beruhen. Den Franzosen gegenüber haben wir meistens nur die Wahl zwischen Scylla und Charybdis. Entweder wir erscheinen ihnen ungelenk, schwerfällig, sehr gelehrt zwar aber allzu plump und nicht viel geistreicher als unser nationaler Gerstenstoff, — und der deutsche Genius nimmt die Züge des von Freiligrath so hübsch gezeichneten Michel an:

> Das macht, er hat zu viel gehockt,
> Er lag und las zu viel im Bette,
> Er wurde, weil das Blut ihm stockt,
> Zu kurz von Athem und zu fette.
> Er spann zu viel gelehrten Werg,
> Sein bestes Thun ist eben Denken,
> Er stak zu viel in Wittenberg,
> Im Hörsaal oder in den Schenken.

Oder wir entbehren der faßlichen Sinnlichkeit, wir sind idealistisch, spiritualistisch, geheimnißvoll: cela n'entre pas dans le goût français. Daß ich von diesem allgemeinen Mißgeschick mein bescheiden Theil mitbekommen habe, ist nicht mehr als billig. Im Uebrigen habe ich kein Recht unwirsch zu thun.

Mein Nachtrag soll sich auf einen anderen Punkt beziehen, den ich vielleicht in meiner Schrift nicht so vollständig, wie ich es selbst beabsichtigte, zur Erledigung gebracht habe und der mir deshalb immer ein Stein des Anstoßes geblieben ist, weil das, worauf das entscheidende Gewicht zu legen ist, — wenigstens nach meiner Auffassung — mir häufig nicht hinlänglich gewürdigt zu sein scheint: ich meine die Berechtigung der von mir angewandten psychologischen Constructionsmethode. Erschrick nicht, geneigter Leser, ob dieses nach der Weisheit der Schulen duftenden Ausdrucks, laß mich nicht in Ungnade fallen, geneigte Leserin, — es wird gar nicht so sehr gefährlich werden mit meiner Auseinandersetzung. Aber da du einmal genügend philosophischen Geist besitzest oder genügend fürwitzig gewesen bist, um dich mit einem Aufsatz einzulassen, der das schlimme Wort: Psychologie u. s. w. gleich an der Spitze trägt, da du möglicherweise sogar leichtsinnig genug warst, mein Buch zu lesen, so darfst du auch nachträglich nicht verzagen, wenn der Verfasser es unternimmt, dir zu beweisen, daß du es getrost auf seine Psychologie wagen kannst, weil sie mit der

---

*) Vergl. Novemberheft S. 318.

richtigen psychologischen Constructionsmethode arbeitet. Wundersam genug ist, was die Leute sich Alles unter einer Psychologie der Liebe vorstellen! So sagt das erwähnte französische Organ: „Um eine wahrhafte Theorie der Liebe zu geben, müßte man vielmehr von dem sexuellen Instinkt ausgehen und alle mehr oder minder zufälligen, mehr oder minder dauernden Merkmale aufweisen, welche die Fortschritte der Humanität, die Geschichte jeder Race, der Einfluß der politischen Institutionen, die religiösen und philosophischen Ideen, die der Frau bei den verschiedenen Völkern zugewiesene Rolle, die dem Verkehr der Geschlechter bereiteten Hemmungen, die materiellen Bedingungen des Familienlebens, die Liebe des Schönen und die Cultur des Geschmackes, das kalte Temperament der nordischen Völker und die südliche Lebhaftigkeit u. s. w. demselben aufgeprägt haben. Eben diese complicirten, nach Ort und Zeit wechselnden Verhältnisse sind es, welche die Verschiedenartigkeit der Liebe bei den verschiedenen Völkern erklären." Wenn eine solche, gewiß sehr dankenswerthe und interessante Arbeit zu Stande gebracht wäre, hätte man alsdann eine Psychologie der Liebe gewonnen? Nein, nach meiner unmaßgeblichen Ansicht wäre etwas ganz Anderes entstanden, das, wenn das Kind einmal getauft werden muß, am richtigsten als Ethnographie der Liebe zu bezeichnen wäre. Denn man mag sich zu der vorliegenden Aufgabe stellen, wie man will: — von einer Psychologie der Liebe auch nur zu reden, geschweige denn eine zu entwerfen, geht, ohne den gröbsten Mißbrauch des Wortes, das man auf das Aushängeschild geschrieben, nicht an, wenn man von einer Feststellung der Psyche der Liebe, des bleibenden und in jeder Erscheinungsform dessen, was wir mit diesem Wort umfassen, geistig wirksamen Princips, absehen zu müssen glaubt. Umgehen läßt sich diese Aufgabe, aber sie läßt sich nicht lösen, indem man sie umgeht, und man umgeht sie nur, wenn man — um ein, wie mir scheint, ziemlich treffendes Bild zu gebrauchen — sämmtliche Costümformen der Liebe durch alle Länder und Jahrhunderte hindurch beschreibt, statt diese selbst, erlöst von allen Costümirungen, in nackter Ursprünglichkeit zu erfassen und fest zu halten.

Aber zugegeben, daß die Aufgabe, dem Wortsinn gemäß, so zu stellen ist, liegt nicht eben in dieser Stellung schon der Nachweis, daß eine exacte Lösung derselben eigentlich ein Unding ist? Es sind nicht gerade die schlechtesten Köpfe, denen dieselbe in der That in keinem viel besseren Lichte erschienen ist. Mein sehr verehrter und scharfsinniger Freund, Karl Frenzel, zählt in diese Reihe. Als er im vorigen Jahr mein Buch in der Nationalzeitung einer ausführlichen Besprechung unterzog, sagte er u. A.: „Was ist Liebe? Ich weiß es nicht; ich unterschreibe nicht einmal die Worte: „zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag" — das Einzige, was ich als allgemein gültig von ihr auszusagen vermöchte, ist dies: die Liebe ist das Wohlgefallen an einem anderen Menschenwesen und der Wunsch es zu besitzen. Alles Uebrige verliert den allgemeinen Charakter und paßt nur für Diesen oder Jenen." Hätte Frenzel diese Bemerkung auf die Anfangsworte eingeschränkt: „was ist Liebe? ich weiß es nicht," so ließe sich dagegen immer noch einwenden, daß er consequenterweise dann auch nicht an einer anderen Stelle seiner Auseinandersetzungen von der in Philinens Liebe zu Wilhelm gelegenen „Offenbarung über das eigentlichste Wesen der Liebe" reden durfte, denn eine Offenbarung kann ja für den gar nicht vorhanden sein, der sich von vornherein bescheidet, nicht wissen zu können, worin er das eigentlichste Wesen der Liebe setzen solle. Aber unser Kritiker will ja auch gar nicht so buchstäblich genommen sein, und indem er in dem nächsten Absatz schon von einem „einzigen Allgemeingültigen" des Gefühls spricht, das er auszusagen vermöchte, so schreibt er schon an einer Psychologie der Liebe und die Frage ist nur, auf welchem Princip dieselbe beruht und ob er etwas Richtiges aussagt. In diesem Fall ist der Nachweis der Unrichtigkeit, glaube ich, so leicht zu erbringen, daß kein Streit darüber möglich ist und daß mein psychologischer Confrater selbst zugeben muß, sich geirrt zu haben. Denn nehmen wir ihn einmal beim Wort. „Die Liebe ist das Wohlgefallen an einem anderen Menschenwesen und der

Wunsch es zu besitzen.“ Nichts, was jenseits dieser Begrenzung liegt, hat mehr Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Hier ist irgend ein roher Geselle in einem zweideutigen Hause unter gefälligen Schönen, die seine Freigiebigkeit um ihn versammelt. Eine von ihnen gefällt ihm außerordentlich wohl, er muß sie coûte qui coûte besitzen. Ist das Liebe? Und wenn der Betreffende, solcher Gefühle voll, durch irgend eine poetische Zote sein Herz erleichtert, ist das etwa ein Liebeslied? Aber wenn der feinsinnige Verfasser von „Dichter und Frauen“ und so manches anziehenden Liebesgemäldes dies unbedingt verneinen wird, so verneint er eben das, was er vorher bejaht hat, d. h. sein Ausspruch, den ich citirt, ist falsch und enthält eine falsche Begrenzung. Es muß noch ein anderes oder mehrere andere allgemein gültige Momente des Liebegefühls geben, weil wir mit einziger Zugrundelegung der beiden Frenzel'schen Momente dazu kommen, als Liebe gelten lassen zu müssen, wofür Jeder von uns andere Ausdrücke nach allgemein gültigem Sprachgebrauch in Bereitschaft hält.

Eines anderen Einwandes aber muß ich nun gedenken und der scheint mir der einzige zu sein, der nicht lahm geht, sondern auf zwei recht gesunden Füßen steht. Schön, sagt man mir, wenn du also auch Recht hast, das Allgemeingültige der Liebe anders zu begrenzen, weil wir mit jener Begrenzung dazu kommen würden, der Sprache selbst Gewalt anzuthun und ihren Sinn aufzuheben, so darfst du doch nie vergessen, daß du selbst die Grenze ziehst. Was dir als das echte Wesen des Gefühls, d. h. als sein bleibender, in allen individuellen Schattirungen unveränderter Kern erscheint, das sprichst du als das Allgemeingültige aus. Für wen hast du Recht? Für dich, für deine Freunde, für deine Stammesgenossen, im günstigsten Fall vielleicht für deine Zeit. Aber hast du einen Rechtstitel gegenüber dem, der an einer anderen Stelle zu anderen Zuhörern redend etwas Anderes für echte Liebe erklärt? Nicht den geringsten. Es kommt immer nur darauf an, daß er das von ihm Beobachtete logisch entwickelt und daß ihm kein Fehler in der Uebereinstimmung mit sich selbst nachgewiesen werden kann. Die Beobachtung selbst aber ist indisputabel. Du glaubst eine Psychologie der Liebe zu schreiben? Thörichte Einbildung! Du schreibst immer nur deine eigene Psychologie und du kannst keine andere schreiben.

Dieser Einwand hat eine gewisse verzweifelte logische Gewalt und wenn ich ihn mir nicht glücklicherweise selbst und zwar vor Abfassung meines Buchs gemacht hätte, so würde er, von einem Anderen wider mich erhoben, mir sehr ungelegen gekommen sein, denn aus ihm schien sich zu ergeben, daß „die Psychologie der Liebe“ ein falscher und gewissermaßen anmaßlicher Titel meiner Auseinandersetzungen war, die ich vielmehr, um ganz correct mich auszudrücken, nur als „Meine Psychologie der Liebe“ hätte beim Publicum einführen dürfen. Allein hier handelte es sich um ein Princip und wenn auf den ersten Blick in dem Gesagten eine wirklich unausweichliche Nothwendigkeit vorhanden zu sein schien, ein Etwas, dem man so wenig den Abschied geben kann wie etwa ein beleuchteter körperlicher Gegenstand nicht umhin kann einen Schatten zu werfen, so wollte mich bei genauerem Zusehen doch bedünken, daß schon in der genauen Bezeichnung der Schranke, des Gebundenseins an die Subjectivität der Hinweis enthalten war, wie diese Schranke zu sprengen, dies Gebundensein zu überwinden war. Wie sagte doch der Altmeister Ludwig Feuerbach, als er sich vorsetzte ein rein objectives Bild von dem Leben und Wirken seines Vaters zu geben? Er sagte in der Vorrede: „Mögen die Herren Historiker sich noch so sehr mit ihrer Objectivität brüsten: es gibt nur Eine und diese besteht darin, auf das eigene Wort zu verzichten, den Gegenstand unmittelbar selbst reden zu lassen. Es vertritt sich Jeder selbst am besten.“ Um eine Psychologie der Liebe im objectiven Sinne und nicht meine Psychologie zu schreiben, mußte die Menschheit und nicht ich bestimmen, was das Allgemeingültige, das „wahre, wirkliche, ächte“ Wesen der Liebe in dem Sinne sei, in welchem wir diese Worte gebrauchen, wenn wir nicht das Aechte des Individuums, sondern das Aechte der Gattung meinen. Ich mußte dieser Bestimmung nur zu Worte verhelfen. Nur indem ich meine Subjectivität vollständig fahren ließ, konnte ich die Objectivität des Gegenstandes gewinnen.

Vergegenwärtigen wir uns hier noch einen Augenblick an einem Beispiel aus der sinnlichen Erscheinungswelt, was das „Allgemeingültige“ überhaupt bedeutet. Die ferneren Ausdrücke: das „wahre, wirkliche, ächte, das eigenste Wesen“ u. s. w. haben ja genau denselben Sinn, sie wollen ebenfalls nur das Allgemeingültige ausdrücken und nur für unser Gefühl gewinnen sie leicht noch eine Nebenbetonung, die darin gelegen ist, daß wir mit unserer Sympathie für das Individuell-Aechte mitbetheiligt sind und daß uns dasselbe demnach auch als das Höhere, Edlere erscheint. Aber, abgesehen von dieser, sehr leicht irreführenden Nebenbedeutung, ist das Allgemeingültige wort- und sachgetreu doch nur das, was für Alle gültig ist, es umfaßt diejenigen Merkmale, die sich bei allen der Beobachtung unterliegenden Gegenständen wiederfinden. Hier haben wir Bäume vor uns, die bei näherer Betrachtung gewisse gemeinsame Merkmale aufweisen. Wir fassen dies in Eins zusammen und bezeichnen diejenigen Baumexemplare, welche dieselben aufweisen, mit einem und demselben Namen, wir nennen sie z. B. Fichten. Wollte eine besonders lange und eine besonders dicke Fichte sich allein oder ihren speciellen Typus als ächte Fichte, jede mit Ausschluß der anderen, proclamiren, so würden wir dies zurückweisen und wir finden keine Schwierigkeit dabei uns sehr rasch darüber zu verständigen, warum und in wiefern beide ächte Fichten im Sinne der Gattung sind. Die Schwierigkeit, die hierbei nicht vorhanden ist, tritt aber sofort und zwar in ernstester Weise ein, sobald wir uns etwa in gleicher Weise über den Gattungscharakter, das Allgemeingültige, das Aechte der Liebe verständigen wollen. Denn nun haben wir statt mit einem in die sinnliche Beobachtung fallenden Gegenstand es mit innerlichen Vorgängen zu thun und noch dazu mit solchen, an denen Jeder mit seinen privaten Empfindungen betheiligt ist. Nun entsteht ein chaotisches Durcheinander von subjectiver Symptomatik, von so oder anders gearteten Auslegungen ahnungsvoller Gefühle, durch welche anscheinend kein leitender Faden den Ausweg anzuzeigen vermag. Hier muß die psychologische Constructionsmethode sich in's Mittel legen und sie muß, wenn sie etwas taugt, Rath zu schaffen suchen. Sie muß in der subjectiven Symptomatik aller einzelnen widerstreitenden Aussagen den Bestand einer gleich wohl vorhandenen übereinstimmenden objectiven Symptomatik nachweisen.

Hier ungefähr knüpft mein Kapitel: „Ueber die Grenzen der Liebe“ an. Ich habe dort meine Meinung an dem Theater erläutert, was theilweise auch zu ganz falschen Auslegungen Veranlassung gegeben hat. Das Theater ist aber von mir nur gewählt worden, weil es in der That am besten sinnfällig veranschaulicht und vor Augen stellt, wie zwischen den allerverschiedensten Individualitäten, die in ein und dieselbe Richtung eines ihnen vorgeführten Liebesgemäldes schauen, keine trennende Schranke mehr besteht, wenn es sich darum handelt, gewisse charakteristische Ausprägungen, gewisse energische Lebensäußerungen des Liebegefühls sofort zu erkennen und durch Beifall und Sympathie als dasjenige zu bezeichnen, was für sie Gültigkeit hat, was, von Allen angenommen, also „Allgemeingültigkeit“ besitzt, das „Aechte“ darstellt. Ich habe als solcher energischsten Lebensäußerungen der Liebe, die Blüthen vergleichbar den vollsten Duft des Gefühls ausströmen, nur drei aufgeführt: nämlich daß sie (die Liebe) für den geliebten Gegenstand das Aeußerste wagt und trägt, daß sie, gilt es die Vereinigung mit dem Geliebten durchzusetzen, sich selbst bis zu dem ihr Sittlich-Widerstrebenden fortreißen läßt und daß sie zu entsagen mindestens versucht, wenn sie dem Geliebten dadurch ein Leid ersparen zu können glaubt, während sie doch auch von dieser Entsagung wieder unheilbar geschädigt wird. (S. 21 d. Psych. d. L.) Und ich behaupte, daß eben diese Wesenszüge als die ächte Liebe beglaubigend und offenbarend von aller Welt und in einem zeitlich wie räumlich äußerst großen, wenn auch nicht unbegrenzten, von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart hineinreichenden Umkreis der Menschheit erkannt und anerkannt worden sind, während alles Andere nur Zuthat für die Individualität der Einzelnen ist, die daher auch immer nur von Einzelnen begriffen und angenommen wird, Anderen aber nicht mundet oder ihnen nicht verständlich ist. Das allgemein packende

Motiv in allen Liebesgemälden und Liebespaaren, heißen dieselben nun Max und Thekla oder Romeo und Julie, von Shakespeare oder von Keller, Hero und Leander, oder Adrienne Lecouvreur, Philine und Wilhelm oder Tasso und Leonore, erblicke ich daher auch nur in diesen Wesenszügen, und wenn ich diese kurze Skizze mit Citaten beschweren dürfte, so würde es nur geringe Mühe verursachen dieselben aus aller Herren Länder beizubringen und an ihnen den consensus gentium zu erweisen, soweit derselbe durch eine solche Sammlung von Aussprüchen überhaupt zu erweisen ist. Auch sehe ich nicht ein, wie in dieser Grundlegung des Liebegefühls, in der aufgestellten Forderung, daß wir in dem, was sich in den erwähnten Punkten nicht bewährt, den Vollgehalt der Liebe nicht anzuerkennen und danach denn auch die Grenzen zu ziehen haben, ein sentimentaler, schwächlicher Zug gelegen ist. Für den geliebten Gegenstand das Aeußerste wagen, für die Vereinigung mit ihm selbst an den Sittengesetzen rütteln, aber von ihm abzulassen versuchen, wenn auch unter dem Versuch erliegend, sobald die Vereinigung ihm Unheil und Gefahr droht, das Alles vereinigt sich sehr wohl mit einem im Uebrigen völlig ungebändigten, vielleicht wilden Temperament. Ja grade das Sentimentale und Schwächliche ist vielmehr der Entfaltung solcher Wesenszüge ungünstig. (Psych. d. L. S. 59.) Freund Frenzel meint freilich, ich hätte „mir selber unbewußt, immer den deutschen sentimentalen Jüngling, die schwärmerische Jungfrau aus Chamisso's Liebesliedern“ im Auge gehabt, allein aus der von mir niedergelegten Grundanschauung ist das nicht ersichtlich zu machen, und daß ich als Privatindividuum wenig zur Sentimentalität und Schwärmerei neige, dafür könnte ich nöthigenfalls Zeugen stellen.*)

Freilich haben wir aber auf Grund der von uns angewandten psychologischen Constructionsmethode bis hierhin noch nichts weiter gewonnen als ein Einverständniß darüber, daß in gewissen Wesenszügen die für alle Menschen gültige, am meisten charakteristische Ausprägung des Liebegefühls zu erblicken ist, und welches diese Wesenszüge sind. Wir haben damit noch keine Psychologie der Liebe geliefert, so wenig wie wir ein Bild der Pflanze durch eine genaue Schilderung ihrer Blüthe entwerfen können. Aber gleichwohl haben wir ein Wesentlichstes, den leitenden Faden für alle weiteren Schritte, gewonnen. Und wie es ein höchster Triumph des Naturforschers auf dem Gebiet der sinnlichen Erscheinungswelt ist, aus irgendwelchen aufgefundenen Knochenresten ergänzend das Thier nach Bau und Größe zu bestimmen, dem dieselben angehörten, so möge der Psychologe als wahrer Naturforscher auf geistigem Gebiet sich dadurch erweisen, daß er die Pflanze typisch-normal und grundgesetzlich vor unseren Augen darstellt, die allein jene Blüthen aus und an sich zu entfalten vermag. Auch für ihn gilt ja das allgemeine Grundgesetz, daß eine so beschaffene Leistung nur auf eine so beschaffene Voraussetzung paßt, nur durch die-

*) Und wie ist mir doch überhaupt? Ist es der deutsche, sentimentale Jüngling etwa, welcher der Geliebten zuruft:

> Ja, wie wär' ich zufrieden in heimlichen Wäldern zu leben,
> Wo kein menschlicher Fuß je einen Weg sich ertrat,
> Du, meine Sorgenruhe Du mir! in schwärzester Nacht Du
> Licht, am einsamen Ort Fülle der Menschen Du mir!
> Wohl; was immer Du willst, ich thu's. Dein bleib' ich auf immer,
> Weigre mich nicht, Dein Sklav', trauteste Herrin, zu sein.

Ist es die schwärmerische Jungfrau aus Chamisso's Liebesliedern, die in den folgenden rührenden Zeilen selbst ihre Genesung als werthlos verschmäht, wenn sie nicht der Geliebte vor Allem begehrt?

> Denkst Du denn auch mit bekümmerter Brust an Dein Mädchen, Cerinthus,
> Da nun die Glieder so heiß zehrendes Fieber mir quält?
> Ach! ich wünsche mir nicht vom traurigen Bett zu genesen,
> Wenn ich nicht glaub', auch Du willst es und wünschest es Dir.
> Denn was nützt es mir auch, vom traurigen Bett zu genesen,
> Wenn mit gelassener Brust Du meine Leiden erträgst?

Oder sind dies nicht die (von Wilbrandt uns verdeutschten) Herzensergüsse eines Liebespaares aus dem alten Rom, der Sulpicia und des Cerinthus, und klingen in ihnen nicht alle Töne an, die ich der dritten Stufe der Liebe zueignete?

selbe ermöglicht ist, und nur von seinem Scharfsinn, von seiner Seelenkunde und seiner Denkerkraft hängt es daher ab, daß er, nachdem die Leistung einmal festgestellt ist, aus ihr alle zu ihr führenden Voraussetzungen ableitet und damit das ewig gleiche Urbild der Liebe, ihr Wesen wie ihre Grenzen bestimmt.

Bescheidenheit und Ehrgeiz wohnen bekanntlich häufig Thür an Thür. Ich habe von meinen geringen Gaben immer bescheiden genug gedacht, um mir nie eine Rivalität weder mit den geistreichen Plaudereien der französischen Meister auf diesem Gebiet, noch etwa mit den poetisch-philosophischen Subtilitäten eines Schleiermacher zuzumuthen, aber der wissenschaftlichen Erkenntniß und einer realistischen Auffassung einen gangbaren Weg zu einer wirklichen objectiven Psychologie der Liebe mit Beiseitesetzung aller mystischen Zweideutigkeiten nachgewiesen zu haben, den Ehrgeiz besitze ich noch heute. Freilich verglichen mit des Lebens goldnem Blüthenbaum ist alle Theorie grau und unschmackhaft, aber etwas von Farbenduft und Glanz ruht doch auch auf ihr, wenn sie den unverwandten Blick statt auf metaphysische Schrullen auf die Kraft und Fülle der Erscheinung richtet, den Athemzügen ihres Mundes lauscht und ihr liebebeseeltes Geheimniß ausdeutet, des Properz eingedenk, wenn er ausruft:

Dum nos fata sinunt, oculos satiemus amore,
Nox tibi longa venit nec reditura dies.

Kritische Rundblicke.

Die Nibelungen auf der Bühne.

Markgraf Rüdeger von Bechelaren. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1875.

Wenn ich unter den Novitäten den Titel eines Werkes lese, welches aus der Nibelungensage entnommen ist, so kommen mir immer Heine's Verse in den Sinn:

„Es klirrt mir wieder im Gemüth
Die Heldensage, längst verklungen,
Das eisern wilde Kämpenlied,
Das Lied vom Untergang der Nibelungen.
— — — — — —
Es muß der Held nach altem Brauch
Den thierisch rohen Mächten unterliegen."

Dies „eiserne Kämpenlied", welches bereits durch sieben Jahrhunderte so siegreich hindurchgeklungen ist, den Namen des unbekannten Dichters nur durch sich selbst lobpreisend, ist und bleibt in seiner wilden Einfalt das größte deutsche Heldengedicht. Ein Epos dieser Eigenschaft aber kann seinen Höhepunkt nur in sich selbst erreicht haben und in seinen epischen oder dramatischen Nachahmungen nur an Verständniß verlieren, an Volksthümlichkeit nicht gewinnen. „Die deutsche Ilias" wird das Nibelungenlied nicht mit Unrecht genannt — welcher griechische Dichter aber hat sich je unterfangen, den Stolz seiner Poesie in einem dramatischen Surrogat dem Publicum zu präsentiren, und so für sich selbst die Lorbeern in Anspruch zu nehmen, welche allein dem Dichter des Liedes gebüren. — Erscheint doch das Nibelungenlied fast noch größer und bedeutungsvoller als die biblischen Historien. Es sind Helden, ähnlich denen des Alten und Neuen Testamentes, welche darin auf- und untergehen, Heil und Unheil bringend, aber es sind Helden von deutschem Stamm und Marke, eisengepanzerte Riesengestalten, die für sich selbst, nicht für einen Glauben kämpfen und deren gewaltiger Muth selbst die Helden Homers beschattet. Und schlägt nicht Jedem unwillkürlich das Herz, wenn er die ersten Worte des Liedes wieder liest:

„Uns ist in alten Mähren Wunders viel gesagt
Von Helden lobesehren, von Thaten kühn gewagt." —

Der wahre Zauber der mittelalterlichen Romantik weht uns hier entgegen, nicht einer katholisch verbrämten, wohl aber jener unsterblichen Romantik, die noch jetzt in wilden Nächten auf Hünengräbern sitzt und mit dunkelblitzendem Auge in die Tage Odins, des Allvaters, hinabschaut. Alles Nachdichten ist gegenüber dieser erdrückenden Größe des Urbildes müßige Arbeit. Nur Richard Wagner, welcher in sich selbst den Hauptanstifter der mannigfachen dramatischen und epischen Nibelungenbearbeitungen zu erblicken glaubt, hat mit umfassendem Geist in seinem Bühnenfestspiel noch etwas Neues geschaffen, indem er die Göttergestalten der vorchristlichen Sage lebendig einführt. Der Kraft des Ausdruckes entspricht bei ihm die Gluth der Empfindung und unsere modern-atheistische Seele fühlt sich unwillkürlich im Banne des der unaufhaltsamen Götterdämmerung entgegenschreitenden Allvaters.

Das vorliegende Trauerspiel von Felix Dahn aber ist das echte Muster einer Epigonenarbeit. Es bringt unter dem Titel „Markgraf Rüdeger von Bechelaren" die Katastrophe des Nibelungenliedes:

„Zu den Hunnen über's Donaufeld,
Da ritten die Niflungar,
König Högni war der eine Held,
Der andre hieß Gunnar.

Ihr wißt, wie Atli's grimmig' Gemahl
Die trotzigen Helden fing,
Ihr kennt die Schlacht in Etzel's Saal
Und wie sie zu Ende ging." —

Die in diesen Versen des Grafen Strachwitz ausgesprochene Voraussetzung der völligen Kenntniß des Geschehenen im Liede, ist auch für das Dahn'sche Drama als zutreffend zu bezeichnen. Auch die Bühne kennt „der Nibelungen Noth" durch Hebbel, und gerade dieses colossale Trauerspiel hat den besten Beweis geliefert, daß die Balmungschwinger nicht für die Bretter geschaffen sind. Diese wandelnden Felsen, welche zuletzt in einem Blutsee schwimmen, kann die Bühne nun und nimmermehr vertragen. Dahn mag dies wohl gefühlt haben und ist aus diesem Grunde viel milder zu Werke gegangen als Hebbel. Alles ist sanfter, regelmäßiger, abgetönter, aber auch um so viel unwahrer und wirkungsloser. Die Sonne, die „leuchtend und lachend", die Bechelarenburg „vergoldend", im ersten Akt „zur Rüste geht" — „fluthet voll und hell" auch am Schlusse in Etzels Burg, und die Thaten, welche zur Zeit der Sonnenwende begangen worden, erscheinen, in einer blühenden Sprache geschildert, bedeutend manierlicher und zahmer. — Schon der Titel, welcher den Schwerpunkt des Trauerspiels auf eine untergeordnetere Persönlichkeit des Nibelungenliedes legt, sieht danach aus, als wolle der Verfasser den Grundstoff in Etwas bemänteln, aber die Sache behält schließlich doch ihre unangenehme Seite und „Krimhilds Rache" ist hiernach wiederum der einzig berechtigte Name des Stückes.

Das Trauerspiel beginnt mit einem Familienbilde von gemüthlichster Art. Der Markgraf Rüdeger sitzt mit seiner Gemahlin Gotelinde plaudernd in seinem Burggarten, während Knechte und Mägde die Thore der Burg mit Kränzen und Laubgewinden schmücken. Man erfährt, daß Frau Krimhild nach Siegfrieds Tod dem König Etzel sich vermählte, denn auf sie „verwiesen Opfer, Sterne und Orakel" — und Rüdeger selbst hat durch seine Bürgschaft

„Daß ihr Etzel werde
Den ersten Wunsch erfüllen, den sie nach der Brautnacht,
Den als sein Weib sie von ihm heischen werde —"

die ungleiche Ehe vermittelt. — Unter den Burgundenkönigen, die Etzel nun, getreu seinem Brautnachtschwure, zum blutigen Sonnenwendefest geladen und die in Bechelaren, der Grenzburg, festlich empfangen werden sollen, wird auch Giselher sich befinden, der zum Gatten von Rüdegers Tochter Dietlind bestimmt ist. Letztere tritt kränzewindend mit Meister Conrad, einem Mönch, ihrem Lehrer, auf und scheint ihr bevorstehendes Glück bereits zu ahnen, da sie „Giselher, des Jüngsten Namen, nie behalten kann". — Volker, „einen Schlapphut tief in die Stirne gedrückt", meldet bald darauf mit verstellter Stimme die nahenden Burgunden, gibt sodann sich zu erkennen und nun werden der feinen, zierlichen Redensarten gar viele gewechselt, so daß man für Herrn Volker von Alzei, „den viel starken Fiedler" etwas in Verlegenheit kommen könnte.

Volker.
Frau Markgräfin — Ihr braucht sie nicht zu nennen —
Da steht Ihr nochmal, zwanzig Jahre jünger. —

Rüdeger (den Arm um Gotelind schlingend, zu Dietlind).
Glaub's nicht, die Sänger schmeicheln stets den Jüngsten:
Viel schöner, tausendmal, war Deine Mutter.

Dietlind (ihrer Mutter Hand fassend).
Sie ist es noch und wird es immer bleiben.

Ei, wie sittsam! Volker begehrt nach dem scharfen Ritte einen Becher Weines, Dietlind kredenzt ihm denselben Becher, aus dem ihr Vater früher der Frau Sonne mit „Heilo" zugetrunken hat und erhält hierüber einen Verweis. Volker aber, um die Jungfrau nicht zu beschämen, ergreift den Becher und sagt:

Den besten Trunk für Volkers Mund gewährt
Der Becher, daraus Rüdeger getrunken,
Kredenzt von Rüdegers holdselgem Kind. (trinkt.)
Auf gute Freundschaft, junge Markgräfin,
Ich hab' Euch auch was Schönes mitgebracht.

Dietlind.
Ei, was? gewiß ein rheinisch Vögelein?

Volker.
's ist so was: Auf zwei Beinen zierlich hüpft es:
Doch hört es lieber singen, als es singt.

Mit diesem zierlich hüpfenden Vöglein ist Giselher gemeint, von dem es im Liede heißt: „Es ist kein junger König so kühn gewesen als er." —

Hornrufe verkünden nun die Ankunft der Nibelungen — Aufbruch — Alle gehen ab, und nun kommt die beste Scene des ersten Aktes. Dahn liebt es, die Situation durch Detailmalerei dem Leser und dem Regisseur zu vergegenwärtigen; wie lobenswerth dies auch sein mag, so haben doch derartige vorgeschriebene Kleinigkeiten auf die Darstellung keinen Einfluß, da sie — selbst wenn sie „gemacht" werden sollten — von dem Publicum übersehen werden. Hier heißt es nun: „Die Bühne bleibt geraume Zeit leer: es ist mittlerweile ganz dunkel, Nacht, geworden. Man hört von der Donau her den Hornruf der Thürmer: die Burgunden antworten mit Trompetenrufen, welche, kriegerisch und ernst, näher und näher schallen.

Endlich hört man, nachdem es ganz still geworden ist, einen Schlüssel knarrend in dem Heunenthor" (ein Thor in der zweiten Couliſſe rechts, welches „nach Osten, weiter in's Innere des Heunenlandes" führt) „sich drehen, die Thür wird aufgerissen: hereinstürmt in leidenschaftlicher Bewegung Krimhild in ganz schwarzem Schleier, Mantel und Gewand, nur das feuerblonde Haar zeigt andere Farbe als schwarz an ihr: sie hat den Mantel halb über das Haupt geschlagen. Dietrich von Bern vermag ihr kaum zu folgen; sie stürmt bis in die Mitte der Bühne und erhebt drohend beide Arme hoch in die Lüfte, gegen das Haus im Hintergrunde sich wendend:"

„Verflucht das Haus vom Grundstein bis zur First,
Das gastlich sie beschirmt mit Thor und Dach!"...

Diese Scene, in welcher beim Einreiten der Burgunden das jahrelang verhehlte Rachegefühl Krimhilde's hervorbricht, ist die einzig gute des Stückes und wird auf der Bühne von Wirkung sein.

Der Vogt von Bern will beschwichtigen — dann „Hornruf und Trompeten ganz nahe". Krimhild stürmt auf den Erkervorsprung und späht in das Abenddunkel — „rother Fackelschein von unten herauf leuchtend":

„Ein langer Zug! ein Heer fast! jauchze, Herz!
Es stopft die Straße sich — sie halten — Fackeln!
Da bäumt ein Roß! — es scheut — es will nicht vorwärts,
Nicht auf die Zugbrück' — das ist Gunther's Rothscheck!
Ja, König, klopf' ihm tröstend nur den Hals!*)
Das Roß ist klug: — nie trägt es Dich zurück." —

Sie läßt dann die Könige die Revue passiren und nun:

„Ha, dort, auf schwarzem Hengst, ein Ungethüm,
Schwarz wie die Nacht, (aufschreiend) nein, blutroth wie der Mord!
(Aufjauchzend) Ja, Hagen ist's! er selbst! der Rasende!
Er, er mein Gast! — sie springen von den Rossen.
Jetzt Hagen auch — dumpf fiel das Erzthor zu —

(Vom Erker herab mit ausgebreiteten Armen bis an das Proscenium vorstürmend.)

„Und Alle, Alle — Alle sind sie mein!" —

(Vorhang fällt sehr rasch.)

Diese Schlußscene des ersten Aktes ist das ganze Stück. Was nun folgt —

„Ihr kennt die Schlacht in Etzels Saal
Und wie sie zu Ende ging —" —

ist die Vorbereitung zum undramatischen Ende und das undramatische Ende selbst. Mit Siegfried hört der dramatische Theil des Nibelungenliedes eben auf. Bis zu jener blutigen Jagd im Odenwalde waltet Liebe, Lust und zweier herrlichen Frauen Wettkampf. Das Andere ist Tod. —

So wird der gute erste Aktschluß selbst schließlich dem Stücke zum Verderben, da die Steigerung desselben sowohl für das Drama, wie für die Darstellerin der Krimhild eine so unmögliche ist, daß die Schwäche der folgenden Akte nur um so fürchterlicher hervortritt, zumal Krimhild erst im vierten Akte wieder auf die Bühne kommt. Das für diese Rolle aber einmal in so hohem Grade geweckte Interesse wieder einschlafen zu lassen, ist nicht bühnenweise gehandelt.

Der zweite und dritte Akt spielen, um dem Titel Rechnung zu tragen — in Bechelaren. Es wird die Verlobung Dietlinds mit Giselher gefeiert und dabei ist es ihnen schon, als ob sie Blut tränken. Das Glück des jungen Paares nimmt einen hausbacken Ifflándischen Charakter an, in welchen Rüdeger als Heldenvater mit verfällt.

Giselher.
Herr Markgraf — nein — mein Vater Rüdeger!
O, laßt fortan Euch nur noch Vater nennen.
Früh starb Herr Dankwart, eh' ich sprechen konnte;
Nie sprach ich noch das Wort: „mein lieber Vater."

Rüdeger.
Mein lieber Sohn! nie sprach ich noch das Wort;
Nur immer: „liebe Tochter". Dank Dir, Tochter,
Daß ich nun „lieber Sohn" auch sagen kann. —

Das mag sehr rührend sein, poetisch ist es nicht. — Als Rüdeger, der Frau Krimhilde Dienstmann, schließlich den bevorstehenden Untergang der Nibelungen erfährt, gibt er, um Giselher zu retten, demselben den ihm anvertrauten Ring der Königin, welchem alle Hunnen blindlings gehorchen müssen, und läßt den Sohn Utens mit seiner Tochter aus der Burg entfliehen. Dabei aber vergißt Rüdeger das „Donau-Thor", welches aus dem Schloßgarten Bechelarens „nach Westen, nach der Donau und der Grenze von Etzels Reich" führt, wieder zu schließen — es bleibt halb offen stehen und Herr Hagen von Tronje, der seitwärts im Gebüsch Alles belauscht hat, wird nicht in der Mördergrube zurückbleiben.

„Herr Burgwart,
Merk, wenn ein schwaches Herz die Thüren aufthut,
Dann muß es tragen, wer hinausgeht!" —

spottet der Tronjer und eilt mit dem Ausrufe: „Frei!" hinaus.

Der vierte Akt spielt in der Burg Etzel's, wo alle sich wiederfinden. Hagen hat seine

*) Siehe Egmont.

Freiheit nicht benutzt, um irgendwie eine Rettung zu ermöglichen, sondern um den Schild des Chanes der Araren sich zu holen und dessen Heer zu zerstreuen. Auch Giselher, welcher Krimhilds Ring Hagen unterwegs übergeben hat, kehrt, nachdem er Dietlind in Sicherheit des Klosters weiß, zu den todgeweihten Heimathlosen zurück. Dieser Akt schließt mit einer kurzen Scene beim Bankett in Etzels Saal, wo Hagen, das nackte Schwert vor sich auf den Tisch legend, Herrn Siegfrieds Minne trinkt. Das ist das Losungswort zum Kampfe. „Krimhild springt auf und reißt eine Fackel aus dem Pfeiler, gegen Hagen sie erhebend:

Brich aus denn, Weltenbrand, in Etzels Saal!

Man sieht noch Hagen das Schwert gegen Etzel schwingen. Von links und rechts aus den Coulissen stürmen Hunnenschaaren, geführt von Bleda, gegen die Stufen. Vorhang fällt sehr rasch.“

Dies sehr rasche Fallen des Vorhanges, welches der Dichter ausdrücklich beim ersten, dritten und vierten Aktschluß vorschreibt, ist verdächtig! Es könnte zu der Bemerkung Veranlassung geben, als ob es mit der künstlerischen Abrundung der Akte nicht besonders bestellt wäre, als ob das Publicum noch etwas erwarten könnte, was ihm durch das „sehr rasche“ Herabfallen der Gardine entzogen werden sollte... Ich befürchte, es ist so!

Der fünfte Akt ist eine äußerst schwächliche Photographie des Nibelungen-Unterganges. — Hebbel bietet in seinem letzten Akte ein wahrhaft erschütterndes Bild, getreulich sich anlehnend an sein wunderbares Original, während Dahn rührselig wird und, müde von den vielen erschlagenen Männern, Krimhild hinter der Scene sich selbst in's Schwert stürzen läßt. Das ist eine Abweichung, welche uns geradezu einen Schlag in's Gesicht versetzt. Dies eisenfeste königliche Weib, das Tausende von Helden um seiner Rache willen den Tod erleiden sah, ist nicht so kleinlich, zu guter Letzt — vielleicht gar aus Reue? — sich selbst zu entleiben. Nun sie mit dem Schwerte — „das trug ihr holder Trauter, als sie zuletzt ihn sah“ — den Mörder mit eigener Hand erschlagen, würde sie auch ihren Sieg haben genießen wollen, wenn nicht da dem alten Hildebrant die Galle geschwollen wäre und er sie zu Stücke geschlagen hätte... Den Geist der Dahn'schen Verweichlichung tragen auch die Kampfscenen, die zu kärglichen Miniaturbildern zusammengeschrumpft sind. Als der Markgraf Rüdeger commandirt wird, Volker zu erlegen, sagt dieser:

„Komm', komm', mein Rüdeger! aus zwanzig Wunden
Strömt längst mein Blut: ich mach' Dir kurze Mühe —“

Und noch ehe der Markgraf das Schwert erhoben, stürzt Volker todt nieder. Ebenso macht es Giselher, dem gegenüber der Markgraf als Schwiegervater in eine noch fatalere Lage kommt. Mit Recht spottet Hagen:

„Das nenn' ich nicht sich wehren, nur sich spießen,
Der Alte zückt das Schwert, da rennt der Junge
Hinein mit offner Brust.“ —

Und wie sterben diese Helden im Liede! Todsäend unter den Amelungenrecken — — die ganzen Mannen des Dietrich von Bern, außer Hildebrant, gehen mit ihnen zu Grunde, sodaß dieser als Letzter vor seinen König hintritt. — Für die Bühne ist Dahns Einrichtung natürlich vorzuziehen und wird die nothwendige Rührung im Gefolge haben, obgleich an dieser Stelle des Liedes selbst eine Episode ist, welche so viel Rührung in sich trägt, daß es heißt: „Da wurden Aller Augen von heißen Thränen roth.“ Es ist die Stelle, wo Hagen um seinen verlorenen Schild klagt und Rüdeger, trotzdem er im nächsten Augenblicke mit Hagen streiten wird, ihm seinen eigenen Schild gibt. Worauf Hagen, so „grimmig und voll Zornesmuth“ er auch ist, schwört, den Markgraf im Streite nicht zu berühren. Hebbel hat diesen erschütternden Moment nur kurz angedeutet, Dahn hat ihn ganz übersehen. — Der Schluß des Trauerspiels erinnert unzweifelhaft an den Hebbel'schen, nur daß Dahn denselben in einer politisch anderen Zeit geschrieben hat, in einer Zeit, wo das deutsche Nationalbewußtsein neu gestärkt hervorgetreten ist und auf der Bühne um Gotteswillen nicht übersehen werden durfte.

Hebbel schließt wie folgt:

Etzel.

Nun sollt' ich richten — rächen — neue Bäche
In's Blutmeer leiten — doch es widert mich.
Ich kann's nicht mehr — mir wird die Last zu schwer —
Herr Dietrich, nehmt mir meine Kronen ab
Und schleppt die Welt auf Eurem Rücken weiter. —

Dietrich.

Im Namen dessen, der am Kreuz erblich! —

Dahn hat diesen Abschluß gefunden:

Konrad.

Erschlagen sind sie: König Gunther, Hagen!
Und selbst in's Schwert warf Frau Krimhilde sich.

Etzel.

Mein Sohn, mein Heer, mein Reich und jetzt mein Weib!
O, bürg' den müden Etzel Helke's Grab.
(Wirft sich auf die Stufen.)
(zu Dietrich) Auf Euren Schultern ruht fortan die Welt.

Dietrich.
Ich nehm' sie auf: — — — für der Germanen Volk!
(zu Hildebrant)
Herolde laß in alle Lande ziehn
Und allen Völkern heil'gen Frühling künden.
In Blut versank der blut'gen Nibelungen
Geschlecht: der Hunnen Joch und Geißel brach;
Und hoch und leuchtend hängt der Gothenkönig
Zu Bern den Heerschild starken Friedens auf,
Der Amelungen unbefleckten Schild:
Gerächt ist Siegfried und die Welt ist frei. —

Weiter ist hierbei noch zu bemerken, daß Hebbel den Schluß wenigstens soweit versöhnend bildet, daß er den alten Weltbeherrscher seine Krone freiwillig an Dietrich abtreten läßt, während Dahn das leuchtende Bildniß des Gothenkönigs ummodelt, indem er Dietrich, trotzdem er als Amelungenherrscher in „strahlender, ganz weißer Silberrüstung" auftritt, bevor er Gunther und Hagen überwindet, mit dem gebrechlichen Etzel um den Preis feilschen läßt:

Dietrich.
Den Rest der Hunnen
Führ' ostwärts in die Steppen, d'raus ihr kamt.
Gib alles Volk mit gold'nem Haargelock
Und blauem Aug', das meine Zunge spricht,
Gib alle Völker der Germanen frei.

Etzel.
Was forderst Du! —

Dietrich.
Was ich erzwingen kann.

Auf diesen Antrag, den Herr Dietrich aber trotzdem „einen freien Lohn für seine freie That" nennt, weiß Etzel nichts Besseres zu thun, als einzugehen und diese rein staatsmännische Manipulation bricht somit dem letzten der Nibelungen den Hals. Unwillkürlich fragt man sich hierbei: Hat unsere Zeit denn wirklich nur ein Ohr für politische Spitzfindigkeiten? — Können diese Helden nicht aus gegenseitiger Eifersucht ihres Heldenthums sich die Köpfe zerschlagen? — Darin liegt ja gerade ihre wilde, einfache Größe! „Wer Einen todtschlägt, ist ein Mörder — wer viele todtschlägt ist ein Held" definirt Grabbe . . . und man kann diese Definition vom Standpunkt jener Reden wohl annehmen.

Unserer Bühne thun neue Stücke so überaus Noth, daß es unverantwortlich erscheint, wenn ein Dichter, der immerhin das Aeußerliche der Theaterdichtung sich angeeignet hat, seine Kraft ohne Nutzen vergeudet. Eine freie Meinungsäußerung, nicht beeinflußt von Kameradschaftsinteressen oder durch Vervetterung hervorgerufen, wird da vielleicht willkommen erscheinen. Wenn nicht dem Dichter (was allerdings zu bezweifeln ist), so doch hoffentlich den unbefangenen Lesern.*)

Wilhelm Bennecke.

Neue Erzählungen.

„Der Haustyrann." Roman von Ferdinand Kürnberger. Wien, L. Rosner. 1876.

Ferdinand Kürnberger ist einer der eigenartigsten Schriftsteller unserer Zeit. Diese höchst einfache Bemerkung umschließt schon den Hinweis auf das tragische Schicksal eines modernen Belletristen. In unserer Zeit wird zu viel geschrieben, ein nothwendiges Ergebniß der demokratischen Richtung der Epoche, die auf möglichst allgemeine Verbreitung sowohl der Bildung als des Producirens lossteuert. Nur steht damit leider nicht auch die allgemeine Verbreitung der Production in Verbindung. Der literarischen Hervorbringungen werden immer mehr, der literarischen Erfolge werden immer weniger. Und sollen dieselben erst nun gar aus einer Eigenart hervorgehen, so bleiben sie meistens gänzlich aus.

Eine Eigenart widerspricht als souveräne Vereinzelung dem demokratischen Bedürfniß nach „breitester Grundlage". Talent und Genie sind Hochverräther am Demos. Sein weites Reich in dem er sich mit behaglicher Uneingeschränktheit ergeht, ist der Gemeinplatz, die Schablone, die Mittelmäßigkeit, der Dilettantismus. Es ist damit so weit gekommen, daß der allgemeinen Militärpflicht fast schon eine allgemeine Schreibepflicht zur Seite geht. Ihr dienen scheinbar lauter „Freiwillige", immer aber tragen sie die Uniform eines literarischen Regiments, einer Gattung, und sie dürfen nicht beanspruchen, als uneingereihte Einzelerscheinung zu einer bedeutsamen Geltung zu gelangen. Die Persönlichkeit des Schriftstellers geht vollkommen auf in dem Genre, für das er schreibt, er ist der Sensations- oder der Criminal-Roman u. s. w. und das Höchste,

---

*) Der Drolligkeit halber erwähnen wir noch eine Controverse, die Felix Dahn vor Kurzem mit den „Blättern für literarische Unterhaltung" ausgefochten hat. Diese hatten nämlich den Münchener Erfolg seines Dramas einen „kleinen" genannt, worauf der Dichter flugs einen geharnischten Brief an die Redaction sandte und unter Berufung auf das Preßgesetz (!) den Nachweis versucht, daß der Erfolg „ein großer" gewesen ist. So arbeitet der Dichter unermüdlich für seinen papiernen Ruhm.

Anm. d. Red.

was er als Person zu erreichen vermag, ist — Regiments-Inhaber zu werden, d. h. wie die Marlitt u. A. einer Gattung seinen Namen zu geben. Julian Schmidt war der erste Prophet dieses göttlichen Princips, das er, um ihm bürgerliche Verständlichkeit zu geben, den Realismus genannt hat. Ja, Julian Schmidt hat den Realismus erfunden, er kann sich dessen rühmen, wie der Wiener Komiker Nestroy in einer seiner Possen sich rühmte, das Roßhaar erfunden zu haben. Die Zeit hat ihm getreulich nachgebetet. Wenn bei Einreihung eines Mannes in den allgemeinen Literaturdienst das bürgerliche Kleinmaß nicht ausreicht, so geht nicht das Maß, sondern der Schriftsteller zum Teufel.

Ferdinand Kürnberger bringt das Maß selbst mit, nach welchem er abgeschätzt werden soll. Es ist Niemand, als er selber — und das ist sehr viel! Dem Brauchbarkeits-Princip, der literarischen Gemeinnützigkeit gegenüber ist es jedoch sehr wenig, ja eine geradezu unleidliche Anmaßung. Der Mensch muß kritisch guillotinirt werden! der Kopf muß herunter! aus keinem andern Grunde, als weil er da ist.

Früher aber ist es doch der Mühe werth, sich diesen eigenartigen Kopf etwas näher zu besehen. Kürnberger hat ein durchdringendes Auge für alles Zuständliche, sei es geschichtlicher oder socialer Natur. Vor der idealen Norm, die er in sich trägt, erzittern und erbleichen Vergangenheit und Gegenwart. Das Festeste wankt, das Lichtvollste erblaßt. Dennoch löst es sich nicht in philosophische Nichtigkeit auf. Denn nicht die passive Wehmuth objectiver Beschaulichkeit tritt hier an die Geschichte und an die Zeit heran, vielmehr eine grimmige Leidenschaftlichkeit, die nicht geneigt ist, sich von den Dingen der Welt entsagend abzuwenden, die keineswegs auf ihre Vernichtung, sondern auf ihre Umgestaltung sinnt. Dieser entschiedene Lebenswille gibt der Darstellung eine Energie, die sich in Kraft und Präcision des Ausdrucks niemals völlig selbst genügen zu können scheint.

Die Basis seiner Idealität tritt als concrete Erscheinung, also positiv und nicht blos negirend, in seiner Liebe und Schilderung der landschaftlichen Natur hervor. Auf diesem Boden athmet er Ruhe und Befriedigung. Darum liegt ihm auch nichts ferner, als lyrische Ueberschwänglichkeit der Landschaftsmalerei. Selbst Adalbert Stifters Unbestimmtheit hinsichtlich des localen Charakters der Naturbilder könnte Kürnberger nicht brauchen. Seine Beschreibungen haben stets die topographische Karte zur Unterlage. Er fliegt nicht im Luftschiff, er schreitet mit wohlbeschuhten Füßen.

„In Bayern durchfließt der Lech ein unermeßliches Schotterfeld, den verrufenen Lechrain." So beginnt der vorliegende kleine Roman, nicht etwa: „In einem Thal bei armen Hirten", welcher lyrische Anfang Schillers über die meisten Erzählungen Adalbert Stifters zu setzen wäre, der freilich, wo er diese Unbestimmtheit aufgibt, wie in „Brigitta", unvergleichliche Meisterschaft erreicht.

Kürnberger wandert vor unsern Augen in das Lechthal, das von Bayern und Tirol begrenzt ist. Er gelangt in eine Gegend, deren Bewohner meistens reiche Leute sind, Bauern, die sich auf den Schnittwaarenhandel verlegten und, nachdem sie die ganze Welt, oft beide Hemisphären durchwandert haben, großen Reichthum in ihr heimathliches Dorf zurückbringen. Nun hat der Leser Gelegenheit, die Energie des Ausdrucks zu bewundern, womit Kürnberger die Zwitterstellung des Bürgerbauers oder Bauerbürgers, den lebendigen Tod des gesammelten großen Reichthums und das tragische Geschick dessen zur Anschauung bringt, der nach landesüblichem Ausdruck „sein Glück machte".

Ich widerstehe der Versuchung, näher auf den kleinen Roman einzugehen, theils weil es nicht ohne Nacherzählung des Inhalts geschehen könnte, wozu man nur dort berechtigt ist, wo man eben vor diesem Inhalt warnen will, theils weil es sich nicht so sehr um Hervorhebung dieses einzelnen Buches, als des Schriftstellers Kürnberger selbst handelt. Indem ich ihn als einen eigenartigen Schriftsteller bezeichnete, habe ich verständigen und gebildeten Lebensgenießern gesagt, daß es nothwendig ist, ihn kennen zu lernen.

Hieronymus Lorm.

*

Silvia. Roman in vier Büchern von Karl Frenzel, Leipzig, Günther. 1874.

Karl Frenzel's neuester Roman „Silvia" steht mitten im modernen Leben. Die Speculationswuth, der Pietismus, die sociale Frage und die politische Stellung Deutschlands bilden die Grundlage eines interessanten Sujets, das aber leider durch die Art der Behandlung hier und dort nicht unempfindlich geschädigt wird.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß jene talentvollen Autoren der jüngsten Generation, welche die Wirkungen coloristischer Effecte besonders lieben, sich zuweilen zu paradoxen Ausschrei-

tungen verleiten lassen, welche die Kritik nicht billigen kann. Karl Frenzel aber hat, wie es mir scheint, vor dieser Klippe des Hypergenialen eine gar zu ängstliche Scheu empfunden. Durch den ganzen Roman geht eine gewisse kühle Stimmung und frostige Befangenheit, welche vor jeder lebhafteren Wallung des Blutes, vor jeder leidenschaftlichen Hingerissenheit, die verrathen könnte, der Autor selbst sei von seinem Stoffe in der Seele erfaßt worden, so sehr zurückschreckt, daß der Ton hier und da fast lehrhaft wird. Wie mit dem Falzbein ist Alles geebnet und glatt gestrichen und nirgends finden wir eine Spur von der glühenden Erregung eines Poetenherzens.

Ein Hauptgrund für diesen empfindlichen Temperaturfehler der Darstellung ist die Hereinziehung politischer Auseinandersetzungen, die in sehr gutgemeinten, aber gar zu nüchternen, ich möchte beinahe sagen: philisterhaften Gesprächen der beiden Freunde Bruno und Benno zu Tage treten. Ohne meine Eigenschaft eines guten Deutschen bezweifelt wissen zu wollen, kann ich doch nicht umhin, die oft an Chauvinismus streifenden Tiraden von Deutschlands Macht und der deutschen Bürgertugend, Tiraden, welche jetzt in der Literatur allzu üblich werden, überaus geschmacklos zu finden, da ich entweder übertriebene Selbstgefälligkeit oder, wie bei Frenzel, eine an Pickelhaube und Waffenrock erinnernde Ordonnanzmäßigkeit der Gedanken, durchaus aber kein künstlerisches Leben darin entdecken kann.

Die Hauptfigur des Romanes Miß Ellen Wood, welche sich früher als Missionärin einer pietistischen Secte in Amerika Silvia nannte und zur Zeit der Erzählung als ehemalige Wirthschafterin von Bruno's, des jungen Fabrikanten, Vater ein Häuschen in der Nähe von Bruno's Landhaus bewohnt, ist mit großer psychologischer Feinheit gezeichnet. Nach einer ziemlich gewagten Vergangenheit genoß sie in dem kleinen Grenzorte des amerikanischen Westens den Ruf einer Heiligen, bis sie mit einem jungen Manne entfloh, von diesem später getrennt, in England als Gesellschafterin lebte und dann zu Bruno's Vater als Wirthschafterin kam, wo sie des alten Herrn Herz durch ihren sanften, frommen Sinn gewann. Sie schlug es aber aus, weil sie den jungen Bruno liebte, der sie als habsüchtige Speculantin verachtete. Nach dem Tode des unglücklichen alten Herrn, der sich der verschmähten Liebe wegen selbst um's Leben brachte, setzte sie ihre Bestrebungen, Bruno zu gewinnen, noch immer fort. Durch diese Heirath sollte die dunkle Vergangenheit, die immer noch als Schreckgespenst vor ihr stand, begraben werden. Bruno aber liebt Clara, ein armes Mädchen, die Tochter eines ehemaligen Dieners seines Vaters. Nach mannigfachen Verwicklungen, die in Bruno's Verlobung mit der Tochter eines durch Speculationen dem Ruine nahe gekommenen Aristokraten und einem bewaffneten Rencontre mit Clara's Bruder, einem socialistischen Arbeiter, bestehen, aber sich glücklich entwirren, heirathet Bruno seine erste Liebe und Miß Ellen Wood endet durch Selbstmord. Das hohe Interesse, das diese zwischen Gut und Böse, tückischer Lüge und lebendiger Gefühlswahrheit hin und her schwankende Gestalt einflößt, ist ein unleugbar sehr großes, könnte aber — ohne tadelnswerthe Effecthascherei — durch ein kräftiges Colorit noch bedeutend gehoben werden. Neben der Engländerin nimmt der originelle Charakter des Abenteurers von Schmettow die bedeutendste Stellung ein. Er vereinigt die ungebändigste Gewissenlosigkeit mit einer in paradoxe Formen gekleideten Tiefe der Menschenkenntniß und wird durch seine leidenschaftliche Liebe zu Ellen Wood, die er von Amerika her kennt, und bei der er die Rolle des gefürchteten Dämons spielt, zu einer Gestalt von anziehendem Eigenleben. Der junge Fabrikant Bruno, welcher wesentlich die Fäden der Handlung in Händen hält, scheint dagegen etwas unsicher und farblos gezeichnet; es finden sich auch ungelöste Widersprüche in seinem Charakter. Einmal sehen wir ihn als einen fast zu vernünftigen Menschen, der voll weiser Lebensregeln steckt, ein anderes Mal handelt und spricht er mit einer schwer dazu passenden Schwachmüthigkeit. Was dabei das Schlimmste ist — er läßt den Leser kalt, man fühlt nicht recht für, nicht recht wider ihn.

Daß die Form eine den Anforderungen höherer Kunstleistung entsprechende ist, darf bei Karl Frenzel als ebenso selbstverständlich betrachtet werden, wie ein sicheres Gefühl für die Aufgabe des Romanes, nicht nur das Leben, sondern das Leben im poetischen Lichte darzustellen. Hinsichtlich der Technik der Composition mag die Bemerkung nicht ungerechtfertigt sein, daß Frenzel mehr als ersprießlich von dem Gesetze abweicht, die Personen durch sich selbst sich entwickeln zu lassen, und daß er gar zu oft in belehrenden Raisonnements die psychologische Entwickelung seiner Personen vorträgt.

In Summa ist Karl Frenzels „Silvia" ein Roman von vornehmerer Gattung, welcher gerechten Anspruch auf das Interesse des Publicums hat, aber den bedeutenden früheren, namentlich historischen Dichtungen desselben Autors wesentlich nachsteht.

Th. v. d. Ammer.

Emanuel Geibel als Uebersetzer.

Classisches Liederbuch. Griechen und Römer in deutscher Nachbildung von Emanuel Geibel. Berlin, W. Herz. 1876.

Es ist etwas Eigenes mit unserer classischen Bildung. Wir rühmen uns, daß unsere Schulen weit besser seien, als die der übrigen Völker, und Gervinus hat es gar als den besonderen Stolz der Deutschen hingestellt, daß sie die Bibel und Homer zur Grundlage ihrer Erziehung und Bildung gemacht hätten. Aber das ist doch nur theilweise wahr. Nicht Alles, was gelehrt wird, wird auch gelernt. Die Bibel ist freilich noch immer das Hausbuch der Frommen im Lande, bei den Kindern der Welt aber kommt sie gar bald nach der Confirmation in Vergessenheit, und verwunderlich ist dies nicht. Muß doch das Kind die Kenntniß der reinen und herrlichen Bilder des Evangeliums mit der Bekanntschaft der ganzen alten jüdischen Geschichte erkaufen, wird ihm doch gar zu viel Ballast aufgebürdet! Und was die griechischen und römischen Classiker betrifft — wie wenige nehmen sie nach Absolvirung ihres Abiturientenexamens noch zur Hand, wenn es nicht gerade Schullehrer von Fach oder Philologen sind.

Nun gibt es ja Leute, die eine Beschäftigung mit dem Alterthume überhaupt für unnütz halten, Apostel der alleinseligmachenden Realschule. Laßt die Gelehrten das Gymnasium besuchen, zur Bildung genügt die Realschule mit ihren modernen Sprachen, den Naturwissenschaften und der Mathematik; das Lateinische ist auch überflüssig! — Nun, wir halten lieber an den Traditionen des Humanismus fest und stimmen Schopenhauer bei, der gerade in der Bekanntschaft mit den Alten das wahre Zeichen der Bildung sieht, weil sie allein uns den Menschen in seiner freien Natürlichkeit zeigen. Wir glauben sogar, es gibt sehr viel noch bei den Alten zu lernen, wenn wir sie nur eben wirklich in ihrer Natürlichkeit auffassen und nicht durch die Brille eines verstockten Schulmeisters betrachten.

Da nun die Wenigsten im späteren Leben noch einen Alten in der Ursprache zur Hand nehmen, so ist es wenigstens wünschenswerth, daß sie die Antike dann und wann einmal gleichsam im Gypsabgusse schauen. Wenn daher ein Mann, wie Geibel, sich an's Uebersetzen macht, so ist dies schon deshalb doppelt erfreulich, weil in Folge seines Namens sein Büchlein in eine Menge von Häusern dringen wird. Zugleich aber ist man diesem Meister der Sprache gegenüber sicher, daß seine Uebersetzung eine wirkliche Wiedergabe ist. Ein Gypsabguß vermittelt doch noch einigermaßen die Kenntniß eines plastischen Kunstwerkes, eine Miniaturschnitzerei in Holz oder eine fehlerhafte Zeichnung gewiß nicht. Manche Uebersetzungen nehmen sich aber aus wie Danneckers Ariadne als Briefbeschwerer oder der Apoll von Belvedere als Halter eines Thermometers, wie wir den armen Gott hier in Berlin von Angesicht zu Angesicht gesehen haben.

Wer ein Gedicht übersetzen will, muß selbst ein Dichter sein. Nicht streng an die Worte muß er sich halten, aber streng an die Begriffe, und nun diesen Begriffen eine gleiche Sprachmelodie geben, wie sie im Urtexte sich findet. Etwas anders wird es klingen, denn jede Sprache ist ein anderes Instrument. Die Melodie aber bleibt sich trotzdem gleich. Daraus erhellt zugleich, daß es nicht angeht, die fremde Form gänzlich abzustreifen, denn sie gibt eben der Melodie Charakter, Rhythmus und Tonart. Ein Homer in Jamben ist nicht mehr Homer, man sehe sich die englischen Uebersetzungen an. Und wie nüchtern läßt sich Hafis bei Hammer an, der ihn in Distichen übertragen, während bei Daumer jedes einzelne Ghasel einem geschliffenen Kelchglase voll des feurigsten Schirasweines gleicht. Mit der bloßen Form ist es freilich nicht abgemacht, woher sonst der Unterschied zwischen Schlegels Shakespeareübersetzungen und allen übrigen? Die Melodie der dichterischen Sprache (die, wie ich vermuthe, in einem gewissen Rhythmus der mit den Wörtern verbundenen anschaulichen Vorstellungen besteht und unendlich feiner, ätherischer ist, als die musikalische) — diese zu erfassen und nachzubilden, bedarf es eines ungemein feinen Ohres. Wer z. B. einmal den Vers gelesen hat:

> Dicht gedränget, Mann an Weib,
> Wärmen wir mit Punsch den Leib,
> Wie den Fuchs die Grube
> Schirmet uns die Stube —

der wird von vornherein überzeugt sein, daß dessen Verfasser nicht der richtige Mann war,

um die unter Joniens blauem Himmel erklungenen Verse Homers zu verdeutschen. In der That klingt Vossens Homer ungefähr so, wie Mozarts Veilchen von Militärmusik geblasen.

Daß Geibels vollendete Formenkunst zum Verdeutschen der alten Lyriker geeignet ist, wie keine andere, konnte man von vornherein annehmen und das classische Liederbuch bestätigt diese Annahme auf jeder Seite. Es sind so ziemlich alle griechischen und lateinischen Lyriker der goldenen Zeiten vertreten, dazwischen haben auch einige Epigramme aus der Anthologie Platz gefunden.

Was zuerst die griechischen Lyriker betrifft, so können die mitgetheilten Gedichte, mit wenigen Ausnahmen Fragmente, einmal in weiten Kreisen das Bewußtsein wecken, welche Verluste an geistigen Schätzen wir alle der Völkerwanderung und vor Allem der Bekehrung der antiken Welt zum Christenthume vorzuwerfen haben. Nur der einzige Pindar ist in seiner monumentalen Größe auf die Nachwelt gekommen, als ob die Zeit gefühlt hätte, wie Alexander der Große, der bei Zerstörung Thebens von allen Häusern nur das des Pindar zu schonen befahl. Nur melancholische Trümmer sind übrig von Alkäos und Sappho, von Archilochos, von Anakreon, von Theognis. Es sind nur noch leise Hauche, hinüberwehend über die Stürme der Zeit, nur schattenhafte Bilder, die zu uns herschweben. Und wie machtvoll war das Leben, das hier pulsirte. Wenn Alkäos singt:

> Zeus kommt im Regen, mächtig vom Himmel braust
> Der Wintersturm, schon stockt der Gewässer Lauf
> Im scharfen Frost und kaum im Wetter
> Hält der bewipfelte Forst sich aufrecht.
>
> Beut Trotz dem Eiswind! Schür' auf dem Herd empor
> Die Lohe, schenk' süß purpurnen Traubensaft,
> Schenk' reichlich und zum Trank gelagert
> Lehne das Haupt in die weichen Kissen.

Wenn Sappho seufzt:

> Die Du thronst auf Blumen, o schaumgeborene
> Tochter Zeus, listsinnende, hör' mich rufen,
> Nicht in Schmach und bitterer Qual, o Göttin,
> Laß mich erliegen!

Wessen Phantasie möchte es sich nicht ausmalen, jenes künstlerische, freilich mitunter recht leichtsinnige Leben auf Lesbos, nicht von jener Liebe träumen, die Alkäos und Sappho einst mit einander verband, aber eben so wenig Dauer hatte, wie die zwischen Alfred de Müsset und George Sand. Aber Alkäos, der stolze Aristokrat, hat vermuthlich sein Leid besser getragen, als Müsset. Er trank lesbischen Wein, während jener von der modernen Erfindung des Absynthes Gebrauch machte. Die Liebe damals hatte überhaupt nichts von moderner Empfindsamkeit. Amor war noch nicht der phantastische Knabe geworden, wie Anakreon bezeugt:

> Mit schwer wuchtendem Hammerschlag,
> Wie die glühende Stang' ein Schmied,
> Trifft mich Eros und taucht mich dann
> In eiskaltes Gewässer.

Wenn wir uns zu den römischen Dichtern wenden, sind wir in einer vollkommen andren Welt. Sie leben in einer Weltstadt und in einem Weltreiche. Anakreon spricht:

> Den nicht mag ich beim vollen Pokale, der über dem Trank nur
> Von trübseligem Krieg schwatzt und gehässigem Streit.
> Aber es sei mir geehrt, wer köstliche Gaben der Muse
> Und Aphroditens flicht in die gesellige Lust.

Das ist das Goethe'sche: „Pfui! ein politisch Lied ein garstig Lied." Die römischen Lyriker aber, welche die Aufrichtung der Monarchie erlebten und meist an den vorangegangenen Kämpfen selbst theilgenommen, haben gar manch solch garstiges Lied gesungen, am garstigsten vielleicht, wenn sie nicht genug Schmeicheleien für den großen Augustus finden können. Die römische Lyrik schloß sich ursprünglich genau an die griechische an und so können wir wohl auf Grund der Ersteren behaupten, daß die antike Lyrik stets auf der ausgesprochensten concreten Anschauung beruht. Wie die Gedichte Goethen's sind auch die des Alterthums stets Gelegenheitsgedichte. Aber die Gelegenheit ist nicht zu abstracten Phrasen und gleichsam allegorischen Anschauungen sublimirt, sondern in ihrer vollen Wirklichkeit zum Ausdruck gebracht. So haben wir in den römischen Lyrikern einen treuen Spiegel des damaligen Lebens. Das Getreibe auf den Straßen Roms, die Orgien der Schlemmer, die politischen Ereignisse, die subjectivsten Erlebnisse der Dichter, die Art der römischen Gesellschaft, das Alles tritt uns in festen Umrissen entgegen. Mit Hilfe dieser Gedichte könnte man eine Topographie der Stadt Rom entwerfen. Am Höchsten in dieser Beziehung steht entschieden Ovid, von dem uns Geibel leider nur wenig verdeutscht hat. Man muß sich in dieser Auffassung nicht durch gewisse stereotype Formen täuschen lassen. Die mythologischen Gestalten waren populärer als heutzutage die unserer Volksmärchen. Ebenso hatten die beliebten geographisch-ethnographischen Hinweisungen:

„das Gold des Paktolus", „die Perlen Arabiens", „die Becher der Scythen", „der Fluthschwall des Hydaspes" nicht damals denselben Klang wie heute. Der ungeheuere Horizont des römischen Reiches hatte sich erst seit Kurzem aufgethan und die von fern zuströmenden Eindrücke wirkten daher mit dem ganzen Zauber der Neuheit. Auch hier freilich ragt Ovid durch sein inniges Gefühl für das heimathliche, italische hervor. Wie herrlich beginnen die Fasten:

Sieh, ein gesegnetes Jahr, Germanicus, bietet Dir Janus;
An des Gesangs Eingang grüßt er, der Erste Dich hier.
Janus, des sacht hingleitenden Jahrs zwieköpfiger Vater,
Einziger, der im Olymp vor sich und hinter sich schaut,
Sende den Feldherrn Heil, die mühevoll ringend im Kampfe
Ruhe dem Land für die Frucht schufen und Ruhe dem Meer.
Heil auch spende den Vätern der Stadt und dem Volk des Quirinus!
Deines Tempels Verschluß öffne mit gnädigem Wink!
Segenverheißend erhellt sich das Licht. Mit Wort und Gesinnung
Feiert! Am glücklichen Tag ziemt sich ein glücklicher Spruch.
Hader verschone das Ohr, es verstumme der lärmende Rechtsstreit,
Laß vom gehässigen Werk, neidische Zungen, für heut!
Sieh, wie der Himmel umher sich röthet von duftenden Feuern!
Knisternder Weihrauch sprüht auf den Altären empor.
Um das vergoldete Tempelgesims spielt flackernder Gluthschein
Und in zitterndes Licht stehn die Gewölbe getaucht.
Zur Tarpejischen Burg schon strömt in weißen Gewändern,
Dicht sich schaarend, das Volk, festlich zum Feste geschmückt!
Neue Lictoren eröffnen den Zug, neu schimmert der Purpur,
Neuer Würden Gewicht spürt der curulische Stuhl.
Stiere vom saftigen Halme genährt der faliscischen Weide,
Nie vom Pfluge berührt, bieten zum Opfer den Hals.
Ja, blickt Jupiter heut von der himmlischen Burg auf den Erdkreis,
Nichts als Römergebiet schaut er, der Lenker des Alls.
Sei denn gegrüßt, o Fürst, und herrlicher kehr' uns zurück stets,
Vom weltherrschenden Volk würdig gefeiert zu sein!

Den meisten Raum hat Geibel dem Horaz eingeräumt. Er bringt nicht nur eine Satyre und ein Paar Episteln, sondern volle 32 Oden. Es ist heutzutage Mode, auf diesen Dichter vornehm herabzusehen. Ginge es nach Mommsen, so würden wir ja auch Virgil unter den alten Plunder werfen. Richtig ist, daß gar manches, was jene Satyren und Episteln sagen, in der neuen Zeit mit einem lustigen Feuilleton abgemacht wird, oder auch einer „Humoreske". Schade, daß die Humoresken und Feuilletons so früh altes Papier werden, während die in Hexametern geschriebenen des Horaz bald ihren zweitausendsten Geburtstag feiern. Entbehren seine Oden auch des höchsten Schwunges, so wird man ihm doch nimmer den feinen Geist, ein zartes Gefühl, eine anmuthige Schalkhaftigkeit absprechen können, daneben aber besitzt er eine untadelhafte Gesinnung und einen gewaltigen patriotischen Ernst. Endlich ist nicht zu übersehen, daß die Oden des Horaz uns das einzige vollständige Bild von der höheren antiken Lyrik geben, denn bei Catull ist die eigentliche Ode nur spärlich vertreten.

Und damit sei Geibels Büchlein allen Denen auf's Angelegentlichste empfohlen, denen vor Steinkohlendampf und Locomotivenschnauben noch nicht alle Sehnsucht nach der heitern Schönheit des Alterthums vergangen ist.

Hans Herrig.

Kleine Bücherschau.

Es liegt uns ein neues Buch von **Friedrich Schlögl** vor: „**Wiener Luft**" (Wien, L. Rosner. 1876), — das zu mancherlei Betrachtungen Anlaß gibt. — Wenn man den allbekannten Spruch der Engländer „my house is my castle" recht bedenkt, so muß man „castle" mit „Welt" übersetzen. Der Hausherr ist ein Weltherr, er beherrscht ein Reich, dem er allein Form und Gesetz gibt, ob er nun dabei ausschließlich sein subjectives Belieben oder das anderwärts herrschende Herkommen zu Rathe ziehe. Aehnlich könnte das Volk einer großen Hauptstadt sagen: meine Stadt ist meine Welt. Jede solcher Welten kommt in ihrer Art nirgends mehr vor, ihre Formen und Gesetze sind in der That dem subjectiven Belieben, oder vielmehr dem Naturell ihrer Bewohner entsprungen, und oft würde man vergeblich nach dem Sinn und Verstand der Gebräuche und Gewohnheiten forschen, die in einer derartigen für sich abgeschlossenen Welt regieren. Sie sind eben Producte des Unerklärlichen, des Specifischen in einem bestimmten Volkscharakter. — Wien ist für den Wiener die ganze Welt, oder vielmehr eine ganze Welt, zu der sich alle übrigen Welten als Trabanten verhalten. Der Historiker einer solch absonderlichen Welt muß nothwendig ein

Poet sein, ein Homer und nicht ein Herodot, denn nicht, was sich ereignet, ist zu erzählen, sondern wie es empfunden wird: das Volksgefühl. — Stehen nun auch die Epopöenschreiber des Wiener Lebens gerade in demselben Verhältniß zu Homer, wie die Gestaltungen des Wiener Lebens zu den Vorgängen der hellenischen Sagenwelt, so ist doch Alles vollkommen, was seiner Aufgabe vollkommen entspricht, mag auch die letztere von nichts weniger als vollkommener Bedeutsamkeit sein. In dieser relativen Einschränkung leistet Friedrich Schlögl das Außerordentlichste, und wie schon früher sein „Wiener Blut" sich rasch in drei Auflagen verbreitete und seine Popularität durch Uebertragung des Titels auf viele andere Erscheinungen, auf Walzer-Compositionen, Localpossen, neugegründete Journale u. s. w. bewies, so wird auch „Wiener Luft", reichlich mit dem Sauerstoff des Humors gesättigt, alle Lebenssphären der Wiener Welt noch lange durchwehen, ja eigentlich immer den Athem der Wiener Culturgeschichte, wenn auch in allmähliger Verdünnung, zu nähren haben. — Wesentlich charakteristisch für das neue Buch Schlögls ist, daß es die concrete Wasserscheide zweier Strömungen, die sich noch unausgesetzt bekämpfen, einander ausschließen und sich doch nothwendig bedingen, zum Mittelpunkt hat: die ungeheuere Veränderung in den Geistern wie in den materiellen Thätigkeiten, die mit dem Jahre 1848 eintrat, ohne daß sich deshalb bis zum heutigen Tage die Lieblingsschwächen und die eigentlich nur unter politischer Friedhofsstille möglichen Gewohnheiten früherer Generationen hätten verdrängen lassen. Ueber diesem Zwiespalt schwebt die Betrachtung des Chronisten mit wehmuthsvoller Ironie. Sie drückt sich weit seltener in verschwimmender Reflexion als in plastischer Gestaltenmalerei aus. Diese erhebt sich zuweilen zu der künstlerischen Virtuosität, welche deutlich erkennen läßt, daß eine Figur zwar ganz und gar aus dem Leben gegriffen ist, aber für das gewöhnliche Auge wie Sand im Sande verschwunden wäre, wenn sie nicht durch die Zeichnung und die Farbe, die ihr der Künstler verlieh, plötzlich selbstständig und eigenthümlich vor uns stünde. Aus vielen solcher Figuren in Schlögls „Wiener Luft" will ich nur den „Wasserer" hervorheben. Das ist der Knecht der Knechte Wiens, der Bediente der Fiakerkutscher, ein armer Mann, den eine räthselhafte Vergangenheit endlich dahin führte, die Pferde auf den Standplätzen der öffentlichen Fuhrwerke zu tränken und aus solchem Wasserkübel sein Brod zu fischen. — Wer ist der „Wasserer"? Jeder und Niemand weiß es, eine grauenhaft gemüthliche Unbestimmtheit schwebt über seinen Schicksalen. Unmöglich aber ist es zu verkennen, daß wenn niemals ein Gott, hier ein Poet sich seiner angenommen hat. — Solche kleine Schöpfungen heben das Buch, das stellenweise freilich nur einem Wiener Geschmack zugänglich ist, über das specielle Local-Interesse hinweg, und nähern es fast zum Bereich der bleibenden Literaturproducte.

W. Stachel.

*

„In der Stille" betitelt sich eine Anthologie religiöser Gedichte, die Karl Südhof (im Verlag von Heyden und Zimmer in Frankfurt a. M.) herausgegeben hat. Das Buch ist 712 Seiten stark und ich befürchte, daß die Gottesfurcht, in so großen Quantitäten verabreicht, selbst auf den frömmsten Gaumen übersättigend wirken muß. Im Uebrigen brauche ich wohl kaum zu versichern, daß ich bei aller Anerkennung einzelner Leistungen — z. B. der Beiträge von Julius Sturm und Victor v. Strauß — an der ganzen Richtung kein Gefallen finde. In der Sphäre einer so engen kirchlichen Befangenheit, wie sie in Südhofs Sammlung zu Tage tritt, kann die Muse keinen freien Athemzug thun, und man braucht nicht einmal zu den Fanatikern des Unglaubens zu gehören, um das zuzugeben. — Das Schlußgedicht der Sammlung ist von de la Motte-Fouqué und lautet wörtlich:

> Wende Dich tief innen still,
> Still zu Deinem Gott und stark.
> Ruft er Deiner Thrän' auch: „quill!"
> Deinem Schmerzensseufzer: „schwill!"
> Gießt er doch in's Seelenmark
> Dir ein Tröſten lieblich still,
> Dir ein Tröſten wunderstark.
> O wie lebt's in Gott sich still,
> O wie stirbt's in Gott sich stark!

Wer sich eine heitre Viertelstunde zu bereiten wünscht, lese sich diese Zeilen laut vor und die Komik ihrer Klangfarbe wird die Wirkung nicht verfehlen!

Eine sehr dankenswerthe Gabe sind Andersens letzte Märchen, die in guter, autorisirter Uebersetzung (bei Joh. Fr. Hartknoch in Leipzig) erschienen sind. In einzelnen freilich zeigt sich die Manier des Dichters schon in einem Stadium der krankhaften Verkünstelung. Doch enthält die Sammlung auch mehrere

Stücke, die den besten Märchen Andersens gleich kommen. Wie schalkhaft und dabei bedeutsam ist „Peiter Peter und Pee'r", und wie liebenswürdig die Erzählung: „Das Glück kann in einem Stecken liegen." Besonders interessant sind die beigefügten Bemerkungen über Entstehung und Fortschreiten der Märchen. Andersen berichtet hier, wie so manche von seinen bewunderten Dichtungen einem ganz flüchtigen Anstoß des Tages ihr Dasein verdanke, einer Anregung, die ein Anderer kaum beachtet hätte, — und wir erkennen dadurch von Neuem, daß in allem Leben ein dichterischer Inhalt schlummert, verborgen wie der Funke im Stein, oder wie der Ton im Saitenspiel, den erst der Finger des Künstlers befreiend hervorlockt. „Der Dichter schaut das Schöne in's Leben hinein, nicht hinaus", sagt schon Wolfgang Menzel.

In gleichem Verlag hat ein anonymer Dichter eine scherzhafte Plauderei in Versen herausgegeben, die den nicht gerade einladenden Titel führt: „Die Jungfrau vom Stuhl." Der Verfasser nennt das Büchlein „ein komisches Heldengedicht", indeß ist der begebenheitliche Theil so dürftig und mager, daß er nicht in Betracht kommt. Die Hauptsache sind die Ergießungen de omnibus rebus et quibusdam aliis, über den Pessimismus und die Anhaltische Eisenbahn, den deutschen Roman und Moltke's Schweigen, die Jungfräulichkeit und die Heldenlieder von Minckwitz. In dem breiten Strom dieses Geplanders kommen bisweilen auch Goldkörnchen des Witzes zum Vorschein. So die folgenden recht hübschen Bemerkungen:

„Er stand in jenem Alter, wo auf Erden
Das Haar schon anfängt schwarz gefärbt zu werden."

„Ihr Frau'n, nie sollt' Ihr einen Dichter lieben,
Denn Liebe fühlt er nicht, nein, die studirt er.
Gebt Ihr Euch ganz dahin den süßen Trieben,
Dann hurtig jede Stellung memorirt er,
Und jeder Kuß wird hinter's Ohr geschrieben
Und jedes Wort der Leidenschaft notirt er,
Und bald gibt er's im nächsten Buch zu lesen,
Wie ganz unsagbar zärtlich Ihr gewesen."

„. . Doch sie und Karl vereinten sich zum Bunde,
Und kamen so zum Ziele ihres Strebens,
Und alle Glocken hallten ringsumher:
Ein Mann ist weniger, ein Weib ist mehr!"

Im Allgemeinen wendet der Autor aber seinen Witz nur Gegenständen zu, die von Andern schon längst abgehandelt sind. Er gehört zu denen, die im Stande wären, noch heute Amerika zu entdecken. Auf jeder Seite erinnert er an bekannte Vorbilder. Auch in der Behandlung des komischen Reims hat er sich neuere Epiker zum Muster genommen, ohne aber ihre Sprachgewandtheit auch nur entfernt zu erreichen. Man höre die folgenden gewaltsamen und deshalb verstimmenden Reimzeilen:

„Karl Neumann, der Amaliens Herz entrissen, schafft
Ihr fern an seiner Bildung in Forstwissenschaft."

„Doch täglich klarer ward des Wissens Deutlichkeit
Und riesig mehrte sich des Geists Gescheutlichkeit."

„Doch nehmet auf die unverbürgte Nachricht
Mit möglichster Um-, Ein-, Durch-, Vor- und Nachsicht."

„Nur Eines weiß ich von dem Lied zu melden,
Daß pessimistisch es und wenig wahr war,
Und ob der Liebe Hochgefühl auch schwell' den
Getäuschten Sinn, daß sie zur Hölle fahr', war
Der kleinste Fluch im Sange unsres Helden rc."

Wenn der Verfasser es über sich gewinnt, auf die „Komik um jeden Preis" Verzicht zu leisten und im Stande ist, mehr satirische Selbstständigkeit zu erobern, wird eine neue Gabe aus seiner Feder freundlicher zu begrüßen sein.

O. Bl.

Miscellen.

Schillers „Kabale und Liebe“ wurde am 19. November auf dem Theater in Pera in türkischer Uebersetzung aufgeführt.

*

Seit Anfang December erscheint in Berlin unter Redaction von Albert Lindner eine neue „Montagspost“. Die bisherigen Nummern bieten, zumal in den Kritiken über Musik und Theater, viel Anregendes und Gedankenreiches.

*

Ewald Böckers Trilogie „Periander“, die von Adolf Schwarz in diesen Blättern den Bühnenvorständen auf's Wärmste empfohlen wurde, ist nun in der That von der Direction des Stadttheaters in Riga zur Aufführung angenommen worden.

*

Den Freunden lyrischer Kleinodien theilen wir ein Gedicht von G. C. Barthel mit, das uns kürzlich begegnet ist:

Oede.

Alles öde!
Nur am Thränenbach der Haide
Meines Herzens
Grünt des Kummers Trauerweide.

Wir wagen diesem Prachtstück keine Sylbe hinzuzufügen.

*

Der Theaterkritiker der „Dresdener Nachrichten“ sprach unlängst von den „zierlich spröden Französinnen, welche den Boulevard des Italiens an den schmutzigsten Stellen traversiren, ohne sich auch nur die Fußsohlen zu benetzen“. Das kommt vielleicht daher, weil diese Damen den genannten Boulevard fast niemals baarfuß besuchen.

*

Julius Grosse's Trauerspiel „Tiberius“ hat sowohl am Wiener Stadttheater wie auf der Hofbühne in Weimar eine günstige Aufnahme gefunden. Möchten doch unsere Bühnenleiter aus solchen Thatsachen entnehmen, daß die Theilnahme des Publicums für das ernste Drama nicht so lau und lässig ist, wie gemeiniglich vorausgesetzt wird.

*

Einem Recensenten.

Ueber die Scherze, die ich erdacht,
Hast Du neue Scherze gemacht.
Wohlfeil wird Dir das Lob nun gesungen:
Dir ist Witz über Witz gelungen!

O. Bl.

*

Zu der am 17. Februar stattfindenden Jubiläumsfeier des Hofburgtheaters hat Josef Weilen das Festspiel verfaßt.

*

Rudolph Gottschall erwähnt in der 4. Auflage seiner Literaturgeschichte ein Drama „Babel“ von Franz Herrig. Das ist aber, wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, eine kleine Verwechslung. Das Drama ist nämlich nicht von „Franz“, sondern von Hans Herrig und heißt nicht „Babel“, sondern „Jerusalem“. Im Uebrigen ist jedoch der Titel ganz correct angegeben.

*

Die Nase von Alexandre Dumas ist kürzlich in der „Neuen Freien Presse“ einer ausführlichen Kritik unterzogen worden. Man muß zugeben, daß sich der Beurtheiler eine hervorragende Terrainkenntniß verschafft hat, denn er versichert uns u. A., daß in dieser begnadeten Nase Forschungstrieb, Erwerbskraft und sonstige Tugenden wohnen. Das Ergebniß ließ sich in

die Worte zusammenfassen: „Ganz anders als in andern Menschen-Nasen, malt sich in dieser Nas' die Welt!" Wir erfüllen nur eine Pflicht, wenn wir von dieser wichtigen Mittheilung Akt nehmen.

*

Liegnitzer Blätter berichteten jüngst den jähen Tod eines Bürgers, der durch einen über ihn stürzenden Birnbaum erschlagen wurde. Wie betrübsam diese Meldung an sich ist, so heiter ist der Schluß der Nachricht:

„Obwohl ein Arzt sofort zur Stelle, war der Tod doch bereits eingetreten" . . .

Wir bitten die Leser, uns ähnliche „Blüthen des Unsinns" gelegentlich für das komische Archiv der „Neuen Monatshefte" einzusenden.

*

Man muß auch die widrigen Schicksale des Bühnenlebens mit Humor zu ertragen wissen. Da schrieb uns kürzlich ein befreundeter namhafter Schriftsteller:

„Ich theile Ihnen mit, daß mein jüngstes dreiaktiges Schauspiel gestern in M. mit durchschlagendem Erfolg — zurückgeschickt wurde. Ich wurde zweimal herausgerufen — um das Recepisse zu unterschreiben und das Packet in Empfang zu nehmen. Die Aufführung — des Intendanten war entsprechend."

In der That werden Erlebnisse dieser Art mehr zur Heiterkeit als zur Betrübniß herausfordern, so lange das Wort Melchior Meyrs in Geltung bleibt:

„Um ein gutes Drama zu schreiben, muß man ein Held sein; um es auf die Bühne zu bringen — ein Lakai!"

*

Ein bekannter Romandichter beabsichtigt, zu seinem nächsten Buch folgende Vorrede drucken zu lassen:

„Wer diesen Roman aus der Leihbibliothek entlehnt, ist ein Geizhals!"

— Probatum est.

*

Aus Versehen sind bei den Gedichten, die im vorigen Heft S. 374 zum Abdruck gelangt sind, die Autornamen fortgeblieben. „Bertarit" ist von C. Ferdinand Meyer. „Ein Abschied" ist von Karl Woermann.

☞ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin.